



BIBLIOTECA CENTRALA
A
UNIVERSITAȚII
DIN
BUCUREȘTI

No. 16553 1

Inv. 22150 No. _____

S. _____ D. _____ R. _____

Deutsche
Literaturgeschichte







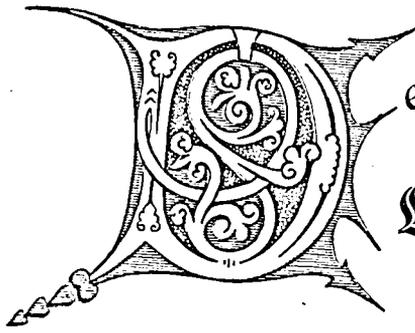
Walther von der Vogelweide.

Nach der Grossen Heidelberger (Manessischen) Liederhandschrift.

In. A. 200

In. 16553.

324781



deutsche

Literaturgeschichte

von

Robert Koenig



Einunddreißigste Auflage

herausgegeben und bearbeitet von Prof. Dr. Karl Hinzel

Erster Band

Mit 82 zum Teil farbigen Beilagen und 181 Abbildungen im Text

22150



Vielefeld und Leipzig

Verlag von Veit Hagen & Klasing

1906

830.09



Walther von der Vogelweide.

Nach der Grossen Heidelberger (Manessischen) Liederhandschrift.

CONTROL 1953

BIBLIOTHECA ...
COTA 16553

1956

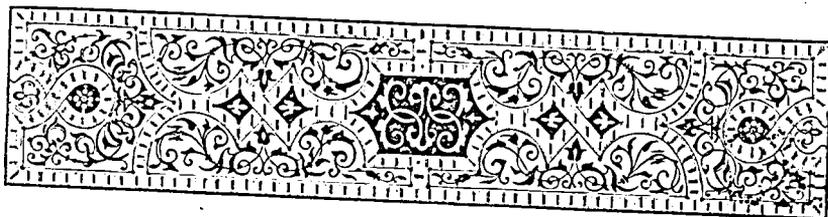
206/100

1961

L

B.C.U. Bucuresti

C22150



Inhalts-Übersicht

des ersten Bandes.

	Seite.
Vorgeschichte. (Mit 4 Abbildungen und zwei Beilagen)	1— 14
Unsere heidnischen Ahnen	1
Unsere christlichen Ahnen	7
Geschichte der althochdeutschen Dichtung. Von Karl dem Großen bis zu den Kreuzzügen. 800—1100. (Mit 5 Abbildungen und 5 Beilagen)	15— 35
Geschichte der mittelhochdeutschen Dichtung. Von den Kreuzzügen bis zur Reformation. 1100—1500. (Mit 43 Abbildungen und 27 Beilagen)	36—216
Die Vorbereitungszeit. 1100—1170	37
Die Blütezeit. 1170—1300	56
Vom epischen Volksepos S. 59. — Kunstdichtung S. 113. — Der Minnesang S. 153. — Anfänge der Prosa S. 181.	
Verfall der Dichtkunst des Mittelalters. 1300—1500	182
Der Meistersang S. 192. — Das Volkslied S. 199. — Anfänge des Dramas S. 210.	
Geschichte der neuhochdeutschen Dichtung. Von der Reformation bis auf unsere Tage. (I. Mit 130 Abbildungen und 48 Beilagen)	217—455
Im Reformationszeitalter	217
Das Zeitalter des 30 jährigen Krieges und Ludwigs XIV.	263
Das achtzehnte Jahrhundert (I)	324
Vorboten einer neuen Blütezeit S. 324. — Neue Bahnen. Klopstock. Wieland. Lessing. Herder S. 360. — Die Sturm- und Drang- periode S. 447.	
Alphabetisches Namen- und Sachregister	456

Vorwort zur ersten Auflage.

Dem deutschen Hause

gehört das vorliegende Buch. Aus ihm ist es herausgeboren. In seinen Grundzügen entstand es vor achtundzwanzig Jahren, als der Verfasser einem Familienkreise, dem er als Hauslehrer angehörte, an den langen Winterabenden mundgerecht zu machen suchte, was er kurz zuvor von Lachmann und Geizer in Berlin gelernt hatte. In vielfähriger pädagogischer Tätigkeit als Töchterschuldirektor, als Leiter einer Erzieherinnenanstalt, als Lehrer im Auslande lag es dem Verfasser sodann ob, an dem begonnenen Werke weiterzuarbeiten: aber erst unter der fruchtbaren Anregung und Mitarbeit des langjährig befreundeten Verlegers, in einem neuen Berufe, ist dasselbe im dritten Jahrzehnt zu dem gegenwärtigen Bestande und Umfange ausgereift. Seinem Ursprunge und seiner Bestimmung gemäß hat es weder einen streng-wissenschaftlichen Charakter, noch will es die deutsche Literatur in ihrer Gesamtentwicklung berücksichtigen: doch hofft es durch treue Benützung der Forschungen unserer hervorragenden Germanisten und Literaturhistoriker dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft gerecht geworden zu sein und ein anschauliches, wenn auch nicht erschöpfendes Bild des Entwicklungsganges unserer deutschen Dichtung im Rahmen unserer ganzen Kultur darzubieten. Dem deutschen Hause wünscht es vor allem zu erzählen, was die Ahnvordern gesagt und gesungen haben, und im Bilde zu zeigen, wie sie Bücher geschrieben, gedruckt, geschmückt haben. Unserem Geschlechte möchte es Lust machen, sich in dieses gottgesegnete Vätererbe zu vertiefen, daran zu erquicken, daran weiterzubauen. Es möchte nicht nur ein Hausbuch sein, es möchte eines der „Erbbücher“ werden, die W. G. Riehl in dem Bücherschrank des deutschen Hauses neben der Hausbibel und der Familienchronik zu erblicken wünscht.

Leipzig, im Herbst 1878.

Dr. Robert Roenig.

Zur fünfundzwanzigsten Auflage.

Das deutsche Haus

hat meine Zueignung von 1878 freundlich angenommen. In vielen tausend Büchereien hat es meiner Literaturgeschichte den Ehrenplatz eines „Erbbuches“ eingeräumt. Nach sechzehn Jahren wird mein Werk zum fünfundzwanzigsten Mal aufgelegt und damit die Zahl einhunderttausend der gedruckten Exemplare vollendet. Wie ich bemüht gewesen, mich eines solchen Erfolges immer würdiger zu erweisen, habe ich in meinem Vorwort zur dreiundzwanzigsten Auflage ausführlich dargelegt. Die bessernde und bereichernde Hand im Text und Bild wird auch diesmal nicht vermisst werden. —

Allen, die mich auch diesmal in meinem Bemühen unterstützt, mein Buch immer schöner auszugestalten, erneuten Dank. Dem deutschen Hause einen dankbaren Festesgruß.

Potsdam, Weihnachten 1894.

Dr. Robert Roenig.

Aus der Vorrede zur 23. Auflage (1892).

Seitdem ich (1839) aus Gesundheitsrücksichten meine langjährige Redaktionsarbeit niedergelegt, ist es mein besonderes Anliegen gewesen, mein Buch mit Hilfe gelehrter Berater aufs neue gründlich zu bearbeiten und es bis auf die neueste Zeit fortzuführen. In erster Linie hat mir dabei Herr Professor Dr. Kinzel für die alte Zeit durchgreifende Dienste geleistet. Nächst ihm schulde ich Dank den Herren Dr. G. Bötticher, Prof. Bindewald, Dr. Bertheau und Dr. Joh. Volke, deren wohlwollender Rezension des ganzen Werkes oder einzelner Abschnitte ich aufmerksam gefolgt bin. Unter den zahlreichen anderen Freunden meines Buches, denen ich mich für maßgebende Winke verpflichtet fühle, nenne ich die Herren Dr. Buddensieg, Dr. Balke, Dr. Redlich, Dr. Freytag und Prof. Witte. Die Beilagen und Abbildungen sind fast um das Doppelte vermehrt und die Namensunterschriften der hervorragenden Dichter mit wenigen Ausnahmen vollständig gegeben. Wie bei den früheren Auflagen haben mich dabei die großen Bibliotheken (von Berlin, Breslau, Hamburg, München, Straßburg, Stuttgart, Wien und Paris) und Institute (Germanisches Nationalmuseum in Nürnberg, Freies Deutsches Hochstift in Frankfurt, Goethe- und Schillerarchiv in Weimar, Restnermuseum in Hannover, Schillerkomitee in Marbach, Körnermuseum in Dresden und Gleimsche Stiftung in Halberstadt) auf das Liebenswerteste unterstützt. Außer den Leitern derselben (insbesondere Herr Dr. von Essenwein, Stadtschultheiß Gaffner, Dr. Geuer, Prof. Markgraf, Dr. Peschel, Prof. Schott, Dr. Schuchhardt und Dr. Suphan) schulde ich auch zahlreichen anderen Herren vielen Dank. Vor allem stellte mir der kürzlich im 86. Jahre verstorbene Herr Georg Restner, Joh. Christian Restners Enkel, seine reiche Autographensammlung zur vollen Verfügung. Außer ihm unterstützten mich in meinen Bemühungen um Bildnisse und Handschriften in dankenswerter Weise die Herren Prof. Max Müller in Oxford, Prof. Frank in Wien, Oberst v. Chamisso, des Dichters ältester Sohn, in Polkris, Dr. Althof in Weimar, Dr. Walther Schimmelbusch in Würzburg und Cand. phil. Repoláky in Paris.

(Für die 25. Auflage haben mich noch in der Beschaffung von Handschriften unterstützt: Freifrau Margarethe Sedlnitzki, die Enkelin des Dichters Josef von Eichendorff, Frau Professor Klaber, Fräulein Marie Behrend, Freiherr Max von Redwitz, der Sohn des Dichters u. a. m.)

R. R.

Vorwort zur 29. Auflage.

Mit der neuen Herausgabe der Literaturgeschichte Koenigs ist mir eine schwere Aufgabe zugefallen. Sechzehn Jahre ist es dem verewigten Verfasser, dessen ich pietätvoll gedenke, vergönnt gewesen, seit der Veröffentlichung der ersten Auflage (1878) an seinem Werke umsichtig und unermüdblich zu arbeiten, bis er im Jahre 1894 die 25. Auflage ausgehen lassen konnte. Wer die ersten Ausgaben kennt oder sich die Mühe nimmt, sie zum Vergleich heranzuziehen; wird wissen, was aus dem Werke allmählich gemacht wurde, war er emsig bemüht, zu bessern und zu vertiefen, und er verstand es, allerlei Fachleute zur Beihilfe heranzuziehen. Ihre Namen findet man im Vorwort zur 23. Auflage, das umstehend abgedruckt ist.

Auch ich habe seit etwa 10 Jahren beige-steuert, zuerst das Mittelalter umgestaltet, dann für die Neuzeit manchen Beitrag geliefert. Damals aber fielen Entscheidung und Verantwortung ihm zu. Jetzt galt es bei möglichster Schonung des Bestehenden mit vorsichtiger Hand weiter zu bauen, morsche Steine, überlebtes und Unhaltbares zu entfernen, hier und da das Alte auszugestalten und Neues einzufügen. Eine Literaturgeschichte ist eben nie fertig.

Eine Literaturgeschichte ist nicht nur an sich nie vollständig, sondern es ändert sich auch der Gesichtspunkt, unter dem wir die Vollständigkeit betrachten. Was früheren Generationen wichtig und notwendig erschien, gilt uns, die wir weiter absteigen, oft unbedeutend und entbehrlich. Was bleibenden Wert hat, auch für die Gegenwart noch, das muß zuerst Platz finden. Unwesentliches kann zurückstehen oder weichen.

So habe ich manches gestrichen oder gekürzt, Wichtiges aber, wie Ludwig, Storm u. ä., mehr hervorgehoben. Der Inhalt der Nibelungen ist gekürzt, weil das Werk selbst heute in allen Mittelschulen gelesen wird, Klopstock und besonders Schiller sind wesentlich umgestaltet. Am meisten ist für die neueste Literatur geschehen. Vieles bleibt noch zu tun, des bin ich mir wohl bewußt. Doch die Zeit, die mir diesmal zu Gebote stand, war geringer als mein Wille, und die Verlags-handlung wünschte möglichst viel unverändert zu erhalten.

Möchte das Buch auch in dieser Gestalt die alten Freunde finden und neue gewinnen.

Friedenau, Weiskachten 1901.

Karl Finzel.



Vorgeschichte.

Unsere heidnischen Ahnen.

Bahlreiche Sagen ebenso wohl wie die Sprache weisen darauf hin, daß die Stammsitze unseres Volkes in Asien zu suchen sind. Von Asien her soll Wodan (nord. Odhin), der allen germanischen Völkern gemeinsame Gott, mit großem Heer durch das östliche Europa bis nach Skandinavien gezogen sein und diese Länder in Besitz genommen haben. Ihre Bewohner sind untereinander und mit den in der asiatischen Heimat zurückgebliebenen Indern und Persern nahe verwandt. In dem altperasischen Heldengedichte des Firdusi, dem „Schahname“ (Königsbuch) lebt daher ein den alten Heldenliedern unseres Volkes verwandter Geist. (Vgl. S. 13.)

Stamm-
sitze.

In den „Heldensagen des Firdusi“ hat Adolf Friedrich von Schack das perisische Epos so meisterhaft nachgebildet, daß wir es fast unser eigenes nennen können. „Firdusi,“ sagt er in der Einleitung, „sollten wir als unseren Stammesgenossen willkommen heißen und das durch ihn neugeschaffene Epos von Iran als ein ehrwürdiges Denkmal unserer eigenen Urzeit begrüßen.“

Firdusi.

Am deutlichsten erkennbar ist aber diese Verwandtschaft aus den Sprachen. Wenn wir erfahren, daß unser Wort Vater indisch Pitara, persisch Pader, griechisch und lateinisch Pater heißt, so sehen wir leicht, daß wir mit Indern, Persern, Griechen und Lateinern eines Urstammes sind, zu denen sich noch die Armenier, Albanesen, Kelten, Balten und Slawen gesellen. Diese alle gehören zum indogermanischen Sprachstamm. Das Urvolk hat man Arier genannt. Ihre Heimat war vermutlich das asiatische Hochland, die Gegend des Kaukasus und des Kaspischen Meeres. Von dort aus ist unser Weltteil bevölkert worden. Wann die Einwanderung geschehen, läßt sich nicht feststellen, doch wissen wir, daß schon Jahrhunderte vor Christus das Mittel- land von Europa von den Kelten und Slawen, der Süden von den Griechen und Lateinern, der Norden von den Germanen eingenommen war. Als sie mit dem mächtigen Rom in Berührung kamen, hatten unsere Ahnen-freilich

Einwan-
derung.

die alten Wanderzüge vergessen und wähten, sie seien Kinder des Landes, daß sie bewohnten.

Kimbern und Teutonen. Die ersten germanischen Völker, mit denen hundert Jahre vor Christus die Römer auf ihren Eroberungszügen zusammentrafen, waren die Kimbern und die Teutonen.

Von den Teutonen war bereits zwei Jahrhunderte früher eine fabelhafte Kunde durch einen griechischen Handelsmann, Pytheas, der sie als Bernsteinhändler an der Ostsee kennen gelernt hatte, nach Rom gekommen. Um's Jahr 200 v. Chr. gelangte das erste germanische Wort dahin: der Ausdruck für Beamter. Cäsar gebraucht das aus Gallien herübergebrachte Wort ambactus (gotisch andbakt) Dienst-, Gesellschaftsmann, Beamter. Aus dem davon abgeleiteten althochdeutschen ambacht ist unser Amt (früher Ambet, Ampt) zusammengeschrumpft.

Germanen. Die Teutonen waren es nun, welche im Kimberneere zum erstenmale gegen Roms Allgewalt anstürmten; wohl erlagen sie endlich dem großen Gajus Marius in zwei blutigen Schlachten, aber andere germanische Völkerschaften traten in ihre Fußstapfen und bezwangen schließlich das italische Römerreich. Lange zuvor hatten die Gallier die bald über den Rhein, bald über die Donau in ihre Länder einbrechenden Stämme mit dem gemeinsamen keltischen Namen „Germanen“ (d. h. „Nachbarn“) benannt und überlieferten denselben den Römern, als diese aufs neue auf gallischem Boden mit denselben zusammenstießen.

Arminius u. Armin. In der blutigen Feldschlacht bei Besontio (Besançon) erkämpfte Cäsar im Jahre 58 v. Chr. den Sieg über den Suevenfürsten Arminius und die Herrschaft in Gallien, aber die Länder der Germanen vermochte er nicht zu unterwerfen; sieglos kehrte er über den vergeblich überbrückten Rheinstrom zurück. Schmähtlicher war die Niederlage der Römer, die ihnen der Cheruskerfürst Armin (Arminius in der römischen Form) im Jahre 9 n. Chr. im Teutoburger Walde beibrachte, als sie bereits ganz Germanien in Besitz zu haben glaubten. Und ob der germanische Hader den Römern auch noch manchen Erfolg verschaffte, ob Armin schmähtlich durch Meuchelmord fiel: die Deutschen hatten doch Roms Welt Herrschaft ein Ziel gesetzt, und Armins Ruhm lebte in den Jahrbüchern seiner Feinde fort, wie in den Liedern seines Volkes.

Zacutus. Seitdem hatte Rom Achtung vor den Germanen; davon gab uns Jahr 100 n. Chr. das unparteiische Werk eines tiefblickenden Römers Kunde, das für uns die unschätzbare Quelle der Kenntnis unserer heidnischen Ahnen ist. Es war Cornelius Tacitus, Roms letzter großer Geschichtschreiber, der in seiner Schrift „Germania“ die Gedanken seiner Landsleute auf unsere Vorfahren lenkte und in beredten Worten die Vorzüge des deutschen Charakters hervorhob, ohne die Schattenseiten desselben zu verschweigen.

Alte Lieder.

Nach Tacitus' Zeugnis wohnte dem Volke mit dem „blauen, trohigen Auge, dem rotblonden Haar und dem gewaltigen Wuchs“ die Liebe- und Sangeslust in hohem Grade inne. „In alten Liedern,“ erzählt er, „singen sie von einem erdgeborenen Gotte Tuisto oder Tuisko (wohl der einarmige Schwertgott Ziu oder Tyr) und seinem Sohne Mannus, den Urahn und Gründern ihres Geschlechts.“ — „Auch Hercules“ (wahrscheinlich Donar, der Gott des Blitzes), meldet

ihre Sage, „habe unter den Germanen geweilt, und allen Helbennamen voran wird im Schlachtengesang der seine genannt, wenn es zum Kampfe geht. Ubrigens haben sie noch eine andere Art von Kriegesgesang, dessen Vortrag Barditus — vom Schilde, der auf altnordisch Bardhi heißt, so genannt; nach Müllenhoff: Bartgesang — sie zum Kampfe begeistert, und dessen bloßer Klang schon als Wahrzeichen für den Ausgang der Schlacht gilt; ein Schrecken dem Feind oder ihnen, je nachdem er durch die Schlachtreihen dröhnte. Es ist, als ob sie nicht Menschenstimmen, sondern die Geister des Krieges selbst in diesem Klange vernähmen.“ Auch alte Lieder zum Preise der Götter und Helben, insonderheit Arminis, ihres Befreiers vom Römerjoch, sangen sie, wie uns Tacitus in seinen „Annalen“ erzählt, beim festlichen Mahl, um die Feuer des Lagers geschart, wie bei feierlichen Leichenbestattungen ihrer Fürsten und Heerführer. So heißt es in dem angelsächsischen Epos „Beowulf“ auch von der frohen Versammlung, die sich jeden Tag in König Hrodgars Met-Halle zusammenfand:

Da ward Sang und Klang im Saale vereint
hier vor Healfdenes Heeresführern.

Die Saite ward gerührt, gesagt manch Spruch,
da Hrodgars Sängler in der Halle die Freude
längs den Metbänken ermuntern sollte.

Aber nicht nur den Krieg und das fröhliche Gelage schmückten die Germanen solchergestalt mit Poesie, — ein dichterischer Zug ging durch ihr ganzes Leben. Das zeigt sich schon in ihren Eigennamen, die durchweg dichterische Begabung verraten und noch heute uns an die Urzeit mahnen. Von dem ureigenen Worte der Germanen Gott wurden Namen gebildet, wie Gotleip (Gottlieb, Gottes Nachbleibender, d. i. Sohn, woraus später durch Mißverständnis Gottlieb umgedeutet wurde), Gotfried, Gothart; von dem Namen der deutschen Götter, der Ansen (nord. Afen) — Ansgar (Dskar), Anshelm (Anselm). Von kriegerischem Sinne zeugen Gunther (Gund bedeutet Krieg, also: Kriegsheer), Gundolf (Kriegswolf), Gustav (aus Gundstab = Kriegsstab). Die Lieblinge des deutschen Kriegsgottes, Wodans Wolf, der dem Sieg voranzog, und sein Rabe, der im Schlachtenbanner flatternd den Feinden Niederlage kündete, finden sich in zahlreichen Namen: Wolfgang, Wolfleib, Wolfbrand — in Wolfram sind beide vereint. Auch Frauennamen weisen auf den Krieg, wie Hildegard, Hilburg, Hilbegund, Kriemhild, Brunhild, Swanhilde, Mat (d. i. Macht, Macht) hilde; denn Hilde, Hild bedeutet Kampf, wie Hadu und Wig in Hedwig; Brünhild die Kämpferin im Panzer; Gudrun (Guntrun) Kriegswißen. „Das Weib soll nicht wähen, daß sie außerhalb der männlichen Gedankenwelt, außerhalb der kriegerischen Verhältnisse steht,“ sagt Tacitus. Von Tieren begegnet uns sonst am häufigsten die Schlange, der unheimliche, zugleich geheiligte und gefürchtete Lint (Lintwurm) in den Namen, so Siglint, Gerlint, Theodelint. Dagegen hat sich in Berta (von Bercht die Glänzende, vgl. Robert ruhmglänzend; Bertold) der Name der deutschen Göttermutter erhalten, welche bei einigen Stämmen Hulba hieß.

Namen-
bildung.

So inhaltsschwere Namen, wie sie unsere Ahnen den Frauen gaben, weisen schon auf die ehrenvolle Stellung hin, welche das weibliche Geschlecht durchweg bei ihnen einnahm. „Die Frauen,“ sagt Tacitus, „sind ihnen geradezu eine Art. heiliger und prophetisch begabter Wesen; ihr Rat bleibt nicht unbeachtet, ihr Spruch wird nicht überhört.“ Sie üben die Heilkunst; sie sind mit der Weissagung betraut; sie verstehen es, die geheimnisvollen, den Priestern und Hausvätern anvertrauten Runen zu rufen und zu deuten; in der Edda lehrt Sigurdrixa, eine Walküre, den Sigurd diese Schreibkunst,

Deutsche
Frauen.

Runen.



Abb. 1. Ein Runenhorn aus heidnischer Zeit (4. bis 5. Jahrh.). Im Jahre 1734 auf einem Felde nördlich von Gallehus bei Løndern (im Herzogtum Schleswig) gefunden (ca. 60 Centimeter lang).

und zahlreich sind die mit Runa gebildeten Frauennamen. Meruna, Childeruna, Fridurun und ähnliche.

Das gotische Wort rûna, das noch heute in Mraun und raunen fortlebt, bedeutet Geheimnis. Geheimnisvoll war der Runen Ursprung; dem höchsten der Götter, Odhin, schreibt die Edda ihre Erfindung zu: — „sie ritzte der Gehrste der Herrscher.“ Geheimnisvoll war die ihnen beigelegte Kraft: durch sie erforschte man den Willen der Götter, mit ihnen übte man vielfältigen Zauberbrauch. Die Runenschrift war eine Buchstabenschrift im eigentlichen Sinne des Wortes. Denn zum Zwecke der Weissagung ritzten unsere Ahnen sie in Reiser (Stäbe) eines fruchttragenden Baumes, gewöhnlich der Buche, ein; diese buchenen Stäbe wurden dann geschüttelt und aufs Geratewohl über ein Tuch hingeworfen; endlich wurden drei derselben von dem Priester oder dem Hausvater unter Gebet feierlich aufgehoben und den eingeschriebenen Zeichen gemäß gedeutet. Derselbe Gebrauch herrschte auch im Norden. So heißt denn Runa der Buchstab sowohl als das Geheimnis, und daher stammen auch noch andere heute übliche Wörter: Buch (im Gotischen böka), entwerfen (hinwerfen der Stäbe), lesen (auflesen der Stäbe), von jenen uralten Gebräuchen her. So sagte man für das dem lateinischen scribere später entlehnte schreiben ursprünglich wri tan (englisch noch heute: to write), althochdeutsch rizan (reizen), was auf das Einritzen (vgl. Grundriß, Reißbrett) der Zeichen hinweist. Die Auslegung der Zeichen geschah, indem man aus dem Anlaut der Rune einen ihrer Bedeutung entsprechenden stabreimenden Vers schuf. So entstand der Glaube an den geheimnisvollen Zauber der Runen, die man deshalb auch an Griff und Klinge von Schwertern, auf Schmucksachen, Spangen, Ringen, Trinkhörnern, Werkzeugen u. s. w. zum Schutz und Segen ritzte. Zuweilen scheint die Inschrift eine bloße Widmung gewesen zu sein; wenigstens deutet der Runenkundige Stephens die Zeichen auf dem auf S. 5 nachgebildeten Schmuckstück, das zum Andenken an den ersten Zahn gegeben wurde, dahin: „Dem kleinen Kinde.“ Das älteste Denkmal dieser Runeninschriften ist das goldene Horn von Gallehus (bei Løndern), das dem 4. oder 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung angehört und noch ganz heidnischen Charakter hat. Die seltsamen Bilder sollen wohl Jagdzyklen



Abb. 2. Ein goldenes Runenschmuckstück aus heidnischer Zeit, mit der Inschrift: „Dem kleinen Kinde.“ Kinderkapper (einem Kinde zum Andenken an den ersten Zahn geschenkt). Gefunden zu Farsø, Seeland (Dänemark). Nach dem Exemplar im Museum zu Kopenhagen.

darstellen oder beziehen sich auf den Tempeldienst. Die Inschrift: EK HLEVAGASTIM HOLTINGAM HORNA TAVIDO deutet man: „Ich den Waldgästen, den Holzlingen, die Hörner machte.“ Später wurden die Runen in skandinavischen Norden bis ins 13. Jahrhundert zu großen Steininschriften benutzt. Die ältesten auf uns gekommenen Runensteine sind aber nicht über tausend Jahre alt; die meisten stammen aus der Zeit, wo das Christentum schon Wurzel geschlagen hatte, doch gibt es auch heidnische, auf welchen u. a. der Gott Thor angerufen wird. Die Runendenkmäler, Runenschriften auf Steinen, Waffen, Tongeräten u. a. sind zumeist in Schweden, einige neuerdings auch in Deutschland (Bayern bis nach Burgund und der Walachei) gefunden worden.

Für all die mannigfachen, nach Zeit und Mundart wechselnden Alphabete der Germanen gilt ein urgermanisches von vierundzwanzig Zeichen als Grundlage, das mit geringen Abweichungen in gleicher Reihenfolge bei den Skandinaviern (hier zu sechzehn Zeichen vereinfacht) und bei den Angelsachsen sich nachweisen läßt. Manche dieser Urbuchstaben ähneln noch ganz der lateinischen bzw. griechischen Schrift, aus der sie vielleicht (von den Goten) ursprünglich entnommen sind, so R und B, auch I (J), während andere uns ganz fremdartig anmuten, wie

Altgermanisches Alphabet.

ƚ ƚ ƚ ƚ ƚ ƚ ƚ
a g, k e h m s t

Im hohen Norden hat das Volk mit großer Fähigkeit an den ererbten Zeichen der Väter festgehalten und sie an allerlei weltlichen und geistlichen Sachen zur Bezeichnung des Zweckes, zu Namen- und Besitzangaben, bei den Kalendern und zu allerlei kürzeren Aufzeichnungen, zum Teil bis ins vorige Jahrhundert (so in Dalekarlien) gebraucht.

Besonders merkwürdig sind die sogen. Runenkalender, über deren Ursprung die abenteuerlichsten Meinungen in Skandinavien verbreitet waren, und die man für uralten Ursprungs hielt. Es sind aber immerwährende julianische Kalender auf sechs- oder vierkantige Holzstäbe oder auf Holzblättchen eingeritzt, die ihren kirchlichen Charakter deutlich an der Stirne tragen. Ganz ähnlich sind unsere deutschen Bauernkalender, die in Steiermark noch alle Jahre — freilich auf Papier und mit deutschen Lettern gedruckt — verbreitet werden. Sie enthalten, wie die Runenkalender, außer der goldenen Zahl und den gewöhnlichen Kalenderzeichen Hieroglyphen zur Bezeichnung der prophezeiten Witterung und Sinnbilder der Heiligen und ihrer Feste.

Runen- und Bauernkalender.

Die Quellen für die Kenntnis vom Glauben unserer heidnischen Vorfahren fließen sehr spärlich, während die nordischen Völker eine Hauptgrube ihrer Götterlehre in der von Simrock und Hugo Gering trefflich verdeutschten Edda (d. i. Poetik; sonst heißt edda im Altnordischen „Urgroßmutter“ oder „Überlieferung“) haben.

Der isländische Bischof Brynjulf Sveinsfson entdeckte die von ihm Edda benannte Lieder Sammlung, d. i. die ältere oder Lieder- (auch Sämundar-) Edda, in einem Pergamentbande zu Skalhöld auf Island im Jahre 1643 und schenkte sie dem Könige Friedrich III. von Dänemark. Sie enthält alle Götter- und Heldenlieder, welche der gelehrte Isländer Sämund Sigfussön († 1133) gesammelt haben sollte, und befindet sich noch handschriftlich in Kopenhagen. Ihr ist auch die von mir in der Beilage I mitgeteilte Seite entnommen, welche den Anfang der „Gudrunarvída Tyrsta“, d. h. des ersten Gudrunliedes enthält. Uhlund faßt den Inhalt dieses Liedes in folgenden Worten kurz zusammen: „Gudrun sitzt über Sigurds Leiche; sie weint nicht wie andere Weiber, aber sie ist nahe daran zu zerspringen vor Gram. Männer und Frauen kommen sie zu trösten. Die Frauen erzählen jede ihr eigenes Leid, das bitterste, das sie erlebt: wie sie Männer, Kinder, Geschwister auf der Walfahrt, auf dem Meere verloren, wie sie Gefangenschaft und Knechtschaft erduldet; doch nimmer kann Gudrun weinen, steinharten Sinnes sieht sie bei der Leiche. Da schwingt Gulfrönd, Gjukes Tochter, das Tuch ab von Sigurd. Auf schaut Gudrun einmal, sieht des Helden Haare blutberonnen, die klaren Augen erloschen, die Brust vom Schwerte durchbohrt. Da sinkt sie nieder aufs Polster, ihr Hauptschmerz löst sich, die Wange rötet sich, ein Regentropfen rinnt nieder auf ihr Knie. Brynhild aber will nicht länger leben, umsonst legt Gunnar seine Hände um ihren Hals. Sie schießt sich das Schwert ins Herz und bittet noch sterbend, daß sie an Sigurds Seite verbrannt werde, das Schwert zwischen beiden, wie vormalz.“

Wenn wir statt Gudrun — Kriemhild, und statt Sigurd — Sigfrid setzen, werden wir leicht erkennen, daß hier die deutsche Heldensage in der älteren nordischen Gestalt vorliegt. [Vgl. die nordischen Lieder von Sigfrid S. 62 ff.]

Die jüngere oder Prosa-Edda, eine Poetik für die Stalben, ist von dem isländischen Geschichtschreiber Snorri Sturluson († 1241) verfaßt.

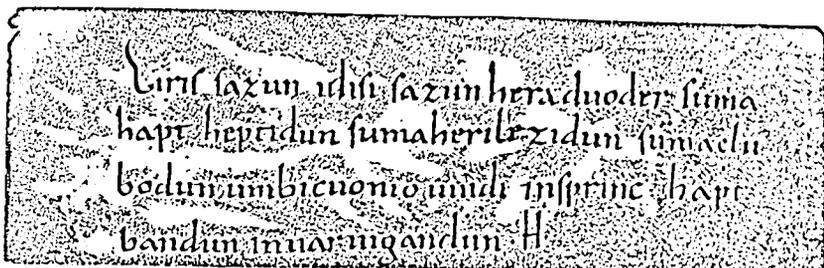
Götterlieder in deutscher Sprache besitzen wir nicht; das einzige, was aus jener Urzeit uns überkommen, sind zwei in einer Pergamenthandschrift des zehnten Jahrhunderts in dem alten Bücherschatz des Domkapitels zu Merseburg 1841 von Georg Waiz entdeckte, von Jakob Grimm zuerst herausgegebene altheidnische Heil- oder Segensprüche, die sogenannten Merseburger Zaubersprüche, in welchen deutsche Gottheiten handelnd auftreten, die sich als verwandt mit den altnordischen erweisen.

Der erste dieser Heilprüche erzählt uns von den der Schlacht waltenden Jungfrauen, im Norden Valküren genannt. Zu Gunsten einer Partei greifen sie in die tobende Schlacht ein und teilen sich zu diesem Zweck in drei Haufen. Der erste derselben fesselt die Gefangenen, welche das beschränkte Heer gemacht hat; der zweite „hemmt das Heer“, entweder das der vordringenden Feinde oder das der weichenden Freunde. Der dritte löst die Fesseln der hinter der Schlachtordnung lehten Verfe. Ich füge diesen Spruch, treu dem Original im Holzschnitt nachgebildet, hier bei.

Abdruck und wörtliche Uebersetzung des Anfanges der „Gudhrúnarkvidha fyrsta“ (Erstes Gudrunlied.)

Zeile 13—34 der nebenstehenden Seite der Edda-Handschrift, 12 Strophen, deren Verszeilen durch Striche abgeteilt sind (vgl. Simrocks Uebersetzung der Edda S. 226 f.)

(Seite 13.) 1. Ar var thatz Gudhrun | gordiz at deyja | er hon sat sorgfull | yfir
Einzt war(s) daß Gudrun | sich bereitete zu sterben, | als sie saß sorgenvoll | über
Sigurthi; | gerthit hon | hiafra | ne hondom | sla | ne
Sigurd; | Nicht schiedte sie sich an (zu) weinen | noch mit Händen (zu) schlagen | noch (zu)
qveina um | sem konor adrar | (Seite 15.) 2. Gengo | iarlar | alsnotrir
jammern darum | wie Frauen andere. | (Es) gingen Grafen (Farle) | überaus kluge
fram | their er hardz hugar | hana lautto; | theygi Gudrun | grata matti, |
daher, | die ihres harten Sinnes | sie abmahnten; | doch nicht Gudrun | (zu) weinen vermochte,
sva var hon mothug; | mundi hon springa. | (Seite 17.) 3. Sato | itrar
so sehr war sie Schmerzbeugt; | meinte sie zu zerpringen. | (Es) saßen herrliche
iarla bruthir | gulli bunar | fyr Gudruno, | hver sagdi theirra | sin
der Grafen Frauen | mit Gold geschmückt | vor Gudrun, | jede sagte von ihnen | ihren
of trega | than er bitrastan | um bethit hafðhi. | (Seite 19.) 4. Tha quath
übermäßigen Schmerz, | den sie als bittersten | erduldet hatte. | Da sprach
Giaflaug | Giuca systir: | „mic veit ec a moldo | munarlausasta; | hefi ec simm
Giaflög | Giutis Schwester: | „mich weiß ich auf Erden | als wonneloseste; | habe ich von fünf
vera | forspell bethit, | tveggia dötra, | thriggja systra | atta bröðra,
Männern | Verlust erduldet | (von) zwei Töchtern, | (von) drei Schwestern, | (von) acht Brüdern,
tho ec ein lifi.“ | (Seite 22.) 5. Theygi Gudhrun | grata matti | svá
doch ich die einzige lebe.“ | - | Doch nicht Gudrun | (zu) weinen vermochte, | so sehr
var hon mothug | at maug daudhan | oc harthhuguth | um hrer
war sie Schmerzbeugt | um (den) Mann (den) Toten | und hartbegrümmert | um die Leiche des
fylcis. (Seite 23.) 6. Tha quath that Herborg | Hunalanz drotning: | „hefi ec
Herrschers. | Da sprach daß Herburg | Hunnenlands Herrscherin: | „habe ich
harthara | harm at segja; | minir siau synir | sunnanlanz | verr in atti
herberen | Harm zu sagen; | meine sieben Söhne | im Südlande, | der (Mann als) der achte,
i val fello. | (Seite 25.) 7. Fathir oc mothir, | fiorir bröðr, | thau a
(in) unter den gebliebenen fielen. | Den Vater und Mutter, | vier Brüder, | diese auf
vagi | vindr of lec, | barthi bara | vith borththili.
dem Meere | der Wind darüberhin spielte, | es schlug die Welle | gegen die Schiffsplanken.
(Seite 26.) 8. Sialf scylda ec gaufga | sialf scylda ec gautva | sialf scylda ec haundla
Selbst mußte ich schmücken, | selbst mußte ich bestatten, | selbst mußte ich besorgen
herfor | theirra; | that ec alt um beith | ein missere | svá at
die Leichenbestattung derselben; | dieses ich alles erduldet | allein im Halbjahre, | (und) so daß
mer mathr engi | munar leitathi. | (Seite 29.) 9. Tha varth ec hapta | oc
mir Mann (Mensch) kein | (des) Trostes erwies. | Da ward ich gefesselt | und
hernuma | sams misseris | sithan vertha; | scylda ec screyta
Kriegsgefangene | desselben Halbjahres | seitdem (später) (es) zu werden; | mußte ich schmücken
oc scua binda | hersiss quan | hverjan morgin. | (Seite 30.) 10. Hon egdi mer
und Schuhe binden | des Centgrafen Frau | jeden Morgen. | Sie drohte mir
af afbrythi | oc horthom mic | hauggom keyrthi; | fann ec husguma | hvergi in
aus Eiferjudt | und mit harten mich | sieben schlug; | fand ich Hausherrn | nirgends noch
betra | enn husfreyjo | hvergi verri.“ | (Seite 32.) 11. Theygi Gudhrun | grata
besseren, | noch Hausfrau | nirgends schlümmere.“ | Doch nicht Gudrun | zu weinen
vermochte, | so sehr war sie Schmerzbeugt | at maug daudhan | oc harthhuguth
um hrer fylcis. | (Seite 33.) 12. Tha quath that Gullraund | Giuca dottir: |
um die Leiche des Herrschers. | Da sprach dieß Gullraund | Giutis Tochter: |
„sa kantu | fostra | thott thu froth ser | (Seite 11) ungo
„schlecht kannst du (verstehst du), | Pflegemutter, | obchon du weise bist (seiest). | innom
vifi | annsioll herra“ |



Tab. 3. Genaue Nachbildung des ersten Merseburger Zauberpruches aus der Pergamenthandschrift der Bibliothek des Domkapitels zu Merseburg.

Er lautet in urkundlicher Wiedergabe nur mit Verseinteilung, mit Interpunktion und ins Neuhochdeutsche übertragen:

Eiris sazun idisi,
sazun hera duoder:
suma hapt heptidun,
suma heri lezidun,
suma clubodun
umbi cuoioiuidi:
insprinc haptbandun,
inuar uigandun!

Einst setzten sich Idise (Weiber),
setzten sich hierhin und dorthin:
einige banden Bande (hefteten Glast),
einige hemmten das Heer,
einige zerlaubten
ringsherum Fesseln:
Entspring den Glastbanden,
entfahre (entflieh) den Feinden!

Der zweite Spruch beginnt mit der Erzählung von einem Ritt der Götter in den Wald, bei welchem sich Wodans Pferd den Fuß verrenkt. Der Gott heißt es mit den Worten: hên zi bêna, bluot zi bluoda, lid zi geliden, sôse gelimida sin. So tönt geheimnisvoll das Lied der heidnischen Urzeit zu uns herüber.

Unsere christlichen Ahnen.

Die Predigt von dem Gottes- und Menschensohn, der gekommen ist, die Fesseln der Menschheit zu sprengen und ihr den Sieg über alle Feinde zu erkämpfen, fand bei unseren kampfeslustigen und freichheitsliebenden Vorfahren einen wenigstens teilweise gut zubereiteten, empfänglichen Boden. In mannigfacher, tiefjünniger Weise deuteten ihre Glaubenslehren auf die des Christentums hin und wiesen über dieses vergängliche Leben hinaus auf ein höheres jenseitiges.

Deutsche
Mythologie
u. Christen-
tum.

In Gottes weiter Schöpfung, in den undurchdringlichen, noch unangefasteten Urwäldern, auf hohen Bergen, an Quellen und Flüssen, beteten unsere Urväter ihre unsichtbaren Götter an und brachten ihnen Sühn- und Dankopfer dar. Nach der Edda, in welcher die Götterlehre der nordischen Germanen enthalten ist, beherrschte die ganze Welt Odhin (althochdeutsch Wuotan, niederdeutsch Wodan), des Himmels König, welcher den Lebenden Heil und Sieg, den Sterbenden ein Fortleben in seinen himmlischen Wohnungen gewährte, so daß der Tod ihnen eine Heimkehr zum Vaterhause war. Er ist der Vater aller Götter und Menschen und alles dessen, was von ihm und seiner Kraft geschaffen ist, darum heißt er auch Allvater. Sein Sohn, Thor (deutsch Donar), der Gewittergott, und dessen Halbbruder Tyr oder Tiu, der einarmige Gott des Schwertes; ferner die Göttin Frigga, Odhins Gemahlin, Ostara, die Göttin des strahlenden Morgens, und Hel (Hela), die grauenvolle Verwalterin der Unterwelt, dazu das große Heer der

Riesen und Zwerge, der Walfüren, Esen (Alben) und Nizen, sie alle wirkten und webten über der Menschen Geschichte, über Leid und Freude, über Krieg und Frieden. Auch glaubten unsere Vorfahren an eine Endzeit, in der die Welt durch Feuer untergehen würde, worauf dann ein neuer Himmel und eine neue Erde, in der kein Übel ist, von Asfabur geschaffen werden sollte.

In solchem Glauben standen unsere Vorfahren, als das Evangelium zu ihren Ohren drang, und schnell wurden sie davon innerlich ergriffen: „sie erfaßten das Christentum innerlichst mit dem Gemüte,“ wie Giesebrecht, der Geschichtschreiber der deutschen Kaiserzeit, es mit tiefem Verständnis unseres Volkscharakters ausdrückt: „und wie sie in allem,“ fügt er hinzu, „den Inhalt des christlichen und kirchlichen Lebens, ihrer eigentümlichen Denk- und Sprachweise anzupassen suchten, um ihn sich so möglichst nahe zu bringen, so wurde auch das Evangelium in deutscher Sprache ihnen sofort Bedürfnis: erst in der Muttersprache drang das Wort Christi mit seiner vollen Schwere und seiner ganzen Liebesfülle an ihr Herz.“ Daher ist das älteste germanische Buch, von dem wir wissen, die noch teilweise erhaltene Bibelübersetzung des gotischen Bischofs Wulfila.

Unter allen den Völkerbündnissen, die seit dem Anfang des dritten Jahrhunderts nach Christus entstanden, und in denen die früheren Stammesnamen untergingen, ragten die **Goten**, die etwa seit 200 n. Chr. am Schwarzen Meer bis zu den Ländern an der unteren Donau wohnten, als die edelsten und für Bildung empfänglichsten hervor. Sie besaßen frühzeitig geschriebene Gesetze, sie liebten und ehrten fremde Kunst und Wissenschaft und waren bemüht, sie sich anzueignen; sie waren milde gegen den besiegten Feind. Auch in dem Übertritt zum Christentum schritten sie den Alemannen, Franken und Sachsen voran: schon in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts fingen sie an, sich der Religion des Kreuzes zuzuwenden. Gestärkt und gefördert wurden sie darin durch die vierzigjährige Belehrung eines hervorragenden Mannes, des schon erwähnten Bischofs Wulfila.

Bischof Wulfila. Im Lande der Westgoten 311 n. Chr. geboren, der Sohn kriegsgefangener Iappadokischer Eltern, wuchs der Knabe unter den kriegerischen Übungen seines Volkes zum kräftigen Jüngling und Mann heran. Schon sein Name Wulfila (Wölflin, nach Wodans streitbarem Tier, dem Wolfe), von den Griechen Ufilas genannt, bezeugt seine germanische Abstammung. Die Heldenlieder, die das Volk nach dem Zeugnis seines Historikers Jordanis (unrichtig: Jornandes genannt) besaß, regten seine Phantasie frühe an und bildeten seine Sprache. Dem Christenglauben wurde sein Herz von Jugend auf geweiht, und den priesterlichen Stand hat er aus innerster Überzeugung gewählt. In Konstantinopel, wo er sich eine gründliche Kenntnis des Griechischen erwarb, wurde er Lektor, als welchem es ihm oblag, beim Gottesdienste gewählte Abschnitte aus der heiligen Schrift vorzulesen. Dreißig Jahre alt wurde er (341) auf der Synode zu Antiochien (welche das Absehungsurteil über Athanasius bestätigte) wohl durch den Einfluß der Arianer, denen er angehörte, zum Bischof der Goten geweiht und erreichte so die damals höchste Würde der Kirche, ohne die Zwischenstufen eines Diakonen und Presbyters durchlaufen zu haben. Sieben Jahre lang durchwanderte er predigend sein unwegsames Heimatland; immer weitere Ausdehnung gewannen die Christengemeinden, da erhob sich der Sturm der Verfolgung: Athanarich, der heidnisch gebliebene Fürst seines Volkes, wütete mit Feuer und Schwert gegen die Anhänger des neuen

entdeckt; von dort gelangte dasselbe in die Sammlung des Kaisers Rudolfs II. nach Prag und nach der Eroberung dieser Stadt im J. 1648 durch den Grafen Königsmark nach Stockholm. Nach Holland verschleppt, erwarb es der schwedische Reichskanzler Graf de la Gardie zurück, ließ um die Blätter einen massiv silbernen Einband legen und schenkte sie 1669 an die Universität Upsala, wo sie heute noch sich befinden. Die Handschrift ist mit Silber- und teilweise mit Goldbuchstaben auf purpurgefärbtes (jetzt mattkila gewordenes) Pergament eingezeichnet, wober ihr Name Codex argenteus (silberne Handschrift) stammt. Von den ursprünglich 330 Blättern, welche die vier Evangelien enthielten, sind noch 177 Blätter erhalten. Andere wertvolle Überbleibsel der Übersetzung befinden sich in Wolfenbüttel, Mailand, Rom und Turin.

Das in der Beilage (2) wiedergegebene Blatt (Fol. 5) des merkwürdigen Kodex ist der von N. Uppström in Upsala veranstalteten Ausgabe entnommen. Dasselbe enthält aus dem 6. Kapitel des Evangeliums Matthäi die Stelle vom zweiten Teil des 9. Verses bis zur ersten Hälfte des 16. Verses. Es ist dabei zu bemerken, daß der „silberne Kodex“ nicht in Kapitel und Verse eingeteilt ist, sondern in Abschnitte von verschiedener Länge, denen am Rande Buchstabenzahlen (m. = 44, me = 45) zur Bezeichnung der Reihenfolge hinzugefügt sind. Jede erste Zeile eines solchen Abschnittes, auch wo sie nicht den Anfang desselben bildet, ist zur besseren Unterscheidung mit goldenen Lettern geschrieben, die folgenden mit silbernen Lettern. Auch der Anfang des Vaterunfers, der auf der Beilage Nr. 2 steht, ist durch goldene Lettern hervorgehoben, obgleich keine Zahlzeichen dabei stehen; am Fuße jeder Seite ist eine Galerie mit vier Bogen, die auf korinthischen Säulen ruhen, angebracht.

Indem Wulfila durch sein Übersetzungswerk den Goten das unverfälschte Wort Gottes überlieferte, machte er sich nicht nur um ihr kirchliches, sondern auch um ihr nationales Leben verdient; denn durch seine Bemühung blieb fortan ihre Kirchensprache gotisch, während sie bei den germanischen Stämmen des Westens lateinisch war und dadurch lange alles tiefer gehenden Einflusses auf das Volksleben entbehrte. Wulfila richtete den ganzen Gottesdienst in seiner Sprache ein und predigte in derselben unermüdetlich und unbeirrt, auch als der Sturm der Völkerwanderung über die Welt brauste und dem Ostgotenreiche Ermanrichs ein Ende machte, dem auch Athanarich unterlag. Im Jahre 381 nach Konstantinopel von Kaiser Theodosius zu einer Kirchenversammlung entboten, starb Wulfila daselbst ganz plötzlich, nachdem er noch kurz zuvor seinen Freunden die Grundzüge seines Glaubens als Vermächtnis für sein Volk mitgeteilt hatte. Jahrhundertlang wurde sein Bibelwerk von seinem Volke in Ehren gehalten und noch im neunten Jahrhundert von den Westgoten in Spanien verstanden.

Gotische
Poesie.

Auch die einheimische Poesie blühte bei den Goten trotz aller Stürme fort. Noch zur Zeit des Jordanis, der in lateinischer Sprache eine Geschichte der Goten schrieb, in der Mitte des sechsten Jahrhunderts, ertönten die Gesänge des Helden Schmerzes, mit denen die Westgoten ihren bei Chalons gefallenen König von dem Schlachtfelde holten, ertönte das dumpfe Klagegedicht, das einst über Attilas Leichnam angestimmt war; denn die Goten waren an des großen Hunnenfürsten Hohe sehr bevorzugt und ihre Sprache sehr geehrt; Attila selbst ist ein gotisches Wort, das „Väterchen“ bedeutet. Den Gesang ihrer Lieder begleiteten Goten und Vandalen mit der Harfe, selbst Könige übten diese edle Kunst.

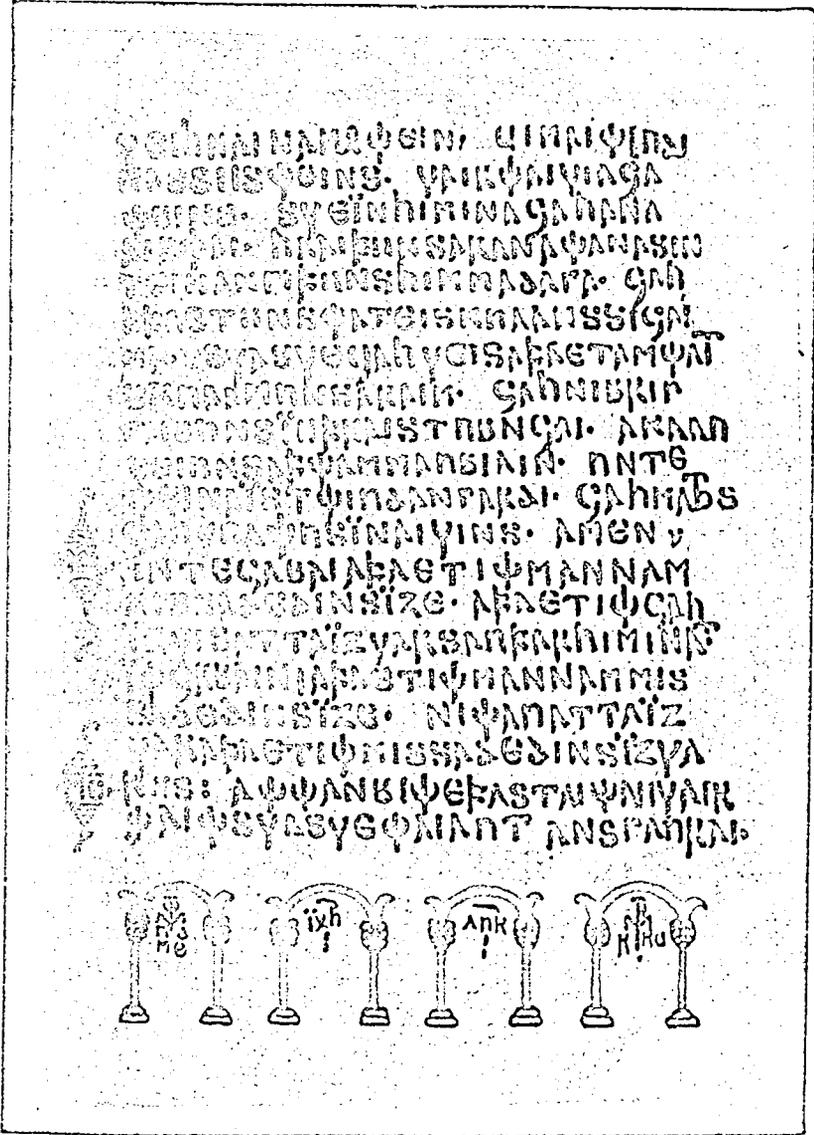
Als Gelimer, der König der den Goten nahestehenden Vandalen, nach seiner Besiegung durch Belisar in der Schlacht bei Triakameron im Dezember 533 im Gebirge Pappua an der äußersten Nordgrenze Numidiens von dem Soldner-

Erklärungstafel zum gotischen Vaterunser.

(Matth. 6, 9—16.)

	veihnai	namo	thein.	quimai	thiudi-
	geheiligt werde	Name	dein.	Es komme	Rönig-
	nassus	theins.	vairthai	vilja	vilja
	reich	dein.	Es werde	Wille	Wille
	theins.	sve	in	himina	jah
	dein	wie	im	Himmel	auch
	airthai.	Hlaif	unsarana	thana	sin-
	Erden.	Brot	unjer	dieseš	täg-
	teinan	gif	uns	himma	daga.
	liche	gib	unš	diejen	Tag.
	aflet	uns,	thatei	skulans	sijai-
	erlaß	unš,	daß	Schuldige	wir sei-
	ma,	svasve	jah	veis	afletam
	en,	ſowie	auch	wir	erlaſſen
	skulam	unsaraim.	Jah	ni	brin-
	Schuldigen	unſeren.	Nuch	nicht	brin-
	gais	uns	in	fraistubnjai.	ak
	ge	unš	in	Berſuchung,	ſondern
	sei	uns	af	thamma	ubilin.
	ſe	unš	von	diejem	Übel.
	theina	iſt	thiudangardi	jah	unte
	dein	iſt	Herrſchaft	und	mahts
	jah	vulthus	in	aivins.	Wacht
	und	Herrlichkeit	in	Ewigkeit.	amen.
md = 44	Unde	jabai	afletith	mannam	
	Denn	wenn	ihr erlaßt	Menſchen	
	missadedins	ize.	afletith	jah	
	Miſſetaten	ihre,	erläßt	auch	
	izvis	atta	izvar	uſar	himinam.
	euch	Vater	euer	der über den	Himmeln.
	Ith	jabai	ni	afletith	mannam
	Über	wenn	nicht	ihr erlaßt	Menſchen
	sadedins	ize	ni	thau	atta
	ſetaten	ihre,	auch	nicht	etwa
	var	afletith	missadedins	Bater	eu-
	er	erläßt	Miſſetaten	izva-	
me = 45	ros:	Aththan	bithe	faſtaith	ni
	re.	Über	wenn	ihr faſtet,	auch
	thaith	svasve	thai	liutans	nicht
	bet	wie	die	Heuchler	wer-
					gaurai
					betrübe

Matth.	Joh.	Luk.	Mark.
44	—	—	124
45	—	—	—



Verkleinerte Nachbildung einer Seite des Codex Argenteus zu Upsala

Bruchstück von Bischof Ulfilas gotischer Bibelübersetzung (aus der Bergpredigt mit dem grössten Teil des Vaterunsers) geschrieben im vierten Jahrhundert nach Christus.

fürer Fara, welcher ein Heruler war, eingeschlossen gehalten wurde, erbat er drei Dinge von ihm: ein Brot, da er lange keines mehr erblickt, einen Schwamm, um seine kranken Augen zu waschen, und eine Harfe, um das Lied zu begleiten, welches er auf sein Unglück gedichtet habe.

Auch die Prosa wurde bei den Goten gesungen, d. h. so melodisch vorgetragen, daß nur das schwebende Saitenspiel es von dem Gesang der Lieder unterschied: sigrvan war das allgemeine Wort für Singen und Lesen, während Singen mit Harfenbegleitung liuthon hieß.

Die Völkerwanderung störte seit der Mitte des vierten Jahrhunderts die Germanen in ihren bisherigen Sizen auf, sie wanderten gen Süden und Westen, manche ihrer edelsten Stämme gingen zu Grunde, andere verloren ihr eigenes Wesen in der sie fortreisenden Herrschaft der Romanen; große germanische Staaten entstanden auf den Trümmern der römischen Welt Herrschaft, und germanische Helden vollbrachten Taten, die den Dichtern Stoff gaben zu gewaltigen Liedern. Aber lange dauerte es, bis man zu ruhiger Darstellung und künstlerischer Entwicklung des Erlebten und Gefeierten kam.

Als endlich die Stürme der Völkerwanderung ausgetobt und die Germanen das geistige Erbe des römischen Weltreichs angetreten hatten, als die Scheidung in die germanischen und in die — vom germanischen Blut und Lebensgeist durchdrungenen — romanischen Völker eingetreten war, da blieb die sagenhafte Erinnerung an jenes heroische Zeitalter der Deutschen doch ihnen allen ein gemeinsames Brudererbe. Bis ans Ende des Mittelalters und darüber hinaus erklang dieselbe Heldensage allerorten, und immer neue Sängergeschlechter schöpften daraus Nahrung, wie einst Griechenlands Dichter aus dem Heldenkampf um Troja. Immer neue Lieder schuf die vielgestaltige Märe, die sich an die Gotenfürsten Ermanrich und Theoderich, an den Hunnen Attila und den Burgunderkönig Gunther angeschlossen. Zu diesen geschichtlichen Stoffen im Sagengewande kamen andere, die aus der Heidenzeit herstammten, so der Mythos vom Frühlingsgotte Sigfrid und andere Gestalten des Mythos, die allmählich im Bewußtsein des Volkes zu bloßen Helden geworden waren.

Aus jener ältesten Heldendichtung ist uns nur ein einziges Gedicht in alliterierenden Versen, und noch dazu unvollständig, erhalten, das Hildebrandslied, das, um 800 aufgeschrieben, unzweifelhaft einer viel früheren Zeit angehört und dem ostgotischen Sagenkreise entstammt, der mit poetischer Kühnheit Helden, welche Menschenalter auseinander lebten, wie Attila und Dietrich einerseits, Ermanrich und Attila anderseits, zusammenrückte.

Von zwei Mönchen des Klosters Fulda in müßiger Stunde nach einer Vorlage, die aus dem Gedächtnis aufgezeichnet war, auf das erste und letzte innere Blatt der hölzernen, mit Leder überzogenen Decke eines theologischen, lateinischen Buches geschrieben, ist es seit dem Dreißigjährigen Kriege einer der wertvollsten Schätze der Landesbibliothek in Kassel. Die Sprache ist ursprünglich niederdeutsch.

Der Sage nach waren Dietrich von Bern (Theoderich von Verona, der Stifter des Ostgotenreichs in Italien) und sein namhaftester Held, der kühne Waffenmeister Hildebrand (Hiltibrant = Kampfesbrand) vor Diacher (dem historisch bekannten Odoaker) um Schutz und Hilfe zum Hunnenkönig Ethel (Attila) geflohen. Nach dem gewaltigen Kampfe, in welchem das Geschlecht der Burgunden und zuletzt

Völkerwanderung.

Heldensage.

Hildebrandslied.

doh maht du nu aodliho,
 ibu dir din ellen taoc,
 lu sus heremo man
 hrusti giwinnan,
 rauba bihrahamen,
 ibu du dar enic reht habes.
 der si doh nu argostu (quad hiltibrant)
 ostarliuto,
 der dir nu Wiges warne,
 nu dih es so wel lustit.

Doch magst du nun leichtlich,
 wenn dir deine Kraft taugt,
 an so hehrem Manne
 Rüstung gewinnen,
 Raub erbeuten,
 wenn du dazu einiges Recht hast.
 Doch der nun sei der ärgste (seigste) (riesig)
 der Ostleute (Ostgoten),
 der dir nun den Kampf weigre,
 nun dich des so wohl (sehr) küstet.

Und nun sprengen sie aufeinander los, lassen zuerst die Eschenlanzen fliegen mit scharfen Schauern, daß sie in den Schilden standen, und dann, vom Pferde gestiegen, hauen sie grimmig auf die hellen Schilde, bis die Bindenborde klein werden von den Schwertschlägen — damit bricht das Lied ab, das auch sonst lückenhaft und an einigen Stellen verwirrt ist. Aus anderen Darstellungen erfahren wir, daß der Vater den Sohn besiegt, aber nicht getötet, und ihn zur Anerkennung gezwungen habe. In der Wiltinasage, einem nordischen Prozaroman aus dem 14. Jahrhundert, verwundet der Vater den Sohn, dieser ergibt sich, haut aber tüchtig nach des Vaters Hand, als er ihm das Schwert übergeben soll. Da sagt Hildebrand: „Diesen Hieb lehrte dich nicht dein Vater, sondern ein Weib.“ Nun erst nennt sich der Sohn, und der Vater umarmt ihn. Im Deutschen besitzen wir noch eine spätmittelhochdeutsche ritterliche Bearbeitung des Stoffes und ein Volkslied desselben Inhalts aus dem 15. bis 16. Jahrhundert. — Vielleicht aber schloß die älteste Fichtung mit dem Tode des Sohnes (darauf deutet der Ausdruck „Wehgeschick“ und der Ton des Ganzen), wie es die Vergleichung mit verwandten Sagen, z. B. der persischen von Rüstem und Sohrab (im VII. Gesange der Helensage des Firdusi, Schack Bd. II; auch von Rückert behandelt), wahrscheinlich macht.

Etwa aus derselben Zeit wie das Hildebrandslied stammt das älteste Volksepos der Angelsachsen oder Altengländer, der „Beowulf“, dessen Sage das Volk auf seiner Fahrt übers Meer 449 n. Chr. nach England mitbrachte. Es umfaßt etwa 3000 stabreimende Langzeilen.

Es schildert die Heldentaten Beowulfs, Königs der Geaten (Bewohner des schwedischen Götalands), insbesondere seinen fürchterlichen Kampf mit dem Seeungeheuer Grendel und dessen Mutter, sowie sein letztes Ringen mit einem Drachen, durch den er zu Fall und Tode kommt. Die in echt epischer Breite ausgeführten Bilder aus dem Volksleben sind wertvoll für die Erkenntnis altgermanischer Sitten und Anschauungen. Simrock, Grein u. a. haben es ins Deutsche übersetzt; ein guter Auszug findet sich bei Freybe (Altdeutsches Leben I, 127 ff.).

Auch auf die Sprache unserer Vorfahren hatte die Völkerwanderung einen umgestaltenden Einfluß. Je mehr die Volksstämme sich voneinander schieden, desto weiter gingen auch die Sprachstämme auseinander. Die süddeutschen Stämme wurden durch eine Verschiebung ihrer Konsonanten von den nord- oder niederdeutschen geschieden. Diese Lautverschiebung war im 7. Jahrhundert vollzogen und besteht bis heute unverändert. Zwischen beiden lag ein Gebiet, welches nur zum Teil von der Lautverschiebung ergriffen wurde, nämlich Mitteldeutschland, so daß wir drei Dialektgruppen unterscheiden:

1) Die niederdeutschen Dialekte (die breitere und weichere Sprache, jetzt pLattdeutsch genannt), zu denen das Niederfränkische (in den Niederlanden, daher später niederländisch genannt), das Sächsishe (mit Westfälisch) und das Friesische (an der Nordsee) gehört.

Beowulf.

Sprach-
entwick-
lung.

Dialekte
und
Mundarten.

Die Sprachen der übrigen germanischen (außerdeutschen) Stämme stehen auf der Lautstufe des Niederdeutschen, nämlich: das uns schon bekannte Gotische, das als die älteste der Mundarten, von denen wir genauere Kunde haben, für alle Stämme der Germanen den gleichen Wert hat, das Angelsächsische oder Altenglische, welches später (seit 1066) normännisch-französische Elemente aufnahm, und das Altnordische, das sich in der norwegisch-isländischen und schwedisch-dänischen Sprache fortentwickelt hat. Dem Altnordischen gehört die Edda (S. 5) an.

2) Die ober- oder hochdeutschen Dialekte (die vollere und härtere Sprache), die im gebirgigen südlichen Deutschland und in der deutschen Schweiz zu Hause sind. Dazu gehört das Alemannisch-Schwäbische, das im Elsaß (Alsace = Elsaß, Alamannensitz), in Schwaben und in der Schweiz gesprochen wird; das Bayrische, Österreichische und das Ober-Fränkische (am linken Rheinufer nördlich von Weissenburg).

3) Die mitteldeutschen Dialekte: Mittel-Fränkisch (an Mosel und Rhein um Koblenz und Bonn), Hessisch, Thüringisch und Obersächsisch (Luthers heimische Mundart, Hauptbestandteil der neuhochdeutschen Schriftsprache).

Die wichtigsten Denkmäler der deutschen Literatur, welche uns im folgenden beschäftigen werden, sind im Mittelalter in hoch- und mitteldeutschen Dialekten abgefaßt, neben welchen sich in der glänzenden Zeit der Hohenstaufen eine Art Schriftsprache durch den Ausgleich der Mundarten gebildet hatte, während Norddeutschland, von Heliant, Veldekes Eneide und Heinke Voß abgesehen, nur geringeren Anteil an der Literatur hat. Von Luther an wurde die neuhochdeutsche Schriftsprache die eigentliche Literatursprache.

Die Perioden der Literaturgeschichte schließen sich der sprachlichen Entwicklung an. Wir unterscheiden daher:

A. Die althochdeutsche (ahd.) Zeit von 800—1100.

1. Das 9. Jahrhundert. Geistliche Literatur.

2. Das 10. " Lateinische Dichtung.

3. Das 11. " Geistliche u. Spielleute in geistl. Gedichten.

B. Die mittelhochdeutsche (mhd.) Zeit von 1100—1500.

1. Von 1100—1170 Vorbereitungszeit. Geistliche und Spielleute in weltlichen Epen.

2. Von 1170—1300 Klassische Zeit. Volksepos. Höfisches Epos. Lyrik.

3. Von 1300—1500 Verfall der höfischen Kunst. Entstehung des Dramas und Meistergesangs.

C. Die neuhochdeutsche (nhd.) Zeit von 1500 bis zur Gegenwart.

1. Das Reformationszeitalter.

2. Das Zeitalter des 30jährigen Krieges und Ludwigs XIV.

3. Das 18. Jahrhundert. Vorboten einer neuen Blütezeit. Neue Bahnen. Die Sturm- und Drangperiode. Goethe und Schiller. Humoristen.

4. Das 19. Jahrhundert. Die romantische Schule. Die Säger der Befreiungskriege. Der schwäbische Dichterkreis. Österreichische Dichter. Das junge Deutschland. Revolutionäre und nationalpolitische Poesie der vierziger Jahre. Die deutsche Dichtung seit den fünfziger Jahren.

Geschichte der althochdeutschen Dichtung.

(Von Karl dem Großen bis zu den Kreuzzügen 800—1100.)

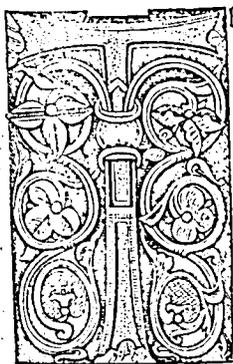


Abb. 6. Verzerrtes B aus einer Handschrift des 11. Jahrh.

Theoderich, der große deutsche Friedensfürst, war 526 gestorben, und kaum drei Jahrzehnte nach seinem Tode zerfiel das von ihm gegründete Ostgotenreich, das eine Zeitlang die anderen germanischen Reiche überragt hatte. Die kühn aufstrebenden Franken traten in den Vordergrund der deutschen Geschichte. Unter ihrem Könige Chlodwig (Chlodovech) und mit ihm waren sie Christen geworden, und obgleich sie in Wahrheit anfangs nicht mehr als den Namen derselben hatten, wuchs doch, wenn auch nur allmählich, der erziehlche Einfluß der Kirche auf das Volk. Ja, man kann sagen, die deutsche Literatur beginnt mit der Gründung der Kirche in Deutschland. Erst seit dem 8. Jahrhundert schreibt man, und die Kleriker sind

lange Zeit die einzigen Träger der Literatur.

Die ersten deutschen Schriftwerke entstanden aus dem Bedürfnis der Kirche, den Täuflingen die wichtigsten Stücke des Glaubens in ihrer Muttersprache beizubringen und den Priestern die nötigen Hilfsmittel zur Erlernung der deutschen Sprache zu verschaffen. Daher begegnen wir unter den Merowingern manchen Zeugnissen davon in zahlreichen deutschen Schriftstücken, die sich auf die Ausbreitung des Evangeliums beziehen. Man schrieb zuerst Vokabulare (das berühmteste, nach alter Überlieferung von dem alemannischen Apostel Gallus herstammend, aber erst im 8. Jahrhundert aufgeschrieben, wird noch heute in der Bibliothek zu St. Gallen aufbewahrt), Glossare, unbeholfene Interlinearversionen (d. h. Wort für Wort übergeschrieben), aus denen die Glaubensboten deutsch, die Deutschen lateinisch lernten. Dann schritt man zu regelrechten Übersetzungen vor, um den Klerus zu bilden. Dazu kamen Stücke des Katechismus, Taufgelübniße, Glaubensbekenntnisse, Beichtformeln und das Vaterunser. Einen anschaulichen Begriff dieser alten Schriftstücke gewährt die einem fränkischen Taufgelübniß entnommene Probe (S. 16). Es stammt dieses Taufgelübde eines bekehrten Heiden, das aus Teufelsabschwörung und dem Bekenntnis zu dem dreieinigen Gott, wie zu einigen anderen Hauptpunkten des christlichen Glaubens, nebst Exorcismus- und Taufformular besteht, aus dem Ende des 8. Jahrhunderts und befindet sich im Original unter den Schätzen des Merseburger Domes.

Merowinger.

Seite 1. 2. 9—12.

Interrogatio sacerdotis Forsahhista unholdun . Ih fursahu .

Interrogatio sacerdotis (Frage des Priesters).

Forsahhista unholdun Ih fursahu. (Entsagst du dem Teufel? Ich entsage.)

gilaubistu In got fater almahigan Ih
 gilaubistu In chriſt : gilaubu .
 gotes sun nerenton ; Ih gilaubu .
 gilaubistu In heilagan geist Ih gilaub

gilaubistu In got fater almahigan

Ih gilaubu.

Glaubst du an Gott Vater allmächtigen? Ich glaube.

gilaubistu In chriſt

Glaubst du an Christus,

gotes sun nerenton.

Ih gilaubu.

Gottes Sohn den Heiland? Ich glaube.

gilaubistu In heilagan geist:

Ih gilaubu.

Glaubst du an den Heiligen Geist? Ich glaube.

Abb. 6. Aus dem Fränkischen Taufgelöbniß (nach der Handschrift im Merseburger Tom).

Der ganze übrige Gottesdienst wurde in lateinischer Sprache gehalten. Winfrid. Selbst der als „Apostel der Deutschen“ oft gerühmte Winfrid oder Bonifacius predigte nur selten in deutscher Sprache und stellte alles, was er belehrte, unter Roms Gehorsam und unter die dort beim Gottesdienst übliche fremdländische Sprache. Ja nur zu bald war es mißbräuchliche Sitte, daß die niedrigen Geistlichen nicht predigen durften, da dieses ein Vorrecht der Bischöfe war, die sich darauf beschränkten, eine lateinische Homilie vorzulesen.

Noch fremder und feindlicher als zuweilen der Sprache stellten sich die Geistlichen der Poesie unserer Ahnen entgegen. Allerdings mit größerem Recht; denn dieselbe trug ganz und gar den Charakter des Heidentums und nährte den daraus erwachsenen Aberglauben. Die zahlreichen Zauberprüche, in denen die alten Götter angerufen wurden, mußten selbstverständlich den Verkündigern des Einen lebendigen Gottes anstößig sein, und es ist den geistlichen Behörden nicht zu verdenken, daß sie dieselben streng verboten und daß sie ebensowenig den unsittlichen Lärm der Tanzleiche (d. h. Lieder), der bis in die Gotteshäuser drang, dulden wollten.

Deutsches
Lied.

Aber das deutsche Lied (der Name „Lied“ kommt schon als fränk.-lat. leudus im 6. Jahrhundert vor) ließ sich trotz aller Verbote nicht unterdrücken; es pflanzte sich von Mund zu Mund fort. „Dichter“ gab es nicht, denn das Wort „dichten“ ist ein fremdes (von dem lateinischen dictare) und bedeutet im Ahd., wo es „dihtôn“ hieß, soviel als: etwas Ausgesonnenes niederschreiben oder zum Niederschreiben vorschlagen, erst später erhielt es den Sinn des kunstvollen Erzählens. Es gab nur Sänger und Gesang, der durch das ganze Volk ertönte. Jedermann sang, und oft stimmten alle anderen

DE POETA.

Dar * fregin ih mit firahim
 firu uizzo meista. Dar ero ni
 uuar. noh uf himil. noh paum
 noh pefegniuuccf. ni noh heinig
 noh sunne niftein. noh manno
 ni uuhra. noh der muosefo.

Do der ni uuhr ni uuccf enteo
 ni uuenteo. I do uuar der eino
 almahrico cor. manno mitisto.

I dar uuarun auh manake mit
 man. cor lihhe geista. I cor
 heilac. Cor. almahrico du
 himil Terda * uoofchtor.

7 du in annun somanac coot
fer Xpi. for gip mir. indino
ganadec seh ta zalaupa.
7 cotan uuilleon. uuistom
enti spahida. 7 craft. tuflun
za uuidar stantanne. 7 are
zapi uuisanne. 7 dinan uuil
leon za X uurchanne.

Qui non uult peccata sua penitere
ille uenit iudicium ubi. ice mamplur
illum non penitebunt. nec illo x
se ulterice erubescit. y

ein, sobald einer anhub. So wurden die Stoffe der Götter- und Helden Sage und der in sie verwebten geschichtlichen Erinnerungen bewahrt bis auf günstigere Zeiten, ja, merkwürdig genug verdanken wir es Schreibern des geistlichen Standes, daß einige jener Denkmäler, wie die oben erwähnten Zaubersprüche und das Hildebrandslied, welche dieser Periode ihrer Aufzeichnung nach angehören, bis auf unsere Zeit gekommen sind. Und ein Geistlicher war es, der schon im achten Jahrhundert den kirchlichen und nationalen Leben scheidenden Gegensatz dadurch auszugleichen suchte, daß er einen geistlichen Stoff in deutscher Sprache und volkstümlicher Form behandelte.

Dieser erste Versuch einer deutsch-christlichen Dichtung, die ganz den Ton der volkstümlichen Dichtung beibehielt, ist das sogen. Wessobrunner Gebet. Es verdankt seinen Namen dem bayrischen, südlich von München am Fuße des Peißenberges gelegenen Benediktinerkloster Wessobrunn (Weißbrunn), in dem es entdeckt wurde, und befindet sich jetzt in der Münchener Königlichen Bibliothek.

Wessobrunner Gebet.

Mitten unter lateinischen Stücken versteckt, von denen die in Buchstaben und Linienzahl getreue Nachbildung (Beilage III) am Schluß einige Zeilen enthält, hat dieses altdeutsche Bruchstück auch eine lateinische Überschrift „De poeta“, die darauf hinweist, daß der Schreiber von einem Dichter die Eingangsschilderung in alliterierenden Versen entlehnte, wie öde und trübe es in dem Nichts vor der Welterschöpfung im Gegensatz zur Herrlichkeit Gottes und seiner Heerscharen gewesen sei; nach Wilhelm Wagners Auffassung vielleicht der Anfang einer poetischen Bearbeitung der biblischen Geschichte, die dem „Heliand“ stofflich vorausging. Daran ist das prosaische Gebet lose angehängt. Das Ganze lautet im Urtext, dem ich eine freie Übersetzung beifüge:

De poeta.

Dat * gafregin ih mit firahim
firiuuizzo meista,
Dat ero ni uuas
noh ufhimil,
Noh paum noh pereg ni was
Ni . . . nohheinig.
noh sunna ni scein,
Noh mano ni liuhta,
noh der marco seo.
Do dar niuuiht ni uuas
enteo ni utenteo,
Enti** do uuas der eino
almahitico cot,
Manno miltisto;
enti dar uuarun auh manake mit inan
Cootliihe geista.
enti cot heilac,
Cot almahtico,
Du himil enti erda gauuorahtos,
Enti du mannum so manac coot forgapi,
Forgip mir in dino ganada rehta galaupa
Enti cotan uuilleon, uuistom enti spahida
Enti craft tiuusun za uuidarstantanne enti
Arc za piuisanne enti dinan uuilleon
Za gauurchanne.

Aus einem Dichter.

Das erfragte ich unter (den) Menschen
(als der) Wunder größtes,
Daß (die) Erde nicht war,
Noch (der) Himmel oben,
Noch (ein) Baum, noch (ein) Berg nicht war,
Noch irgend etwas.
Noch (die) Sonne nicht schien,
Noch (der) Mond nicht leuchtete,
Noch der herrliche See.
Nis da nichts (nicht) war,
Enden noch Wenden (d. h. hier und dort),
War dennoch da der eine
Allmächtige Gott,
Der Männer mildeste;
Und da waren auch manche
Mit ihm göttliche Geister.
Und Gott heilig,
Gott allmächtiger,
(der) du Himmel und Erde wirktest (schufest)
und du (den) Menschen so manches Gut
gabst, gib mir in deinen Gnaden rechten
Glauben und guten Willen, Weisheit und
Erkenntnis und Kraft, Teufeln zu wider-
stehen und Arges zu meiden und, deinem
Willen zu wirken.



22150

* In der Handschrift heißt * fregin = gafregin. * (vgl. S. 5) ist ein Zeichen, das im nordischen Runenalphabet unter dem Namen hagal den Laut h (ch) ausdrückt, hier aber (auch Zeile 18. 19. 24) die ganze Silbe ga bedeutet. ** Für eni steht im Original 1.

Die Form dieser ältesten Dichtungen unseres Volkes war eine urdeutsche: die Alliteration oder der Stabreim, eine anmutige und kraftvolle Bindung, welche bis auf Otfried in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts in Deutschland herrschte, während sich die Skandinavier und die Angelsachsen derselben noch länger bedient haben. (Vgl. S. 6. 11 f. die Zauberprüche und das Hildebrandslied.)

Alliteration.
tion.

Die Alliteration besteht in dem Gleichklang des Anlautes zweier oder dreier betonter Silben (Hebungen) der epischen Langzeile. Die alliterierenden Buchstaben heißen Liedsilbe, danach auch die Versform Stabreim. Diese Naturform lebt auch heute noch im Sprichwort (Sprichwort wahr Wort) und in einzelnen Redensarten, wie Haut und Haar, lieb und leid, Land und Leute zc. fort, dient aber auch neueren Dichtern zu einer Art Tonmalerei; z. B. in Schillers Taucher: „Und hohler und hohler hört man's heulen.“ Einen umfassenden Gebrauch hat Fouqué in „Sigurd dem Schlangentöter“ von dem Stabreim gemacht, und in allerneuester Zeit hat Wilhelm Jordan ihn in seinem Epos „Nibelunge“ und Wagner in seinen Musikdramen mit besonderem Geschick und Erfolg angewandt.

Karl der Große.

Mit Karl dem Großen (768—814), dem es gelang, alle Stämme des inneren Deutschlands unter ein Zeppter zu beugen und zu vereinen, beginnt eine neue glanzvolle Periode unserer Literatur.

Wie es ihm am Herzen lag, sein ganzes Volk zu einem Glauben zu führen, wie er dem Christentum eine feste Stätte dadurch bereitete, daß er im Norden die heidnischen Sachsen unterwarf und im Süden dem Mohammedanismus durch siegreiche Bekämpfung der spanischen Araber Schranken setzte, so war er nicht minder auf eine vielseitige Bildung seines Volkes bedacht. Und wie in allen anderen Stücken, ging er den ihm Untergebenen mit seiner eigenen Arbeit voran. Die Schule, welche er an seinem Hofe gründete, hatte er ebenso sehr für sich, wie für seine Kinder und Hofleute eingerichtet. Auch edle Frauen, seine Gemahlin, seine Töchter, seine Schwester und andere gehörten zu dieser Akademie, neben der es eine Knabenschule gab, die er selbst beaufsichtigte. Im reifen Mannesalter ging er mit großem Eifer daran, die Lücken seiner Jugendbildung auszufüllen. Vierzig Jahre alt begann er zu lernen, was damals weltliche Wissenschaft hieß: Grammatik, Rhetorik, Dialektik und Astronomie. Er war bemüht, die Bildung des Altertums auf deutschen Boden zu verpflanzen. Die tüchtigsten Gelehrten des Auslandes sammelte er um sich, und unermüdetlich nahm er darauf Bedacht, die wertvollsten Bücher der Heiden und Christen, sorgfältig korrigiert, abschreiben zu lassen; ebenso sammelte er die schönsten Werke der antiken Kunst und ließ nach römischen Mustern unter seiner Aufsicht zahlreiche Bauwerke errichten. Unter seiner Pflege blühte auch eine reiche lateinische, auf fränkischem Boden erwachsene Poesie. An seinem Hofe lebte u. a. Angilbert oder Engelbert, der schon in jungen Jahren an den Hof gekommen war und dort „Homer“ genannt wurde. Und wie für die gelehrte Bildung, so sorgte er für die Volksbildung. Neben zahlreichen Kirchen erhoben sich Schulen für das niedere Volk, und ernstlich war er bemüht, den Kirchengesang zu verbessern, wie den Gesang des Volkes zu vervollkommen. Andere Dichter, die sich mit Karls Person und seinen Taten beschäftigten, waren Alkuin, Theodulf und „der Mönch von Sanct Gallen“, der eine Sammlung von Sagen über Karl den Großen herausgegeben hat.

Vor allem lag Karl dem Großen das heimatische Element am Herzen. Um eines Hauptes Länge erhob er sich über seine Zeitgenossen, indem er

klaren Blickes erkannte, welche Schätze in seiner herrlichen Muttersprache ruhten. Darum wandte er der deutschen Sprache und der deutschen Dichtung lebendige Teilnahme zu.

Er versuchte die erste deutsche Grammatik zu schreiben, er ließ die deutschen Heldenlieder sammeln und niederschreiben, er gebot den Geistlichen, deutsch zu predigen, deutsch zu unterrichten. So traten die Geistlichen in ein richtigeres Verhältnis zur Volksdichtung. Ohne daß sie billigten, was darin unsittlich oder dem Glauben schädlich, — was auch der König nicht tat — ging ihnen doch der Sinn für das Reine und Edle darin auf, sie widmeten ihm eine liebevolle Teilnahme und entnahmen daraus Vorbilder für die bald erstehende christliche Dichtung. Nach dem Zeugnisse Einhard's, des Biographen Karls des Großen*), war er es auch, der für sein Reich charakteristische deutsche Monatsnamen festsetzte, die ich hier anführe, weil sie zugleich eine Probe der damaligen Sprache geben:

1. Wintarmanoth = Wintermonat, Januar. 2. Hornunc = Hornung, Februar. 3. Lenzinmanoth = Lenzmonat, März. 4. Ostarmanoth = Ostermonat, April. 5. Winemanoth = Weidemonat (oder Wunnimanoth = Wonnemonat), Mai. 6. Brachmanoth = Brachmonat, Juni. 7. Hewimanoth = Heumonat, Juli. 8. Aranmanoth = Erntemonat, August. 9. Widemanoth = Holzmonat, September. 10. Windumemanoth = Weinlesemonat, Oktober. 11. Herbistmanoth = Herbstmonat, November. 12. Heilagmanoth = Heiligmonat, Dezember.

Deutsche Monatsnamen.

Unter den zahlreichen Klosterschulen, die durch Karls des Großen Bemühungen entstanden, war die vorzüglichste die zu Fulda, welcher seit dem Jahre 804 Grabanus Maurus als Lehrer vorgesetzt war.

Grabanus Maurus.

Durch ihn, wie nach ihm durch seine Schüler, pflanzte sich das Bildungsziel Karls des Großen fort, und ihm ist es auch zu danken, daß, als nach des Königs Tode Ludwig der Fromme das mühsam Errungene durch seine Vorliebe für das Lateinische zu zerstören suchte, das Studium der deutschen Sprache und Poesie sich doch erhielt. Und als Grabanus 847 Erzbischof von Mainz, der oberste Bischof aller deutschen Lande, ward, wandten die Geistlichen erst recht der deutschen Literatur ihre Aufmerksamkeit zu; und endlich kam es dahin, daß in der Klosterschule zu Reichenau, unter Walafried's Leitung, fremde Brüder die deutsche Sprache an deutschen Gedichten erlernten.

So überdauerte denn deutsches Leben und deutsche Art auch Ludwigs Mißachtung und Verfolgung derselben. Das karolingische Kaiserreich löste sich bald nach seinem Tode (840) auf — eine Sonderung des Ost- und Westfrankenreiches war die Folge des fürchterlichen Kampfes der königlichen Brüder, aber zugleich geschah eine Teilung der Nationalitäten und eine Scheidung der germanischen und romanischen Sprache, die für die Fortentwicklung der deutschen Sprache und Literatur nur heilsam war.

Teilung des Reiches und Scheidung der Sprachen.

Bisher hatten nämlich im Frankenreiche Völker zwiefacher Zunge sich vereinigt; im Westfrankenreiche (Neustrien), dem alten Gallien und heutigen Frankreich, hatte die aus der römischen Volkssprache hervorgegangene romanische Sprache, die übrigens manches Wort aus dem Althochdeutschen aufgenommen, vorgeherrscht, während im Ostfrankenreiche (Austraßen) das Deutsche und Karl der Kahle zu Straßburg einen Bundesvertrag schlossen und mit ihren Kriegern einen feierlichen Schwur darauf ablegten, zeigte es sich, daß hüben und drüben eine ganz verschiedene Sprache

*) Vgl. „Das Leben Karls des Großen“ von Einhard, übersetzt und erläutert von Hermann Althof.

herrschte. Althochdeutsch lautete der (Beil. 4) Anfang des Eides, wie ihn Karl der Kahle leistete:

In godes minna ind in thes christianes
solches ind unser bedhero gehaltnissi, son
thesemo dage frammordes so fram so mir
got geuuzci indi mald furgibit, so hald
ih thesan minan bruoodher etc.

In Gottes Liebe und zu des christlichen
Volkes und unser beider Wohlfahrt, von
diesem Tage vorwärts, so weit als mir
Gott Weisheit und Macht gibt, so (halte)
helfe ich diesem meinem Bruder etc.

Dagegen schwur Ludwig der Deutsche in romanischer (altfranzösischer) Sprache:

Pro deo amur et pro christian poblo et nostro commun salvament, d'ist di en avant,
in quant deus savir et podir me dunat, si salvarai co cist meon fradre etc.

trag zu
un.

Aus diesen Sprachproben ist deutlich ersichtlich, daß die staatliche Scheidung der Sprachen bereits geschehen war und im darauf folgenden Jahre, am 6. August 843 durch den Vertrag zu Verdun, welcher die Teilung des Reiches festsetzte, nur ihre rechtliche Begründung erhielt. So können Deutsche wie Franzosen den 6. August 843 mit Recht als den Geburtstag ihrer staatlichen Begründung betrachten.

Aus jener damaligen Sprache der Welschen ging die französische, die älteste der romanischen Sprachen, hervor (die anderen, Italienisch, Portugiesisch und Spanisch, entstanden in ähnlicher Weise unter nicht geringer Beimischung germanischer Elemente). Die damals von unseren Vorfahren gesprochenen Sprache nannte man bald allgemein diutiska, d. h. Volkssprache. So war sie, nachdem die alten Namen Germanen und Germanisch im Sturm der Völkerwanderung untergegangen, zuerst im Gegensatz zum Latein der Kirche und der Gelehrten, dann im Gegensatz zum Romanischen bezeichnet worden; denn diutisc kommt von diot (Volk) her, wie schon im Gotischen das Volksmäßige, dem Volk Eigentümliche, durch thiudisko (von thiuda) ausgedrückt wurde. Das durch die 843 vollzogene staatliche Trennung erwachende höhere Nationalbewußtsein ließ dann allmählich das Wort: diutisc (deutsch) auch auf das Volk selbst übertragen; freilich fing es erst nach der Mitte des 11. Jahrhunderts an allmählich in Gebrauch zu kommen. Der Landesname Deutschland kommt erst im 15. Jahrhundert vor.

Spärlich ist, was von Dichtungen des 9. Jahrhunderts auf unsere Zeit gekommen, und das Schönste darunter ist nicht in althochdeutscher, sondern in altniederdeutscher, nämlich altsächsischer Mundart verfaßt. Die Überlieferung knüpft es an Ludwig den Frommen, der allerdings der deutschen Poesie, sofern sie geistlichen Zwecken diene, nicht abgeneigt war, denn in seinem Auftrag soll der „Heliand“ (Heiland), die „edelste Messiasde aller Zeiten und Völker“, von einem sächsischen Sänger gedichtet worden sein.

stand.

Drittehalb Jahrhunderte hatten die Sachsen mit den Franken um die Herrschaft in Deutschland gerungen, am heftigsten, als Karl der Große es unternahm, sie nicht nur seinem Zepter, sondern auch dem des Heilandes mit der Schärfe des Schwertes zu unterwerfen. Die Legende hat das durch die wunderbare Befehung des Westfalenherzogs Widukind eingetretene Ende dieses langjährigen Religionskrieges reich ausgeschmückt. Eine historisch getreue und zugleich poetische Verkärung des Sieges Christi ist die altsächsische Messiasdichtung, welche der erste Herausgeber „Heliand“ betitelt hat. Denn darin tritt die Verschmelzung deutschen und christlichen Wesens außerordentlich schön zu Tage; gewiß hat Ludwig der Fromme durch sein kirchlich milderes Regiment, wodurch er das inzwischen erwachsene neue Ge-

Zu den Straßburger Eidschwüren.

Dieses wichtige Sprach- und Geschichtsdenkmal ist erhalten durch eine einzige, jetzt in Paris befindliche Handschrift der „Vier Bücher Geschichte“ von Nithard, der das Original der Eide jedenfalls zur Hand gehabt hat, als er sie durch sorgfältige Niederschrift der Nachwelt aufbewahrte. Nithard, Sohn des gelehrten und hochgebildeten Angilbert, Freundes und Genossen des großen Karl, und der Berta, der Tochter dieses Kaisers, also ein Enkel Karls des Großen, trat nach dem Tode seines Oheims Ludwigs des Frommen in den Bruderkriegen Lothars, Ludwigs des Deutschen und Karls des Kahlen auf die Seite des letzteren und war ein steter Begleiter dieses seines Vetter auf seinen Zügen, also auch jedenfalls Ohren- und Augenzeuge des Schwurs. Er erhielt von seinem Vetter den Auftrag zur Abfassung seines Werkes „vier Bücher Geschichten“, das er im Jahre 841 begann und nur bis 843 fortführte. Es behandelt die unglückliche Regierung Ludwigs des Frommen und den großen Bruderkrieg seiner Söhne.

Die Eide wurden nach Nithard geschworen am 14. Februar 842 zu Straßburg zwischen Ludwig und Karl gegen den abwesenden Lothar und erhielten ein Jahr darauf in dem Teilungsvertrage von Verdun ihren bedeutungsvollen Abschluß. Ludwig der Deutsche schwur romanisch, Karl als der Romane deutsch.

Erklärungstafel mit wörtlicher Übersetzung.

(Abfürzungen aufgelöst.)

Cumque Karolus
Und als Karl

haec eadem verba romana lingua perorasset,
diese selben Worte in romanischer Zunge geredet hatte,
Lodhuuicus, quoniam maior natu erat, prior
Ludwig, weil er älter von Geburt war, zuerst
haec deinde se servaturum testatus est:
(daß) diese darauf er halten würde, schwur:

Pro deo amur et pro christiano populo et nostro commun
Aus Liebe zu Gott und fürs christliche Volk und unser gemeinsames
saluament, d'ist di in auant, in quant deus
Heil, von diesem Tage an fernerhin, soweit Gott
favir et podir me dunat, si saluarai eo
Wissen und Vermögen mir gibt, so will ich halten (schützen)
cist meon fradre Karlo, et in adiudha
diesen meinen Bruder Karl, sowohl zur Hilfe (aide)
et in cadhuna cosa, si cum om per dreit son
als auch in jedweder (chacun) Sache, sowie ein Mann mit Recht seinen
fradra saluar dist, In o quid il mi altre-
Bruder halten soll, in allem was er mir eben-
si fazet; Et ab Ludher nul plaid nunquam
so thun würde; und mit Lothar keinen Vertrag; niemals
prindrai, qui meon uol cist meon fradre
machen werde, der meines Willens diesem meinem Bruder
Karle in damno sit. | Quod cum Lodhuuicus
Karl zum Schaden sein würde | Dieses als Ludwig
expleset, Karolus tendisca lingua sic haec
vollendet hatte, Karl in deutscher Sprache so diese
eadem uerba testatus est:
selben Worte schwur:

In godes minna ind in thes christianes folches
Aus Liebe zu Gott und zu des christlichen Volkes
ind unser bedhero ge(h)altnissi, son these-
und unser beider Erhaltung, von die-
mo dage frammordes so fram so mir got
sem Tage fortan so weit als mir Gott
geuizci indi madh (l. mahd) furgibit, so haldih tes- (l. thes-)
Wissen und Macht gibt, so halte ich die-
an minan brüodher, sofo man mit rehtu
sen meinen Bruder, sowie man mit Recht
sinan bruder (l. brüodher) scal, in thiu thaz er mig so so- (l. sa-)
seinen Bruder soll, in dem daß er mir eben-
ma duo; indi mit Lu(d)heren in nohheiniu t-
so thue; und mit Lothar in kein D-
hing ne geganga, the minan uuillon imo
ing nicht gehe ich, daß meines Willens ihm
ce scadhen wer(d)hen.
zu Schaden werde.

Cuq. karolus

haec eade uerba romana lingua porasse

Liodhu uic qm maior natus erat prior

haec deinde se seruaturu testatus e

Pro do amur & xpian poblo & nro comun

salutament dist di en auant inquantds

sacro & podur medunat si salu raleo

cist meon fradre karlo & in ad iudha

& in cad huna cosa sicu om pdreit son

fradra saluar dist. Ino quid il miatre

si faz & E tabud her nul plaid ni qua

or andrai qui meon uol cist / meon fradre

kerte in damno sit. Quod eu lothhu uic

explesset karolus teudisca lingua sic e

eade uerba testatus est

Ingedes minna in diribes xpianes folches

indunser bedhero gealkussi forzhese

moda ge fram mor desso franso murgot

geuuzci undimadh furgibit sohadibzes

an minan br uodher so so manuz rebtu

sinan br uher seal in thi uzha zer mug so

maduo in dimuz liberen in robe in uiz

bing nege ganga theminan uullon mo

ces cadhen uuerben

Die Strassburger Eidschwüre

Ludwig des Deutschen und Karls des Kahlen vom 14. Februar 842.

In der Niederschrift Nithards, Enkels Karl des Grossen, aus seinen vier Büchern fränkischer Geschichten.

Ältestes Denkmal der Scheidung germanischer und romanischer Nation und Sprache.

Genauere Nachbildung der einzig erhaltenen Handschrift in der Nationalbibliothek zu Paris (Nr. 9768).

schlecht der Sachsen mit der von den Vätern überkommenen Religion ausöhnte und die von Karl dem Großen verübten Härten wieder gut machte, zu seiner Entstehung beigetragen. Nach einer dem Gedichte beigegebenen lateinischen Vorrede hat er den bei den Seinen nicht unbekanntem Sängern zur Bearbeitung der biblischen Geschichte veranlaßt. Aus einer sächsischen Klosterschule — vielleicht aus der unter Ludwig dem Frommen erstehenden von Corvey an der Weser — ist sicherlich der Niedersachse hervorgegangen, der um 830 seinem Volke das verdeutschte Christentum, den „Heliand“, schenkte.

In etwa 6000 alliterierenden Versen, in frischer belebter Darstellung, in volkstümlichem Ton und echt epischer Haltung, welche die Person des Dichters nie hervortreten läßt, erzählt das Gedicht Christi Leben nach den vier Evangelien als das eines reichen, mächtigen, milden deutschen Volkskönigs, ohne jedoch je seiner göttlichen Würde als Himmelkönig etwas zu vergeben. Durchweg werden die deutschen Landesgebräuche und staatlichen Einrichtungen auf die jüdischen Verhältnisse übertragen, ähnlich wie Lufas Cranach später die Personen der evangelischen Geschichte in die Gewandung und die Lokalfarbe seiner Zeit und Heimat kleidete. Des Volkes Edelste wählt der Christ, der König der Welt, zu seinen Mannen, die ihm in Lehn- und Dienstreue ergeben folgen. In Nazareth's Burg — denn wie deutsche Burgen erscheinen dem Dichter die jüdischen Städte — blüht das Gotteskind heran voll Weisheit und voll Gotteshuld, bis es auszieht, Gottes Reich zu gründen auf Erden. Großartig ist die Schilderung der Bergpredigt in der Form gehalten, in welcher die deutschen Reichsversammlungen unter freiem Himmel angefaßt des ganzen Volkes an Dingtagen vor sich gingen. Das wird also erzählt (nach der Übertragung von Joh. Seiler in den Denkm. älterer d. Lit. von Bötticher u. Kinzel II, 3):

Da gingen näher um den beglückenden Heiland
Solche Gefährten, die er selbst sich erkoren,
Der Waltende in der Menschheit. Und die Weisen standen,
Die Jünger, um den Gottessohn; begierig von Herzen
Und voll guten Willens nach den Worten sie verlangten.
Sie erwogen schweigend, was der waltende Herrscher,
Christ der Herr, ihnen künden wollte
Den Leuten zu Liebe. Und der Landeshirt saß
Vor seinen Getreuen, der Sohn des Höchsten,
Und wollte in seiner Rede, manch weise Worte
Die Leute lehren, wie das Lob des Herren
In diesem Weltreich sie wirken sollten.
Er saß da und schwieg und sah sie an
Lange mit Huld, der heilige Herr,
Freundlich im Gemüte. Den Mund er nun aufthat
Und es zeigte mit Worten des Waltenden Sohn
Mancherlei Schönes, und den Mannen sagt' er,
Der waltende Christ, in weiser Rede
Denen, die er entboten zur Botschaft hierher,
Welche Gott wären von der Welt Bewohnern
Die wertesten Männer aus dem Menschengeschlechte.
Er sagte ihnen in Wahrheit, daß da selig seien
Die Männer auf Erden, die in ihrem Gemüte wären
Arm in Demut; denen ist das ewige Reich
Dehr und heilig, und auf der Himmelsbaue
Stetes Leben gesichert. Auch seinen selig
Sanftmütige Männer, die müssen das Erdreich,
Das schöne, beſehen.

Nachdem die Erweckung des Lazarus zum Leben geschehen, verbinden sich Christi Feinde enger und entschiedener zu seinem Verderben.

Auf meinem der Münchener
Handschrift treu nachgebildeten Blatte
(Beilage Nr. 5) heißt es im Original
(bei Sievers 4118 fg.):

Dem Original sehr nahekommend
hat Grein dies in alliterierender Form
übersetzt:

Tho uuard thar so managumu manne mod
astar kriste

gihuorban, hugiskefti, sidor sie is helagon
uuerk

selbon gisahun, huand eo er sulic ni uuard
uundar an uueroldi, Than uuas est thes
uuerodes so filu,

so modstarke man, ni uuellun the maht godes
antkennian kudlico, ac sie uiuid is craft
mikil

uunnun mid iro uuordun; Uuarun im uual-
dandes

lera so leda. sohtun liudi odra
an hierusalem, thar iudeono uuas
hereo endi handmahal endi hobidstedi,
grot gumskepi grimmaro thioda.

Sie kuddun im kristes uuerk, quadun that
sie quican sahin

thene erl mid iro ogun, the an erdu uuas,
foldu bifolhen siuuuar naht endi dagos

dod bidolben, antat he ina mid is cladiun
selbo

mid is uuordun auuekide, that hi mosti these
uuerold sehan.

Tho uuas that so uuideruuord uulankun
mannun,

iudeo liudiun; hetun iro gumskepi tho
uuerod samnoian endi hutiirbos fahen,

meginthioda gimang, an mahtigna krist
riedun an runun: „Nis that rad enig“

quadun sie,
„that uui that githoloian! uuili thesaro

thioda te filu
gilobien astar is lerun, than us liudio farad

an eoridfolc, uuerdat us obarhobdun,
rinkos fan rumu. than uui theses rikies

sculun

lose libbien estha uui sculun uses libes tholon,
helidos usaro hobdo.“ Tho sprach thar en

gierod¹⁾ man,
oboruuard²⁾ uero; the was thes uuerodes tho

an theru burg innan biskop thero liudio:

Da ward der Männer manchem das Gemüt
zum Christ,

das Herz hin gewandt, als sie sein heilig
Werk

da selber sahen: denn so ward nie zuvor
ein Wunder in der Welt. Doch waren in dem
Wehrvolk auch

viele mustarke Männer, die die Macht Gottes
nicht erkennen wollten: wider seine Kraft die
große

kämpften sie mit Worten; ihnen war des Wal-
tenden

Lehre so leid! — Die suchten nun der Leute andere
in Jerusalem auf, wo der Judenleute
Hauptstadt war und des Heervolks Gerichtsstätte
und eine große Menge grimmer Männer.

Denen verkündeten sie da Christi Werk,
wie sie den mit Augen lebend sahen, der schon
in der Erde lag,

in die Tiefe versenkt vier Tage und Nächte
tot begraben, bis ihn mit seiner Tat der
Christ

mit seinem Wort erweckte, daß er wieder diese
Welt erblickte.

Das war so widerwärtig den verwegenen
Männern,

den Judenleuten: aus den Gauen hießen sie
sammeln da das Volk und zur Versammlung
rufen

Männer in Menge. Wider den mächtigen Christ
berieten sie sich und redeten also: „Nicht mehr
ratsam ist's,

daß wir das dulden! Es wollen der Degen zu
viele

seinen Lehren glauben. Dann überfahren die
Leute uns [wachsen

unter ihren Hauptleuten, und übers Haupt
uns die Necken von Rom, daß wir beraubt des
Reiches

Leben fortan oder gar den Leib verlieren,
wir Selben unser Haupt;“ Da sprach ein hoch-
geehrter Mann [allda

zur Versammlung der Männer; der war gefest
in der Burg der Juden zum Bischof der Leute:

¹⁾ Nies gihierod. — ²⁾ Der Lesart der Cottontanischen Handschrift obar. huarf uero entspricht Greins Übersetzung.

Tho uuard thar somanagumumawne modastar-kriste gihuor
 bep. hugit keftu. sidor-sieus helagon uuerk. selbon gisahun.
 huand eo ersulien uuard uunder ap uuervoldi. Thar uuas eft thes
 uuero des so filu. somod starke man. piuueldun themahit godes
 antkennes kudlico. ac sie uuid is craft mikul uunnun. mid iro
 uuordun. Uuarun im uualdander lera soleda. sohan ludi odra
 an hierusalem thar uideono uuas hereo endi hardmahal. endi
 hobid stedi. grotgumstkepi. grimmaro thioda. Sic kuddun m
 kristes uuerk. quadun thar sie quicap sahin thene erl mid iro
 ogun. theanerdu uuas foldu bifolthen. fiuuuar naht endidagof.
 dod bidolben antat heina mid is dadun selbo mid is uuordun
 auuekide. thachemostu these uuervold sehap. Tho uuas thar
 so uuider uuord uulankun manun. uideoludun. hezin iro
 gumstkepi tho uuero d samnoia. endi huuar-bos sahen megin
 thioda gimang. anmahit gna krist. riedun anrunun. Nir
 thar radenig quadun sie thazuuithar githolouan. uuil thesaro
 thioda te filu. gilobien astar in lerun. thar us ludio farad
 ap eorid folc. uuordac us obar-hobdun rinkof sanrumu.
 thar uuitheser rikies seculun lose libbieu. of thar uuitheser
 libes tholon. helidos usaro hobdo. Tho sprak thar engierod
 man obor uuard uuero. the uuas thes uuero des tho ap theru
 burg in man. bisceop thes ludio Kaiphar uuas he heren
 habdun in agcoranen tethiu. antheru getalu uideoludi
 thar thes godes huses gomies scoldu. uuardon thes uuitheser

Eine Seite der Münchener Pergamenthandschrift des Heliand (Faksimile).

IX. Jahrhundert.

Kaiphas was he heten. habdun ima gicoranen Raiphas war er geheizen, ihn hatten erkoren
 te thiu dazu
 an theru gertalu iudeo liudi, in jenen Jahren die Judenleute,
 that he thes godes huses gomien scoldi, daß er das Haus Gottes hüten sollte,
 uwardon thes mihtc²⁾. des Weihorts warten —

²⁾ Eten wihes.

Durchweg lehnt sich der Dichter an das Leben seines Volkes an, das ja soeben erst aus dem Heidentum sich erhoben hatte, aber seine Anklänge an das Heidentum sind doch stets christlich verklärt. Der Tod heißt „Murd“ (die Todes- norne der altdeutschen Mythologie); das jüngste Gericht „Mudspelli“ (Welt- untergang); nach Christi Tausche setzt sich ihm der heilige Geist in Taubengestalt auf die Schulter, wie es dem Obhin der Nabe getan, als Sinnbild der Allwissen- heit. So ist auch der Schauplatz der einzelnen Begebenheiten ganz deutsch: Herodes hält sein Festmahl in einer hölzernen Halle mit den Bänken an beiden Seiten und einem erhöhten Sitz für den Hausherrn in der Mitte. Derselbe Ton geht durch das ganze Gedicht, das mit Christi Himmelfahrt schließt; überall echt germanisch, ist es überall doch auch echt christlich und der offenbaren Wahrheit getreu.

Dieses ehrwürdige Denkmal der ältesten deutschen Dichtung, dessen große Be- deutung schon Klopstock aus den ihm bekannt gewordenen Bruchstücken ahnte, ist uns in zwei Handschriften erhalten, deren eine sich im Britischen Museum zu London, die andere in der Münchener königlichen Bibliothek befindet. Ins Hochdeutsche ist es von Grein, Rannegieser, Rapp, Seiler und Simrock übertragen worden.

Am besten versteht man es durch Vilmar's treffliche Abhandlung: „Deutsche Altertümer im Heliand als Einkleidung der evangelischen Geschichte.“

Weitere Bruchstücke des Werkes fand N. Zangemeister 1894 in den Pfälzer Handschriften der Vatikanischen Bibliothek. Sie behandeln mit gleicher dichterischer Kraft den Sündenfall, Brudermord und Sodoms Untergang und beweisen, daß der Dichter des „Heliand“ auch das Alte Testament für seine Sachsen bearbeitet hat. Die Entstehung des „Heliand“ setzt man nach Kloster Werden an der Ruhr, die Heimat des Dichters sucht man seewärts in der Nähe von Hamburg.

Poetisch ebenbürtig diesem altsächsischen Epos und nicht minder wichtig als ein Zeugnis der Verschmelzung mythologischer Erinnerungen mit dem christlichen Glauben ist das wahrscheinlich von König Ludwig dem Deutschen (843—876) eigenhändig auf die Ränder eines Buches niedergeschriebene althochdeutsche alliterierende Gedicht vom jüngsten Tage, von dem ersten Herausgeber Schmeller „Muspilli“ genannt, das in dem bayrischen Kloster Emmeran — leider als ein Bruchstück — aufgefunden wurde und jetzt in der königlichen Bibliothek zu München sich befindet. Muspilli.

Muspilli (über die Bedeutung s. oben) ist die althochdeutsche Form für das alt- nordische Muspel, nach der Edda die der Nebelwelt (Mist), aus deren Schoß alle Dinge sich erhoben, gegenüberliegende Flammenwelt: „die ist hell und heiß, so daß sie flammt und brennt, und ist allen unzugänglich, die da nicht heimisch sind und keine Wohnung da haben.“ Diese Flammenwelt verzehrt am jüngsten Tage die Erde und alles, was sie enthält. Darum bedeutet Muspel auch soviel als Weltbrand, und von diesem handelt das Gedicht, das die biblisch-christliche Schilderung des jüngsten Gerichtes mit mythologischen Anklängen vermischt. Der Anfang redet von der Seele, welche die Leibeshülle verläßt; es kommt ein Heer von den Himmelsgestirnen und ein anderes von der Hölle, um sie zu kämpfen. Dann geht das Gedicht auf das jüngste Gericht über, das wie ein deutscher Dingtag geschildert wird. Ein Hornstoß verkündet den Anbruch desselben, gerade wie in der Edda bei Beginn der

Götterdämmerung Heimdall laut ins erhobene Horn bläst. Und nun beginnt der Kampf des Elias mit dem Antichrist, der dem Kampfe Thors (Donars) mit dem schwarzen Surtur entspricht:

Urtext Vers 47—67.

Daz hört ih ralhôn dia weroltrechtwîsôn,
daz sculi der antichristo mit Ellase pâgan,
der warc ist kiwâfanit, wirdit untar in wîc
arhapan.

khenfun sint sô krestic, diu kôsa ist so mihhil,
Ellas stritit pî den êuuigon lip:
wîll den rehtkernôn daz rihihi kistarkan:
pidiu scal imo helfan, der himiles kiwaltit.

der antichristo stêt pî demo allfiante,
stêt pî Satanâse, der inan versenkan scal;
pidiu scal er in deru wîcstetî wunt pivallan.
enti in demo sinde sigalôs werdan.
doh wânit des vilo wîsero gotmanno,
daz der wîho in demo wîge arwartit werdi,
so daz Eliâses pluot in erda kitriust,
sô inprinnant die pergâ, poum ni kistentit

einic in erdu, ahâ sâr artruknêt,
muor varswilhit sih, swilizôt lougâ der himil,
mâno vallit, prinnit mittilagart,
stên ni kistentit. denne stûatago in lant
verit mit diu vuiru viriho wîsôn,
dâr ni mac mâc helfan vora demo muspille ...

Böttchers Übersetzung in „Denkmäler der
älteren deutschen Literatur.“ I, 1.

So hört ich künden, Kunde des Weltrechts,
daß solle der Antichrist mit Elias streiten.
Der Bürger ist gewaffnet, Streit wird er-
hoben:

Die Streiter so gewaltig, die Sache so wichtig,
Elias streitet um das ewige Leben,
will den Rechtliebenden das Reich stärken;
dabei wird ihm helfen, der des Himmels
waltet.

Der Antichrist steht bei dem Allfeinde,
steht beim Satan; er wird ihn versenken:
Auf der Wahlstatt wird er wund hinfallen
und in dem Streite sieglos werden.

Doch glauben viele Gottesgelehrte,
daß im Kampf der Geweihte verwundet werde.
Wenn Elias Blut auf die Erde dann träufelt,
so entbrennen die Berge, kein Baum mehr
stehet,

nicht einer auf Erden, all Wasser vertrocknet,
Meer verschlingt sich, es schwelt in Loh
der Himmel, Mond fällt, Mittelgart brennt,
kein Stein mehr steht, Straßtag ins Land
fährt mit Feuer, die Frevler zu richten:

Da kann kein Verwandter vor dem Welt-
brand helfen.

Das große Gerichtfeuer erfaßt und verzehrt die Erde, die in der Edda „Midgard“ heißt, weil sie zwischen Jötunheim, der Riesenburg, und Asgard, dem Göttersitz, gelegen war. Trübsicht ist es, um vergängliche Dinge auf Erden zu streiten, da vor dem heiligen Kreuze Christi alles zum jüngsten Gerichte erscheinen muß . . .

Met-
dichtung.

Mit diesem Gedicht scheidet auch für immer die altnationale Alliteration, und der (End-)Reim, wie die Einteilung in Strophen zum Zwecke des Gesangs, tritt an ihre Stelle. Das früheste größere Denkmal der Reimdichtung ist das „Evangelienbuch“ des Otfried, ein Leben Christi in althochdeutscher Sprache, von dem Verfasser, dem ersten deutschen Dichter, den wir dem Namen nach kennen, „Liber evangeliorum“ genannt. Er war Mönch im Kloster Weissenburg.

Otfried.

Otfried, am südlichen Rande von Franken geboren, schon in früher Jugend für den geistlichen Stand bestimmt, verlebte seine Knabenzeit in der Schule, die zur Benediktinerabtei Weissenburg im Speiergau, einem der reichsten und ältesten Klöster des Elsasses, gehörte, und wurde Mönch daselbst. Einen nachhaltigeren Einfluß auf seine innere Entwicklung übte aber sein zehnjähriger Aufenthalt in Fulda, wo er den Unterricht des gelehrten Grabanus Maurus genoss und von ihm die Sprache der Heimat lieben und brauchen lernte; „von Graban ist meine Wenigkeit ein wenig erzogen worden,“ bekannte er später dankbar in der Rück-

erinnerung an diesen bedeutsamsten Abschnitt seiner Studienjahre. Zurückgekehrt in seine Heimat, wurde er als Priester zum Meister der Klosterschule bestellt, wo er weiter lernend und zugleich lehrend, still und bescheiden tätig bis an sein Ende lebte, manche gelehrte Werke schrieb, die verloren gegangen sind, aber daneben ein deutsches Gedicht, das noch heute ihm ein dankbares Andenken sichert. — Auf Anregung einiger Brüder und einer „verehrungswürdigen Frau Judith“ (in der man die Witwe Ludwigs des Frommen vermutet) dichtete er im Gegensatz zu dem anslässigen Laiengesang sein „Evangelienbuch“, im Verlauf von mehreren Jahren, und widmete es in deutschen Versen dem Könige Ludwig dem Deutschen, im J. 868. In fünf Büchern wird darin Christi Leben von seiner Geburt bis zur Stammelfahrt und zum jüngsten Gericht erzählt. In fünf Bücher teilt er es, weil der Mensch fünf Sinne habe; was er mit denselben fehle, solle durch Lesung dieser fünf Bücher wiederum gut gemacht und jeglicher Sinn dadurch geläutert und erleuchtet werden. Schlimmer als diese und ähnliche Geschmacklosigkeiten ist, daß er den Gang seiner Erzählung fortwährend durch breite, lehrhafte Einschaltungen unterbricht, die das eben Erzählte bald moralischer (moralisch), bald spiritaliter (in geistlicher Ausdeutung), bald mystice (mit geheimem, tiefer liegendem Sinn) auslegen, und dadurch den epischen Charakter seiner Dichtung, den er doch selbst erstrebte, vernichtet. Trotzdem erweist er sich als einen echten Dichter in einzelnen Stellen, wo sein Gemüt den Verstand überflügelt und seiner warmen, innigen Empfindung in lyrischen Klängen Ausdruck gibt. So wenn er die Mutterliebe schildert und sie mit der Liebe Gottes vergleicht, und besonders wenn er seine Liebe zur Heimat (heim, heimingi), sein in der Fremde empfundenes Heimweh beschreibt. Eine tiefgefühlte Vaterlandsliebe spricht sich auch in dem ersten Kapitel des ersten Buches aus, wo er, um die Wahl der deutschen Sprache für sein Gedicht zu rechtfertigen, das Lob seines Landes und Volkes singt. Darin sagt er von seinen Landsleuten u. a.:

Sie sint so sáma chúani
selb so thie Románi — —
zi wáfsane snéllé
so sint thie thégana álle.

Wanta állaz thaz sies thénkent,
siez al mit góte wirkent,
ni düent sies wiht in nóti
ána sin girati.

Sie sind ebenso kühn
ebenso wie die Römer — —
zu Waffen bereit,
so sind die Degen alle.

Demn alles, was sie denken,
sie es alles mit Gott wirken;
nicht tun sie des etwas in der Not
ohne seinen Rat.

Und doch rechtfertigt sich derselbe Mann in einem lateinisch geschriebenen Brief an den Bischof Liutbert von Mainz gegen den Vorwurf, daß er häurisch-deutsch anstatt lateinisch geschrieben habe, mit der Versicherung: er habe die Deutschen unnützen und unzüchtigen Lieder verdrängen wollen. Aus demselben Grunde verwarf er auch wohl die Alliteration und wählte die allen Geistlichen geläufige und auch den Laien aus dem lateinischen Gottesdienste bekannte Form der Strophe, bestehend aus zwei Langzeilen, deren Halbzeilen sich stumpf reimen. Zum Singen war ja sein Gedicht bestimmt, wie er es selbst ausdrückt, und die Verteilung des Ganzen in einzelne kleinere Abschnitte konnte dem musikalischen Vortrage nur förderlich sein. Demungeachtet hat das Gedicht nie im Volke Wurzel geschlagen; denn es war ebenso unvollständig, wie es im großen und ganzen unpoetisch ist.

Diese althochdeutsche Messiasdichtung ist — außer in zerstreuten Fragmenten — in drei Handschriften auf unsere Zeit gekommen, welche in den Bibliotheken zu Wien, Heidelberg und München aufbewahrt werden. Das von mir mitgeteilte Blatt ist der Münchener Pergamenthandschrift entnommen, die früher dem Freisinger Dom gehörte und auf Wunsch des Bischofs Waldo von Freising von dem

Schreiber Presbyter Sigihart wahrscheinlich zwischen 902—906 geschrieben wurde. Jede Seite des Foliobandes hat zwei Spalten, die aus je zwei gereimten Hälften desselben Verses bestehen und die man nebeneinander lesen muß. Jede Strophe ist durch einen großen roten Anfangsbuchstaben bezeichnet. Die Schrift ist durchweg sorgfältig und deutlich — einzelne der kleinen Buchstaben zeigen bereits den Übergang zur Kursive. Das nebenstehende Blatt enthält ein ganzes Kapitel des Otfried'schen Werkes, das letzte (XXVIII) des ersten Buches und mit einigen lateinischen Übergangszeilen den Anfang des zweiten Buches. Zum besseren Verständnis wiederhole ich es hier genau nach dem Wortlaute des Originals mit Weglassung der Accente (vgl. Beilage Nr. 6).

SPIRITALITER (d. h. geistige Auslegung des vorhergehenden Abschnittes).

XXVIII.

MIT ALLEN UNSEN KREFTIN

Er unsih uns ci leide
 Thaz uuir son then bliden
 Uuir unsih in then riuon
 Thaz si uns thiu uuintuorfa
 Iz unsih mit giuueli
 Ioh in sure after diu
 Uuir mit ginadon sinen
 Thaz hirta sine vns uuarten
 Ioh vnsih ouh niruuannon
 Uuir unsih muazin samanon
 Mit uerchon filu riche
 In hoho guallichi,
 Bimiden theso grunni
 Ioh muazzin mit then druton
 Then spichari iamer suazen
 Thaz heilega kornhus,
 Mit sinen unsih fasto
 Ioh uuir thar muazin untar in
 Fon euuon unz in euuon

BITTEMUS NU TRUHTIN,

Fonne then guathen ni giskeide;
 Mit leidu ni gischeiden,
 Ni muazzin io biscouuon;
 In themo vrteile helfa,
 Ni firuuahe unz in enti,
 Thar ni brinen io so spriu,
 Then uucuuon bimiden;
 Inti unsih io gihalten
 Uzar then gotes kornon.
 Zen gotes truttheganon,
 Ze demo hohlen himilriche.
 Theist aaur thaz himilrichi;
 Thuruh theo euuigon uunni;
 Thes himilriches nioton,
 Mit salidon niazen,
 Thaz ni faren furdir uz,
 Freuuen thero resto;
 Blide fora gote sin
 Mit then heiligon selon.

EXPLICIT LIBER EUANGELIORUM
 PRIMUS THEOTISCE CONSCRIPTUS.
 INCIPIT LIBER SECUNDUS.

ER ALLEN UUEROLTKREFTIN

So rumo ouh so in ahton
 Er se ioh himil uuru (l. *uursi*)
 Ouh uuiht in diu gifuarit,
 So uuas io uuort uuonanti
 Thaz uuir nu sehæn (l. *sehen*) offan

(Zu Ende ist das erste Buch der Evangelien auf deutsch abgefaßt. Es beginnt das zweite Buch.)

IOH ENGILO GISCEFTIN

Man ni mag gitrahton;
 Ioh herda (l. *erda*) ouh so heru (l. *herti*).
 Thaz sellu thriu ruarit:
 Er allen zitin uuerolti;
 Thaz uuas thanne ungeschaffan.

Der bedeutendste Erklärer und Herausgeber des Otfried'schen Werkes, Professor F. Rella in Prag, hat dasselbe gut und wortgetreu ins Neuhochdeutsche übertragen. Während er aber dabei auf den stumpfen Endreim verzichtet, hat Ludwig Freytag denselben in der nachfolgenden Übersetzung des von mir mitgetheilten Abschnittes beibehalten.

Geistliche Auslegung.

XXVIII. Aus allen Kräften laßt uns nun An unsern Herrn die Bitte tun,
 Er mög' uns nie zu unsrer Dual Scheiden aus der Guten Zahl,

SPIRITUALIER

MIT ALLEN UNSEN KREFTEN
 Ist unsich uns alēide

Thaz wur-fonthen bliden

Quir unsich inthen ruuōn

Thaz sius thuuunt uuōrfa

Iz unsich nutguuēlta

Ioh unsire aster du

Uur mit guadon sinen

Thaz hurta sine vns uuārtel

lob vnsich ouch nur uuārtel

Uir unsich muazin samānion

Mit uuierchon filu rīche

Irhoho guallēchi

Bimiden theso strunni

BITTEMYS NY TRYHTIN
 Sonne-then guāthen nigi skāide

Mit ledu nigisēhadan

Nim uaz in ió biscouuōn

Litheno vrteile helfa

Nisiruūāhe wnzūenti

Thar nihrunen ió so spru

Ther uuēuōn bimiden

Int unsich ió gihalten

Uzar-then gota kernon

Zen gotes trut thegaton

Zedeno hohen himil rīche

Thast auir-thaz himil rīche

Thurich theo euūigen wīnni

Joh muazzun mit then dritton

Thespsichari iämer-siuzen

Thazhelega kornbuis

Muisinen unsih fasto

Joh uür thaz muazzun unwarin

fon auion ünzin euion

EXPLICIT LIBER EVANGELIORUM PRIMVS THEO
PISCIS CONSCRIPTIVS. INCIPIT LIBER SECVNDVS
RALLEN QVERO LIT KRISTIN

II

Soruno ouh so inabton

Er-se ioh brmilwuru

Ouh wüht induw gisuarit

Sonwas ionuort unonanti

Thaz uürnu sehen offan

thetymischet motor

Muablon nixzen

Thaz nisarat sirduruz

Erümen thero rasto

Bide foragotc fin

Mit then haligon selon

LOHEN GULO GISCETIN

Manni mag gtrahon

Ioh herda ouh soheru

Thaz sellu thriu ruarit

Erallen zwin uneroln

Thaz was tharinc ungeschaffen

Ein Blatt aus der Pergamenthandschrift von „Otfrieds Evangelienbuch“
(IX. Jahrh.) in der Königl. Bibliothek zu München. (Faksimile.)

Bielefeld und Leipzig.

Daß uns zum Leide nimmermehr Wir scheiden von der Sel'gen Heer,
 Und nicht der großen Ewigkeit Entgegensehn mit Neu und Leid;
 Daß uns die Wurffschaufel nicht Im Stiche lasse beim Gericht
 Und nicht bis zum letzten Tag Scharf in den Wind uns schleudern mag;
 Daß er uns mag gnädig sein Uns von dem Jammer zu befrein,
 Zu brennen, wie die Spreu es tut, Nach dem Tod in ew'ger Glut;
 Daß seiner Hirten treue Schar In Schutz uns nimmt auf immerdar,
 Und nimmer ihrer Schaufel Jorn Uns schleudert fort aus Gottes Korn!
 Dana treten wir in den Verein Der Jünger Gottes selig ein
 Und in des Himmels hohe Pracht, Durch gute Werke reich gemacht;
 Die höchsten Wonnen allzugleich, Die eben sind das Himmelreich!
 Zulieb der ew'gen Seligkeit Laßt uns entfliehn dem ew'gen Leid;
 Dann mit den Seligen des Herrn Empfängt das Himmelreich uns gern;
 Des Speichers ew'ger Süßigkeit Dann freun wir uns in alle Zeit,
 Und dieses Speichers heil'ge Bier Dann nimmermehr verlassen wir;
 Mit Gottes Jüngern immerzu Genießen wir der sel'gen Ruh.
 Mit ihnen mögen im Verein Wir vor Gotte selig sein,
 Mit den Seelen, die geweiht, Von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen.

II, 1. Im Anfange war das Wort.

Eh die Welt erschaffen war Und der Engel ganze Schar
 (So lange her ist's, daß daran Keiner sich erinnern kann),
 Ehe Himmel ward und Meer Um die feste Erde her,
 Eh ein Geschöpf ward eingesezt, Das alle drei erfüllt anjeht,
 Da war das Wort schon vor der Zeit Der Welt in alle Ewigkeit;
 Was sonst nun vor uns liegt im Licht, Damals erschaffen ward noch nicht.

Otfrieds Vorgang fand Nachahmer in der Geistlichkeit, die nun christliche
 Gesänge in der neuen Form (z. B. einen Leich auf den heiligen Petrus u. a.)
 dichteten, um die weltlichen völlig zu verdrängen und für die meist unver-
 standene Predigt einen Ersatz zu bieten. Bei den uns stammverwandten Angel-
 sachsen hatte ein weiser Mann das schon lange vorher erprobt; denn als dem
 frommen Althelm († 709) die Leute noch vor der Predigt aus der Kirche ^{abgehien.}
 liefen, stellte er sich vor sie hin und begann die evangelische Wahrheit singend
 vorzutragen, da blieben sie stehen und hörten ihm zu. Merkwürdigerweise
 blieben aber die Laien von der Teilnahme am Kirchengesang, mit Ausnahme
 des Kyrie eleison, noch jahrhundertlang ausgeschlossen.

Aber auch der weltlichen Dichtung wandten sich die Geistlichen bald
 freundlicher zu; ja, ein fränkischer Geistlicher dichtete auf den Sieg, den
 Ludwig III., der König der Westfranken, ein Enkel Karls des Kahlen, über
 die Normannen bei Saucourt (881) ersocht, ein Lied. Der Dichter des
 Ludwigsliedes soll Hucbald geheißen und als Mönch in dem flandrischen ^{Huebald.}
 Kloster St. Amand sur l'Esnon bei Valenciennes, das in der Nähe des Schlacht-
 feldes lag, gelebt haben. Die Handschrift dieses Liedes, welche aus eben
 diesem Kloster stammt, fand Hoffmann von Fallersleben 1837 in der
 Bibliothek zu Valenciennes.

Die lateinische Überschrift lautet:

Rithmus teutonicus de pia memoriae Hluduico rege filio Hluduici aequae regis.
 (Ein deutsches Lied über König Ludwig seligen Angedenkens, Ludwigs Sohn gleichfalls des Königs.)

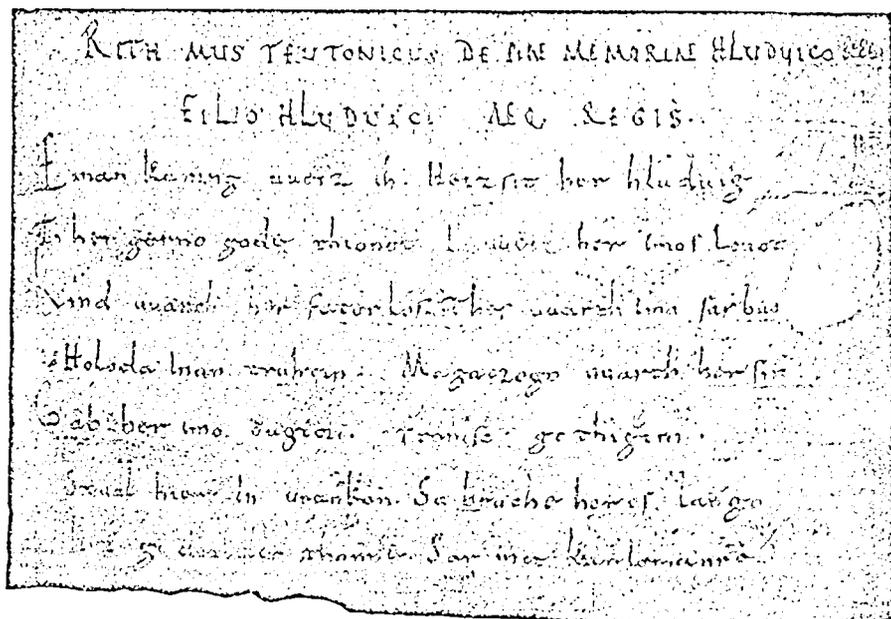


Abb. 7. Anfang des Ludwigsliedes. Althochdeutscher Reich (Gedicht mit ungleichen Strophen) auf den weifränkischen König Ludwig III. zu Ehren seines Sieges bei Saucourt in der Normandie im Jahre 881 über die Normannen. Faksimile der Handschrift in der Bibliothek zu Valenciennes a. d. Ende des IX. Jahrh.

Ludwigs-
lied.

Das Lied selbst, einer der ältesten uns erhaltenen Reiche, hebt an:

Einan kuning uueiz ih.
Heizsit her hluduig,
Ther gerno gode thionot.
Ih uueiz her imos lonot.
Kind uuarth her faterlos.
Thes uuarth imo sar buo(z):
Holoda inan truhtin,
Magaczogo uuarth her sin
Gab her imo dugidi,
Fronisc githigini,
Stual hier in urankon.
So bruche her ef lango!
Thaz gideilder thanne
Sar mit karlemanne.

Einen König weiß ich,
Heißt Herr Ludwig,
Der gerne Gotte dienet.
Ich weiß, er ihm's lohnet.
(Als) Kind ward er vaterlos.
Des ward ihm bald Ersah (Buße):
(es) Holte ihn der Herr,
Erzieher ward er sein.
Gab er ihm Kraft,
Herrliche Degenschaft,
(den) Thron hier in Franken.
So gebrauchte er dessen lange!
Das teilte er dann
Bald mit Karlmann.

Der Dichter erblickt also in dem Sieger einen Gottesstreiter. Des Königs Vater ist früh gestorben, nun ist Gott sein Erzieher geworden, hat ihm herrliche Helden und den Herrscherthron gegeben. Aber er soll geprüft werden, wie er die Mühseligkeiten ertragen werde, deshalb ließ Gott heidnische Männer, die Normannen, über die See kommen, die sein Land und Volk arg heimsuchten. Das geschah in der Abwesenheit des Königs, und die Not im Reich war sehr groß. Das erbarmt Gott, und er gebietet ihm, seinen Leuten zu helfen. Ludwig ist sofort gehorsam, er eilt zu seinen ihn angstvoll erwartenden „Gefellen“, nimmt Schild und Speer und reitet gewaltig und kühn unter dem Sang eines heiligen Liedes,

welches das Heer mit dem Kyrie eleison begleitet, wider die Feinde. Seinen tapferen Genossen immer voraus kämpft er mit angeflammter Kühnheit. „Gelobt sei die Gotteskraft! Ludwig ward sieghaft; und allen Heiligen Dank: sein ward der Siegeskampf!“ — „Erhalte ihn, Herr, bei seiner Herrlichkeit!“ schließt dieses ganz biblisch gedachte und doch echt volkstümlich deutsch durchgeführte Zeitlied.

Noch einmal schien der alte Glanz des Karolingerreiches in Deutschland aufleuchten zu wollen unter Karl dem Dicken (882—887), der alle deutschen Lande unter seiner Regierung vereinte und auch von dem Westfrankenreiche anerkannt wurde; aber es war nur das letzte Aufblühen einer Flamme vor ihrem gänzlichen Verlöschen. Die von allen Himmelsgegenden in das Reich wüth hereinbrechenden fremden Völkerschaften, Sarazenen, Slaven, Normannen, vermochte der körperlich und geistig schwache Erbe des großen Kaisernamens nicht zurückzudrängen; wohl gelang es Arnulf besser, aber ohne sein Werk vollendet zu haben, starb er, und als das Jahr 900 anbrach, sah es trauriger als je in unserem Vaterlande aus; ein Kind saß auf dem Thron, mit dessen Tode vor erreichtem Mannesalter das deutsche Karolingerhaus erlosch. Die Sachsen traten das Erbe der Franken an. Heinrich I. (919—936) machte unser Volk frei und selbständig; — Otto der Große führte es zur Herrschaft. „Stolz gleich Libanons Zedern,“ sagt Thietmar von Merseburg, „erhob sich das Reich, allen Völkern weit und breit furchtbar.“

Als Otto auszog, die Kaiserkrone zu gewinnen, wurden zum erstenmal amtlich — in Urkunden seiner Kanzlei — die unter ihm vereinigten Völkerstämme Deutsche genannt, ein Vorgang, der, wie oben erwähnt, nur sehr langsam Nachahmung und allgemeine Annahme fand. Auch die Künste und Wissenschaften fanden in diesem großen Fürsten einen eifrigen Freund und Förderer. Die Erwerbung Italiens und der Kaiserkrone, wie verhängnisvoll sie für unsere weitere staatliche Entwicklung sein mochte, führte uns südländische Bildung zu; unter Otto I. und seinen beiden Nachfolgern wurden die bildenden Künste nach Deutschland verpflanzt, am Hofe wurden die alten Klassiker studiert, und von dort verbreitete sich die Liebe zu den Wissenschaften durch das Reich, vornehmlich in den Klosterschulen, die einen neuen Aufschwung nahmen. Selbst in Nonnenklöstern, besonders zu Gandersheim und Quedlinburg, lasen die Mädchen neben den Heiligenlegenden Vergil und Terenz.

Auch die Poesie fand ihre Pflege an dem Hofe der Ottonen wie in den Klöstern. Aber ob der Inhalt weltlich national, ob er geistlich war — die Sprache dieser Hof- und Klosterdichtung war lateinisch. Nur ein einziges Gedicht aus der Ottonenzeit ist wenigstens zur Hälfte deutsch, zur Hälfte lateinisch. Es ist ein Leich auf Otto den Großen, in dem die zweite Veröhnung des Königs mit seinem Bruder Heinrich, die zu Weihnachten 911 in Frankfurt stattfand, besungen wurde. Selbst alle Sagen der Heimat, die Helbensage wie die Tierfage, erschienen in dem ausländischen Gewande.

Unter diesen Gedichten ragen zwei als die bedeutendsten hervor: der Waltharius und der Ruodlieb.



Abb. 8. Verzierter J aus Notkers d. Deutlichen Handschrift I. d. St. Galler Klosterbibliothek. 12. Jahrh.

In einem der ältesten und ruhmreichsten Klöster, das namentlich seit Karl dem Großen durch seine tüchtige Schule und gute Zucht, wie durch eine Anzahl bedeutender Männer einen weithin reichen Ruf erworben hatte, in St. Gallen, entstand das erste dieser Gedichte. Es ist ein in lateinischen Hexametern um 940 verfaßtes Heldengedicht „Historia Waltharii“, das dem burgundisch-hunnischen Sagengebiete angehört und ein Stück echten altgermanischen Heldentums enthält. Ekkehard, ein Mönch jenes Klosters*), der im J. 973 starb, hat darin die Zeit wieder aufleben lassen, in welcher deutsche Fürsten und Volksstämme Attilas Joch, das sie lange getragen, in kühnem Freiheitsdrange abzuschütteln suchten, ohne daß die Bruderkämpfe unter ihnen aufhörten.

Es wurde zuerst von Jakob Grimm in den „Lateinischen Gedichten des 11. und 12. Jahrhunderts“ herausgegeben und recht gewürdigt, und von Simrod in seinem „Kleinen Heldenbuch“ unter dem Titel „Walthar und Hildegunde“ verdeutschelt; ganz uns zu eigen hat es Viktor Schefel in seinem „Waltharlied“ gemacht, das er in seinen Roman „Ekkehard“ in freier Bearbeitung verwebt, in welchem er die alten St. Gallischen Chroniken dichterisch benützt, jene fernabliegende Zeit in lebendiger Neugestaltung aus dem Klosterstaube herausbeschworen und die Entstehung des Gedichts poetisch dargestellt hat. In Wirklichkeit ist es die Arbeit eines Klosterschülers, der ein volkstümliches deutsches Heldengedicht mit dichterischer Freiheit kunstvoll ins Lateinische übertrug. Unter dem fremden Gewande sind die echt deutschen, volkstümlichen Züge deutlich erkennbar.

Dem Original textgetreu entsprechend ist das Lied von Böttcher (B) in den Denkmälern und von Althof (A) übersetzt; die in nachfolgendem angeführten Stellen sind daraus entnommen.

Der König Egel ruft eines Tages, so erzählt das Lied, seine Hunnenscharen auf zur Heerfahrt wider die Völker des Westens:

Voll der Begier für sich zu erneu'n die alten Triumphe
Ließ er das Heerhorn blasen, um heimzuziehen die Franken. (B.)

Dort herrschte der Frankenkönig Gibich. Er vermag dem wilden Schwarm nicht zu widerstehen und sendet den im Nibelungenliede später so hervorragenden Hagen von Tronje als Geißel mit unermesslichen Schätzen, da sein Sohnlein Gunther noch alljung war. In gleicher Weise unterwirft sich König Herrich in der Burgunder Land; die einzige Tochter, jung Hildegunde mit Namen, gibt er dem übermächtigen Eroberer hin als Geißel —

Golet den Frieden sich ein und läßt dem Hunnen die Tochter,
Fort in die Fremde zieht des Landes köstlichste Perle. (B.)

Walthari (lies Wält-hari, der des Heeres waltet), den ihr in der Wiege verlobten Königssohn von Aquitanien (Westgotenreich), trifft ein gleiches Geschick, da sein Vater Alpher (lies Alp-hër, der Alben, Elfen Herr) dem schlechten Beispiel folgt. Froh solcher Beute kehren die Sieger nach Ungarn heim, wo die Geißeln freundlich gehalten werden. Die Königin Däspirin gewinnt Hildegunden lieb und setzt sie

*) Ein Neffe und Schüler dieses Ekkehard war der hochgelehrte Notker der Deutsche, der lange Zeit als gefeierter Lehrer den Schülen des St. Galler Stiftes vorstand († 1022). Einer Handschrift des zwölften Jahrhunderts, die u. a. seine lateinisch-deutsche Bearbeitung der „Gefänge Davids“ enthält, ist das obige verzierte J entnommen als Beispiel mönchischer Schreib- und Verzierkunst jener Zeit.

zuletzt als Schaffnerin dem Schatz der Hofburg vor, während Hagen und Walthari sich in Kriegszügen hervortaten. Doch die Liebe zur Heimat ist mächtiger, als alles andere: alle drei sinnen auf Flucht. Hagen, der vernommen, daß Gibich gestorben und sein Sohn Gunther den Tribut fernerhin verweigere, entflieht zuerst und kehrt zu seinem Herrn heim. Auf seiner Gemahlin schlaun Rat sucht Egel Walthari durch Heirat mit einer Hunnentochter zu fesseln. Aber der junge Held weicht ihm klüglich aus: er will sich nicht binden durch ein Weib:

„Wollte ich freien ein Weib, dem Befehl des Gebieters gehorchend,
Würde von häuslicher Sorg' und der Liebe zur Maid ich geseßelt,
Und verhindert zumest dem Könige Dienste zu leisten“ (A.)

erwidert er, und Egel glaubt nun seiner ganz sicher zu sein. Als Walthari wieder einmal von einem rühmlichen Siegeszug heingefehrt, den Königsaal betritt, trifft er darin ganz unermutet Hildegund allein. Die als Kinder schon füreinander Bestimmten tun sich gegenseitig ihre unwandelbare Liebe und ihre Sehnsucht nach der Heimat kund und verabreden ihre gemeinschaftliche Flucht. Walthers riesiges Streitroß, Löwe, soll den dereinst den Franken erpreßten Schatz tragen. Walthar veranstaltet ein großes Fest, zu dem er den König Egel mit allen seinen Helden ladet, und während die Gäste ihren schweren Rausch in Hallen und Gängen ausschlafen, verlassen die beiden Liebenden Egels Schloß und eilen dem Rheine zu.

Am vierzigsten Tage erreichen sie den Rhein bei Worms. Einem Schiffer, der sie übersetzt, geben sie die letzten Fische, die sie mitgebracht, als Fährlohn. Dieser bringt sie dem Leib- und Mundkoch König Gunthers, der sie bei der Tafel kostend ausruft: solche Fische kenne Frankenland nicht. Der Ferge wird herbeigerufen und erzählt von dem stattlichen Helden, der glänzenden Jungfrau und dem mit Schätzen beladenen Roß. Hagen erlauscht das Wort und ruft sogleich: „Aus Hunnenland heimreitet Walthari, mein Gesell.“ Da befehlt der König, ihnen nachzujagen, um ihnen den Schatz abzunehmen, ohne auf Hagens Fürsprache zu achten:

Und mit Geschossen versehen, gedrängt von des Königs Befehle
Stürmen zum Thor sie heraus mit Begier dich, Walthar, zu fällen. (B.)

In einer Schlucht des Waschenwaldes (Vogesen) werden die Fliehenden ereilt. Walthari hält dräuernd die Wacht am Felsentor und besteht im Einzelkampf nacheinander elf tapfere Helden, darunter auch Hagens Neffen. Das bewegt endlich Hagen, der dem Walthari einst Treue gelobt, Gunthers Bitten nachzugeben und in den Kampf mit einzutreten. Aber er schlägt vor, zum Schein abzuziehen und Walthari nicht eher anzugreifen, als bis er mit dem Schatz und der Jungfrau seinen festen Platz verlassen habe. Am nächsten Morgen hebt Walthari seine Braut auf eines der erbeuteten Pferde, besteigt selbst ein anderes und läßt sein gutes Streitroß mit den Schätzen folgen. Aber kaum sind sie tausend Schritte geritten, da werden sie von Gunther und Hagen angerannt. Vergebens erinnert Walthari Hagen an den alten Freundschaftsbund — die zwei beginnen den Streit wider einen Mann. Vom Morgen bis zum Abend dauert der ungleiche Kampf, der dem König das Bein bis an die Hüfte und Walthari durch Hagens Schwertstich die tapfere Rechte kostete,

Sie die so furchtbar einst so vielen Fürsten und Völkern,
Sie, die so oft erstrahlt in unzählbaren Trophäen! —

Aber als linker Mann auch lernt der Tapfere die Furcht nicht — (B.)

und sein hunnischer Säbel trifft, von der Linken geschwungen, Hagen ins rechte Auge, Stirn, Wange und Lippe zugleich aufschlitzend, so daß „zweimal drei Backzähne dem blutigen Kiefer entrollen.“ Nun folgt die Versöhnung, die durch den kühlen Labetrunk gefeiert wird, den Hildegunde herbeibringt, nachdem sie die Schwerter verketten mit zitternder Hand verbunden. Hagen und Walthari erneuern dabei die

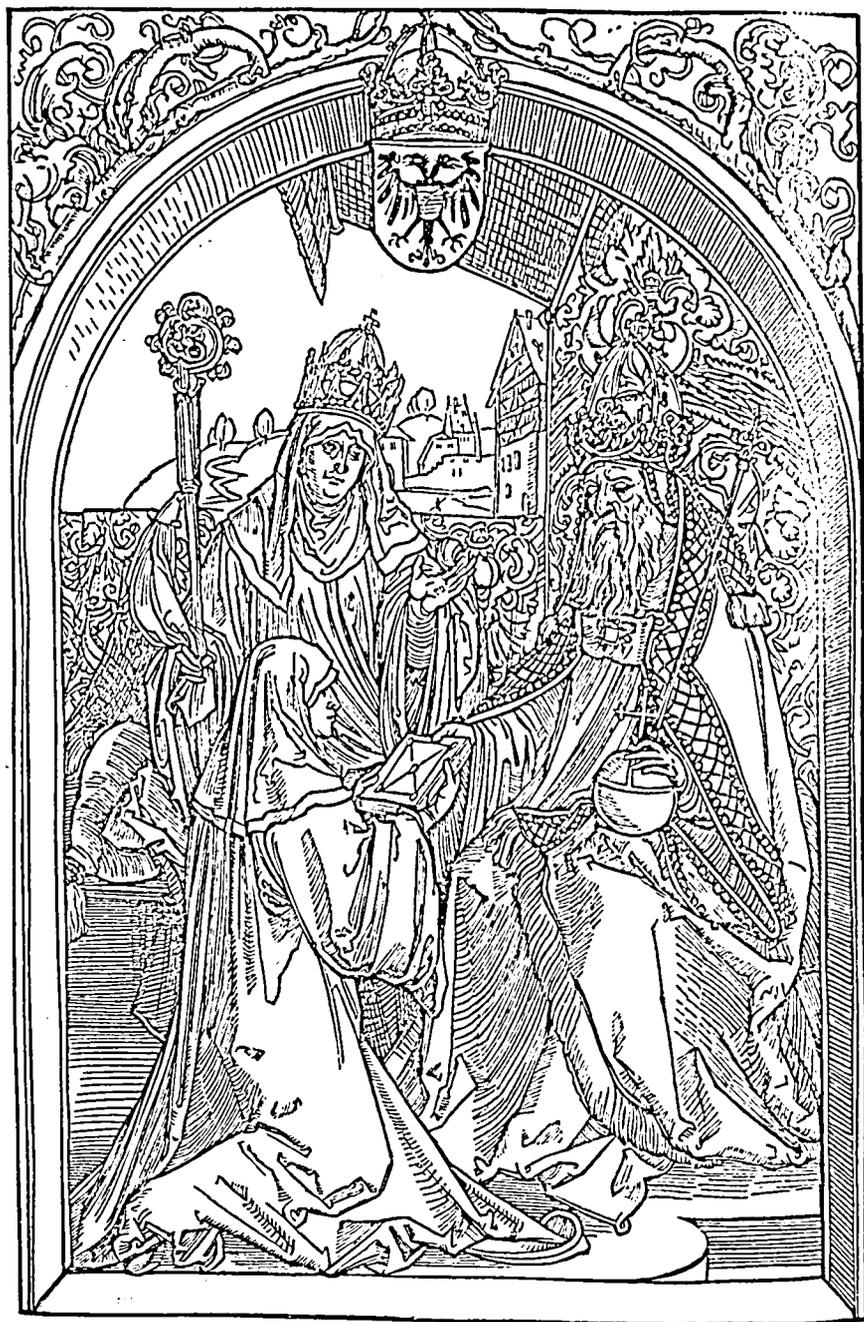


Abb. 9. Roswit überreicht Otto dem Großen und dem Erzbischof Wilhelm von Mainz (ihrem höchsten kirchlichen Vorgesetzten) ihre Werke.

Dürers Holzschnitt aus der ersten gedruckten Ausgabe der Werke Roswits, 1501 von Konrad Celtes nach der von ihm aufgefundenen Handschrift herausgegeben. Gedruckt Nürnberg 1501. Titel: „Opera Hrosuite illustris virginis et monialis Germane gente saxonica orbe nuper a Conrado Celte inventa.“ (Werke der Großwita, einer berühmten sächsischen Nonne, kürzlich von Konrad Celtes aufgefunden.)

Erklärungstafel

zu Roswithas Schilderung der Flucht der Königin Adelsheid.

Die Werke der Roswitha, seit dem ersten Jahrhundert den Zeitgenossen völlig verloren gegangen, wurden im Jahre 1494 von Konrad Celtis, dem eifrigen Handschriftenforscher und Humanisten, zum literarischen Hofe Kaiser Maximilians gehörend, im Kloster St. Emmeran zu Regensburg wieder aufgefunden und im Jahre 1501 im Druck herausgegeben. Albrecht Dürer schmückte die Ausgabe mit Holzschnitten. Gesezt wurde direkt nach der Originalhandschrift, welche Celtis in die Druckerei gab, nachdem er sie in etwas rücksichtsloser Weise mit handschriftlichen Kapiteleinteilungen, Überschriften und Korrekturen versehen hatte. In diesem Zustande befindet sie sich jetzt in der R. Bibliothek zu München.

Text mit freier metrischer Übersetzung nach Dr. Th. G. Pfunds deutscher Ausgabe.

Nunc vagat in silvis, latitat nunc denique sulcis
 Oder sie schweift' in den Wäldern, versteckte sich endlich in Furchen
 Inter maturos cereris crescentis aristas,
 Hinter den reifenden Ähren des hochaufwachsenden Segens,
 Donec nox solitis rediens induta tenebris,
 Bis von neuem die Nacht, in gewohntes Dunkel gekleidet,
 Obtegit rursum nebulo terram tenebroso
 Kam und wieder die Erde mit dichter Verfinst'ung deckte.
 Tunc iterato viam studuit percurrere ceptum.
 Dann erst eilte sie frisch, den begonnenen Weg zu beenden.
 Denique custodes illam non invenientes
 Weiter nun aber die Wächter, sobald sie jene nicht fanden,
 Narrabant factum comiti nuntium tremefacti,
 Melbeten schreckenerfüllt das schlimme Begebnis dem Grafen,
 Cura cui conservandae fuit indita domnae.
 Welchem die Sorge vertraut für die sichere Verwahrung der Herrin.
 Qui terrore gravis percussus corde timoris,
 Dieser, im Herzen getroffen vom Schrecken der schwersten Befürchtung,
 Pergit cum sociis illam perquirere multis;
 Machte mit vielen Gefährten sich auf, sie wieder zu suchen.
 Et cum deficeret, nec iam dinoscere posset,
 Und als dies nicht gelang und nimmer erspüren er konnte,
 Quo regina suum tulerit clarissima gressum,
 Wo die gepriesene Frau wohl hingelenket die Schritte,
 Detulit at regem Berengarium timidus rem.
 Bracht' er an Berengaren, den König, mit Zagen die Kunde.
 Hic quoque continuo nimiam conversus in iram,
 Dieser nun schickt', urplötzlich unmäßigem Toben verfallend,
 Circumquaque suos subito mittebat alumnos,
 Rings in die Runde sofort die Mannen, so viel er ernährte,
 Praeciens illos nullum transire locellum,
 Ihnen gebietend, sie sollten bei keinem Plätzchen vorbeigehn,
 Sed caute cunctas iam perlustrare latebras,
 Vielmehr jeden Versteck durchsuchen mit größter Umsicht,
 Si forsans latebris regina lateret in ullis.
 Ob sich in einem vielleicht die Königin habe verborgen.
 Ipseque cum fortis sequitur turba legionis,
 Selber mit einer Partie der tapferen Scharen dann folgt er,
 Cui qui vult hostes bello superare feroces,
 Obd' als wollt' im Gesecht er die grimmigsten Feinde besiegen,
 Et rapido segetem cursu peragravit eandem,
 Und im stürmischen Laufe durchheilt' er das nämliche Kornfeld,
 In cuius sulcis latuit tunc domna recurvis,
 Wo sich gerade verbarg in krummer Furche die Herrin,
 Haec, quam quaerebat, Cereris contacta sub alis.
 Sie, die eben er suchte, gedeckt von den Schwingen der Ceres
 Sed licet huc illucque locum percurreret ipsum,
 Denn wiewohl er das ganze Gefilde hinab und hinausstief,

Nunc uagat in siluis latitat nunc demq; sulcis
 Inter maturas cereuis crescentas aristas.
 Donec nox solatis rediens induta tenebris.
 Obtegit rursim nebulo-tepam tenebrioso.
 Punc iterato inani studuit percussere ceptam.
 O demq; custodes illam non inuementes.
 Narrabant factum: comiti nuntium qu'emefach.
 Cura cui conseruandq; fuit indita domus,
 Quae interiore grauis percussus corde amoris.
 Itegit cumisatus illam perquirere multas.
 Et cum desicere nec iam dinoscere posset.
 Quo regina suum taleste clarissima gressum.
 Deuolit ad regem benignarum tumultus sem-
 Hic quoq; continuo nimiam conuersus in yram.
 Cum quaque suos subito mittebat aluminos.
 P recipiens illos nullum transire locellum.
 Sed caute cunctas iam perlustrare latebras.
 S is forsitan latebris regina latebat nullis.
 I psey cum forsas sequitur turbalegionis.
 Cui qui uult hostes bello superare feroces.
 E trapido segetem cursu peragravit eandem.
 I neuus sulcis latuit tunc domina percussus.
 B ge quam querebat cereuis contestasubalis.
 S cilliter huc illucq; locum percussere ipsum.

Roswitha über die Flucht der Königin Adelheid.
 S. 145 a u. b aus der Handschrift der K. Bibliothek zu München.

In quo non paruo iacuit terrore granata
Et quamuis circumpositos disiungere culmos.
Nisi sibi extenta cunctis temptauerit hasta
Non tamen inuenit xpi quam gratia uixit.
Ast ubi confusus pedit nummum quoq; lassus.
Presul adelhardus mox aduenit uenerandus.
Induxitq; suam gaudenti pectoris dominam.
Intra namq; sue muros urbis bene firmos.
Hicq; sibi digne toto seruauit honore.
Donec maior em xpo miserante decorem.

Regni suscepto prudem quomestra reliquit,
Oemq; nrales quidam tunc experientes.
Reginam domino desolatam fore cayo.
Cuius preulilem gustauerunt pietatem.
Quando pitaliam ceperunt pgeret romam.
Fuis multiplicem recitati sunt pietatem.
Ceteris us ottoni magno tunc deniq; regi.
Augusto sed romani nunc deniq; regi.
Nullam dicentes aliam consistere dignam.
Tecta sub ipsius thalami regalia duci.
Post obitum domny flendum cunctis eadithis
Et rex letatus tanty dulcedine famy.
Pectoris uoluebat tacito per tempora longa.
Quo pacto sibi reginam conungeret istam.

In quo non parvo iacuit terrore gravata,
 Dort wo geborgen sie lag, von schwerer Befürchtung belastet,
 Et quamvis circumpositos disiungere culmos
 Und obgleich er versuchte, die rings aufstarrenden Hälme
 Nisibus extenta cunctis temptaverit hasta,
 Mit weitreichendem Speer aus allen Kräften zu trennen,
 Non tamen invenit, Christi quam gratia textit.
 Dennoch fand er sie nicht, die Christi Gnade beschirmte.
 Ast ubi confusus rediit, nimium quoque lassus,
 Doch als heim er gelehret, beschämt und herzlich ermüdet,
 Praesul Adelhardus mox advenit venerandus,
 Siehe da naht' Adelhardus, der hochhehrwürdige Bischof,
 Inluxitque suam gaudenti pectore domnam
 Führend, die Brust voll Freuden, hinein die teure Herrin
 Intra namque suae muros urbis bene firmos,
 Inner der eigenen Stadt ganz sichere Mauerumwallung.
 Hicque sibi digne toto servivit honore,
 Und dort war er zu Dienst ihr gewärtig mit jeglichen Ehren,
 Donec maiorem Christo miserante decorem
 Bis noch höherer Glanz durch Christi Gnaden auf jenem
 Regni suscepit, pridem quam maesta reliquit.
 Thron ihr wurde zu teil, den einst sie traurig verlassen.
 Denique nostrates quidam, tunc experientes
 Etlichen unseres Landes indessen, die nun es erfahren,
 Reginam domino desolatam fore caro,
 Ihren teuren Gemahl verloren habe die Königin,
 Cuius praedulcem gustaverunt pietatem
 Deren gewinnende Huld sie selber mit Freuden erprobet,
 Quando per Italiam ceperunt pergere Romam,
 Als sie wallend nach Rom durchzogen Italiens Fluere,
 Eius multiplicem recitati sunt pietatem
 Wurd' es ein Grund, vor Otto dem Mächtigen, welcher noch König
 Crebrius Ottoni, magno tunc denique regi,
 War, nun aber Augustus des römischen Reiches geworden,
 Augusto sed Romani nunc denique regni,
 Häufig die Hülle der Huld an der Königin lebhaft zu preisen.
 Nullam dicentes aliam consistere dignam
 Keine würd'gere sonst, so meinten sie, könne man finden,
 Tecta sub ipsius thalami regalia duci.
 Unter des fürstlichen Dachs Brautkammer geführt zu werden
 Post obitum dominae stendum cunctis Eadithae.
 Nach Eaditha, der Herrin, mit Tränen betrauertem Tode.
 Et rex laetatus tantae dulcedine famae,
 Und der König, ergötzt von der Größe so lieblichen Ruhmes,
 Pectoreolvebat tacito per tempora longa,
 Sann im tiefen Gemüte gar lange Zeiten nur darauf,
 Quo pacto sibi reginam coniungeret istam.
 Wie zum Weib' er sich könnte die Königin dorten vermählen.

alte „Blutbrüderschaft“ und necken sich gegenseitig mit ihren schrecklichen Verwundungen. Darauf heben sie den König sanft aufs Kop

. . . . und kehren alsbald nach verschiedenen Seiten
 Hier die Franken gen Worms, der Aquitaner zur Heimat.
 Freudig wird er begrüßt und mit hohen Ehren empfangen.
 Bald auch wird nach festlichem Brauch Hiltgunt ihm vermählt.
 Und von allen geliebt, regiert nach dem Tode des Vaters
 Walthar noch dreißig Jahre das Volk, beglückt und gesegnet.
 Sieg und Ruhm noch gewann der Held in gewaltigen Kämpfen
 Also singt von Walthar das Lied. — Uns segene Jesus! (B.)

So schließt das Waltharlied mit einem eigentümlich deutschen Zuge, der — wie Wilmar sagt — „das sichere Bewußtsein des Ziels, der endlichen Bestimmung unter all den wilden Kämpfen und Fahrten in die Ferne und Fremde festhält“.

Das zweite dieser lateinischen Gedichte, der „Ruodlieb“, die erste roman- Ruodlieb.
 hafte Erzählung auf deutschem Boden, stammt aus dem bayrischen Kloster Tegernsee, das schon im 10. Jahrhundert eine Kulturstätte war; als Verfasser hat man den Mönch Fromund vermutet, der um das Jahr 1000 lebte.

Auch in dieser, leider nur bruchstückweise erhaltenen Dichtung, die in gereimten Hexametern verfaßt ist, klingt die Heldensage an, doch nur gelegentlich und mit fast unbekanntem Namen. Auch sonst ist der Charakter ganz verschieden: ist Walthari eine starke, unbändige Natur, wie sie aus der Völkerverwanderung hervorging, so tritt uns in Ruodlieb schon ein verfeinertes, höfisches Wesen und ein lehrhafter Geist entgegen, die dem HelDENlied ganz fremd sind.

Ruodlieb hatte sich als Dienstmann eines großen Königs Anspruch auf Lohn erworben. Er erhält zum Abschiede zwei Brote, von denen er eines bei seiner Mutter und das zweite erst an seinem Hochzeitstage anschneiden soll. Beide sind aber nur wie Brot gestaltet und gemalt, in Wirklichkeit sind es zusammengelegte silberne Schüsseln von Gold und Schmuck. Dazu gibt ihm der König zwölf goldene Lehren, z. B. er solle keinem Kottkopf trauen, nie, um den Schmutz des Weges zu vermeiden, über die Saat reiten, bei keiner Kirche vorbeireiten, ohne darin zu beten u. s. w. Alle diese Lehren kommen nun im Laufe der Erzählung in Anwendung und werden durch die Erfahrungen des Helden erprobt.

Neben den Mönchsklöstern waren Frauenklöster die Kulturstätten in Roswit.
 der Ottonenzeit; namentlich beteiligten sich die Nonnen in den mit den Benediktiner- und Chorherrnstiften verbundenen Frauenklöstern an dem Bücherabschreiben. In Gandersheim, einer Stiftung des sächsischen Königsgeschlechts, im Braunschweigischen, lebte in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts die älteste deutsche Dichterin, die geistreiche Nonne Roswit (Hrotsvith), deren Leben und Dichten Rudolf Köpke („Die älteste deutsche Dichterin. Kulturgeschichtliches Bild aus dem 10. Jahrhundert“) mit geschichtlicher Treue gezeichnet hat. Leider hat auch sie ausschließlich in lateinischer Sprache ihre Werke abgefaßt.

Einem edlen Sachsengeschlechte um 930 entsprossen, kam sie früh nach Gandersheim, wo die Nichte Kaiser Ottos I., die Äbtissin Gerberga, ihre Nonnen im Verständnisse der lateinischen Dichter unterrichtete. Roswit machte unter ihrer Leitung rasche Fortschritte, lebte sich in die Werke Vergils, Dvids und Terenz' ein und versuchte ihnen bald nachzueifern. In lateinischen Hexametern schrieb sie ein Gedicht zu Ehren Marias, Legenden, das Leben Ottos des Großen

in einem Epos „Gesta Odonis“ (die Thaten Ottos), das für die Macht und Verfolgung der Königin Adelheid (s. Beil. 7) als Quelle gilt, und eine Geschichte ihres Klosters, verflochten mit der Vorgeschichte der Ottonen. Endlich wagte sie sich an Dramen in lateinischer rhythmischer Prosa und schrieb sechs Stücke. Mit Vorliebe stellte sie das weibliche Märtyrertum dar, die Kraft und die Weiblichkeit, die selbst das schwache Weib durch den Glauben gewinnt. Die Klosterfrauen waren das erste Publikum Roswitens, die unzweifelhaft originelle dichterische Kraft besaß. „Was ihr hemmend entgegenstand, war der Mangel der vollstümlichen Sprache, die Unmöglichkeit, sie für ihren Zweck zu verwenden, und der Bildungsstand des Volkes überhaupt, das solche Erscheinungen noch nicht zu fassen vermochte.“ Später wurden ihre Werke durch Abschriften außerhalb des Klosters verbreitet. Eine solche wurde 500 Jahre nach ihrem Tode aus dem Staube der Klosterbibliothek zu St. Emmeran in Regensburg von Conrad Gellert aus Licht gezogen und im Jahre 1501 herausgegeben. Mit staunender Bewunderung begrüßten die Gelehrten jener Zeit sie als „germanische Muse“, und ihr Ruhm verbreitete sich nach Frankreich, Italien und England. Ottomar Pihl hat neuerdings die Dramen Roswitens ins Deutsche übersetzt.

Tierfage. Unter den Erzeugnissen der lateinischen Dichtung dieser Zeit begegnen uns endlich auch einige, die der Tierfage angehören.

Die Tierfage ist nicht ursprüngliches Eigentum unseres Volkes, wie A. Grimm und ältere Forscher glaubten, sondern die Mönche brachten die lateinischen Tierfabeln, die aus dem Orient stammen, nach Deutschland. Dichterische Phantasie schuf hier, anknüpfend an ihre lehrhafte Tendenz, daher stets mit satirischer Färbung, aus ihnen erzählende Tiergedichte, indem sie die menschlichen Züge der Tiere mehr und mehr erweiterte. Man gab ihnen Namen nach Art der Menschennamen: der Bär hieß Bruno (Braun), der Wolf Jfangrim (urspr. Eisenhelm, dann eisengrimmig), der Fuchs Reginohard oder Neginhard (erstarkt, weise, klug), woraus hochdeutsch Reinhard, niederdeutsch Reineke (d. i. Reinhardchen) wurde.

Gewissermaßen die Grundlage der späteren Tierdichtungen, welche noch heute unter dem Namen Reineke Fuchs volkstümlich und zugleich weltbekannt sind, bildet die „Ecbasis captivi“, ein lateinisches Gedicht von 1229 Leoninischen, d. i. gereimten Hexametern, in welchem ein lothringischer Mönch um 940, unzufrieden mit seiner klösterlichen Gefangenschaft, die Flucht eines Kalbes (Mönches) aus dem mütterlichen Stalle (Kloster) erzählt. Es gerät in die Gewalt des Wolfes und wird in dessen Burg geschleppt. Während diese nun von dem Stier und anderen Tieren unter Anführung des Fuchses belagert wird, berichtet der Wolf seinen Freunden von der Ursache seiner Feindschaft mit dem Fuchs etwa folgendes: Als der Löwe, der König der Tiere, einst erkrankt war, lud er alle Untertanen, vor ihm mit Heilmitteln zu erscheinen. Nur der Fuchs zögerte. Der König beschloß, ihn zu strafen, und der rachsüchtige Wolf errichtete schon den Galgen. Da nahte der Listige. Er riet, als einziges Mittel der Rettung, dem Wolf das Fell abzuziehen und den Kranken darein zu hüllen. Der König, genesen und dankbar für die rührende Pflege, ernannte den Fuchs zum Reichsverweser, und dieser bestellte nun alle Tiere zu einer großen Hoffestlichkeit.

Diese Fabel wurde nun immer mehr erweitert, und so entstanden die großen Tierepen, von denen unten (S. 51) die Rede ist.

Deutsche Volksdichtung. Während so am Hofe und in der gelehrten Welt der Klöster die deutsche Dichtung im zehnten Jahrhundert nur im ausländischen Gewande zulässig befunden und gepflegt wurde, lebte sie in den niederen Volksklassen fort. Bauern und Städter sangen in ihrer Muttersprache, was sie aus dem Schatze

der Sagen von den Vätern überkommen hatten, oder auch was die Ereignisse des Tages ihnen besingenswert erscheinen ließen, und dies vererbte sich dann als Volkslieder und Märchen auf spätere Geschlechter.

So die Abenteuer Graf Konrads, eines wackeren Helden Kaiser Ottos I., welcher, obwohl klein von Gestalt (weßhalb er „Kurzbold“ genannt ward), doch groß an Herzhaftigkeit und Körperstärke, einst einen mächtigen Löwen, ein anderes Mal einen riesigen Slawen erlegte; Erzbischof Hattoß Verrat an Adelbert von Babenberg im J. 904, und ähnliche Ereignisse. Diese Geschichtslieder (sageliet) gingen ebenso wie die Namen ihrer Verfasser — Sänger und Spielleute — leider verloren.

Die Geistlichen aber pflegten daneben vielfach die Prosa in deutscher Sprache, so namentlich in dem bereits rühmlich erwähnten Kloster Sankt Gallen. Deutsche Prosa.

Dort lebte der oben (S. 30) genannte Mönch Notker Labeo († 1022), der u. a. die Psalmen verdeutschte und sich als Übersetzer so auszeichnete, daß die Zeitgenossen ihn mit dem Beinamen „der Deutsche“ ehrten. Ein anderer Mönch, Williram zu Fulda (seit 1048 Abt von Ebersberg in Bayern), schrieb eine Übersetzung und Erklärung des Hohen Liedes, die den Arbeiten von St. Gallen aber nicht gleichwertig ist. Auch erstand in dieser Zeit neben der lateinischen, noch fortdauernden, die deutsche Predigt, die seitdem nie ganz verstummte.

Im 11. Jahrhundert wandten sich die Geistlichen wieder mehr und mehr der deutschen Dichtung zu, besonders in Bayern und den österreichischen Alpenländern. In paarweis gereimten, meist vierhebigen Verszeilen von ziemlich rohem Bau und unreinem Reim behandelte man Teile des alten Testaments, wie die Schöpfungsgeschichte (Genesis) und das 2. Buch Moses (Exodus), neutestamentliche Stoffe, wie die Geburt und Jugend Christi, und lehrhafte Vorwürfe, wie: vom Recht, d. i. von den drei Tugenden Treue, Gerechtigkeit und Wahrheit, durch deren Betätigung der Mensch allein ein Gott wohlgefälliges Leben führen kann. Aus der Menge der uns erhaltenen Gedichte hebe ich nur einige hervor. Aufleben der deutschen Dichtung.

Auf Veranlassung des Bischofs Günther von Bamberg (1057—1065), verfaßte Ekko, der Scholastikus des Klosters, ein deutsches Lied von den Wundern Christi, welches auf der Wallfahrt desselben nach Jerusalem 1064 gesungen werden sollte. Es war von solcher Wirkung, daß viele, die es hörten, „eiften sich zu münchen“ (Mönche zu werden). Auch einer Art poetischer Weltbeschreibung begegnen wir; von dem Entdecker und Herausgeber, Hoffmann von Fallersleben, Merigarto (meerumgebener Garten — Erde) benannt. Es ist nur ein Bruchstück, das vornehmlich von den Gewässern der Erde und von einigen wunderbaren Quellen handelt. Schließlich ist noch eine österreichische Klausnerin, Frau Ava, zu nennen, welche drei Gedichte: vom Leben Jesu, vom Antichrist und vom jüngsten Gericht verfaßte und wahrscheinlich mit der 1127 zu Göttweih in Osterreich gestorbenen Klausnerin gleichen Namens identisch ist. Ekko. Merigarto. Frau Ava.

Eine Stelle aus dem ersten Gedicht möge den Zustand unserer Sprache nach dem Übergang vom Althochdeutschen zum Mittelhochdeutschen veranschaulichen. Leben Jesu.

Die Feinde Jesu hatten ihm die Ehebrecherin (Joh. 8, 7—11) zugeführt und ihn gefragt, was mit ihr geschehen solle:

Dô sprach er durch sine guote,
 swer die ê (Gesetz) habe behuotet,
 der solte si steinen,
 anders neheiner (keiner).
 Dô si daz vernâmen,
 unwirdlichen (unwillig) si sâhen,
 slichen si begunden,
 ze den turn (Turm) si ûz drungen:
 dâ ne bestuont inne nehein lip (niemand)
 wanne (als) Christ unde daz wîp.
 Dô screip (schrieb) der gotes werde
 mit den vingeren an der erde;

vil lange er nider nihte (neigte),
 dar nâch er ûf blihte.
 duo sprach er ze der gemeinen:
 „Wâ sint, die dich wolten steinen?“
 Dô sprach daz suntige wîp:
 „Ilie nist, hêrre, nehein lip!“
 Duo sprach daz êwige licht:
 „Ich verteile (verurteile) din auch nicht!
 Nû denche an die sêle,
 unde ne sunde niht mære:
 ze wâre (wahrlich) sagen ich iz dir —
 dine sunde sint vergeben dir!“

Die meisten Erzeugnisse dieser Zeit sind, vom künstlerischen Standpunkt betrachtet, recht unbedeutend. Die deutsche Kunstdichtung schlummerte im 10. und 11. Jahrhundert, während unser Volk politisch sich mächtig erhob und die Gelehrsamkeit in voller Blüte stand. Doch die Zeit nahte heran, wo auch für die Poesie ein Frühling in ungeahnter Herrlichkeit anbrechen sollte.

Geschichte der mittelhochdeutschen Dichtung.

(Von den Kreuzzügen bis zur Reformation, 1100—1500.)



Abb. 10. Verziertes D aus einem Psalterium des 13. Jahrh. im Germanischen Museum zu Nürnberg.

er Aufruf der Päpste zu einem Kreuzzug wider die Ungläubigen im heiligen Lande zündete später unter den Deutschen als unter anderen Völkern des Abendlandes. Aber dann ergriff der Kreuzeseifer sie auch um so gewaltiger. Die ganze Idee dieser seltsamen Heerfahrten mußte ja unseren Vorfahren nach vielen Seiten zusagen; sie entsprach ihrer angestammten Wanderlust, sie entsprach ihrem kriegerischen und frommen Sinne. Wie es im „Heliand“ einen poetischen Ausdruck gefunden, hatten die Deutschen sich Christus stets

gern als einen Völkerfürsten vorgestellt, und jetzt rief er sie zum Kriege wider seine Feinde. Begeistert vernahmen sie seine Stimme und folgten ihr wie der eines Schlachtengottes, der gleich dem alten Heidengott vor den wandernden Scharen daherfuhr. Nicht umsonst waren die alten Heldenlieder von dem Drachentöter Sigfried, dem Riesenvernichter Dietrich und anderen Helden in der Hütte des Landmannes, in der Werkstatt des Handwerkers jahrhundertlang forterklungen; jetzt bot Gott selbst sein Volk zu solchen Heldentaten auf — wie entzückt gehorchten da die Mannen, denen der Kampf eine Lust war! Dazu kam die alte Sehnsucht nach Abenteuern wie nach den wunderbaren Goldschätzen des Morgenlandes. Fast zwei Jahrhunderte ging dieser Kriegsdrang durch die abendländische Welt, und wenn er bei uns am frühesten sich ernüchterte, so hatte er doch in allen Volksschichten ein neues Leben erweckt, das wie reines Gold aus den Schlacken der wilden und mit unlauteren Elementen mannigfach durchsetzten Bewegung hervorleuchtete und befruchtend auf die schlummernde Dichterkrast wirkte.

Eine neue Welt hatte sich den erstaunten Blicken der Deutschen eröffnet in dem wunderbaren, märchenhaften Morgenlande, und phantastisch geschmückt drang die Kunde davon in die Heimat zurück. Der Gesichtskreis der ganzen Nation hatte sich unermesslich erweitert, und wenn auch zunächst die Allmacht der römischen Kirche durch die Kreuzzüge vollendet wurde, so begann mit ihnen doch auch eine allgemeine, der Reformation vorarbeitende Bildung sich zu verbreiten, die später der Macht der Päpste verderblich wurde. Eine erneute heilsame Berührung der getrennten Völker des Abendlandes hatte stattgefunden

Kreuzzüge.

Das Morgenland.

und ein brüderliches Band sich um sie geschlungen, das freilich den gelegentlichen Bruderstreit nicht ausschloß: die Geistlichkeit war mitten in das Volksleben getreten mit Kreuzpredigt und Kreuzgesang und war mit den Laien hinausgezogen zur Kreuzestat an die allen Christen gleich wichtigen und heiligen Stätten des Erlösungswerkes; dazu war der deutsche Adel in Verbindung mit dem entstandenen Ritterstande, angeregt durch das französische und flandrische Ritterwesen, zu edleren Sitten und höherer Bildung gelangt — das rohe Handwerk der Waffen war im glänzenden Gepränge der Turniere zur ritterlichen Kunst, zum Gottes- und Frauendienst geworden. In den Städten war überdem die Wohlhabenheit und Selbständigkeit gewachsen, und der darin erblühende Handel und zunehmende Verkehr mit fremden Völkern war den Wissenschaften und Künsten förderlich. Malerei und Baukunst nahmen einen neuen Aufschwung. Nicht länger hatte am Hof und in den Klöstern das Lateinische die Alleinherrschaft, deutsche Sprache und deutsche Dichtung kamen wieder zu Ehren. Den vornehmsten Anteil an dieser neuen Entwicklung des gesamten geistigen Lebens hatte das ruhmreiche Haus der Hohenstaufen, vornehmlich der alle anderen Herrscher seiner Familie hoch überragende Friedrich Rotbart, wenn auch erst nach seinem Tode die mittelhochdeutsche Dichtung in der ersten klassischen Epoche unserer Nationalliteratur sich zu voller Blüte entfaltete.

Hohenstaufen.

I. Die Vorbereitungszeit (1100—1170).

Friedrich Rotbart.

Die Regierungszeit Konrads III. und besonders Friedrichs I. war die Rüstzeit auf den Glanz unserer mittelalterlichen Poesie. Die Spielleute, welche als Träger der nationalen Poesie lange durch den Einfluß der Geistlichen zurückgedrängt waren, traten aus ihrer Verborgenheit hervor und schufen im Wettstreit mit den Sängern geistlichen Standes die ersten großen erzählenden Dichtungen weltlichen Inhalts, bis die ritterlichen Dichter im letzten Drittel des 12. Jahrhunderts auf dem Kampfplatze erschienen und die höfische Dichtung zu künstlerischer Vollendung führten.

Die Sprache hatte eine eingreifende Veränderung erfahren. Die vollen althochdeutschen Vokale der Endsilben hatten dem tonlosen e weichen müssen, und der Umlaut hatte weiter um sich gegriffen. Auf sorgfältigen Bau der Verse und reinen Reim legte man mehr und mehr Gewicht. Zu dem stumpfen, einsilbigen Reim gesellte sich der klingende, zweisilbige. Fast alle Kunstepen dieser Zeit sind in paarweis gereimten Versen von vier Hebungen verfaßt.

Deutsch.

In dieser Zeit gewann auch der Name Deutsch (vgl. S. 20. 29) für Sprache und Volk einen festen Boden, denn nun erhielt das Volksbewußtsein gegenüber den Franzosen und ihren Dichtungen eine sichere Ausprägung. Die Ausdrücke Diutsche man und Diutsche lant werden im 12. und 13. Jahrhundert allmählich üblich und geläufig. So kam der zweite Gesamtname unseres Volkes in denselben Landen, am Rhein, auf, wie der erste, und trat

ebenso bedeutungsvoll in Gegensatz zu den Franzosen, wie einst der Germanenname im Gegensatz zu den Galliern gestanden hatte.

Au der Spitze der von Geistlichen gedichteten Epen stehen zwei Werke, welche uns in ihrer Mischung geistlicher und weltlicher Stoffe den Übergang zu den rein weltlichen Dichtungen zeigen, das Annolied und die Kaiserchronik.

Das Annolied (Maere von Sente Annen) behandelt das Leben des heiligen Anno, der als Erzbischof von Köln 1075 verstorben, aus der Geschichte als Kanzler Heinrichs III. und nachheriger Reichsverweser während Heinrichs IV. Minderjährigkeit bekannt ist. Dieses bedeutende epische Gedicht, das Herder eine „wahrhaft Pindarische Hymne“ nennt, wurde von einem unbekanntem Geistlichen in oder um Köln im Anfange dieser Periode gedichtet.

Das von Martin Opitz kurz vor seinem Tode 1639 in Danzig herausgegebene Annolied. Gedicht, dessen einzige Handschrift leider verbrannt ist, schickt seinem eigentlichen Gegenstande eine gedrängte Schöpfungs- und Weltgeschichte voraus. Es beginnt in echt volkstümlicher Weise, an das Nibelungenlied erinnernd:

Wir hörten ie dikke singen
von alten dingen,
wi snelle helide vuhten,
wi si veste burge brächen,
wi sich liebiu winiscefte schieden,
wi riche kunige al zegiengen.

Wir hörten vielsach jingen
von alten Dingen,
wie starke Helden fohten,
wie sie feste Burgen brachen,
wie sich liebe Freundschaften schieden,
wie reiche Könige all zergingen.

Der Dichter hält sich an die Bibel, knüpft aber, mit Schöpfung und Sündenfall anhebend, an ihre Erzählung alles, was er von Griechenland und Rom weiß, sodann den Ursprung und die weltgeschichtliche Bedeutung der berühmtesten Städte, und gelangt so auch an Köln, die altrömische Hauptstadt am Rhein, die Agrippa im Auftrage des Augustus gegründet habe. In Augustus' Zeiten nun geschah es, daß Gott vom Himmel niedersah. Da ward geboren ein König, dem die Himmel dienen, Jesus Christus. Sankt Peter, sein Bote, überwand zu Rom den Teufel, richtete dort des heiligen Kreuzes Zeichen auf und schrieb die Burg zu Christi Egen. Von da sandte er heilige Männer, die Franken zu bekehren: deren erster Apostel ließ sich in Köln nieder. Seiner Lehre pfliegen auch wohl, die nach ihm Bischöfe waren, 33 an der Zahl bis auf Sankt Anno, den wir zum Beispiel haben mögen. Als der dritte Kaiser Heinrich sich ihm befahl und er zu Köln mit Lob empfangen ward, da ging er mit des Volkes Menge, wie die Sonne, die zwischen Erd' und Himmel geht und beidenthalb scheint. So ging der Bischof Anno vor Gott und Menschen: „ein Löwe saß er vor den Fürsten, ein Lamm ging er unter Dürftigen. Wo das arme Weib mit dem Kinde lag, deren niemand sich annahm, dahin ging er und bettete ihnen wohl.“ So mochte er mit Recht heißen „Vater aller Waisen“. Er hatte viel Ehre von seinen Verdiensten um das Reich; damit sie ihm nicht schade, schloß ihn Gott, wie einen Goldstein, mit mancher Mühsal. Als Anno die vielen Wirrsale im Reich nicht zu lösen vermochte, da verdroß es ihn länger zu leben. Er fuhr gen Saalfeld in Thüringen, auf dem Wege tat sich ihm der Himmel auf, und er sah die göttliche Sonne, die er keinem weltlichen Manne künden durfte. Wie er da auf seinem Wagen im Gebete lag, umfing ihn solche Manneskraft, daß man sechzehn Rosse vor den Wagen spannte. Damals dachte ihn, daß er sähe, was irgend künftig wäre. Sehr nahm sich's zu Herzen der heilige Mann, und von da an begann er zu sechen. In der Nacht darauf kam er in einen königlichen Saal zu wundervollem Gestühl, wie es mit Recht im Himmel wäre. Auf allen Stühlen

saßen heilige Bischöfe, nur einer stand ledig. Er durfte sich aber nicht setzen, bevor er einen Flecken auf seiner Brust hinweggetan hatte. Als nun Anno vom Schlaf erstand, wußte er wohl, was er tun sollte: den Kölnern schenkte er seine Huld wieder, wie sehr sie auch seinen Haß verschuldet hatten. Bald darauf stieg er zu Gottes Gegenwart auf. An seinem Grabe noch wirkte er schöne Zeichen.

Die Kaiser-
chronik.

Die Kaiserchronik (Der Keiser und der Kunige buoch), verfaßt um 1117 von einem Regensburger Geistlichen, vielleicht demselben, der das Rolandslied dichtete, ein Werk von über 18000 Reimzeilen, ist der erste Versuch einer deutschen Weltgeschichte. Sie beginnt mit der Erbauung Roms und erzählt dann, schnell zu Cäsar übergehend, welcher deutsche Stämme besiegte, von den römischen Kaisern und deutschen Königen bis auf Lothar und Konrad III. In diese oft wunderliche Geschichtserzählung sind allerhand Heiligengeschichten, Legenden, Sagen, Märchen eingeflochten. Der Grundgedanke aber ist: das deutsche Reich des Mittelalters sei die Erfüllung aller früheren weltgeschichtlichen Verheißungen und „die volle Blume, zu der die tiefe, in die Vorzeit eingeschlagene Wurzel den Saft getrieben“.

Diese Dichtung enthält auch einen ausführlichen Abschnitt: von König Karl, d. i. Karl dem Großen, der allerhand sagenhafte Züge aus seinem Leben erzählt und mit den Worten schließt:

„Solden wir sine wundir alle sagen,
sô muosen wir die wile haben,

des zites inist nû niht,
Karl hât ouch andere liet —“

woraus entnommen werden kann, daß sich damals bereits, wie in Nordfrankreich, ein Sagenkreis um seine Person gebildet hatte. Von diesen ursprünglich deutschen Karlsliedern ist leider nichts erhalten geblieben.

Karolin-
gische Sage.

„Karl, der sich der alten deutschen Geldenlieder so treulich angenommen,“ sagt Uhlant, „sollte doch nicht in der ihm selbst angeborenen, sondern in einer fremden Sprache den vollen Dank der Poesie empfangen.“ In der altfranzösischen Poesie hat sich die karolingische Sage und zwar von Anfang an mit kirchlicher, legendenhafter Färbung ursprünglich ausgebildet und ist von da erst auf deutschen Boden verpflanzt worden. Schon unter Karl dem Dicken hatte sich die Sagenbildung des größeren Abnherrn bemächtigt, und seitdem war eine von Jahrhundert zu Jahrhundert wachsende Zahl von Liebern entstanden, die Karls des Großen Krieg gegen die Ungläubigen in Spanien feierten und daraus einen fabelhaften Kreuzzug gestalteten, der dann in der Zeit der Völkerzüge nach dem heiligen Grabe noch weiter verherrlicht wurde. Ja, man dichtete Karl sogar eine Wallfahrt nach Jerusalem an, stellte ihn als einen Knecht Gottes dar, der alle seine Taten im bestimmten Auftrage Gottes vollbrachte, umgab ihn mit zwölf Gelden, die als streitbare Apostel erschienen, und denen auch der Verräter nicht fehlte. Zu Jerusalem sollten er und seine zwölf Paladine die Dornenkrone des Heilandes empfangen haben — da fing dieselbe an zu blühen und so köstlichen Geruch zu verbreiten, daß sie alle meinten, im Paradiese zu sein. 150 Jahre nach Karls Tode findet sich diese Sage von seinem Heerzuge nach Jerusalem schon in einer lateinischen Mönchschronik. Dann aber tritt seine Person immer mehr hinter seinen Genossen zurück, oder vielmehr: sie bildet den geistigen Mittelpunkt des Ganzen, wie Uhlant es in seinem schönen Gedichte „Kaiser Karls Meerfahrt“ so charakteristisch dargestellt hat.

Unter den Zwölfen gelangte aber einer zu besonderem Ruhme, der historisch kaum genannte und gekannte Roland, und das von ihm handelnde Gedicht vertritt bei uns fast ausschließlich den ganzen karolingischen Sagenkreis, obgleich es sonst an einzelnen eigentümlichen Überlieferungen von Karl dem Großen nicht fehlt.

Das Andenken an Roland hat sich am lebendigsten im Munde des Volkes erhalten, es nennt die Bildsäulen, welche als Zeichen des Blutbanns in den Städten errichtet wurden, Roland; in den Pyrenäen heißen noch heute Berge, Felsen, Blumen nach ihm. Vor allem zeugt dafür dort, wo der grüne Rhein das Gebirge verläßt, daß er in grauer Vorzeit zwischen Bingen und dem Siebengebirge durchbrochen haben soll, auf steilem Fels der alte Fensterbogen von Rolands angeblicher Burg, das vielbesungene Rolandszack.

Der Ursprung der Rolandsage schreibt sich von einem sehr unbedeutenden Ereignisse her. Einhard, Karls d. Gr. mehrerwähnter Biograph, erzählt nämlich, es sei i. J. 777 eine arabische Gesandtschaft von Caesaris Augusta (Saraagossa) nach Paderborn zu Karl, der dort ein Maiest hielt, gekommen und habe ihn um Hilfe gegen den Emir Abderrahman gebeten. Karl sei darauf im folgenden Jahre nach Spanien gezogen, habe Pampelona und Sara-gossa erobert, sei aber dann durch einen neuen Aufstand der Sachsen nach Deutschland zurückgerufen worden; auf dem Rückzuge habe sein Heer durch den Überfall eines Bergvolkes, der Wasconier (Gasconer), in den Pyrenäen sehr gelitten, und dabei sei denn Roland (Hruodlandus) geblieben.

An dieses Ereignis knüpfte die Sage an. Von Geschlecht zu Geschlecht pflanzte sie sich im nördlichen Frankreich, das vom 10.—14. Jahrhundert auch Kerlingenreich genannt wurde, fort und lebte in zahlreichen Liedern, besonders als in den Kreuzrittern neue christliche Streiter erstanden. Ihre Spuren finden wir in der im Anfang des 12. Jahrhunderts angeblich von Turpin verfaßten Chronik, die Friedrich Schlegel in deutschen Romanzen frei umgedichtet hat. Aus ihnen entstand auch im 11. Jahrhundert das Epos „Chanson de Roland“ (1861 von W. Herz ins Deutsche übertragen), das zu den schönsten der romanischen Poesie gehört. Karl tritt darin als der machtvolle Schutzherr der Christenheit auf, die christliche Kirche als eine wehrhafte, äußerlich streitbare. Mit den Mauren in Spanien sinkt die Heidenwelt vor dem Kreuz in den Staub, und in Rolands Tod (778) spiegelt sich der irdische Kampf und auch der ewige Sieg der Gemeine der Heiligen ab. So ist ein christliches Heldentum erstanden, das an dem alttestamentlichen seine großen Vorbilder hatte.

Um das Jahr 1130 übertrug ein bayrischer Weltgeistlicher namens Konrad (Pfaffe Chunrat) auf Wunsch der Gemahlin des Herzogs Heinrichs des Stolzen, in dessen Diensten er stand, dies französische Gedicht zuerst ins Lateinische und goß es dann mit starker Betonung des geistlichen Elements in deutsche Verse um: das Rolandslied (Ruolandes liet), das immer wieder aufs neue überarbeitet wurde, umfaßt über 9000 paarweis gereimte vierhebige Verse.

Sehr wertvoll ist die mit Miniaturen geschmückte Pfälzer oder Heidelberger Handschrift des Rolandsliedes, welche Wilhelm Grimm vollständig herausgegeben hat. Vermutlich noch im 12. Jahrhundert geschrieben, enthält sie 123 Blätter

mit fortlaufendem, nach den Reimzeilen nicht abgesetztem Text, in welchem die Anfangsbuchstaben durch rote Farben ausgezeichnet sind. Der Miniaturen sind 39; nach Wilhelm Grimm „leuchtet ein Gefühl von den Verhältnissen der menschlichen Gestalt in ihnen durch“. Nach treuen Durchzeichnungen im Holzschnitt ausgeführte Proben davon findet der Leser unten. Die noch ältere Handschrift der ehemaligen Johanniter-Bibliothek zu Straßburg, im Jahre 1727 bruchstückweise von Schiller herausgegeben, ist leider im Jahre 1870 beim Brande der Bibliothek untergegangen. Auch sie war mit Bildern ausgestattet.

Wesentlich der Straßburger Handschrift ist Karl Bartsch in seiner Textausgabe des „Rolandsliedes“, der ich meine Citate entnommen habe, gefolgt. Reichhaltige Wort- und Sacherklärungen und ein vollständiges Wortregister machen diese Ausgabe auch für den Nichtgelehrten sehr wertvoll und erleichtern das Verständnis des lesenswerten Gedichtes.

Konrad beginnt sein Lied mit einer Anrufung Gottes, die sich später bei verwandten Dichtungen oft wiederholt:

Scephäre aller thinge,
keiser aller kuninge,
wole thu oberster ewart,
lère mih selbe thiniu wort,
thu sende mir ze munde
thiu heilige urkunde,
thaz ih thie luge vermeide,
thie wårheit scribe
von eineme tiurliche man,
wie er thaz gotes riche gewan:
thaz ist Karl der keiser.

Schöpfer aller Dinge,
Kaiser aller Könige,
wohl, du oberster Ewart (Hüter des Gesetzes),
lehre mich selbst deine Worte.
Sende mir zu Munde
deine heilige Urkunde,
daß ich die Lüge vermeide,
die Wahrheit schreibe
von einem herrlichen Mann,
wie er das Reich Gottes gewann:
daß ist Karl der Kaiser.

Auf die dreimalige Mahnung eines Engels zieht Kaiser Karl mit seinem Heer und seinen zwölf Fürsten nach Spanien gegen die heidnischen Sarazenen (Wasconier): dort erfechten sie Sieg auf Sieg und erstürmen Stadt auf Stadt, bis sie vor Saraguz (Saragoſſa) gelangen, wo König Marsilie herrscht. Auch dieser erkennt, daß er sich nicht werde halten können; um aber dem drohenden

Darstellungen aus der Heidelberger Handschrift des Rolandsliedes nach der Ausgabe von W. Grimm.



Abb. 11. König Marsilie in Beratung mit den Seintgen, hinter ihm der Schwertträger und ein Älter mit gestochtenem Bart.



Abb. 12. Roland zu Pferde zwischen den fallenden Seiden, deren Helme sämtlich durchhauen sind.

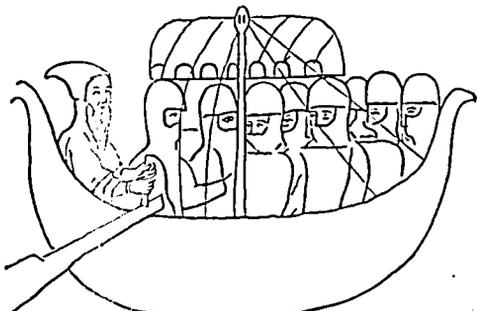


Abb. 13. Marfille's Oberherr langt mit 42 Vasallen zu Wasser an.

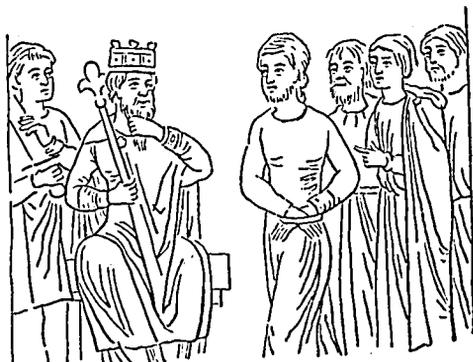


Abb. 14. Der gefesselte Genelun vor Kaiser Karl.

Verderben zu entgehen, beschließt er, den mächtigen Frankenfürsten durch scheinbare Unterwerfung zu besänftigen, um nach Karls Abzuge sich wieder frei zu machen und die zurückbleibenden Christen mit Leichtigkeit zu vernichten. Eine Gesandtschaft unter Leitung des klugen Greises Blanscandiz geht mit Geiseln in Karls Lager. Ein huntbewegtes Treiben empfängt sie: es erkönen laut der jungen Ritter Waffenübungen, dazwischen klingt fröhlicher Gesang und Saitenspiel. Inmitten dieser verschiedenen Gruppen sitzt in majestätischer Hoheit und Würde der Kaiser, — „seine Augen leuchteten wie der Morgenstern, den Feinden schrecklich, den Armen freundlich, dem Verbrecher gnädig und Gott ergeben.“ Er berät die Sache mit seinen zwölf Fürsten; der kühne Roland, Herr Olivier, Erzbischof Turpin und Herr Naimés von Bayerland durchschauen den trügerischen Plan des Feindes und erklären sich entschieden gegen einen solchen Frieden; aber der schlimme Genelun, Karls Schwager, der längst des Krieges überdrüssig ist, wirft seinem Stiefsohn Roland Blutdurst vor und rät zur Annahme. Karl läßt sich überreden, willigt in die Untnüpfung von Unterhandlungen und sendet Genelun als Gesandten mit 700 Mann nach Saragoſſa. Marsilie ist außer sich, als er aus seinem Munde Karls Bedingungen vernimmt: „sich taufen zu lassen, Karls Mann zu werden und die Hälfte von Spanien als Lehen anzunehmen“ (und will sich dafür an Genelun rächen. Da wird dieser, wie er unterwegs schon mit Blanscandiz es verabredet, an den Seinen zum Verräter. Er gibt dem König Marsilie selbst den Rat, in der Verstellung fortzufahren, um desto sicherer nachher seine Rache an der zurückbleibenden Nachhut auszuüben und das aufgezwungene Joch abzuwerfen. Scheinbar unbefangen kehrt Genelun zurück, meldet, daß Marsilie sich allem unterworfen, und schlägt vor, Roland als den Würdigsten mit der anderen Hälfte Spaniens zu belehnen. Das geschieht: Roland bleibt mit den zwölf Fürsten und 20000 Knechten, Karl mit seinen Scharen zieht heimwärts. Bald danach wird Roland von einem ungeheuren feindlichen Heer angegriffen, aber er wehrt sich gewaltig und bringt den Heiden große Verluste bei, doch auch seine Schar schmilt beträchtlich zusammen. Die Nacht bricht über den Kämpfen herein und trennt die Kämpfer; himmlischer Lärm fühlt und stärkt die christlichen Helden. Am nächsten Morgen entbrennt der Streit aufs neue; lange ist Roland siegreich, aber immer neue Heere Marsilles und Hilfsstruppen rücken heran, und die Bedrängnis der Christen steigt von Stunde zu Stunde; Roland sieht den Untergang der Seinen voraus — da ergreift er sein elfenbeinernes Wunderhorn Olivant (altfranzösisch Ollifant von elephas, Elefant, Elfenbein), dessen Ton den Lärm der Schlacht über-tönt und bis zu Karl dringt, der sich noch in den Tälern der französischen

Pyrenäen befand. Aber ehe der Kaiser, der trotz Geneluns Einsprache sofort zu Hilfe eilt, den Kampfsplatz erreicht, sind die Karlinge alle gefallen, und Roland selbst ist auf den Tod verwundet. Mit Ausbietung seiner letzten Kräfte begräbt er seine Gefährten; sein Horn zerschlägt er auf dem Kopf eines Heiden, der ihn für tot hält und es ihm rauben will; sein Schwert Durandarte (altfranzösisch duremental von duare, hart werden), will er am Felsen zerschmettern, aber es bleibt ihm treu, „blank und unverfehrt“. Da legt er es neben sich zu Boden. Dann zieht er den rechten Handschuh aus, hält ihn gegen den Himmel, um ihn Gott zu weihen; ein Engel nimmt ihn aus seiner Hand. Zu Gott betend gibt er seinen Geist auf.

Thô Ruolant vone there werelt versciot,
vone himele wart ein michel lieht.
sâ nâh there wile
kom ein michel ertpibe,
thoner unt himelzeichen
in then zwein richen
ze Karlingen unt ze Yspaniâ.
thie winte huoben sih thâ:
sie zevalten thie urmâren stalboume.
thaz liut ernerete sih kâme.
sie sâhen vile thikke
thie vorhtlichen himmelblikke.
ther liechte sunne ther erlase.
then heithenen gebrast:
thiu sceph in versunken,
in theme wazer sie ertrunken.
ther vile-liechte tah
wart vincer sam thiu naht.
thie turne zevielen,
thiu scône palas zegiengen.
thie sternen offeneten sih.
thaz weter wart mislih:
sie wolten alle wânen,
thaz thie wile wâre,
thaz thiu werelt verenden scolte
unt got sîn gerihte haben wolte.

Nach Rolands Tode langt Karl mit seinem Heer im Thal von Runzval an; er rauft den Bart und schlägt die Brust, als er die gefallenen Heiden alle erblickt. Ein Engel befiehlt ihm, Rache zu nehmen. Er sorgt für ehrenvolle Bestattung der Toten. Seine Trauer ist so groß, daß er Blut weint, auf einem Stein sitzend, der noch heute naß ist. Dann macht er sich auf zum Strafgericht an den verräterischen Heiden. Marsilie sendet ihm ein zahlloses Kriegsvolk entgegen, aber ein Licht kommt vom Himmel, und der Sieg entscheidet sich für die Christen. Der Ebro wird von dem Blute der getödeten Heiden gefärbt. Karl zieht vor Sarraguz, wo Marsilie inzwischen vor Kummer gestorben ist; seine Gemahlin Brechmunda öffnet dem Sieger die Tore und empfängt die Tausende. Nach Nachen zurückgekehrt, hält der Kaiser ein fürchterliches Gericht über Genelun, der von wilden Rössen in Stücke zerrissen wird.

sô wart thiu untriuwe gescendet.
thâ mite sî thaz liet verendet,

Da Roland nun gestorben war,
erschien ein großes Licht am Himmel;
alsbald nach einer Weile
kam ein starkes Erdbeben:
Donner und Himmelszeichen
in den zwei Reichen,
zu Karlingen und zu Spanien.
Die Winde erhoben sich da —
sie stürzten die mächtigen Waldbäume,
die Menschen retteten sich kaum,
sie sahen gar häufig
die furchtbaren Himmelbliße.
Die lichte Sonne erlosch,
den Heiden gebrach (Hilse),
die Schiffe ihnen versanken,
im Wasser sie ertranken.
Der gar lichte Tag
ward finster wie die Nacht.
Die Türme stürzten un,
die schönen Paläste zerbrachen,
die Sterne ließen sich sehen.
das Wetter war furchterregend:
sie wolten alle wâhnen,
daß die Stunde da wâre,
wo die Welt enden sollte
und Gott sein Gericht halten wolte.

So ward der Untreue mit Schmach gelohnt.
Damit sei das Lied beendet.

In dem Rolandslied tritt uns das Bild religiöser Begeisterung, aus der die Kreuzzüge hervorgingen, aufs Lebendigste entgegen; daher erhielt sich seine Volksbeliebtheit auch lange, und es wurde über das ganze christliche

Erklärender Abdruck des Anfanges von Lamprechts Alexander.

(Nach der Ausgabe von Karl Binzel.)

Vorauer Handschrift.

Diz lit, daz wir hi wurchen¹.
daz sult ir rehte merchen².
sin gevüge³ ist vil⁴ reht.
iz⁵ tihte⁶ der phaffe Lambret.
er tâte uns gerne ze mâre⁷;
wer Alexander wære.
Alexander was⁸ ein wise⁹ man,
vil manec¹⁰ riche¹¹ er gewan,
er zestôrte vil manec lant.
Philippus was sin vater genant.
diz mugit¹² ir wol hôren¹³
in libro Machabeorum¹⁴.
Alberich von Bisinzo
der brâhte¹⁵ uns diz lit zû.
er hetez¹⁶ in walhisken¹⁷ getihtet.
nu sol ich es euh in dûtiskan¹⁸ berihten.
niman inschulde sin mich¹⁹:
louc²⁰ er, sô leuge²¹ ich,
dô Alberich diz lit inslûc²²,
dô heter²³ ein Salemones pûch²⁴,
dâ²⁵ er ane sach²⁶:
vanitatum vanitas²⁷,
daz ist: allez ein itelcheit²⁸,
daz diu sunne²⁹ umbegeit³⁰.
daz hete³¹ Salemon wol vîrsûht³².
dar umbe³³ swar in sin mût³⁴.
er ne³⁵ wolte niht³⁵ langer ledec³⁶ sitzen,

er screip³⁷ von grôzen wîzen³⁸,
wande³⁹ des mannes mûzecheit⁴⁰
ze dem lîbe noh ze der sêle niht versteit⁴¹.
dar ane gedâhte⁴² Alberich.
den selben gedanc⁴³ hân ich.
unt ich ne wil [mih niwit langer sparn⁴⁴,
des liedis wil] ich volvarn⁴⁵.

Rîcher chuneger⁴⁶ was genitc:
daz ne saget uns nehein pûch⁴⁷
noh⁴⁸ neheiner slâhte mâre⁴⁹,
daz deheiner⁵⁰ sô riche wære,
der in alten zîten⁵¹
mit sturme oder mit strîte⁵²
†⁵³ sô manec lant gewunne
oder sô manegin⁵⁴ kunic⁵⁵ bedwunge⁵⁶,
herzogen irslûge⁵⁷

unde andere vursten genûge⁵⁸,
sô der wunderliche⁵⁹ Alexander:
im ne gelîchet⁶⁰ nehein⁶¹ ander,

Der von Chrihen⁶² was⁶³ geborn
unde wart dâ ze einem kunige irhorn⁶⁴.
unde was der aller[h]êrste⁶⁵ man,
den †⁶⁶ Chrihland⁶⁶ ze chuneger gewan.
iz waren ouh chuneger crestic⁶⁷
uber manec dît⁶⁸ gewaltic,
vil michel⁶⁹ was ir sâlcheit⁷⁰,
ir list⁷¹ unde ir kundecheit⁷².

1. fertigen.
2. merken.
3. Sein Gefüge, seine Zusammensetzung.
4. sehr.
5. Ez.
6. dichtete.
7. erzählte uns gern.
8. war.
9. weiser.
10. manches.
11. Reich.
12. köunt.
13. hören.
14. im Buche der Maccabäer.
15. brachte.
16. hat es.
17. wälsch.
18. deutsch.
19. beschuldige mich deshalb.
20. log.
21. lüge.
22. anschlag, begann.
23. da hat er.
24. Prediger Salomonis.
25. woraus.
26. sah.
27. Eitelkeit der Eitelkeiten.
28. Eitelkeit.
29. die Sonne.
30. umkreist.
31. hatte.
32. erfahren, erprobt.
33. um.
34. sein Sinn schmerzte ihn.
35. nicht.
36. ledig (müßig).
37. schrieb.
38. durch seine große Klugheit.
39. denn.
40. Müßiggang.
41. ist weder dem Leib noch der Seele nütze.
42. Daran dachte.
43. Gedanken.
44. mich nicht länger schonen.
45. vollenden (das Lied).
46. Mächtiger Könige.
47. kein Buch.
48. noch.
49. keiner Art Märe.
50. irgend einer.
51. Zeiten.
52. Streit.
53. = ie, jemals.
54. manchen.
55. König.
56. bezwang.
57. erschlug.
58. genug.
59. außerordentlich, ungewöhnlich.
60. gleichet.
61. kein.
62. Griechenland.
63. war.
64. erkoren.
65. herrschte.
66. Griechenland.
67. es gab auch sonst bedeutende Herrscher.
68. = diet, Volk.
69. sehr groß.
70. Seligkeit, Vollkommenheit.
71. Klugheit.
72. Verschlagenheit.

ir scaz⁷³ der was vil grôz:
 der ne wart nî neheiner sin genôz⁷⁴,
 der mit listen oder mit mahten⁷⁵
 sinen willen † sô volbrâhte,
 sô der selbe man,
 umbe den ich is⁷⁶ began.

Diser rede wil ich mich irvaren⁷⁷:
 Salemon der was ûz getân⁷⁸,
 der sich ûz allen kunegen nam.
 dô diu frowe regina austri⁷⁹ zû im kom,
 unde si sinen hof gesach⁸⁰,
 mit rehter wârheit si sprach,
 daz von mannes geburte
 nî sô frumer⁸¹ kunic wurte.

man mûste in wol ûz sceiden⁸²,
 wande⁸³ Alexander was ein heiden.
 Nû sprechent bôse lügenâre⁸⁴,
 daz er eines gouklâres⁸⁵ sun⁸⁶ wâre.

di ez imer gesagent,
 di liegent⁸⁷ alsô⁸⁸ bôse zagen⁸⁹,
 oder di es † gedâhten.
 er was rehter cheiser slahte⁹⁰,
 nimer geloube⁹¹ ez nehein⁹² frum man.
 sinen vater ich wol genennen kan.
 sin geslahte⁹³ daz was hêrlîch,
 ubir al Chrichen⁹⁴ was er gewaltic.

Philippus hîz der vater sîn,
 al Macedonenlant⁹⁵ was sîn.
 sîn ane was ein gût kneht⁹⁶,
 uber al daz mer gî sîn reht⁹⁷.

.....

er trûc eine tugentliche maht⁹⁸.
 awî wî⁹⁹ manic volewic¹⁰⁰ er vaht¹⁰¹
 wider den kunic [X]ersen¹⁰².
 harte¹⁰³ ellenthafte¹⁰⁴ uberwant er den.

Philippus nam im ein wîp¹⁰⁵,
 si trûc einen frumeclîchen¹⁰⁶ lip¹⁰⁷.
 ich sage iu¹⁰⁸, wî ir name was:
 si hîz diu scône¹⁰⁹ Olimpias.
 daz was Alexanders mûter.
 diu frowe¹¹⁰ hete¹¹¹ einen brûder,
 der was ouh¹¹² Alexander genant,
 ze Perse¹¹³ heter¹¹⁴ daz lant.
 der was ein vurste¹¹⁵ alsô getân¹¹⁶,
 erne wolte neheinem¹¹⁷ kunige wesen undertân¹¹⁸.
 erne wolte ouh nî ûz neheineme¹¹⁹ sturme gelîhen,
 swî¹²⁰ im sineu dinc¹²¹ dâ irgîngen¹²².
 er was ein tûerlich¹²³ degen
 unde [wolte] ouh rehter herscefte¹²⁴ phlegen.

Nû wil ich eu¹²⁵ sagen von Alexanderes geburte,
 wî si alhî gewurte.
 sîn mûter frow Olimpias
 ze¹²⁶ den stunden dô siu sîn¹²⁷ genas,
 dô wart ir ein vil michel nôtfal¹²⁸:
 diu erde erbibete¹²⁹ umberal.
 dô was der doner vil grôz.
 a wie starche daz weter¹³⁰ ane gôz¹³¹.
 der himel der wandelôte¹³² sich
 unt der sunne verdunchlôte¹³³ sich,
 er hete vil nâch sinen schimen¹³⁴ verlorn,
 dô Alexander wart geborn.

Nû ne freiscit¹³⁵ ich ê noh sint¹³⁶
 alsu¹³⁷ geborn nehain chint¹³⁸.

73. Schaz. 74. seines Gleichen. 75. Kraft. 76. dies, diese Rede. 77. unterfangen.
 78. hervorragend. 79. Königin von Mittag (Matth. 12, 42). 80. sah. 81. tüchtiger. 82. aus-
 scheiden. 83. denn. 84. Lügner. 85. Zauberer, Gaukler. 86. Sohn. 87. lügen. 88. wie.
 89. etende Kerle. 90. aus rechtem Kaisergeschlecht. 91. niemals glaube es. 92. kein. 93. Ge-
 schlecht. 94. Griechenland. 95. Macedonien. 96. volkstümlich = Heib. 97. reichte seine Nichts-
 gewalt. 98. er war ein tüchtiger Heib. 99. heil wie. 100. Völkerschlacht. 101. focht. 102. König
 Xerxes. 103. sehr. 104. Heldenhaft. 105. Weib. 106. tüchtig s. v. a. herrlich. 107. Leib.
 108. Euch. 109. die schöne. 110. Frau. 111. hatte. 112. auch. 113. Persien. 114. hatte er.
 115. Fürst. 116. beschaffen. 117. keinem. 118. untertan sein. 119. keinem. 120. wie ihm
 auch. 121. seine Sachen. 122. zu Ende gingen. 123. ruhmvoll. 124. Herrschaft. 125. euch.
 126. zu. 127. ihn gebär. 128. große Bedrängnis. 129. erbehte. 130. Gewitter. 131. nieder-
 goß. 132. verwandelte. 133. verdunkelte. 134. Schein. 135. erfuhr. 136. vormals noch
 nachher. 137. auf solche Weise. 138. kein Kind.

177
 178
 179
 180
 181
 182
 183
 184
 185
 186
 187
 188
 189
 190
 191
 192
 193
 194
 195
 196
 197
 198
 199
 200

Die daz wir hi vurchen daz
 hilt irchne marchen sin geu-
 ge ist ul rch. ir abte der phuf-
 se lambte. arate ungerne ze mar-
 wa alexander vurt. alexander was
 ein wise man. ul manec nebe er ge-
 van. er zehote ul manec lant. pu-
 llyppl was sin uatir genant. Ob-
 muoge ir wol boren. in libro mach-
 bozi. alberch von bishox. der vrucht
 uns del lere. er heze my walhsken
 genant. my sol ich es eub. in linsken
 berchten. ni man in schulde sin mich-
 loue. er so loege ich. **O** alberch daz
 lit in lue. also heze an flemones
 yuch. da er an sach. nantail un-
 tas. daz ist alles an rchheit. daz
 diu sinne umbte geg. daz heze sal-
 mon wol iur sult. dar umbt siur
 in sin nunt. er ne vwort nibt. lunge
 tede si hien. er serp uon geyren vut-
 ben. yunde des mannes mit zehet.
 zedon lere nob zeder selc nibt irste
 it. dar ane geal. irne. alberch. den sel-
 ben geal. ne han ich. unt ich ne wilich
 uol uant. **B** ider chunige was ge-
 nue. daz ne saget uns nehan yuch.
 nehan chanc. slabte mar. daz dcha-
 na. sonche vurt. dar in lant hant.
 me slume. oder mit slute. iso manec
 lant gewinne. oder son manec gnu-
 nie bedvunge. hanzogen irsluge un-
 andon uirslan genuge. so der vint-
 derliche alexander. un ne geche-
 ne han ander. **O** er uon er bida
 was geborn. unde vurt. da zcan
 ankunige. in thon. and was der
 aller erste man. den thib lant. zeh-
 unage gewan. ir vurt. in ovi chunt

ge arfae. aber manec die gewaltic ul
 nichel was ir licheit. ir lilt unde ir
 lunt dchert. ir sear der was ul gnu. dar
 ne vurt. nanchenier sin genoz. der mit
 litor. oder mit mibten. hinc vollen. so
 uol vruchte. so der selb. man. ir abe. dan ich
 is began. **O** der irde wil ich mich ir uaren.
 salenon. dar was ir gen. dar sich ir allen.
 kunegen man. do diu froye regna. iustri-
 tu. in kom. unde si sinen. hof. geleich. mit
 rch. vurt. hant. si spach. daz uon mannes ge-
 burt. niso siner. kune. vurt. in. ni. miltir.
 in wol ir. faciden. vunde. alexander. was. ein
 hadoi. **N**u sprechent. daz luge. ir. daz
 er. eines. got. lures. sin. vurt. di. ex. mer. gfa-
 gan. dil. gant. also. bose. hagni. oder. dies. i
 gel. hant. er. was. rch. chaf. slabte. nunt.
 gel. ube. ch. me. han. sin. man. sin. uatir. ich
 wol. genant. kan. sin. gel. ube. daz. was. ber-
 lich. ubir. al. thichen. was. er. gewaltic. philyp-
 hys. der. uatir. sin. al. nunt. don. lant. was. sin.
 sin. ane. was. ein. qui. huch. ubir. al. daz. mer-
 ge. sin. hant. ir. nie. one. ni. gnd. die. nunt.
 ni. vi. ni. nunt. uole. vut. er. ubir. vider. den
 kune. er. hant. chent. uol. ubir. vurt. er.
 den. **P**hilypus. nam. in. ein. vut. si. nie. a-
 ne. ni. hant. die. ch. l. ip. ich. sage. er. vut. ir. name.
 was. si. hant. die. se. one. ol. nunt. das. was. alex-
 andas. nunt. diu. froye. heze. an. ein. br. lant.
 da. was. ovi. alexander. genant. er. per. se. he-
 ter. daz. lant. da. was. ein. nunt. also. gen.
 er. ne. vorte. ne. hant. in. kunge. vut. in. und. er.
 tan. er. nie. vorte. ovi. ni. ab. me. hant. me. slur-
 nie. gel. lichen. sin. in. sin. daz. diu. gnt. ger.
 was. an. nunt. lant. degen. unde. ovi. rch. ber-
 se. te. phlegen. **N**u. vut. ich. er. uon. alexan-
 ders. lant. geburt. vut. si. al. hi. ni. vurt. sin.
 miter. froy. ol. nunt. hant. sin. dant. do. si. hant.
 sin. genas. do. vurt. ir. an. ul. michel. nob. si.
 diu. ar. te. er. bit. er. ubir. al. da. was. der. doner.
 ul. gnt. h. vut. ir. the. daz. vut. ane. gnt.
 der. hant. da. vund. do. hant. sich. nunt. der. sin.
 ne. ier. dunt. lant. sich. er. hant. ul. nich. sin.
 in. sch. in. in. uon. lant. do. alexander. vurt.
 gebor. **N**une. si. lant. ubir. er. nob.
 lant. al. lant. geborn. nich. in. chunt.

Europa bis in den skandinavischen Norden hinauf verbreitet. Unter den Klängen eines Rolandsliedes zogen die Normannen Wilhelms des Eroberers 1066 in die Schlacht von Hastings. (Vgl. Nhlands Ballade: „Taillefer“.)

Eine berühmte deutsche Umdichtung, der „Karlmeinet“ des Strickers, eines österreichischen Dichters, entstand im 13. Jahrhundert mit manchen Zusätzen, so vornehmlich der ganz sagenhaften Jugendgeschichte Karls des Großen; auf andere, dem karolingischen Sagentreife näher oder ferner angehörende Gedichte komme ich später zurück.

Während der Verfasser des Rolandsliedes in der Dichtung seine geistlichen Anschauungen stark zum Ausdruck gebracht hat, hält sich der Pfaffe Lamprecht in dem Alexanderlied seinem dem griechischen Altertum entnommenen Stoffe gegenüber sehr zurück. Wie in allen ähnlichen Gedichten des Mittelalters beruht derselbe nicht auf irgend welchen Studien der alten Geschichte oder ihrer Poesie, sondern auf späteren sagenhaften Berichten; nicht die wirklichen Männer der Antike werden darin dargestellt, sondern deutsche Ritter in antiker Bekleidung und mit antiken Namen.

Lamprecht war ein mittelfränkischer Geistlicher, vielleicht aus Köln, und verfaßte sein Werk um 1130 nach einer romanischen Dichtung des Alberich von Visenzun (Aubry de Besançon), aber mit selbständigem und selbstbewußtem Geiste, wie er unter Friedrich Notbart in unserem Vaterlande erwacht war. (Vgl. Beilage 8.)

Alexander der Große war schon dem sinkenden Altertum zu einer Romanfigur geworden; in dem von ihm gegründeten Alexandria hatte sich sein Leben zu einer abenteuerlichen Dichtung gestaltet, die einerseits zu den Orientalen drang, aber auch den christlichen Völkern des Mittelalters, das in der Völkerverwanderung und in den Kreuzzügen Ähnlichkeit mit Alexanders Zeit hatte, sehr zusagen mußte. Das in griechischer Sprache geschriebene Buch des sogen. Kallisthenes wurde dem Abendlande in zwei lateinischen Überarbeitungen zugänglich, welchen der französische Dichter folgte. Alle fahrenden Helden, alle Kreuzritter, begrüßten den Velteroberer mit Begeisterung und strebten ihm wie einem Ideale nach. — Das in Reimpaaren geschriebene deutsche Gedicht begleitet den Helden von seiner frühesten Jugend durch seine Eroberungszüge und wunderbaren Abenteuer bis zu seinem Tode. Großartig und gewaltig sind die Schlachten geschildert, ganz wie in der alten deutschen Heldendichtung. „Zum Kampf rüsteten sich da heidenthalben die Heere,“ heißt es von der letzten Schlacht gegen Darius, „und sie brüllten wie das Meer. — Von beiden Seiten flog das Geschloß also dicht wie der Schnee: den Recken ward da viel weh. Da erhob sich ein großer Schall, man blies die Heerhörner überall und die Trompeten zu dem Kampfe. — Sie schlugen und stachen, so daß die Speere brachen, dann griffen die Recken zu den scharfen Ecken (Schwertern) und fochten mit Horn. — Der Sturm war grimmig und hart: mancher Helm da schartig ward und manche Brünne durchstochen zc.“ — Nach seinen Siegen über Darius und Porus kommt Alexander in das Land der „Zauber und Wunder“. Eines Tages gelangt er mit seinem Heer an einen herrlichen Wald; der süßeste, unvergleichlichste Gesang tönt ihnen aus den dichtverschlungenen hohen Bäumen, die keinen Sonnenstrahl durchlassen, wonniglich entgegen. Im Schatten dieser Bäume wuchern Blumen und Gras und Würze mancher Art; klare, kühle Quellen rinnen aus dem Walddickicht hervor und laden ein, die in dem Dunkel verborgenen Wunder zu schauen. „Gar manche schöne Mägdelein wir allda fanden, die da zur Stunde spielten auf dem grünen Klee, mehr denn hunderttausend. Die spielten und sprangen und sangen

Geschichtliche Dichtungen.

Alexanderlied.

so schön, daß ich und meine Helden vergaßen unser Herzeleid und alles Ungemach, das wir von Kindesbeinen an erduldet hatten. Wo kommen sie her die schönen Mägdelein? Wenn der Winter vorbei und der Sommer angeht und es zu grünen beginnt und die edlen Blumen im Walde hervorsprossen, hell rot und weiß in die Ferne leuchtend, und sie sich nun erschließen, so erblühen aus ihnen die Mägdelein ganz vollkommen, wie zwölfjährig anzusehen und anzuhören; die lachen und scherzen und singen mit den Vögeln um die Wette. Ihr Gewand — rot und weiß wie der Schnee — ist an sie gewachsen wie die Blätter der Blumen, aus denen sie geboren sind. Aber immer müssen sie im Schatten leben, denn welche die Sonne glühend bescheint, die welkt dahin und stirbt. Kinder des Sommers sind es, die gleich den Blumen der Mai in das Leben und der Herbst zum Tode ruft.“ — In dieser stillen Waldeinsamkeit schlagen nun Alexander und seine Knechte ihre Gezelte auf und verleben mit den Mägdelein den Sommer in Sonne. Allein nur drei Monate und zwölf Tage währt ihr Glück. „Da die Zeit zu Ende ging, unsre Freude da zerging; die Blumen alle verdarben und die schönen Mägdelein starben; ihr Laub die Bäume ließen, und die Quellen ihr Fließen, die Vögel ihr Singen — — da schied ich traurig von dannen mit allen meinen Mannen.“ — Nach manchem andern Abenteuer kommt er ans Ende der Welt: „wo der Welt Abgrund steht, um sich herum der Himmel dreht, wie um die Achse ein Rad.“ Die ganze Welt liegt zu seinen Füßen, da treibt ihn der Hochmut, auch von den Engeshören Zins zu fordern. Trotz des Abmahns der älteren Räte eilt er — unerfättlich wie die Hölle — seinem neuen Ziele zu, gelangt an die Mauer des Paradieses und begehrt Einlaß; da überreicht ihm ein alter Mann einen wunderbaren Stein, aus dem soll er lernen, wie es um ihn stehe, und umkehren. So an der Paradiesespforte abgewiesen, eilt er nach Griechenland zurück, beruft alle Weisen der Erde, aber niemand vermag den Sinn des Steines zu deuten; endlich belehrt ihn ein Jude, der Stein, schwerer als Gold, aber leichter als eine mit Erde bedeckte Feder, sei ein Bild des Hochmutes, — das Paradies lasse sich nicht mit Gewalt gewinnen und nicht mit Gierigkeit; ins Paradies komme nur, wer sich selbst überwinde und seine Gierigkeit beherrschen lerne; so solle er an seinen Tod denken und in sich gehen. Alexander nimmt die Lehre zu Herzen, wird still und demütig, regiert zwölf Jahre lang mit Weisheit und Milde und stirbt dann an Gift. Da blieb ihm von allem, was er errungen, nicht mehr als Erde sieben Fuß lang wie dem ärmsten Mann. Darum:

denket an den ewigen lib
und an daz ewige leben.
dar näch sult ir immer streben.
lâzet alle giricheit
und habet immer arbeit
umbe daz himelriche . . .
daz ir mit froweden müzet varn
zô der himelischen scaren.

Einen rein weltlichen Charakter trägt die von einem heffischen Geistlichen sehr geschickt erzählte Legende von Pilatus, welche gegen Ende des 12. Jahrhunderts verfaßt, bereits eine bedeutende Entwicklung der Sprache und der Verknüpfung zeigt und uns nur in einem Bruchstück von 621 Versen erhalten ist.

Pilatus.

Zu Mainz — erzählt das Gedicht — saß ein deutscher König, Latus, der über die Maas, den Rhein und den Main herrschte und von Pila, der Tochter eines einsam im Walde wohnenden Müllers, einen unechten Sohn hatte, namens Pilatus, der seinen Bruder, den legitimen Reichserben, umbrachte und von seinem Vater als Geißel nach Rom geschickt wurde. Dort lud er abermals eine Blutschuld

aus sich und wurde nun nach Pontus geschickt, um die wilden Völker daselbst zu bezwingen. Um seiner dort bewiesenen Tapferkeit willen erhielt er den Zunamen „Pontius“ und wurde später auch noch zur Bezwingung der Juden gebraucht. — Bis dahin reicht das Bruchstück der in Straßburg früher aufbewahrten und 1870 verbrannten Handschrift; die Legende aber erzählt weiter: Pilatus, nach Christi Tod wegen seines ungerechten Urteilspruches von Gewissensqualen gefoltert, habe sein Leben freiwillig in dem Liber geendet. Aber sein Geist hatte keine Ruhe und erregte im Flusse solche Überschwemmungen, daß man die Leiche aus dem Wasser hervorbrachte und ihn über das Meer in die Rhone führte. Aber auch hier tobte der Geist des Heilandsmörders dermaßen, daß man genötigt war, den Leichnam in einen tiefen Alpensee auf dem nach ihm benannten Pilatusberge bei Luzern zu versenken, wo er nun noch immer haust, böse Wetter erregt und den See wild aufwirft, wenn man etwas hineinwirft. — Die römischen Legionen, namentlich die zu Jerusalem stationierten, zählten viele Deutsche in ihrer Mitte; angeblich sollen Westfalen den Heiland gekreuzigt haben. Das mag vielleicht die Annahme, Pilatus sei aus Deutschland gekommen, veranlaßt haben.

Unter den Werken rein geistlichen Inhalts verdienen besonders Erwähnung die Mariendichtungen. So verfaßte ein bayrischer Geistlicher Werner (der Pfaffe) ums Jahr 1172 drei Lieder von der Jungfrau Maria (driu liet von der maget) nach einem im Mittelalter vielgelesenen lateinischen Buche von der Jugend Marias.

Das durch eine schlichte, ja strenge und doch seelenvolle Sprache ausgezeichnete Leben der
Maria. Gedicht, von dem sich leider nur ein paar Bruchstücke seiner ursprünglichen Fassung in verschiedenen Handschriften erhalten haben, erzählt im ersten Liede von den frommen Eltern der Maria, Joachim und Anna, denen nach zwanzigjähriger, kinderloser Ehe, durch einen Engel vorher verkündet, eine Tochter geboren wird, von welcher der Kommen soll, der aller Welt Vater sei. Als die „Himmelsrose“, das reine „Magedin“, geboren wird, die ihre Eltern „Maria“ nannten, fließt Honig und Milch aus der Erde, und Heil regnet vom Himmel. Nach dem dritten Jahr wird sie den Jungfrauen übergeben, die im Tempel dienen, und erwächst dort in Tugend und reinem Gemüthe. — Im zweiten Liede wird weiter von der erwachsenen Jungfrau erzählt. Sie leuchtet wie die Sonne aus allem ihrem Geschlechte. Ihr Antlitz ist so edel (tugendliche), ihre Augen so königlich, ihre Gebärde so rein, daß die Leute sie mit heiliger Scheu (mit vorhten) anschauen. Mit Arbeit in Leinwand und Seide und mit eifrigem Gebet bringt sie ihre Zeit zu. Alle Freier weist sie zurück. Endlich erwählt Gott für sie durch wunderbare Zeichen den Joseph, einen greisen, leibschwachen Mann zum Gemahl. Doch er will nur ihr Pfleger sein, er gibt sie in die Obhut von fünf Jungfrauen, dann zieht er nach Capernaum. Bald darauf empfängt Maria die im Evangelium berichtete Verkündigung. Mit ihrem Besuch bei Elisabeth schließt das zweite Lied. — Das dritte Lied erzählt Josephs Rückkehr, die Reise nach Bethlehern, die Geburt des Heilandes. Maria liegt da in einem großen Lichte, es ist der Glanz der ewigen Sonne; sie küßt das Kind, das an ihrer Brust liegt, das klein zu sehen ist und groß zu sagen; das den Tod vertreibt, dem die Erde bebt, das die Berge erschütteret, hier hat es „gehüttel“ in der engen Höhle. Kind und Esel neigen die Knie, ihrem Schöpfer zu Ehren. Der Engel Schar kommt, dem neugeborenen Herrn zu dienen. Die Hirten und die drei Könige aus dem Morgenlande beten ihn an. Da heißt es:

- III. 208. [der] eine truch (trug) in der hant die goltmassen wolgebrant:
damit bedüter (beedeutet er) die chraft v (vnd) die keiserlichen herschaft,
die der kunich (König) aller kunige hat, dem daz golt wol ze mазze (angemessen) stat.
der ander brahte wirovch (Weihrauch): daran erzaget er ovch.

daz er got ware vnd ewart (Priester), der al die werlte (Welt) bewart.
 der dritte mirren dar bot: damit urkundet er den tot,
 den er sit (später) an dem cruce (Kreuz) leit; ia was do ein gewonheit,
 daz man toten mit mirren behielt, daz ire dehein (kein) fule (Fäulnis) wick (waltet),
 (Nach) gewänne);
 daz opfer was bezäichenlich (symbolisch) bedeutsam) —

Es folgen die Beschneidung, die Darstellung im Tempel, der Ausbruch nach Ägypten, endlich die Rückkehr in die Heimat nach Herodes' jähem Tode: der nachts entronnen war, fährt bei lichter Sonne wieder heim.

Bernbers
Miniaturen.

Bernher besaß große Geschicklichkeit im Miniatur- und Glasmalen, und man vermutet, daß die 84 Miniaturen zu dem „Marienleben“ ursprünglich von seiner Hand herrühren. Eine solche, der Handschrift der königlichen Bibliothek zu Berlin entnommen, ist mit all ihrem Farbenreichtum bis in die geringsten Einzelheiten getreu in der Beilage (Nr. 9) nachgebildet.

Spiel-
manns-
Dichtung.

Von Geistlichen und edlen Laien gepflegt, war die deutsche Dichtung neu aufgelebt; aber auch im niederen Volk, unter dem sie nie ganz erloschen, lebte sie in neuen Formen fort. Sänger, die ihm angehörten, zum Teil auch aus heruntergekommenen Leuten anderer Stände sich ergänzten, zogen als sogenannte Fahrende oder Spielleute durch die Lande; sie ließen sich namentlich bei Festen der Fürsten und Herren vernehmen und trugen da Helden- und Liebeslieder vor, oft solche, die sie selbst gedichtet. Namenlos tritt meist ihre Poesie auf, die frisch und lebendig, aber auch häufig nicht frei von einer gewissen Rohheit der Sitte und der Kunst war. Aber weit herumgekommen in der Welt waren diese Leute. Den Kreuzheeren folgten sie und brachten orientalische Sagen und romanhafte Abenteuer mit heim aus dem wunderreichen Morgenlande. Das bedeutendste Gedicht, das uns aus dieser Spielmannspoesie überliefert worden, ist das Lied vom König Rother, ein Werk von unverkennbar poetischem Wert.

König
Rother.

Der Verfasser, vom Niederrhein, aus der Gegend von Köln gebürtig, hatte wahrscheinlich den Kreuzzug von 1147 mitgemacht, hatte Italien und Konstantinopel gesehen und klebete in seinem, vermutlich in Bayern um 1155 verfaßten Gedicht einen alten deutschen Stoff, der später in der altnordischen, in Island niedergeschriebenen Wilkinasage teilweise wieder erscheint, in ein modernes Gewand.

König Rother (in der Wilkinasage Osantrix von Schweden), der zu Bari in Apulien herrscht, hört von der schönen Tochter des Kaisers Konstantin in Konstantinopel (in der Wilkinasage Oda, Tochter des Sunnentkönigs Milias an der Nordsee) und schickt zwölf edle Grafen aus, um ihre Hand zu werben. Aber der Kaiser ist ergrimmt darüber und befiehlt, sie in einen finsternen Kerker zu werfen. Das geht Herrn Rother sehr zu Herzen, und er beschließt, nun selbst „in recken wis“, d. h. als fahrender Held über See zu fahren; um aber sein Ziel sicher zu erreichen, will er sich Dietrich nennen und vorgeben, er sei von König Rother verjagt und komme als Flüchtling Schutz zu suchen. Mit sich nimmt der König Asprian und seine Niesenbrüder: Eckart, der Treue pflegt, Abendrot den schnelleren, und Widolt, „der die Stange trägt“ und der ein so schrecklicher Mütterich war, daß seine Freunde ihn binden mußten, weil er sonst alles erschlagen hätte, und den man nur unmittelbar vor dem Kampfe loslassen durfte. In Konstantinopel angelangt, werden sie vom Kaiser gut aufgenommen, obwohl die Niesen jedermann Schrecken einjagen; denn Asprian ist so stark, daß er zum Späße einen gezähmten Löwen an die Wand wirft und ihn in Stücke zerschmettert. Andererseits tut Rother solche Werke der Milde, daß alle Armen im Lande ihm hold werden

Erklärungstafel mit Auflösung der Abkürzungen.
(Vgl. S. 46 f.).

eine truch in der hant. die goltmassen wolgebrant. damit bedut er die chraft. vnd die keifer-

73. Bild der Berliner Handschrift.

lichen herfchaft. die der kunich aller kunige hat:
dem daz golt wol ze mazze stat. der ander brahte
wirovch. daran erzaiget er ovch. daz er got wære
vnd ewart. der al die werlte bewart. der dritte
mirren dar bot. damit urkundet er den tot.
den er sit an dem cruce leit. ia waf do ein gewon-
heit. daz man toten ^{mit} mirren behielt. daz ire
dehein füle wiert. daz opfer waf bezaëchenlich.

eine truch inder hant. die goldmassen wolge
brant. damit beduere die chraft. v̄ die keiser



lichen herschafft. die si künich aller künigehar.
dem daz gold wolze marze star. si andi brächte
wirdich. daran erzaiget er dch. daz er got swar
v̄ ewart. der al die werlte bewart. si drin
murren dar bot. danut erkunder er du tot.

den er sit an dem cruce leit. ta was do an gewin-
hett. daz man toren ^{mit} murren behiet. daz ir
dheim füle wickt. daz opfer was bezichenlich.

Faksimile eines Blattes aus dem „Leben der Maria“,
(Driu liet von der maaget).

Fergamenthandschrift des Pfaffen Wernher (XII. Jahrh) in der k.Bibliothek zu Berlin.
Die Anbetung der heil. 3 Könige.

und Konstantins Mannen ihren kargen Herrn verlassen und in sein Gefolge treten. Dietrichs Ruhm dringt auch in die Kemenate der Königstochter und erregt ihr lebhaftes Verlangen, den vielgepriesenen Helden zu sehen. Auf ihren Wunsch ladet der Kaiser ihn zu einem großen ritterlichen Fest, bei dem Dietrich mit seinen Mannen alle anderen Gäste an Pracht überstrahlt. Vor Cassern, die ihn fortwährend umringen, besommt ihn die junge Königin gar nicht zu sehen, da läßt sie ihn in ihre Kemenate laden; er kommt, zieht ihr selbst einen goldenen Schuh an, wobei er ihren Fuß in seinem Schoß hält — ein alter symbolischer Verlobungsgebrauch, wodurch sie in seine Gewalt und in seinen Schutz tritt. Zugleich gibt er sich als Rother zu erkennen:

an lüzich alle mine dinc
an godes genåde unde din,
já stént dine vóze
in Rótherichs schóze.

Nun stelle ich alle meine Sachen
auf Gottes Gnade und deine;
wahrlich es stehn deine Füße
in Rother's Schoße.

Die Königin verspricht, ihm übers Meer zu folgen. Die Gefangenen werden durch ihre Klugheit befreit und darauf in ihren Gemächern verpflegt. Mit ihnen hilft er dem Konstantin, einen mächtigen Gegner, König Imelot von Babylon, der mit 72 heidnischen Fürsten gegen ihn gezogen, besiegen und entführt dann seine Braut nach seiner Heimat, während Imelot die entstandene Verwirrung zur Flucht benutzt. Konstantin läßt seine Tochter mit List durch Kaufleute in Rother's Abwesenheit wieder entführen. Mit einer großen Flotte und starken Heeresmacht eilt nun Rother nach Konstantinopel, legt sein Volk in einen Hinterhalt zwischen Wald und Gebirg und geht als Pilger an den Hof und in den Saal Konstantins, wo eben seine junge Frau mit dem Sohn Imelots, der inzwischen und zwar diesmal siegreich zurückgekehrt, vermählt werden soll. Heimlich steckt Rother ihr einen Ring zu, wird aber entdeckt und vor die Stadt geführt, um hingerichtet zu werden. Durch einen Ritter, Graf Arnold, dem Rother früher große Dienste erwiesen, wird er indes befreit, und seine herbeieilenden Männen zersprengen die Heiden vollends. So gewinnt er sein Weib wieder, versöhnt sich mit ihrem Vater und steuert dann nach Hause, wo die junge Königin Pipin, den nachherigen Vater Karls d. G., gebiert. Nun regiert er in Glück und Herrlichkeit noch viele Jahre, bis Pipin ihm die Regierungslast abnimmt. Da gedenkt er seiner Seele und entsagt mit seiner Königin, deren Namen wir bis zum Schlusse nicht erfahren, der Welt — hi hat daz buch ende.

Mit König Rother in manchen Zügen verwandt und ebenso unverkennbar unter dem Einfluß der Kreuzzüge entstanden ist die bis auf den heutigen Tag nicht ganz im Volk verklungene Sage von Herzog Ernst, die zuerst vor 1180 von einem mittelfränkischen Fahrenden in Bayern poetisch bearbeitet wurde. Sein Gedicht, von dem uns nur Bruchstücke erhalten sind, wurde dann auf der Scheide vom 12. zum 13. Jahrhundert und im letzten Viertel des 13. Jahrhunderts, weiterhin auch im 14. und 15. Jahrhundert umgedichtet und erweitert.

Der Held dieser romanhaft ausgeschmückten Sage ist aus drei historischen Persönlichkeiten zusammengewachsen, die drei auseinanderliegenden Zeiten angehören und unter drei verschiedenen Herrschergeschlechtern: den Karolingern, den sächsischen Ottonen und den Saliern, lebten. Es gibt nämlich in unserer Geschichte zwei aufrührerische Fürsten namens Ernst: der erste ein Bayer zu Ludwigs des Frommen Zeiten, der andere bekanntere, Kaiser Konrads des Saliers Stiefsohn, Witelas Sohn; beiden stand in inniger Freundschaft und Waffenverbrüderung gegen ihren Oberherrn ein Graf Wernher (abgekürzt Wehel)

zur Seite. Mit der Geschichte des zweiten Ernst nun hat die Sage die des Ludolf von Schwaben, eines Stiefsohnes der Königin Adelheid, der sich gegen seinen Vater Otto I. empörte und seinen Oheim Heinrich von Bayern begünstete, vereinigt; in der sagenhaften Erzählung von Herzog Ernst ist dieser ein Herzog von Bayern, Adelheid seine Mutter, Otto sein Stiefvater und ein Pfalzgraf Heinrich sein Feind und Verfolger, und — zuwider dem blutigen Untergange des historischen Ernst von Schwaben — folgt auf seine langjährigen Irrfahrten die Versöhnung mit dem großen Kaiser aus dem Sachsenhause. Ohne Zweifel sind es aber die Wunder seiner abenteuerlichen Kreuzfahrt, die der Erzählung eine so große Verbreitung und eine Fortdauer bis auf unsere Tage durch das gleichnamige Volksbuch verschafft haben. (Vergl. Uhlands Drama: „Ernst, Herzog von Schwaben“.)

Inhalt des
Herzog
Ernst.

Adelheid, die Witwe eines Herzogs von Bayern, wird vom Kaiser Otto zur Ehe begehrt; sie ruft ihren Sohn Ernst herbei, um seinen Rat zu hören, und da er sich dafür ausspricht, reicht sie dem Kaiser die Hand. Anfangs sieht Ernst bei seinem Stiefvater in hoher Gunst und wird sogar von ihm zum Nachfolger im Reich bestimmt, aber bald wird dieses freundliche Einvernehmen durch die Verleumdungen des Pfalzgrafen Heinrich, Ottos Schwestersohn, gestört. Der Kaiser läßt sich einreden, daß Ernst ihm nach Leben und Ehre trachte, entsetzt ihn der Reichsvogtei und läßt sein Herzogtum Bayern von Heinrich mit Raub und Brand überziehen. Mit zweitausend Schilben eilt der also Angegriffene herbei, entsetzt seine Stadt Nürnberg, die der Pfalzgraf belagert, und schlägt noch in einem Treffen bei Würzburg mit dem an seiner Seite kämpfenden Freunde, Grafen Wehel, den Gegner in die Flucht. Als er aber erfährt, daß eben dieser Pfalzgraf ihn bei Otto verleumdet, kennt sein Zorn keine Grenzen mehr; wutentbrannt sprengt er selbst mit Graf Wehel und einem anderen Ritter nach Speier, wo der Kaiser Hof hält. Hastig tritt er in das Gemach seines Stiefvaters, der in geheimer Berathung mit dem Pfalzgrafen begriffen ist, springt auf den letzteren zu und schlägt ihm das Haupt ab, dann geht er unerschrocken hinunter und reitet mit seinen Gefährten von dannen. Für diese gewaltthätige That wird Ernst in die Reichsacht getan und sein Land aufs neue mit Krieg überzogen. Fünf Jahre blutigen Ringens geben dem Herzog die Überzeugung, daß er den Widerstand aufgeben müsse; er entschließt sich zu weichen und mit seinem Freunde Wehel eine Fahrt nach dem heiligen Grabe anzutreten. Ein stattliches Gefolge von Rittern und Knechten — wohl tausend an der Zahl — schließt sich ihm an. Durch Ungarn und die Bulgarei ziehen sie nach Konstantinopel, wo sie sich auf 22 Kielen einschiffen. Von da an beginnen die Abenteuer, die bald an Homers Odyssee, bald an Sinbad den Meerfahrer erinnern. Am fünften Tag ihrer Meeresfahrt versenkt ein Sturm zwölf Kiele, die anderen werden zerstreut. Ernst und Wehel treiben zwei Monate lang umher, bis sie endlich am Lande Kypria Anker werfen können. Dort erblicken sie eine einsame, prächtig erbaute und ausgeschmückte Burg voll langer, weiter Säle mit königlichen Stühlen und reich mit Speisen bedeckten Tafeln. Sie greifen zu, da keine Spur von Bewohnern sich zeigt, trinken von dem köstlichen Wein, ergehen sich in den schönen Gärten, baden in den goldenen Bädern, in die das Wasser aus goldenen Röhren springt, da erhebt sich plötzlich rings um die Burg ein wüstes Geschrei, als wenn ein ungeheures Heer von Kranichen heranzöge; und in der That, herbei reitet ein mächtiges Volk mit Kranichhälsen und spitzen, ellenlangen Schnäbeln, in weiße Seide gekleidet, eine Königstochter aus Indien in ihrer Mitte, die wie eine betaute Rose unter Tränen daherschreitet. Der Schnabelkönig bietet ihrem roten Mundelein seinen langen Schnabel dar, und das rauhe Geschrei der Kraniche ist seine zarte Liebesrede. Zornig über diese Unbill fallen die Kreuzfahrer über das „Schnabelvieh“ her, schlagen ihnen ihre langen Hälse ab, und es entbrennt ein hitziger Kampf, in dem Ernst 500 seiner Leute verliert und dennoch die Befreiung

Erklärender Abdruck zu „Sjengrims Not“.

Reinhart der vil hat gelogin¹,
der wirt noh² hute³ betrogin;
doch gehalf ime sin kundicheit⁴
von notlichir⁵ arbeit⁶.
zû einer cellin⁷ er sih hûb⁸,
da wiste⁹ er inne hûner¹⁰ genûc,
daz inhalf in niht,¹¹ weizgot;
sie was¹² wol umbemurot¹³.
Reinhart begunde¹⁴ umbe gan¹⁵,
vor dem tor sach¹⁶ er stan
einen sot¹⁷ dief unde wit¹⁸.
da sach er in, daz gerouw in¹⁹ sit²⁰,
sinen scatin²¹ er drinne gesach²²:
ein michel²³ wunder nu gesach²⁴
daz der ergouchete²⁵ hie,
der mit listen wunders vil begie²⁶.
Reinhart wande²⁷ sehin²⁸ sin wib. diu was

1. gelogen. 2. noch. 3. heute. 4. Klugheit. 5. bedrängter.
6. Not. 7. Zelle, Klostersgut. 8. sich hob, ging. 9. wußte.
10. Hühner. 11. half ihm nichts. 12. war. 13. ummauert.
14. begann. 15. herum zu gehen. 16. sah. 17. Brunnen.
18. weit. 19. gereuete ihn. 20. nachher. 21. Schatten. 22. sah.
23. großes. 24. statt geschach = geschah. 25. zum Gauch
(Toren) wurde. 26. der mit Klugheit viel Außerordentliches
beging, verübte. 27. wähnte, glaubte. 28. zu sehen.

B. d'vil hat gelogin. d'vire wöhr
hute betrogen. doch gehalt inne
sin kündeheit. von nothchur ar
ber. zu einer edlin er si hilt da
wist er inne hiner genie. d'
in half in nhr weiz got. he was
wol umbe muort. k. begunde
umhr gan. vtz dem toz sach er stan.
thie for dief ni wer. da sach er in
de getzwin sit. sine sartin er drin
ut gefach. ein michel wunder ny
gefach. d' der ergöchete hie. der
mit listen wanders vil begie.
H wandt schin sin wib. d'v was

Aus Heinrich des Glichesaeres „Isengrims Noth“.

Untere Hälfte der 2. Spalte der 4. Seite.

Nach der Handschrift vom Ende des XII. Jahrhunderts auf der Landesbibliothek zu Kassel.

der Königstochter nicht erlangen kann, denn das Kranichvolk sticht sie mit seinen Schnäbeln tot. Ernst fährt nun weiter, kommt nach zwölf Tagen ins Lebermeer (geronnenes Meer). An den Magnetberg, der alle Schiffe an sich zieht, rennt auch das feine an, alles Eisenwerk wird ihm entzogen, es zerfällt, alle Mannen bis auf sieben kommen um und werden von Greifen weggetragen. Da kommt Ernst auf den Gedanken, sich und seine Genossen in Seehundsfelle einmähen und von den Greifen auch forttragen zu lassen. Im Greifennest angelangt, schneiden sich die Helben aus ihren Häuten heraus und leben in der Waldwüste, von hohen Gebirgen umschlossen, bis sie endlich durch die Felswände ein Wasser gleiten sehen. Sie bauen ein Floß und fahren durch den Karfunkelberg, in dessen Mitte sie einen köstlichen Edelstein erblicken, den Ernst losbricht, um die Krone des deutschen Kaisers damit zu schmücken. Endlich kommen sie heraus und in ein reiches Land zu den Arimaspen, Leuten mit einem Auge, deren König den Herzog Ernst lieb gewinnt und bei sich behält. Für ihn kämpfen die Schiffsbrüchigen gegen das Volk der Plattfüße, die über Moor und Sumpf laufen, so daß weder Mann noch Roß ihnen folgen kann, bestegen sie, wie auch noch ein anderes Volk, das ganz nackt geht und so lange Ohren hat, daß sie sich damit bekleiden können. Auch ein Riesengeschlecht, dem Ernst nur bis an die Kniee reicht, schlägt er zu Boden. Nach sechsjährigem Aufenthalt bei den Arimaspen schifft sich unser Held auf einem Mohrenschiff, das mit Kaufmannswaren zum heiligen christlichen König verbunden, und gelangt in das Land Ybian, wo er, mit dessen christlichem König verbunden, den heidnischen König von Babylon niederwirft. Endlich gelangt der wunderbare Held nach Jerusalem, wo er den Templern das heilige Grab verteidigen hilft. Sein Ruhm bringt nun auch in die Heimat, seine Mutter weiß den Kaiser zu seinen Gunsten zu stimmen und ruft ihn zurück. Am Christabend, da alle Welt sich der Geburt des Heilandes freut und der Friede vom Himmel kommt, langen sie vor Bamberg an, wo der Kaiser über Weihnachten Hof hält. Otto verzeiht ihm, gibt ihm sein Land und Weheln seine Herrschaft wieder. Dem Reiche schenkt Ernst den herrlichen Edelstein, den er aus dem Karfunkelberge mitgebracht, und der, sagt das Gedicht, noch heute in des Reiches Krone leuchtet und der „Waise“ genannt wird. Zu Rospfeld liegt Ernst mit seiner Gemahlin Frau Irmgart begraben, „zu deren Gnade große Wallfahrt ist“.

Schließlich besitzen wir aus dieser Vorbereitungszeit des zwölften Jahrhunderts auch das erste deutsche *Tierepos*. Wie oben (S. 34) gezeigt, war die Tierfage bisher nur in der lateinischen Klosterdichtung des 10. und 11. Jahrhunderts aufgetreten. Im Anfang des 12. war dann in Flandern das erste große lateinische Tiergedicht entstanden, das den Wolf zum Helben macht und daher „Isengrinus“ genannt wird. Zum deutschen *Epos* wurde sie etwa ein Menschenalter später gestaltet. Es geschah das um 1170 durch Heinrich den Gliehezäre (Glichezäre = Gleizner), einen fahrenden Dichter des Elsasses, der eine französische Dichtung (le Roman du Renart) unter dem Titel „Isengrines nôt“ (vgl. Beilage 10) in deutsche Verse übertrug.

Leider besitzen wir von der Uregestalt nur einige Bruchstücke, die 1839 in dem hessischen Städtchen Mellungen aufgefunden wurden, wo ein Rentmeister im J. 1515 die schöne Pergamenthandschrift zerschnitten hatte, um zu haltbaren Umschlägen für seine Rechnungen zu gelangen. Den größten Teil des Gedichtes kennen wir nur aus einer späteren Überarbeitung, welche die Altertümlichkeiten in Sprache und Reim beseitigt und das Gedicht nach dem Fuchs „Heinhart“ betitelt hat. Auch in diesem *Tierepos* finden sich einige satirische Anspielungen, vornehmlich gegen den geistlichen Stand, und aus der Poesie gingen diese Spötterereien dann in die Bild-

Heinrich der
Gleizner.

werke des Mittelalters über. Im Münster zu Straßburg befanden sich der Kanzel gegenüber zwei Reliefbilder, welche das Begräbniß des scheinotenen Fuchses darstellten, die dann aber später, um Uergerniß zu verhüten, weggehauen wurden. Das eine stellte den Zug mit der Leiche dar: voran der Bär, Weichkeßel und Weichwedel in den Händen; ihm folgten der Wolf mit dem Kreuz, der Hase mit der Kerze; hinter diesem die Wahre mit dem Fuchse, getragen von Eber und Bod, unter ihnen am Boden kauernb der Affe. Das andere zeigte das Totenamt: am Altar mit Kelch stehend, im Brevier lesend, der Hirsch, hinter ihm der Esel, welchem der Kater ein gleichfalls aufgeschlagenes Buch vorhält.

Der Inhalt jenes alten, in zwölf Abenteuer getheilten Gedichts, das seinen Stoff ohne besonderen dichterischen Geschmack recht trocken behandelt, ist folgender:

Reinhart.

In den ersten vier Abenteuer tritt Reinhart ganz in den Vordergrund; Streich auf Streich unternimmt er, aber alle mißlingen ihm, Schantecler der Hahn verhöhnt ihn; statt der Meise erschnappt er nur ihren Mist; von dem Käse, den Diezelin der Nabe hat fallen lassen, verjagen ihn Hunde; Dieprecht der Kater stößt ihn gar in eine Falle, aus der er nur mit Not und halb tot geschlagen entkommt. Da sucht und erlangt er die Genossenschaft des Wolfes Iſengrin; Stärke und List verbinden sich zu Übelthaten. Aber Iſengrin zieht dabei den Kürzeren; von seinem Genossen in den Weinkeller eines Klosterhofes gelockt, berauscht er sich, stimmt ein Lied an, wird ertappt und entkommt nur mit großer Not nach vielen Schlägen. Nun trennen die beiden sich — Reinhart baut sich ein festes Haus im Walde: Übelloch (im französischen Gedicht Malpertuis). Einem Tages gerät der hungrige Iſengrin vor die Thür desselben und riecht die Nale, welche Reinhart sich gebraten. Um auch so gut zu leben, schließt er Frieden mit dem Schlawen — ja er will, da dieser sich für einen Cistercienser ausgibt, gleichfalls in den Orden treten. Nachdem ein Guß siedenden Wassers ihm eine Tonsur gebrüht, läßt er sich zum Fischen an einen zugefrorenen Teich führen und hält durch ein Loch im Eise den Schwanz hinein; so findet ihn ein Jäger und haut ihm den Schwanz ab. Reinhart hat schon längst zuvor das Weite gesucht. So häuft Reinhart auch weiterhin Schmach und Schande auf den armen Iſengrin, der endlich beschließt, die Sache vor den König zu bringen. Brevet der Löwe (d. h. der Kühne, französisch Noble), gewöhnlich nur der „Künec“ genannt, war krank im Haupt — eine Ameise war ihm ins Ohr gekrochen — und meinte, er sei es deshalb, weil er so lange nicht zu Gericht geseßen. Nun naht seinem Throne Iſengrin und bringt durch seinen Fürsprecher, Bruno den Bären, seine Klage gegen den abwesenden Reinhart vor; Randoib der Hirsch urteilt: Reinhart solle gefangen und gehängt werden. Die anwesenden Tiere stimmen sämtlich bei; aber eine weise OBente (ein Kamel) setzt es durch, daß der Angeklagte dreimal vorgeladen wird. Da wird auf einer Wahre eine von Reinhart totgebissene Henne herbeigetragen, der ihre Angehörigen wehklagend und Rache fordernd folgen. Bruno geht als Bote des Königs nach Reinharts Waldburg und ladet den Missetäter vor das Gericht, Reinhart erklärt sich bereit zu folgen, ladet aber den Bären vorerst zu einem Honigschmause ein. Er führt ihn zu einem gespaltenen Baumstamm — darin sei köstlicher Honig, redet er ihm ein. Kaum aber hat Bruno seinen Kopf im Spalt, da zieht der Fuchs den Keil heraus, und der Bär ist gefangen. Die Bauern werden durch einen Kärner alarmiert, eilen mit Knütteln herbei — nur mit Verlust der Kopfhaut und der Ohren und dazu noch von Reinhart verhöhnt, vermag er zu fliehen und an des Königs Hof zurückzugelangen. — Noch einmal aber wird das Todesurteil aufgeschoben und Kater Dieprecht nach Übelloch entfanbt. Auch ihn berückt Reinhart, indem er ihn in das Haus eines Geistlichen, wo viele Mäuse seien, und dort in eine Fuchsfalle führt. Glücklicherweise haut der herbeieilende

Dat drydde boek

C lxiij

¶ Wo reynke myt grymbart deme greuyngē
quemē in den hoff. vñ wo reynke syne worde
makede vor dem kōnyngē. Dat erste capittel



Reynke quam echt in den hoff
Dar in be was vor klaget groff
Wele de eme nicht wol enghunden
Wñ de na syneme leuende stunden

C i

Eine Seite (c) aus der ältesten illustrierten niederdeutschen Ausgabe des
„Reynke de vos“. Lübeck 1498.

Nach dem Exemplar der Wolfenbütteler Bibliothek.

Wörtliche Übersetzung des umstehenden Textes.

Das dritte Buch.

[Blatt CLXIII

Wie Reineke mit Grimbart dem Dachs an den Hof kam,
und wie Reineke seine Worte machte vor dem Könige.

Das erste Capitel.

Reineke kam wiederum an den Hof
An dem er gröblich verklagt war
Viele, die ihm nichts Gutes gönnten
Und die nach seinem Leben stunden

Geistliche die Schnur entzwei, und Dieprecht entkommt, den Rest derselben noch um den Hals, wieder nach Hause. Zum drittenmal durch Krimel den Dachs entboten, erscheint der Fuchs am Hofe. Er tritt als wandernder Arzt auf und geht — trotz des ihn von allen Seiten empfangenden Wutgeschreies — ruhig auf den König zu, bestelt ihm einen Gruß von Meister Bendi von Salerno, von dem er soeben nach langer, beschwerlicher Reise heimkehre, und überreicht in dessen Auftrag ein Heilmittel für die Leiden Brevels. Das ganze Auftreten des klugen Schwunders verfehlt seines Eindrucks auf den kranken Herrscher nicht, und als Reinhart weiter meldet, es sei aber zur völligen Genesung noch nötig das Fell eines alten Wolfes, die Haut eines Bären und ein Gut von einer Kaze, müssen Pfengrin, Bruno und Dieprecht die verlangten Stücke hergeben. Aber auch andere Tiere müssen des Fuchses Rache fühlen; Frau Pinte wird geschlachtet und dem Eber ein Stück vom Schentel ausgeschnitten, um dem Kranken ein gefottenes Suhm mit Eberpfeet zu beschaffen. Alle noch Unbeschädigten stieben auseinander; nur Krimel, der Elefant und die Ibente bleiben. Nun bereitet der Wunderdoktor dem König ein heißes Bad und legt ihn in die Tierhäute — der Schweiß treibt die Aneise heraus auf den Ragenhut: Reinhart bemerkt, ergreift und entläßt sie, nachdem sie ihm die Herrschaft über tausend Burgen in ihrem Walde verheißen. Der König naht seiner Genesung, trinkt die Brühe von der gefottenen Frau Pinte, die dann Reinhart selbst sich wohlschmecken läßt. Dann aber wendet sich der heimtückische Gesell sogar gegen seine Freunde und endlich auch gegen den König. Zuerst veranlaßt er Brevel, den Elefanten mit dem Königreich Böhmen und die Ibente mit der Abtei Erstein zu belehnen: was ist die Folge? Der Elefant wird mit Schlägen aus dem Lande verjagt, die Ibente von den Nonnen in den Rhein gestürzt. Zuletzt reicht er dem König einen Gisttrank und verläßt unter dem Vorwand, Kräuter zu sammeln, den Hof, begleitet von dem Dache, dem einzigen Tier, das er verschont. Sie begeben sich nach Reinharts Burg, und bald darauf verscheidet der König. Der Rote aber treibt sein Wesen unbelästigt nach wie vor — „Reinhart war böshaft und rot, das zeigte er da, er vergiftete seinen Herrn“, schließt mit lehrhaftem Tone das sonst mit Ausnahme weniger satirischer Anspielungen rein episch gehaltene Gedicht und fährt fort: „Das soll niemand sehr bedauern: was meinte er an Reinhart zu haben? Es geschieht noch, weiß Gott, daß mancher Betrüger bei Hof angesehener ist als ein Mann, der sich nie auf Falschheit eingelassen. Welcher Herr dem nachgibt, täten sie dem den Tod an, das wäre eine gute Kunde. Böse Lügner drängen sich leider stets vor: Die Treuen müssen vor der Türe bleiben.“

„Mit Heinrichs des Gleisners Werke,“ sagt Wilhelm Wackernagel, „machte die Tiersage ein fast verjährtes Besitzrecht wieder geltend.“ Es ist die einzige (mittel)hochdeutsche Epopöe aus dem Sagenkreise der Tierwelt; nur noch ein späteres niederländisches Gedicht des flämischen Dichters Willem „Van den vos Reinaerde“ und die nach ihm verfaßte berühmte niederdeutsche Bearbeitung: „Reinke de Vos“ (zu Lübeck 1498 gedruckt und mit Bildern geziert, s. Beilage Nr. 11) können sich als gleichartig ihm zur Seite stellen. Unsere hochdeutsche Literatur kennt außerdem und seitdem nur noch die Tiersfabel. Doch haben sich Bearbeitungen des Reineke Vos seit dem 16. Jahrhundert bis auf unsere Zeit steter Teilnahme des deutschen Volkes zu erfreuen gehabt. In neuerer Zeit hat u. a. Goethe in seinem „Reineke Fuchs“ das alte Epos wieder neu aufleben lassen.

Reinke
de Vos.

1. Ritterliche
Dichtung.

Im letzten Drittel des 12. Jahrhunderts begannen nun die Ritter sich der Dichtkunst zu bemächtigen. Hervorgegangen aus dem Stande der Unfreien und durch ihre Herren, die Abtigen und Fürsten, zum Hof- und Waffendienst zu Pferde (daher der Name riter) berufen, hatten sie sich in den häufigen Fehden und besonders in den Kreuzzügen so ausgezeichnet, daß sie einen eigenen, bald hochgeehrten Stand (ritter) bildeten, der sich in seinen besten Vertretern die Pflege alles Edlen in Sitte und Kunst zur Aufgabe machte. Mit großem Eifer bemächtigten sie sich der Dichtkunst, der epischen wie der neu erwachsenden lyrischen, und leisteten bald in beiden Hervorragendes.

Indem sie nach dem Vorgang der Franzosen das höfische Leben und die Minne in der aus Frankreich entlehnten Gestalt des Frauendienstes in die leider fast ausschließlich der Fremde entnommenen und nur umgedichteten Stoffe verslochten, wurden sie die Schöpfer der höfischen Poesie, welche durch sie bald zu hoher Vollendung gebracht wurde. Als Vater der mittelhochdeutschen höfischen Poesie gilt Heinrich von Veldeke, welcher zuerst eine strengere Messung der Verse und reinere Reime einführte, so daß ihn Rudolf von Ems von Veldeke der wise man, der rechter rime alrerst began nennt. Und Gottfried von Straßburg singt von ihm im „Tristan“:

Heinrich
von
Veldeke.

Er impete daz erste ris
in tiutescher zungen,
dâ von sit este ersprungen,
von den die bluomen kâmen,
dâ si die spache üz nâmen
der meisterlichen sünde.

Er impfte das erste Reiz
In unsrer deutschen Zunge,
Davon sind seitdem Niste entsprungen,
Von welchen Blumen kamen,
Denen sie die Zier entnahmen
Zu jedem meisterlichen Funde.

Heinrich verfaßte sein bedeutendstes Epos, die „Eucide“, in niederfränkischer Sprache nach einem französischen Gedichte (Roman d'Enéas) und vollendete es um 1184. Es war ein beliebtes Unterhaltungsbuch der damaligen Welt, besonders der Damen. Eine mit zahlreichen Miniaturbildern, welche die in dem Gedicht erzählten Begebenheiten illustrieren, ausgeschmückte Handschrift befindet sich in der königlichen Bibliothek zu Berlin; die Illustrationen bestehen aus Federzeichnungen mit verschiedenfarbigen Tinten; die Gründe der Bilder sind mit Farben ausgefüllt und mit anders gefärbten Rändern umgeben.

Veldekes
Leben.

Heinrich von Veldeke war aus ritterbürtigem Geschlecht und stammte aus dem Dorfe Veldeke bei Mastricht in den Niederlanden. Sein Name schon verrät seine Heimat, denn Veldeke ist die niederdeutsche Verkleinerung von Feld. Von seiner Jugendzeit wissen wir nichts, doch ist anzunehmen, daß er Lateinisch und Französisch lernte und sich früh mit nordfranzösischer Poesie beschäftigte, wozu er in seiner heimatischen Grenzgegend gute Gelegenheit hatte. Um 1170 dichtete er nach einer lateinischen Quelle die Legende des Servatius, des Heiligen von Mastricht. Am Hofe von Kleve finden wir ihn dann als fertigen Dichter und wandernden Sänger. Dort hatte er über Dreiviertel (über 10000 Verse) seiner „Eneit“ vollendet, als ihm die Handschrift verloren ging. Er hatte dieselbe der „guten und milden“ Gräfin von Kleve zu lesen gegeben; da wurde sie zu der Zeit, als diese sich mit dem Landgrafen Ludwig von Thüringen vermählte, einer Hofdame gestohlen, der sie die Gräfin anvertraut hatte. Graf Heinrich von Schwarzburg, der im Gefolge

des Landgrafen nach Kleve gekommen war, hatte sie entwendet und nach Thüringen gesandt. Wohl neun Jahre war der schwer gekränkte Dichter seines Buches beraubt. Nirgends, wohin er gelangte, konnte er es finden, bis er einst nach Thüringen kam, zu des Landgrafen Ludwigs III. Bruder, dem Pfalzgrafen Hermann zu Sachsen in Neuenburg an der Unstrut, dem berühmten Freund und Förderer des Gesanges. Dieser gab ihm die Handschrift zurück und hieß ihn das Gedicht vollenden. „Denn die Klebe deuchte dem Pfalzgrafen gut und das Gedicht meisterlich. Auf des Fürsten Bitte tat er, wozu ihm alle Lust schon vergangen war; ihm war er, seit er sein Kunde gewann, zu jedem Dienste bereit.“ Bei dem Pfalzgrafen Hermann blieb Beldefe längere Zeit, aber ehe er die „Eneit“ vollendete, wohnte er einem Feste bei, das Kaiser Friedrich I. zu Pfingsten 1184 in Mainz veranstaltete. Der Rotbart hatte dort seine beiden Söhne, den jungen König Heinrich und den Herzog Friedrich von Schwaben, zu Rittern geweiht, ihnen „Schwert gegeben“, sie nach uraltem germanischen Brauch wehrhaft gemacht. Die Feier hieß „Schwertleite“, weil den Jünglingen in der Kirche das Schwert am Rittergurt zu tragen (leiten) verliehen wurde. Die Geschichtschreiber wissen dieses großartige dreitägige Fest nicht glänzend genug zu schildern; in der ganzen römischen Welt sei es kundbar geworden: dort habe die Welt alle ihre vergängliche Pracht zur Schau gelegt an Überfluß der Speisen, Mannigfaltigkeit der Kleider, Schmuck der Pferde, Gepränge und Aufbarkeiten jeder Art. Die Stadt faßte nicht die Menge der Gäste. Unzählige bunte Gezelte waren, gleich einer zweiten Stadt, auf dem weiten Felde umher aufgeschlagen. Auch fremdländische Fürsten, Ritter und Sänger waren dazu herbeigekommen. Da empfingen die anwesenden heimischen Dichter gewaltige Eindrücke und tauschten mit den fremden Lieder und Sagen, Kunstformen und Kunstfertigkeit aus. Uhland meint, „die prachtvollen Beschreibungen solcher Schwertleiten in manchen Rittergedichten, im Tristan u. a., ja selbst Sigfrids Schwertnahme in den Nibelungen können als Nachglanz jenes großen Festes betrachtet werden. Jedenfalls hat dort Beldefe, der erste namhafte Bearbeiter höfischer Aventiuren, eine dauernde Anregung empfangen, welcher er in der „Eneit“ im Anschluß an das Hochzeitsfest des Aneas einen beredten Ausdruck gab. — Beldefes Minnelieder geben noch zwei Andeutungen, die für sein Leben interessant sind. In einem derselben segnet er die ferne Geliebte, die ihm all über den Rhein, wo sein Leib ferne im Elend (in der Fremde) sei, den Mut erheitere. Ein anderes läßt erraten, daß der Dichter ziemlich zu Jahren gekommen:

Man seit al für wâr
nu manic jâr:
Diu wip hazzen grâwez hâr.
daz ist mir swâr;
und ist ir missepris,
diu lieber hât ir âmis

tump danne wis.
Dest mê, noch dest min,
daz ich grâ bin:
Ich hazze an wiben kranken sin,
daz si niuwez zin
nement vûr altez golt.

Uhland übersetzt das in freier Weise:

„Die Weiber, sagt man, lassen graues Haar; das ist mir leid und bringt der wenig Ehre, die ihren Freund lieber töricht denn weise hat. Nicht so sehr darum, daß ich selbst grau bin, aber ich hasse an Weibern den schwachen Sinn, daß sie neues Zinn lieber nehmen denn altes Gold.“

Unser Bild (Beilage 12) stellt Beldefe dar, wie ihn die Große Heidelberger (Manessische) Liederhandschrift zeigt.

Da sitzt er, ein Jüngling mit Goldperlen um das Haupt, im tiefroten Kleide, mit blaugefütterter Kapuze und kurzen weiten Ärmeln, sinnend den linken Ellbogen auf das linke Knie gestützt und die Wange in der Hand auf blumigem Nasenhügel. Eine ganz entfaltete Liederrolle, auf die sein rechter Zeigefinger hindeutet, schwebt

von seinem Knie in großem Bogen zwischen den Blumen, die den ganzen Grund bedecken, und den umher hüpfenden und singenden Vögeln, wie ein hoher Türbogen. Gerade darüber steht des ritterlichen Dichters Goldhelm, mit Nasenband, Augen- und Luftlöchern und den beiden Helmschnüren. Gegenüber schwebt der Wappenschild, dessen Felder schräg von der Linken zur Rechten nieder, geteilt sind, oben golden, unten rot. Ein Storch steht hinter dem Sitzenden und auf seiner Schulter ein schwarzes Eichhörnchen, zum Zeichen, daß die Tiere seinem Sange lauschten. — Ein charakteristisches Bild für den Sänger der Minne, als welcher er in seiner „Eneit“ nicht weniger hervortritt, denn als epischer Sänger von ritterlichen Heldentaten.

Veldeses
Eneit.

Die Eneit, 13500 Verse umfassend, enthält die Geschichte des Aeneas von der Zerstörung Trojas bis zur Erbauung von Alba in Latium. Doch treten die Heldentaten und großen Ereignisse hinter der Ausführung der Liebesepisoden zurück. So erzählt er die Zerstörung Trojas in wenigen Versen; rasch läßt er seinen Helden übers Meer nach Karthago zur Königin Dido gelangen, deren Liebe zu Aeneas er in mehr als 2000 Versen feiert. Von den Göttern an seinen höheren Beruf gemahnt, entflieht Aeneas und gelangt nach manchen abenteuerlichen Wanderungen in das Land des Königs Latinus in Italien, dem er Geschenke zusendet, um seine Gunst zu gewinnen. Aber Latinus ist dem trojanischen Fremdling schon gewogen, denn die Götter haben ihm geheißten, denselben wohl aufzunehmen, mit seiner Tochter Lavinia zu vermählen und ihm das Reich zu vererben. Aus diesem Göttergebot entspringt Unheil für das Königshaus. Latinus hatte nämlich seine Tochter bereits dem italienischen König Turnus versprochen, dem Lavinias Mutter besonders geneigt war. Als dieselbe vergebens versucht, ihren Mann von seinem Vorhaben abzubringen, sendet sie Boten zu Turnus, teilt ihm alles mit und fordert ihn auf, den Eindringling zu vertreiben. So kommt es zum Kriege; nach langem Hin- und Herwogen des Streitgewühls soll ein Zweikampf zwischen Turnus und Aeneas den Ausschlag geben. Ehe dieser beginnt, richtet die Königin an Lavinia die Frage, ob sie Turnus nicht liebe. Aber Lavinia, die noch nichts von Minne weiß, fragt harmlos dagegen:

„wo mite sal ich in minnen?“ (Womit soll ich ihn minnen?)

woraus sich dann ein Gespräch zwischen Mutter und Tochter über die Minne entspinnt, das ich in folgendem — etwas abgekürzt — mitteile. Die Mutter hat geantwortet: „Mit dem Herzen und den Sinnen“; da fragt die Tochter aufs neue:

- | | | |
|----------|--|--|
| Tochter: | frowe, wie mohte ich minen müt
an einen man gekeren? | dem sin herze sô stêt,
daz sie dar in niene gêt,
der sô steinlichen (wie ein Stein)
lebet. |
| Mutter: | diu Minne sal dichz lèren | |
| Tochter: | dorch got, wer is diu Minne? | |
| Mutter: | si is von aneginne (Anbeginn)
gewaldich uber die welt (Welt) al,
und immer mêre wesen sal
unz an den jungesten tach,
daz ir nieman ne mach
neheine wis widerstân:
wande sie is sô getân,
daz mans ne horet noch ensiht. | swer ir aber rehte entsebet (wahr-
nimmt),
unde zû ir kèret,
vile si in des lèret,
daz im é was unkunt.
sie machet in schiere wunt,
ez si man oder wib.
sie begrifet im den lib
und die sinne garwe (gänzlich)
und salewet (trübt) im die varwe
mit vil grözer gewalt.
sie machet in vil dicke (oft) kalt
und dar nâch sô schiere heiz,
daz her sin selbes rât ne weiz. |
| Tochter: | frowe, der erkenne ich niht. —
— — — — — | |
| Mutter: | sô saget mir denne, waz minne is.
Sô getân is diu minne,
daz ez rehte nieman
dem anderen gesagen kan, | |



Heinrich von Veldeke.

Nach der Grossen Heidelberger (Manessischen) Handschrift.

solch sint ir wäfen,
sie benimt imz släfen
und ezzen unde trinken.
si lëret in gedenken
vile misseliche (mannigfach, wech-
selnd). — — —

Mutter: nein, si, niwan nähen bi.

Tochter: só müze mir si got verbieten.

Mutter: nein, ja is si vile güt.

Tochter: waz meint denn, daz si wê tut?

Mutter: ir ungemach is sätze — —

Tochter: frowe, is denn minne ungemach?

(Ausgabe von Ettmüller.)

So geht das Zwiegespräch weiter fort. Die Tochter wird nicht überzeugt, so sehr ihre Mutter auch immer aufs neue in sie dringt. Erst als sie den trojanischen Helden erblickt, wird ihr das Geheimnis kund: „Da schoß sie Frau Venus mit einem scharfen Pfeil, der ward ihr ganz zur Qual. Denn in kurzer Stunde gewann sie eine Wunde in ihrem Herzen innen, so daß sie mußte minnen, ob sie wollte oder nicht wollte.“ Mit großer Entrüstung vernahm die Königin ihr Geständnis. Lavinia entdeckt ihre Liebe auch dem Aneas in einem Briefe, der nun um so freudiger in den Kampf ging und seinen Gegner niederwarf. Sie wird sein Weib, aber ihre Mutter härt sich darüber zu Tode und stirbt im Wahnsinn.



II. Die Blütezeit (1170—1300).

Mit den ersten beiden Hohenstaufenfürsten ist die Erinnerung an zwei Kreuzzüge eng verknüpft. Konrad III. hielt 1148 seinen Einzug in Jerusalem, Friedrich Rotbart, der als Jüngling seinen Oheim zur Kreuzesfahrt begleitet hatte, zog noch einmal im hohen Mannesalter hinaus, als er vernahm, daß Saladin den Halbmond über der heiligen Stadt errichtet habe; der Sieg zog seinen erlesenen Streitern voraus, sein Kreuzzug gestaltete sich zur ruhmreichsten Waffentat des ganzen Mittelalters — aber der Held mußte in dem fernen Lande sein Leben lassen. 1190 fand er in der reißenden Strömung des Seleph den Tod; im Herzen seines Volkes und in dessen liebevoller Erinnerung begann er damit freilich erst recht zu leben, und seine heldenhafte Fürstengestalt leuchtet hell herüber bis in unsere Tage.

Seitdem erlosch die Begeisterung für die Kreuzzüge, zumal in Deutschland; und nur widerwillig zog Friedrich II. nach dem gelobten Lande. Der Einfluß des Auslandes, insbesondere Frankreichs auf deutsche Sitte und Bildung



Friedrich
Rotbart's
Tod.

Abb. 15. Schreibender Klosterbruder in seiner Zelle, umgeben von den Geräten zum Schreiben und Illuminieren. Nach einer mittelalterlichen Zeichnung.

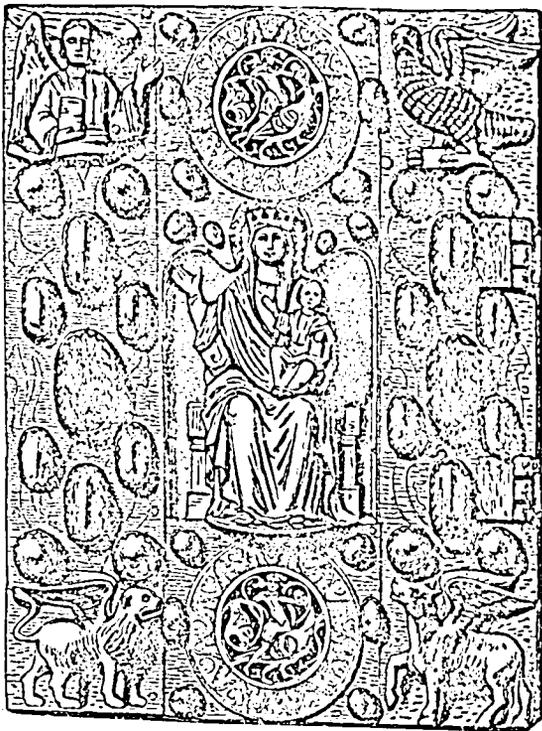


Abb. 16. Metallbuchdeckel eines Lektionars. 13. Jahrhundert.
Mitteltalirche zu Görter.

wie auf unsere Dichtung währte aber trotzdem fort. In vornehmen Häusern hielt man französische Hofmeister zur Erziehung der Kinder. Kleidertrachten, Speisen, Spiele, Tänze kamen aus Frankreich; die französischen Namen dafür wie für Kunstausdrücke des Mittelalters wurden ins Deutsche gemengt. Statt der heimatischen Worte *sage* und *maere* hieß es *aventure*, und die Gedichtstoffe entlehnte man nicht minder von jenseits des Rheins. Auch die bildende Kunst, die im 13. Jahrhundert einen neuen Aufschwung nahm, stand unter französischem Einfluß: aus dem nordöstlichen Frankreich entnahm man die Kunst des gotischen Stiles, die sich dort in zahlreichen großen und glanz-

vollen Monumenten entfaltet hatte; das Vorbild des Kölner Doms (1248 begonnen) ist die Kathedrale von Amiens. Aber in allen diesen Stücken überflügelte der Deutsche den Franzosen gar bald und führte auf selbständigen Wegen das Entlehnte einer eigenartigen Vollendung zu. So wurde die Hohenstaufenzeit die Blütezeit der bildenden ebenso wohl wie der dichtenden Kunst.

Kunststätte.

Im Schatten der himmelanstrebenden Gotteshäuser entstanden in den emporschwachsenden Städten zahlreiche Kunstbauten für bürgerliche Zwecke: würdige Rathäuser und Gildenhallen, Brunnen, Tore, stattlich behäbige Wohnhäuser. Auch die Bildhauerkunst sang an in deutschem Sinn und Geist sich zu entwickeln: die Skulpturen an der Liebfrauenkirche zu Trier, die Statuen neben dem Westportal der Elisabethkirche zu Marburg u. a. stammen aus dem 13. Jahrhundert. Außer der Wand- und Glasmalerei wurde auch die Kunst, „die in Paris man nennt *illuminieren*“, wie Dante sagt, in zahlreichen Handschriftenbildern oder Miniaturen geübt. Die geschickten Hände kunstfertiger Mönche wußten wertvolle Handschriften nicht nur herzustellen und mit Bildern auszuschnücken, wie es Abb. 15 zeigt, sondern auch kostbar zu binden in Decken von geschlitztem Eisenbein oder von getriebenem Golde, oft mit Edelsteinen und Kameen verziert. Als Beispiel gelte der hier abgebildete Buchdeckel eines Lektionars (biblisches Vorlesebuch in der römischen Kirche). Er besteht aus vergoldetem Kupfer. In der Mitte thront Maria mit dem Jesuskind in vertiefter Nische. An den vier Ecken sind die Evangelistensymbole zu

sehen. Auf dem mit Bergkristall und edlen Steinen geschmückten Rande sind oben und unten kreisförmige Medaillons angebracht, die in emaillierten Rändern phantastisches Gethier enthalten. Das Kunstgewerbe entfaltete sich ferner in Waffen- und Goldschmiedearbeit, Holzschnitzerei und Weberei. Aber vor allem erblühte die deutsche Dichtung unter dem Einfluß der das nationale Selbstbewußtsein fördernden Taten und dem Anteil des mächtigen deutschen Kaisergeschlechts.

In zwei großen Gegenätzen tritt uns die Dichtung dieses Zeitraumes entgegen: in den deutlich geschiedenen Kreisen des Volksgefanges und der Kunstdichtung.

Große Ereignisse aus dem Leben des Volkes bilden den Stoff des Volksgefanges und wurden seit den ältesten Zeiten und durch die ganze mittelhochdeutsche Zeit durch Gesang von Mund zu Mund durch die Fahrenden (varnden liute) oder Spielleute fortgepflanzt. Denn gesungen ward auf Volksversammlungen und Volksfesten, vor König und Bürgersmann, auf der Burg wie unter der Dorflinde, was der reiche Schatz alter Lieder und Sagen darbot. Wer es gedichtet, weiß niemand, und niemand fragt danach; auch niemals mischt sich die Persönlichkeit des Dichters noch sein Urteil in das Lied — „alte Mären“ von den Ahnen und Helden des Volkes und ihren Taten werden schlicht und einfach erzählt. Man nannte dies „singen und sagen“.

In der Kunstdichtung dagegen tritt der einzelne Dichter in seiner ganzen Individualität uns entgegen: Jakob Grimm nennt sie eine „Arbeit des Lebens“. Ihr sind fremde Stoffe gewöhnlich die liebsten, die der Dichter sorgsam behandeln und durch belebte malerische Schilderungen nach eigenstem Geschmack ausschmücken kann. Das wird nach Heinrichs v. Veldeke Vorbild im 13. Jahrhundert durch ritterliche und adlige Dichter zu hoher Vollendung gebracht. Wohl treten neben diesen auch bürgerliche „Meister“ auf, doch auch sie treiben ihre Kunst in „höfischer“ Weise. Darum heißt auch die Kunstdichtung „hövesch“ oder „hovelich“ im Gegensatz zum Volksgefange, der lange Zeit als „dörperlich“ verachtet war. Aber ob ritterlich, ob bürgerlich, diese höfischen Dichter führten doch meist die Lebensweise der Fahrenden, traten bald in den Dienst eines Fürsten, bald zogen sie von Hof zu Hof, die vornehme Welt zu unterhalten, ja sie verschmähten es nicht, wenn die Not sie trieb, sich zeitweise gar unter die Spielleute zu mischen, wie Walthar von der Vogelweide. Der Held des Nibelungenliedes und Vasall des Königs Gunther, der Sängere Volker, wird daher jetzt ein Spielmann genannt, der trefflich sieden konnte. Die Spielleute niederen Standes kamen viel in der Welt umher; von Hof zu Hof, ja von Land zu Land zogen sie und waren nicht nur Vermittler der Poesie für alt und jung, sondern oft auch Sprachmeister und Jugendlehrer. Das Dichten aber für die Hofkreise mußten sie meist den „begehrenden Rittern“ überlassen und sich auf das Singen und Sagen alter einheimischer Dichtungen beschränken. Bald nahmen auch der Adel und die Fürsten an der edlen Kunst tätigen Anteil. Ihnen gingen die Hohenstaufen mit ihrem Beispiel voran. Von zweien dieses sanglustigen Geschlechts sind uns Lieder aufbewahrt, von Kaiser Heinrich VI., dem Sohne des großen Heinrich, und von König Konrads IV. Sohn, Konradin, dem letzten Sprößling des Hohenstaufenhauses, der sein junges Leben in Neapel unter dem Beil lassen mußte. Von ihm sind in der Heidelberger Handschrift zwei Lieder unter dem Namen „König Konrad der Junge“ erhalten. Und als einst in Turin Graf Raimund III. von Toulouse an der Spitze einer Schar von Troubadours vor Friedrich Rothbart erschien, um ihn in Liedern zu begrüßen, erwiderte der Kaiser den dichterischen Gruß in provenzalischen Versen. Viele andere folgten. Wir haben Lieder von König Wenzel von Böhmen, von den Herzögen Heinrich IV. von Breslau und Johann I. von Brabant, von Markgraf Otto von Brandenburg u. a. Und wer nicht selbst des Gefanges kundig

war, der schätzte ihn, übte daher die hohe Fürstentugend der „milte“ (Freigebigkeit) gegen die Dichter, wie Kaiser Friedrich II. und vor allen der Landgraf Hermann von Thüringen, dessen Hofhaltung auf der Wartburg bei Eisenach weit und breit dadurch berühmt war. Überall übte sich in Gesang und Saitenspiel wie in der Kunst der dichterischen Rede die fürstliche und edle Jugend, und wenn es auch keine Schulen der Dichtung gab, so lernten doch die jüngeren von den älteren Dichtern durch deren Beispiel und Beratung.

Für die höfische Dichtung gaben die Mundarten ihre Unterschiede mehr und mehr zu Gunsten einer Dichtersprache auf, die schnell die gesamte Literatur der Höfe beherrschte, während eine schärfere Ausprägung der Mundarten sich nur in der geistlichen Prosa und in der Volksdichtung erhielt. Diese Hofsprache, das eigentliche Mittelhochdeutsch, ist die aus der althochdeutschen herausgebildete oberdeutsche Sprache, die die Fülle und den Wohlklang der Endungen zwar eingebüßt hat, aber doch noch voller und musikalischer klingt, als das unter mitteldeutschen Einflüssen entstandene Neuhochdeutsch, wie man deutlich erkennt, wenn man z. B. mhd. guoten, liechter (spr. li-ech-ter) vergleicht mit dem ahd. kuatonô, liohtêrâ und nhd. Guten, Lichter etc. Leider wurde die Reinheit der Sprache durch die Einmischung zahlreicher französischer Wörter und ganzer Redensarten und die französische Umbildung deutscher Wörter getrübt — so wurde aus dem ahd. Wort balcho, balke (Balken) Balkon; aus ahd. spehon (spâhen) Spion (espion) etc.; und aus der Dichtung ging davon nur zuviel in die Sprache des Volkes über. Natürlich legte die höfische Poesie auch großes Gewicht auf die Entwicklung der von Heinrich von Veldeke angebahnten höheren Verkunst, die im Laufe des 13. Jahrhunderts allmählich in Überkünstelung ausartete.

Mittel-
hochdeutsch.

Vom epischen Volksgesange.

Die alte Volksdichtung ist episch: ihr großer Stoff ist die deutsche Heldensage, die allen Stämmen unseres Volkes gemeinsame sagenhafte Erinnerung an die Stürme der Völkerwanderung, an die Großtaten der Ahnen. In deutschen wie in lateinischen Gedichten sind wir derselben bereits in der althochdeutschen Zeit begegnet; auf solchen Volksliedern hat die mittelhochdeutsche Zeit tätig fortgebaut und daraus zahlreiche, uns vollständig erhaltene große Volksepen geschaffen, die teils eine ganze Welt voll Helden und Heldentaten, teils einzelne Helden und ihre Erlebnisse darstellen. Hinter diesen Dichtungen stehen teilweise noch in den germanischen Göttermythus zurückreichende Überlieferungen. Wir unterscheiden in den auf uns gekommenen Gedichten sechs Sagenkreise.

Epischer
Volks-
gesang.

Der erste Sagenkreis ist der fränkische oder niederrheinische: Sigfrid (in der nordischen Sage Sigurd) ist sein Held und Kanton am Niederrhein dessen Hofstadt und Wohnsitz.

Sagen-
kreis.

Der zweite ist der burgundische Sagenkreis: sein Held ist König Gunther, der historische Gundikar († 437), der das Reich der Burgunder in Gallien stiftete, aber mit seinem Volke durch ein wahrscheinlich im Dienste des Aetius stehendes hunnisches Söldnerheer vernichtet wurde. Dieses in Wirklichkeit auf dem linken Rheinufer geschehene Ereignis wird von der Sage an Attilas Hof nach

Ungarn verlegt. Ihm zur Seite stehen die Könige Gisela und Gernot, der erstere auch aus dem burgundischen Gesetzbuche bekannt, und ihr Gefolge, dessen bedeutendste Mannen der uns schon aus dem Walthariliede bekannte Hagen von Cronje und der Spielmann Volker sind. Dazu kommen die der Sage angehörnden Frauen: Ute, Gunthers Mutter, Riemhild, ihre Tochter, und Gunthers Gemahlin Brunhild. Die Hofstadt der Burgunderkönige ist Worms am Rhein.

Der dritte ist der ostgotische Sagenkreis. Der große Held desselben ist Dietrich, Dietmars Sohn, dessen historischer Name in der Völkergeschichte vorleuchtet als Theoderich, Theodemirs Sohn, der Gründer des ostgotischen Reiches in Italien (geb. 453, gest. 526), nach seinem Wohnsitz Verona, zu deutsch Bern, auch Dietrich von Bern genannt. Er und sein Ahn Ermenrich († 376), der erste mächtige Ostgotenkönig, stammten aus dem Königsgeschlecht der Amaler und heißen deshalb, wie auch ihr Gotenvolk Amelungen. Dietrich und sein uns bereits bekannter Waffenmeister, der alte Hildebrand aus dem Geschlechte der Wälungen, flohen, von Odoaker in der Rabenschlacht besiegt, zu Attila. Eine Reihe gewaltiger Recken stehen dem Amelungenfürsten zur Seite. (Vgl. S. 11 f. das Hildebrandslied.)

Der vierte ist der hunnische Sagenkreis, dessen leuchtender Mittelpunkt Attila oder Etzel († 453), der gewaltige Hunnenkönig und Welteroberer, ist. Der von ihm in der Geschichte durch ein Menschenalter getrennte Dietrich von Bern ist sein Schützling und gilt für eine Stütze des Hunnenreiches, für das er sich, wie in der Geschichte sein Vater und seine Dheime. Neben Attila gehört der Geschichte an sein Bruder Bleda oder Blödel, auch Frau Helche, Etzels erste Gemahlin, die Tochter Dierichs. Dagegen ist sein Dienstmann Rüdiger, der Markgraf von Osterreich, welcher als eine der anziehendsten Figuren des Nibelungenliedes mit vollem Rechte der Milde, der Edle, der Getreue genannt wird, eine ganz sagenhafte Erscheinung. Etzels Hofstadt ist die Etzelburg in Ungarn, worunter man sich das heutige Ofen denkt.

Die in diesen vier Sagenkreisen auftretenden historischen Personen waren „hell oder blutig glänzend, die Sterne ihrer Volksstämme, und so stehen auch in der Sage ihre Namen, als die rechten Königsnamen, bezeichnend und vertretend je an der Spitze des angehörigen Stammes.“ Sie nehmen auch in dem Liede von der Nibelungen Not, das diese vier Sagenkreise in sich vereinigt, eine hervorragende Stelle ein. Außerdem hat jeder einzelne Sagenkreis noch sein besonderes Lied, oder auch mehrere Lieder.

Der fünfte Sagenkreis ist der mit dem ostgotischen sich mannigfach berührende langobardische, dem das Lied der Vorbereitungszeit von König Rothar (S. 48) angehört. Außer Rothar werden hier genannt König Dnrit, ferner Hugdietrich und sein Sohn Wolfdietrich. Ihr Heimwesen ist zu Garten, d. h. am italienischen Teil des Gardasees; doch führen uns die Sagen auch nach dem südlichen Tirol und ins Morgenland. Im ganzen erinnert dieser Sagenkreis an die Zeit, wo die byzantinischen Kaiser noch ihren Machtplay in Konstantinopel behaupteten, die Ostgoten aber, von Osten herabkommend, in die Stelle der weströmischen Kaiser traten.

Der sechste Sagenkreis, in welchem wenig Geschichtliches nachweisbar, ist der nordisch-friesische, dessen Schauplay das Meer und die Nordseeinseln von Friesland (Hegelingen) sind. Die Helden dieses Kreises sind Hettel, König zu Hegelingen, und die ihm verwandten und lehnspflichtigen Recken: Wate von Stormen, Horant und Frute von Dänemark, Morung von Niesland und Frot von Orkland. Die Tochter Hettels und seiner Gemahlin, Hilde von Irland, ist Gudrun, nach der unser zweites großes Epos, das Gudrunlied, nächst dem Nibelungenlied „die edelste Perle unserer epischen Poesie“, benannt ist.

Endlich ist die westgotische Sage von Walthar von Wasgenstein zu erwähnen, der als Geisel Attilas mit Hildgund aus dem Hunnenlande entflieht. (Vgl. S. 30 ff.)

Die nordischen Lieder von Sigfrid.

Schon früh wanderte die Nibelungensage aus Deutschland nach den nordischen Reichen. Hier wurde sie uns in den Liedern der alten Edda (vgl. S. 5 f.), in einer älteren Gestalt als in unserem Nibelungenliede aufbewahrt und damit mancher gute, echte Zug überliefert, der zugleich für das Verständnis unserer Dichtung wichtig ist. In diesen Liedern der Edda heißt der Held des fränkischen Sagenkreises Sigurd. Er entstammte dem göttlichen, Odin verwandten Geschlecht der Völsungen und war einer der mächtigsten Herrscher. Ein jugendlicher, siegmächtiger Gott war er ursprünglich in den Mythen des Volkes, und noch heute werden von ihm und seinem Geschlecht auf den Färöern im fernen Nordmeer Lieder zum Tanze gesungen. Von ihm erzählt die Völsungen-Sage (Volsunga Saga), die — wahrscheinlich am Anfang des 13. Jahrhunderts geschrieben — in Prosa zu einem Ganzen zusammenfaßt, was in den Liedern der älteren Edda zerstreut liegt, das Nachfolgende.

Sigurd.

Sigurd, Sigmunds Sohn, wird von dem weisen und kunstreichen Schmiede Regin erzogen und erwächst zum starken, heldenmütigen Jüngling. Regin, einst von seinem Bruder Fasnir um den Anteil an dem väterlichen Erbe betrogen, reizt ihn auf zur Ermordung des Räubers und schmiedet ihm dazu das gute Schwert Gram, das so scharf ist, daß es, in den Strom gehalten, eine dagegen treibende Wollensflocke zerschneidet, und Odhin verschafft ihm den gewaltigen Hengst Grane. So ausgerüstet zieht er mit Regin gegen Fasnir, der auf der Gnitahede liegt und in Gestalt eines Lindwurms den größten Goldschatz, der Nibelungenhort, mit dem Dgishelm hütet. Die drei Götter Odhin, Loki und Hönir, hatten einst denselben aus der Tiefe des Wassers (Niflheim, was die Urwelt des Wassers ebensowohl wie das Totenreich bedeutet, und wonach seine Bewohner, wie später die Besitzer des Hortes „Niflungar“ — Nibelungen — genannt wurden) heraufgeführt, aber an Regins und Fasnirs Vater für die Ermordung seines Sohnes Ditr als Bußgeld abtreten müssen. So waren die Götter dem Fluche des Goldes, den der ursprüngliche Besitzer, der Zwerg Antvari, beim Raube darauf gelegt, entgangen, aber allen, die es weiterhin sich aneigneten, brachte es Verderben. Der erste Besitzer war von seinen Söhnen erschlagen, und jetzt sollte es dem zweiten, Fasnir, ans Leben gehen. Auf der Gnitahede — der sagenberühmten Stätte, die man noch gegen das Ende des 12. Jahrhunderts kennen wollte und die nach der Angabe eines isländischen Reisebeschreibers aus jener Zeit zwischen Stadtbergen und Mainz lag — angelangt, gräbt Sigurd dem bösen Feind eine Grube, und als der Lindwurm giftsprühend über dieselbe kriecht, stößt er ihm von unten das Schwert ins Herz. Fasnir schüttelt sich, schlägt um sich mit Haupt und Schweif und weißt sagt sterbend, das Gold werde Sigurds Verderben sein. Als er von dem gebratenen Herzen des Drachen kostet, lernt der junge Held die Sprache der Vögel verstehen und hört ihren Rat, den heimtückischen Regin zu töten, um sein eigenes Leben zu erretten. Sigurd schlägt dem Schmiede das Haupt ab, füllt zwei Risten mit dem Golde, läßt sie auf sein gutes Roß Grane und reitet davon. Unterwegs erblickt er auf einem Berge ein großes Licht, als lohete Feuer zum Himmel auf. Als er näher kommt, erkennt er mitten in der Waberlohe eine Schildburg (Brustwehr von Schilden)

und darauf ein Banner. Er dringt durch die Flamme hinein und findet einen Geharnischten fest schlafend daliegen. Er nimmt ihm den Helm ab, da sieht er, daß es ein Weib ist. Als er ihr mit seinem scharfen Schwert den Panzer aufschneidet, erwacht sie und erzählt ihm, sie sei die Walküre Brynhild (im Volksmärchen Dornröschen), von Odhin durch einen ihr in den Kopf gestofnen Dorn in den Schlaf versenkt, weil sie wider des Gottes Willen in der Schlacht einen Helben dem Tode geweiht habe. Nimmer, habe er ihr verkündet, solle sie fortan kämpfen, sondern einem Manne vermählt werden. Sie habe dagegen das Gelübde getan, keinem sich zu vermählen, der Furcht kenne. Dem Sigurd reichte sie nun das Horn voll Met zum Gedächtnisstrank, lehrt ihn Runen und andere Weisheit, und beide schwören einander Liebe und Treue. — Von da kommt Sigurd mit dem Horte zu Giuki, einem Könige am Rhein, dessen Söhne ein Freundschaftsbündnis mit ihm schließen. Seine Tochter Gudrun (die Kriemhild des Nibelungenliedes) hat einen unheil kündenden Traum; auf den Rat ihrer zaubertundigen Mutter Grimhild, die den Helben gern festhalten will, reicht sie Sigurd eines Abends das Horn mit einem Vergessenheitstrank. Von Stund an vergißt er die fernweilende Brynhild und nimmt Gudrun zum Weibe. Gudruns Bruder Gunnar will dagegen um Brynhild werden, und Sigurd begleitet ihn auf der Freierrsfahrt. Brynhilds Burg ist von einem Flammenkreis umgeben, und keinem anderen will sie ihre Hand reichen, als dem, der koch durchs Feuer reitet. Gunnar spornet sein Ross, aber es scheut vor den Flammen zurück. Da tauscht er mit Sigurd die Gestalt, und mit geschwungenem Schwerte sprengt der Held durch den Feuerwall. Die Erde hebt, das Feuer wallt brausend zum Himmel, dann erlischt es. In Gunnars Gestalt steht der Held, auf sein Schwert gestützt, vor Brynhilden. Zweifelmütig schwankt sie auf ihrem Sitze, doch er mahnt sie, daß sie dem zu folgen gelobt, der durch das Feuer zu ihr gelangen werde. Drei Nächte bleibt er und teilt ihr Lager, aber sein Schwert liegt zwischen ihnen. Am Morgen wechseln sie die Ringe. Da wird Gunnars Hochzeit mit Brynhilden gefeiert, und jetzt erst erwacht in Sigurd die durch den Zaubertrank geschwundene Erinnerung an die Gibe, die er ihr einst geschworen; doch hält er sich schweigend, und sie alle kehren heim ins Frankenland.

Eines Tages gehen Gudrun und Brynhild zum Rheine, ihre Haare zu waschen. Brynhild tritt höher hinauf am Strome, damit das aus Gudruns Haar rinnende Wasser nicht an ihr Haupt komme, weil ihr Mann doch der bessere sei. Das veranlaßt einen bitteren Streit über den Wert ihrer Männer, und im Zorn sagt Gudrun, daß Sigurd für Gunnar durch das Feuer geritten und den Ring mit ihr gewechselt habe. Gudrun zeigt das Kleinod, Brynhild aber wird todesblaf und geht schweigend heim. Sieben Tage liegt sie wie im Schlaf, doch sie schläft nicht, sie sinnt auf Unheil. Sie verlangt Sigurds Tod von ihrem Gemahl, der es mit seinen Brüdern und Mannen berät. Guttorm, der jüngste der Brüder, soll die rächende Tat ausführen. Er geht in Sigurds Kammer, aber als der Wölsung ihn mit den leuchtenden Augen ansieht, weicht er zurück. Auch ein zweites Mal entflieht er. Als er das dritte Mal kommt, ist Sigurd entschlummert, und da erschlägt ihn der feige Mörder an Gudruns Seite, die von seinem Blut überströmt wird. Jammernd schlägt sie die Hände zusammen, daß die Hölle im Stall sich regen und das Geflügel im Hofe kreischt. Da lacht Brynhild hell auf, als Gudruns Wehklage bis zu ihr dringt.

Gudrun sitzt über Sigurds Leiche; keine Träne kommt aus ihren Augen, aber ihr Herz droht zu springen vor Jammer. Brynhild durchbohrt sich mit dem Schwert und wird mit Sigurds Leiche verbrannt. Nicht lange danach muß Gudrun den mächtigen König Atli (Attila) von Hunaland, Brynhilds Bruder, heiraten. Da küßt es diesen nach dem Horte Sigurds, den Gudruns Brüder behielten, und er ladet sie verräterisch zum Gastmahl ein. Vergeblich sucht Gudrun die Brüder durch Runen, die sie den Boten mitgibt, zu warnen. Sie kommen an,

reiten in Atli's Burg, und als ihnen der Hort abgefordert wird, greifen sie zu den Waffen. Gudrun selbst waffnet sich und sichts an der Seite der Weiber. Alles Volk der Brüder fällt, auch sie selbst müssen zuletzt unter Qualen ihr Leben lassen. Atli veranstaltet eine Leichenseier und will sich dann mit Gudrun verloben; aber sie tötet ihre und Atli's beide Söhne, setzt die Schädel der Knaben dem König als Becher vor, läßt ihn daraus Met, mit dem Blut der Kinder gemischt, trinken und gibt ihm die Herzen derselben zu essen. In der Nacht erlicht sie ihn im Schlafe, zündet den Saal an, wo Atli's Hofmänner liegen, und springt ins Meer, um ihrem Leben ein Ende zu machen; aber starke Wogen heben sie empor und tragen sie zur Burg des Königs Zonakur, der sie zum Weibe nimmt.

So weit nur interessieren uns Gudruns Schicksale, da ihre weiteren Erlebnisse keinen Zusammenhang mit dem deutschen Epos zeigen.

Sigfrids-
sage.

In dieser altnordischen Sage, der ältesten uns erhaltenen Gestalt der Sigfridsage, prägt sich noch ganz der ursprüngliche heidnisch-mythische Charakter derselben aus. In noch älteren, verloren gegangenen Liedern werden die Spuren des Übermenschlichen, die wir an Sigurd kennen lernten, noch weiter ausgeführt gewesen und derselbe ganz als der Frühlings- und Sonnengott erschienen sein, der auf glänzender, aber kurzer Heldenfahrt alle schlummernden Kräfte von den Ungeheuern und finsternen Mächten der alten Nacht befreit und sich dann mit der schönen Erdenjungfrau auf kurze Zeit vermählt, um sie bald für immer zu verlassen, wie das Jahr zuerst sich dem frisch aufknoappenden Lenz verbindet und dann dem heißerglühenden Sommer seine Liebe zuwendet, doch nur zu bald den Herbststürmen und Winterchrecken zum Opfer fällt.

In die fernsten Zeiten unseres Volkslebens hinauf, in die Zeit der Drachen, der Riesen und der Zwerge, reicht auch ein uraltes deutsches Sigfridlied, das in seiner frühesten Fassung verloren ist und nur in Drucken aus dem 16. Jahrhundert sich erhalten hat; es ist zugleich das einzige, das den Sagenkreis von Sigfrid ohne Berührung mit den anderen vertritt: das Lied vom Hürnin Sigfrid. Seiner Sprache nach stammt es aus der Zeit um 1400, dem Versbau nach aus dem 13. Jahrhundert, dem Stoff nach aus der altheidnischen Zeit.

Simrock hat es in neuhochdeutscher Bearbeitung in das „Kleine Heldensbuch“ aufgenommen, Lied es in seiner Ballade „Sigfrids Jugend“ (vergl. Uhlands „Sigfrids Schwert“) verwertet. In den „Deutschen Volksbüchern“ nimmt die „wunderschöne Historie vom gehörnten (d. i. mit Haut von Horn) Sigfrid“ seit dem 17. Jahrhundert eine Hauptstelle ein und ist noch in unseren Tagen der einzige volksmäßige Überrest der großen Helden Sage; kunstgemäß haben sie in der Neuzeit Fouqué in „Sigurd dem Schlangentöter“ und Wilhelm Jordan in seinen „Nibelungen“ behandelt.

Vom Hürnin
Sigfrid.

Das Lied vom Hürnin Sigfrid erzählt unseres Nationalhelden Jugendabenteuer, von denen Hagen im Nibelungenliede bei dem ersten Auftreten Sigfrids einen Teil berichtet. Sigmund, König in Niederland, hat einen Sohn mit Namen Sigfrid.

Der knab was so muotwillig, darzuo stark und auch gross,
das sein vatter und muotter der ding gar seer verdross:
er wolt nie keynem menschen seyn tag sein untherthon,
im stund seyn sinn und muote, das er nur zu darvon.

Die Räte des Königs sind der Meinung, man solle ihn nur ziehen lassen, so möge er ein kühner Held werden. Das geschieht. Sigfrid zieht von dannen und kommt zu einem Schmiede, dem er seine Dienste anbietet. Aber er schlägt Eisen und Amboss in den Grund; will man ihn darum strafen, so schlägt er den Meister und den Knecht. Da sinnt der Meister, wie er den Lehrling los werden kann. Nun liegt im Walde bei einer Linde ein gewaltiger Drache; dorthin schickt der Schmied den jungen Sigfrid nach Kohlen, in der Hoffnung, das Ungetüm werde ihn verschlingen. Aber jung Sigfrid erschlägt den Lindwurm, reißt Bäume aus und trägt sie im Tal zusammen, wo viele Drachen, Lindwürmer, Kröten und Nattern liegen; er wirft die Bäume auf sie und zündet sie an. Das Horn (die Hornhaut) der Würmer schmilzt in dem Feuer und fließt wie ein Bächlein dahin. Sigfrid taucht den Finger ein, und als die Flüssigkeit erkaltet, ist er wie mit Horn überzogen, da bestreicht er sich den ganzen Leib,

das er ward aller hürnen, dann zwischen schultern nit,
und an derselben stätte er seynen tode lidt,
als ir in andern dichten hernach werdt hören wol.

Hierauf zieht er an den Hof des Königs Gibich zu Worms und will ihm die Tochter abdieneu; das währte wohl acht Jahre. Als nun die schöne Kriemhild eines Tages am Fenster sitzt, kommt ein Drache und fliegt mit ihr davon. Die Burg ward erleuchtet, als wär sie hell entbrannt. Traurig sehen Vater und Mutter dem in den Wolken mit seiner Beute verschwindenden Ungetüm nach. Der Drache trägt die Jungfrau in die Berge auf einen hohen Fels, der eine Viertelmeile weit Schatten wirft. Dort hält er sie ganz einsam bis in das vierte Jahr. Er hat sie sehr lieb und läßt es ihr an nichts mangeln, oft legt er sein Haupt in ihren Schoß, aber von seinem Atem erjittert der Fels. Am Diertag wird er ein Mann, denn er ist durch den Fluch eines Weibes aus einem schönen Jüngling in einen Drachen verwandelt; nach fünf Jahren und einem Tage soll er wieder Mensch werden, dann will er Kriemhilde als sein Weib heimführen. Darum schlägt er ihre flehentlichen Bitten ab, sie nur einmal ihre Eltern sehen zu lassen. — Umsonst hat inzwischen König Gibich in allen Landen nach seiner schönen Tochter forschen lassen. Da reitet Sigfrid, nun zum Mann erwachsen, eines Morgens mit Habicht und Hunden in den Tann. Seiner Bracken einer führt ihn auf des Drachen seltsame Spur; ihm folgt der wunderkühne Mann rastlos, ohne zu essen und zu trinken, bis er am vierten Tage vor den Drachenstein kommt. Er weiß es aber nicht und sinnt noch, wie er aus dem finsternen Wald wieder hinausgelangen soll, da gewahrt er einen auf kohlschwarzem Pferde mit funkelnder Krone auf dem Haupte daherreitenden Zwerg, der ihm sagt, daß da oben die entführte Königstochter wohne, und ihm nach langer Weigerung, durch Sigfrids Gewalttätigkeit gezwungen, Auskunft gibt, wie er hinaufgelangen könne. Ein Riese, Kuperan geheizen, erzählt der Zwerg, dessen Name Eugel ist, hüte den Zugang zum Drachenfels, den müsse er erst besiegen. Diesen Riesen sucht Sigfrid nun in seiner Behausung auf. Es entbrennt ein wilder Kampf. Kuperan trägt eine ungeheuer lange stählerne Stange (wie stets die Riesen in allen Riesensagen), die an ihren vier Ecken scharf wie ein Messer ist und wie eine Glocke auf Turmes Dach erklingt; er hat einen Panzer an von lauterem Golde, getränkt in Drachenblut, und auf dem Haupte einen Helm von hartem Stahl, der wie der Sonne Strahl auf den Meeresfluten widerglänzt. Gewaltiglich schlägt der Riese auf das „kleine Bübchen“ ein, wie er Sigfrid nennt, dieser springt behende fünf Klafter vorwärts und wieder zurück und trägt endlich den Sieg davon. Der Riese schwört ihm nun Treue und verheißt das schöne Mägdlein ihm herbeizuschaffen, aber treulos wie alle Riesen fällt er ihn bald darauf hinterrücks an, wirft ihn zu Boden, doch Eugel rettet ihn mit der

unsichtbar machenden Nebelkappe. Sigfrid rafft sich auf, wirft die Kappe weg und seinen Feind aufs neue zu Boden; nun schreiten sie weiter, der Stein wird aufgeschlossen, endlich erblickt der Held die weinende Jungfrau und findet das Schwert, mit dem allein der Drache besiegt werden kann, aber während er es betrachtet, überfällt der Riese ihn aufs neue heimtückisch. Ein Ringen folgt, davon der Stein erzittert — da muß der Ungetreue verlieren seinen Leib. Sigfrid — voll ungebändigter, blutgieriger Kampflust, wie sie nur die Urzeit kannte,

— griff in die Wunden dem ungefügen Mann
und riß sie auseinander, daß ihm die Kraft enttram;

dann packte er den Riesen trotz seiner Bitten

— bei dem Arme und warf ihn von dem Stein:
er sprang zu tausend Stücken; das freute das Mägdelein.

Raum aber haben die zwei Herzlieben eine kurze Zwiesprach gepflogen, da hören sie einen lauten Schall, als „fielen das Gebirge rings über sie zutal.“ Der Drache kommt daher gefahren, weit vor ihm her schießt das Feuer, das von ihm ausgeht, grimmig stößt er gegen den erbebenden Stein. Die Jungfrau verbirgt sich in der Höhle, Sigfrid springt mit dem gefundenen Schwert zum Streite —

mit großen grimmen Schlägen der Held des Wurms begehrt;
der Wurm mit scharfen Krallen den Schild ihm niederreißt —

Der Stein wird über dem Feuer, das der Wurm auf Sigfrid schießt, glühend heiß, wie Eisen in der Esse, und schwankt vor dem ungestümen Kampfe. Eugels Brüder, Niblungs Söhne, verlassen aus Furcht, daß der Berg einflürzen möchte, ihre Höhle, in der sie den Hort ihres Vaters hüten, und tragen den Schatz hinaus, wo ihn dann Sigfrid nachher findet und von dannen führt. Nach einer kurzen Pause beginnt der wilde Kampf von neuem, der Drache speit Flammen, rot und blau, und umflieht seinen Gegner mit dem Schweife, um ihn von dem Felsen herabzuwerfen. Aber Sigfrid springt aus der Schlinge, eh' er sie zusammenzieht, und dringt mit erneuter Wucht auf das Ungeheuer ein. Des Wurmes Hornhaut wird erweicht von den Schwertschlägen und dem Feuer. Da haut ihn Sigfrid mitten entzwei; der eine Teil fällt vom Stein zu Stücken, den anderen stößt Sigfrid hintennach. So gewinnt er das edle Mägdelein und führt es als seine Braut von himmen zusamt dem Nibelungenhort. Eugel geleitet das Paar; unterwegs fragt ihn Sigfrid nach seinem zukünftigen Schicksal, da weisagt ihm der Zwerg einen frühen Tod. — Zum Schluß wird auf ein verloren gegangenes Lied von Sigfrids Hochzeit hingewiesen; und damit geht es über in die Sagen, die der erste Teil des Nibelungenliedes enthält.

Aus den Göttern der Urzeit werden Recken, aus den Heiden Christen; die mythologischen Anschauungen weichen ethischen Ideen, dennoch schimmern die fernen Zeiten und dunklen Erinnerungen des Volkes, die ältesten Naturzustände und die abergläubische Religion noch durch in unserem Nibelungenliede. Altgermanisches Heidentum und Heldentum, dem die christlichen und ritterlichen Züge nur oberflächlich aufgeprägt sind, offenbaren sich in dem großen Volksepos unseres Mittelalters, dem

Nibelungenlied (der Nibelunge liet),

das mit der Strophe anhebt:

Uns ist in alten mæren	wunders vil geseit
von hêleden lôbebaeren	von grôzer ârebeit:
von frôuden hôchgeziten	von weinen ûnd von klagen.
von kûener rêcken strîten	muget ir nu wûnder hœren sâgen.*)

Den Mittelpunkt des ersten Teils bildet Sigfrîds Tod. Mit Kriemhîlts Traum hebt die Erzählung an, hindeutend auf das große Leid, das ihr durch Mannes Minne bevorsteht. Wie ein lichter Frühlingsgott erscheint der junge Held, von dem man Wunderdinge erzählt, am Hof zu Worms, um die schöne Maid zu erringen, und wieder deutet das Lied auf den traurigen Ausgang hin. In jugendlichem Ungestüm fordert er alle zum Kampfe heraus, bleibt aber dann friedlich als Gast und erwirbt sich durch seine Heldentaten im Sachsenkriege den Dank seines Wirtes, des Königs Gunther und seiner Brüder. Beim Siegesfeste sieht er Kriemhild zum ersten Male:

Nu gie diu minneclîche	alsô der morgenrôt
tuot ûz trûeben wolken.	dâ schiet von maneger nôt,
der si, dâ truoc in herzen	und lange hete getân:
er sach die minneclîchen	nu vil hêrlîchen stân.**)

Ihre Hand ist sein Lohn. Aber vor ihrer Vereinigung gilt es, Gunther bei der Werbung um Brunhild, die jungfräuliche Königin von Island, beizustehen. In der Tarnkappe, die er dem Zwergkönig Alberich abnahm, besteht er unsichtbar die rechenhaften Spiele der Walküre, die ihn schon kennt, und bei der Hochzeit bündigt er in gleicher Verhüllung die Gewaltige seinem Freunde Gunther. Diese Schuld büßt er mit dem Leben.

Denn als er mit seiner jungen Gattin auf Gunthers Einladung wiederum nach Worms kommt, wird Kriemhild, durch einen Streit mit Brunhild über die Vorzüge ihrer Gatten gereizt, unvorsichtig zur Verräterin der Tat. Die Königin der Burgunden sinnt auf Rache, und Hagen, der getreueste Lehensmann seines Königs, führt sie aus. Noch einmal ist Kriemhild unvorsichtig. Sie verrät durch ein Zeichen, wo Sigfried verwundbar ist.

„In deine Gnade leg' ich's viellieber Hagen, dir,
daß du deine Treue allezeit bewahrest mir;
wo man ihn treffen könne, meinen teueren Mann,
auf deine Treue und Gnade sei es dir kundgetan:

*) Die hiernach benannte Nibelungenstrophe besteht aus vier Langzeilen, die sich paarweise und stumpf reimen; jede derselben zerfällt durch einen Einschnitt in zwei Halbverse, davon hat der vordere in allen vier Zeilen je drei Hebungen oder Hauptbetonungen mit klingendem Schluß, der hintere dagegen nur in den drei ersten Zeilen ihrer drei, in der vierten aber vier Hebungen. (Vgl. in der neueren Poesie: E. W. Arnoldt: „Was blasen die Trompeten?“ Uhland: „Des Sängers Fluch“, Anastasius Grün: „Der letzte Ritter“ u. a.) Sehr empfehlenswert ist für Freunde des Originals die Ausgabe von Bötticher und Kinzel: „Das Nibelungenlied im Auszuge nach dem Urtext mit den entsprechenden Abschnitten der Wälsungensage, erläutert und mit den nötigen Hilfsmitteln versehen.“ — Die Citate sind teils der Übersetzung von Simrock (S.), teils der von L. Freytag (F.), teils der von Bacmeister (B.), teils der von Legerloh (L.) entnommen.

**) Nun kam die Minnigliche, gleich wie das Morgenrot
aus trüben Wolken leuchtet. Da wußte nichts von Not,
der sie so lang im Herzen getragen mit stillem Leid:
jeht stand vor seinen Augen die hohe, wunderhosbe Maid. (L.)

Als aus des Drachen Wunden strömte das heiße Blut,
 da badete sich darinnen der edle Ritter gut,
 da fiel ihm zwischen die Schultern ein breites Lindenblatt,
 und da kann man ihn treffen, davon mein Herze Sorge hat." (B.)

Da trifft ihn denn auch des Mörders Speer auf einer Jagd am Brunnen im Walde.

Da fiel in die Blumen der Kriemhilde Mann,
 das Blut aus seiner Wunde stromweis niederrann. (S.)

Mit der letzten Kraft sprach er zu seinem Mörder und dessen Genossen:

"Weh, ihr bösen Zagen,
 was helfen meine Dienste, da ihr mich habt erschlagen?
 Ich war euch stets gewogen und sterbe nun daran:
 ihr habt an euren Freunden leider übel getan." (S.)

Hinterlist und Tücke haben den lichten Helden gefällt, und die Könige wüßten darum.

Kriemhilds Schmerz ist maßlos. Sie bleibt in Worms und sucht auf Rache. Den Nibelungenhort, den sie hat kommen lassen und von dem sie mit wollen Händen spendet, versenkt Hagen, Schlimmes fürchtend, in den Rhein. Von nun an heißen die Burgunden selbst Nibelungen, und als solche unterliegen sie zuletzt Kriemhilds Rache, von der der zweite Teil erzählt.

Kriemhilds
 Rache.

In langem Leid wird sie aus einer Holden eine Unholde. Ehels, des Hunnenkönigs, Werbung und Rüdigers, seines treuesten Vasallen und Markgrafen Treuschwur weckt ihre Hoffnung, an den Burgunden die Blutrache zu üben. Nach dreizehn Jahren ladet sie sie ins Heunenland, und sie folgen trotz Hagens Warnung, trotz Utes Traum und der Nigen Weissagung. In Wechlaren lacht ihnen die letzte Freude, Giselher verlobt sich mit Dietlinde, der lieblichen Tochter Rüdigers. Auf Ehels Burg aber beginnt alsbald der Nibelungen Not. Gleich die erste Begegnung der Königin mit Hagen zeigt den Haß und Trotz bis in den Tod. Sie redet ihn an:

"Wer hat Euch eingeladen, wohlan, Herr Hagen, sagt,
 daß Ihr in diese Lande hieher den Ritt gewagt,
 da ihr die Leiden kennet, die mir durch Euch geschah'n?
 Wäret Ihr bei Sinnen, Ihr hättet's besser nicht getan."

Hagen sprach: "Mich holte niemand hier herbei,
 doch lud man her zu Lande edler Degen drei,
 die heißen meine Herren, ihr Vasall bin ich;
 bei keiner Fahrt zu Hofe je zurücke hielt ich mich."

"Nun sagt den Grund mir weiter," sprach die Königin,
 "weßwegen Ihr verschuldet, daß ich Euch feindlich bin?
 Weil Eure Hand mir Sigfrid den lieben Mann erschlug!
 Bis an mein Lebensende nie beweint' ich ihn genug."

Er sprach: "Was soll das weiter? Der Rede seht ein Ziel.
 Ich bin derselbe Hagen, durch welchen Sigfrid fiel,
 der tatenkühne Rede. Bitter er's entgalt,
 daß einst die Herrin Kriemhild die schöne Brunhilde schalt!

Mächt'ge Fürstin, nimmer soll's gelegnet sein:

Ich habe Schuld an allem, ich, und ganz allein.

Mag Mann oder Weib sich, wer will, zur Rache nah'n.

Ich sag's, sonst müßt' ich lügen: ich hab Euch Leides viel getan." (F.)

Nächtliche Übersälle werden zwar durch der Freunde Völker und Hagen Wachsamkeit abgewendet, aber am folgenden Tage beginnen die Kämpfe bei der Festtafel.

Erklärungstafel zur ältesten (Lafberg'schen) Nibelungenhandschrift.

(Text nach Barnde und wörtliche Übersetzung.)

(Aus der XXIV. Aventure: Wie die boten ze Rine quâmen unt wie se danne schieden.)

— wir müezen an die vart: Es waldet guoter sinne, der sich alle zite bewart.
— wir müssen auf die Fahr. Ez waldet (besitzt) guter Sinne, der sich allzeit bewahrt (vorsteht).

Nu lât iuch verbilden, sprach dô Hagene, niht mine rede darumb: swie halt iu Nun laßt euch verdröhnen, sprach da Hagen, nicht meine Rede. darum: wie auch immer euch geschieht, ich rât iu an den Triuwen, welt ir iuch wol bewarn, sô sult ir zuo den Hiunen geschicht, ich rat' euch aufrichtig, wolt ir euch wohl bewahren, so sollt ihr zu den Hunnen vil gewerliche varn. Sit ir niht welt erwinden, sô besendet iwer man, die viel (wohl) gerüstet fahren. Da ihr nicht wolt ablassen, so entbietet eure Vasallen, die besten die ir vinden oder inder müget hân: sô wel ich az in allen tûsent ritter guot, sone besten, die ihr finden oder irgendwie müget haben, so wâhl' ich aus ihnen allen tausend Ritter gut, so kan uns niht geweren der argen Kriemhilde muot. Des wil ich gerne volgen, sprach kann uns nicht schaden der argen Kriemhilde Sinn. Dem (darin) will ich gerne folgen, sprach der künec zehant. dô hiez er boten rîten wîten in sin lant: dô brâhte man der der König sogleich. Da hiez er Boten reiten weit hin in sein Land: da brachte man der helde driu tûsend unde mër. si wânden niht erwerben alsô gremelichiu sër. Si rîten Helden dreitausend und mehr; sie glaubten nicht zu erwerben ganz so grimmig's Weh. Sie ritten willseliche in Gunthers lant; man hiez in gebn allen ros unt ouch gewant, die mit in bereitwillig in Gunthers Land; man hiez ihnen geben allen Rosse und auch Gewänder, die mit ihnen varn wolden zuo den Hiunen dan: der künec in guotem willen der vil manegen fahren woltten zu den Hunnen von dannen; der König in gutem Willen derer gar manchen gewan. Dô hiez von Tronege Hagene Danwart den bruder sin ir beider recken sehzeo gewann. Da hiez von Tronege Hagen Danwart den Bruder sein ihrer beider Recken sehzig bringen an den Rin. die kômen ritterliche: harnasch unt gewant, des brâhten vil die bringen an den Rhein; die kamen ritterlich: Harnisch und Gewand, davon brachten viel die degene in daz Gunthers lant. Dô kom der herre Volkêr, ein küene spilman, hin ze hove Degen in Gunthers Land. Da kam der Herr Volker, ein kühner Spielmann, hin zu Hofe nach êren mit drîzec sîner man: die hêten sôch gewæte, es môht ein künec in ehrenvoller Weise mit dreißig seiner Mannen: die hatten solche Kleidung, sie môchte ein König tragen; daz er zen Hiunen wolde, daz hiez er dem künge sagen. Wer der Volkêr wære, tragen; daß er zu den Hunnen woltte, daß hiez er dem Könige sagen. Wer dieser Volker wære, daz wil ich iuch wîzzen lân. er was ein edel herre: im was ouch undertân vil der guoten daß wil ich euch wissen lassen. er war ein edler Herr; ihm war auch untertan viel der guten recken in Burgonden lant: durch daz er wideln kunde, was er der spilman genant. Tûsent Recken in Burgunden Land: weil er siebels konnte, war er der Spielmann genant. Tausend welte Hagene: die hête er wol bekant, unt waz in starken stürmen hete gefrumt wâhlte Hagen: die kannte er gut, und was in starken Stürmen hatte vollbracht ir hant, unt swaz sie ie begiengen, des hêt er vil gesehn: in kunde ouch ander nie- ihr Hand, und was sie je begingen, davon hatte er viel gesehen: ihnen konnte auch anders nie- men niwan frûmekeite jehn. Die boten von den Hiunen vil sêre dâ verdrôz, wande mand nichts als Tapferkeit nachsagen. Die Boten von den Hunnen gar sehr da verdroß, denn ir vorht zir herren diu was harte groz: si gerten tûgeliche urloubes von dan. ihre Furcht vor ihren Herren die war sehr groß: sie strebten täglich nach Urlaub von dannen. des engunde (in) niht Hagene: daz was durch liste getan. Er sprach zuo sime herren: Das gönnte (ihnen) nicht Hagen; das war aus Klugheit getan. Er sprach zu seinem Herren: wir suln daz wol bewarn, daz wir si iht lâzen rîten, & daz wir selbe varn dar Wir sollen das wohl verhindern, daß wir sie etwa lassen reiten, bevor wir selber fahren dorthin nâch in tagen sibenen, wider in ir lant: treit uns iemen argen muot, daz wirt hinterher in Tagen sieben, wieder in ihr Land: trägt uns jemand argen Sinn, daß wird uns deste baz bekant. Sone kan ouch sich vrou Kriemhilt bereiten niht dar zuo, uns desto besser bekannt. So (anderseits) kann auch sich Frau Kriemhild bereiten nicht dazu, daz uns durch ir ræte iemen schaden tuo: hât aber si den willen, es mag ir daß uns durch ihre Ratssläge jemand Schaden tue: hat aber sie den Willen, es mag ihr leide ergân, wande wir sûeren hinne manegen ûz erwelten man. Sâtel unde zum Unheil ausfallen, denn wir führen von hinne manchen außerwählten Mann. Sättel und schilde unt ander ir gewant, daz si sûeren solden in Ezelen lant, daz was nu Schilde und anders (dazu) ihr Gewand, daß sie führen sollten in Egel's Land, daß war nun gar bereitet vil manegem künem man: die Ezelen videlaere hiez man dô ze hove wohl bereitet gar manchem kühnen Mann: Egel's Fiedler hiez man da zu Hofe gân. Dô si die sûeren sâhen, dô sprach Gernôt: der künec wil nu leisten) — — — — — gehn. Da sie die Fürsten sahen, da sprach Gernot: Der König will nun leisten) — — — — —

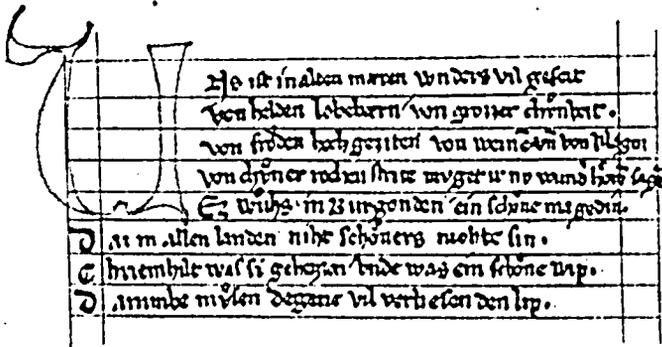
wir muosen an die wart. ez waldet gvrte sature. d' sich alle irre bewart. **N**
 lar weh vnbulden. sp'ch do Hagene niht. mine rede darvmbet. seie halt ir
 geschicht. ich wu wan den trawen. weiz ir weh wol bewarn. so solt ir zú
 den Hronen. vil gewerliche warn. **S**o ir niht weiz erwinden. so besen
 det ir man. die besten diene vunden. od' ind' muogen han. so wel ich ir in al
 len. w'ent' r'it' gvt. sonc chan vns niht gewerren. d' augen Chriemh' muoz
Del wil ich gerne volgen. sprach d' kunic richart. do hiez er boten r'iten. in
 ir in sin lant. do brach man d' belde. driu w'unt' vñ meir. si wanden in ho
 erwerben also grenelich ir seir. **S**ir r'iten w'alechliche. in sunthers lant.
 man hiez in gebu allen. r'osse vñ oveh gewant. die mit in varn wolden.
 zú den Hronen dan. d' kunic in gotem willen. d' vil manigen gewan. **D**
 hiez von Tronege Hagene. Danchwart den brúv' sin. ir beid' rechen seirlich.
 bringen an den Rin. die chomcu r'itliche. harnasch vñ gewant. do brach
 ir vil die degene. in dar sunthers lant. **D**o chom d' herre Volker. en
 k'ine spilman. h'ize hove nach eren. mit drizech siner man. die heren
 soleh gewerte. ez muozt ein kunic tragen. dar er zen Hronen woldet. dar hiez
 er den chvinge sagen. **D**er d' volker warte. dar wil ich w'izen lan. er
 wul ein edel herre. in was oveh vñ d' an. vil d' góten rechen. in Burgon
 den lant. durch dar er v'iden kunde. was er d' spilman genant. **T**riwart
 wite Hagene. die hiez er wol bechant. vñ was in starcken swermen. hiez
 gef'unt' ir hant. vñ si waz si ir begangen. des her er vil geschin. in chonde
 oveh and' niemen. niwan fr'unchere ichin. **D**o ir boten von den H
 nen. vil seie da v'roz. wandere v'alt' zu herren. diu was harte g'roz.
 si gerten argeliche. ir lobes von dan. des engunde niht Hagene. dar was
 durchs l'iste getan. **I**r sp'ch ir sine herren. wir soln dar wol bewarn. dar
 wir si ir lazzen r'iten. e dar wir selbe warn. dar nach in tagen sibene. w'it
 in ir lant. t'rew vns iemen argen muoz. dar wirt vns d'este baz bechant.
Sone chan oveh sich v'v' Chriemh'. bereiten niht. dar ir. dar vil durch ir
 r'ete. iemen schaden ir. baz ab' si den willen. ez mag ir leide eigan. w'unde
 wir fr'izen in inen. manigen ir erwelten man. **S**axal vñ schude. vñ
 and' ir gewant. dar si fr'izen solden. in G'elen lant. dar was ir g'ur be
 reuter. vil manigen ch'one man. die fr'elen v'idelere. hiez man do ir
 hove gan. **D**o si die forsten sahen. do sp'ch ir v'roz. d' ch'one wil ir v'la

Eine Seite der Hohenems-Laszbergschen Handschrift [C] des Nibelungenliedes.

Stammt aus dem Anfang des XIII. Jahrh. Seit 1855 auf der fürstlich-Fürstenbergischen Hofbibliothek zu Donaueschingen.

Nibelungenlied.

Handschrift aus der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts.



Der Anfang des Nibelungenliedes in der *Hohenems-Münchener Handschrift (A)*,

seit 1810 aufbewahrt in der K. Bibliothek zu München.

Erklärung und wörtliche Übersetzung.

Uns ist in alten mæren vunders vil gesait,
Uns ist in alten Mæren Wunders viel gesagt,
von helden lobebæren, von grozer chuonheit,
von Helden lobenswerten, von großer Kühnheit,
von frouden hochgeziten, von weinen unn von klagen,
von Freuden Festlichkeiten, von Weinen und von Klagen,
von chuoner recken strite muget ir nu wunder hoeren sagen
von kühner Reden Streite möget ihr nun Wunder hören sagen.

Ez wuchs in Burgonden ein schone magedin
Ez wuchs in Burgonden eine schöne Jungfrau
daz in allen landen niht schoeners mohte sin.
daß in allen Landen niht Schöneres mochte sein.
Chriemhilt was si gehezen unde was ein schone wip
Chriemhilt war sie geheißen und war ein schönes Weib
darumbe muosen degene vil verliesen den lip.
darum (und derentwillen) müssen Degen viel verlieren den Leib.

Die burgundischen Knechte werden in ihrer Herberge überfallen und niedergemacht. Dankwart, ihr Führer, springt bluttriefend in den Saal, und Hagen schlägt Eghes jungem Sohne das Haupt ab. Eine Reihe von Einzelkämpfen folgt, in denen die besten Helden ihr Leben verlieren; Rüdiger, der den schweren Widerstreit der Pflichten gegen König und Freunde durchkostet, geht mit den Worten in den Tod:

Owè mich gotes armen, daz ich ditz gelebet¹⁾ hân.
 aller mîner êren der muoz ich abe stân,²⁾
 triwen und zûhte, der got an mir gebôt;
 owè got von himele, daz michs³⁾ niht wendet⁴⁾ der tût.
 Swelhez⁵⁾ ich nu lâze und daz ander begân,⁶⁾
 sô hân ich boesliche und vil übel getân:
 lâz aber ich si beide, mich schendet alliu diet.⁷⁾
 nu ruoche mich bewîsen, der mir ze lebene geriet!⁸⁾

Kriemhild läßt nachts den Saal in Brand stecken. Die Burgunden halten die Schilde über den Kopf, um sich vor den fallenden Bränden zu schützen, und trinken auf Hagens Rat Blut, um ihren brennenden Durst zu löschen. Nun greifen die Amelungen, Dietrichs Mannen, in den Kampf, die letzten Helden fallen, bis auf Gunther und Hagen. Gildebrand entrinnt, schwer verwundet und bringt Dietrich von Bern die Mär. Jetzt schreitet der Gotenkönig selbst zum Streit und bringt die Gegner gefangen vor Kriemhild. Diese verlangt von Hagen Herausgabe des Nibelungenhortes. Als er sie verweigert, solange noch einer seiner Könige am Leben ist, läßt sie dem Bruder das Haupt abschlagen und trägt es eigenhändig vor den grimmen Mann. Als er ihr aber trotzig zuruft:

den schatz weiz nu nieman wan got unde mîn,⁹⁾
 der sol dich, vâlentinne,¹⁰⁾ immer gar verholten sin,

da entreißt sie ihm Sigfrids Schwert und schlägt ihm damit eigenhändig das Haupt ab. Dietrich aber rächt den Erschlagenen und tötet sie.

Mit leide was verendet des küneges höhzit,¹¹⁾
 als ie¹²⁾ diu liebe¹³⁾ leide ze aller jungiste¹⁴⁾ git¹⁵⁾

Hie hât daz mæe ein ende: ditze ist der Nibelungen nôt. —

So schreitet das Lied mit markigen Schritten von Ereignis zu Ereignis, immer vorausdeutend auf das furchtbare Ende, wo nach der Freude das Leid sich so erschütternd vollzieht. Wie ein sonniger Frühlingmorgen tritt es uns zuerst entgegen, wo es von der Jugend Sigfrids und Kriemhilds und von ihrer Liebe erzählt. Aber von dem Augenblick, wo der junge Held unbedacht und in übergroßem Eifer, dem König zu helfen, Schuld auf sich lädt, häuft sich Schuld auf Schuld und Leid auf Leid. Kein versöhnender Zug tritt hervor als die Treue, aber es ist eine Treue, die sich in der Blutrache auslebt.

Die Ereignisse bilden in altteuonischer Weise die Hauptsache, die Charakteristik der Personen wird nur durch sie gegeben. Bei den meisten, wie bei den Königen Gunther, Gernot, Giselher und Egel, ist sie rein typisch und ziemlich äußerlich. Nur einigen Hauptpersonen blicken wir tiefer in die Seele. In dem sonnigen Sigfrid ist das Ideal des deutschen Volkes verkörpert, die Macht der Finsternis in Hagen, das kraftvolle ungebändigte Jungfräulichkeit in Brunhild, die holde Liebenswürdigkeit in Kriemhild. In ihr aber, deren Schicksal das ganze Lied zu-

1) erlebt. — 2) verlieren. — 3) mich davon. — 4) befreit. — 5) welches von beiden. — 6) tue. — 7) alles Volk. — 8) so wolle Gott mich weisen, dessen Ratichluß ich mein Leben verdanke. — 9) ich. — 10) Teufelin. — 11) Hoffest. — 12) immer. — 13) Freude. — 14) zu allerlezt. — 15) gibt.

sammenhält, finden wir den einzigen Charakter, der eine Entwicklung, eine Wandlung durchmacht. Wie fein ist diese Umgestaltung geschildert und mit welcher Steigerung bis zum Schluß!

Wahrlich, die Kunst, welche dieses Werk hervorbrachte, stand auf einer hohen Stufe der Entwicklung. Wieviel wir davon der dichtenden Volkstheke zuschreiben müssen und wieviel dem Geiste eines Dichters, der die überlieferten Volkslieder zu einem solchen Ganzen zusammenschweißte, diese Frage wird wohl immer ungelöst bleiben, ebenso wie bei den Dichtungen Homers, denen sich das Nibelungenlied würdig, wenn auch nicht gleichwertig, an die Seite stellt.

Ganz ist der Dichter seines spröden Stoffes nicht Herr geworden. Wenn wir auch in vieler Beziehung den Eindruck einer einheitlichen Dichtung haben, ohne Lücken und Widersprüche ist sie nicht. Das liegt in der jahrhundertlangen mündlichen Überlieferung des Stoffes, in der viele Motive verblasen, weil sie nicht mehr zeitgemäß oder nicht mehr allgemein verständlich sind, andere aber mehr hervortreten und neue hinzukommen. So hat das Lied die Bedeutung des Hortes, den Fluch des Goldes, den Sinn, der sich mit dem Namen der Nibelungen verband, die ursprüngliche Walkürenmatur Brunhilds, ihre Beziehungen zu Sigfrid u. a. vergessen, und doch klingen diese Dinge für den, der sie aus der nordischen Überlieferung kennt, noch hier und da leise an. Gleich im ersten Gesange ist der Zusammenhang nicht recht klar, und alle Erklärungsversuche helfen über die Schwierigkeit nicht hinweg. Sigfrid kommt nach Worms, die vielgepriesene Kriemhild zu freien. Bei seiner Ankunft aber und auch noch späterhin scheint er diesen Zweck seiner Reise vergessen zu haben. Denn statt seine Werbung vorzubringen, fordert er Gunther zum Kampf heraus. Er nennt sich einen Necken, der Krone tragen sollte, als wenn er kein erbberechtigter Königssohn wäre, und will dem König Land und Burgen, alles was er hat, abgewinnen, damit sie ihm untertan werden.

In allen diesen Stücken kann man doch nicht sagen, daß der Verfasser eine ganz einheitliche Dichtung zu Stande gebracht habe, wie wir sie in den gleichzeitigen Runstenen besitzen. Sein Stoff, die alten Volkslieder der Spielleute, deren Dasein durch viele Spuren und Nachrichten, durch Hildebrands- und Walktharilich bezeugt ist, war doch vielfach stärker als seine dichterische Kraft. Das zeigt sich nicht nur an dem angeführten Inhalt, das tritt auch in der Form hervor. Auch der Charakter der einzelnen Partien ist verschieden, und es ist ganz unwahrscheinlich, daß wir darin absichtliche Kunst des Dichters erkennen müssen. Manche Erzählungen, wie die Fahrt nach Istein mit dem Anfang: Ez was ein küniginne gesezen über se, tragen ein entschiedenes altertümlicheres Gepräge und reckenhafte Züge, andere ein modernes, ritterliches durch breite Beschreibung von Waffen, Pferden und Hoffesten.

Diese Beobachtungen und andere veranlaßten daher den großen Philologen Lachmann die Einheit des Werkes zu bestreiten und 20 Lieder aus dem überlieferten herauszuschälen, welche dem Dichter die Unterlage für sein Nibelungenlied boten. Ob diese jemals so oder auch nur ähnlich als selbständige Lieder von den Spiel-leuten gesungen worden sind, das läßt sich natürlich so wenig entscheiden wie die Frage, wieviel der Dichter Eigenes hinzugetan und ob er erst den Liedern die neue kunstvolle Strophenform gegeben hat. Unwahrscheinlich ist es, daß der lyrische Dichter, welcher dieselbe Form etwa gleichzeitig zu Minneliedern verwandte und Herr von Kürnberg genannt wird, auch der Verfasser des Nibelungenliedes war. Eine andere glaubhafte Vermutung über den Dichter läßt sich aber nicht aufstellen. Nur das ist wahrscheinlich, daß er ein Ritter war, der durch die ritterlichen Züge, welche er dem Werk aufprägte, die Dichtung hoffähig machte. Indem er sie aber aus einzelnen Liedern zu einem großen Epos formte und dies durch schriftliche Aufzeichnung in die Literatur erhob, raubte er der Volksdichtung von den Nibelungen das alte, ursprüngliche Leben.

Erklärungstafel zu der Probe der Berliner Nibelungenhandschrift.

(Text und wörtliche Übersetzung der ersten Spalte.)

Der kvnc volget vbil. Hagen sinen (i. sinem) man,
Der König folgte übel (mit Unrecht) Hagen seinem Mann;
die starchen vntriwe. begvnd er (i. begvnden) tragen an.
die starke Untreue begannen (zu) stößen an,
e daz iemen erfvnde. die recken vzzercoren.
eß daß jemand inward, die Recken außerkoren.
von zweir frawen bagen. wart manc ritter [verloren (steht am Rande Hafs)].
Von zweier Frauen Bagen ward mancher Ritter verloren (zu Grunde gerichtet).

Wie Sivrit verraten wart. [XV. aventiure.]

AN dem vierden morgen. zwen vnde drizzic man.
An dem vierten Morgen zwei und dreißig Mann
Sah man zihof riten. daz wart do cvnt getan
sah man zu Hofe reiten; daß ward da kund getan.
Gvnther dem richen. im war wider seit.
Guntther dem reichen, ihm wäre Fehde angefast.
von lug da wuohf den frawen. div vil grozzen [herzeleit (steht am Rande)].
Von Lüge da (er)wuohf den Frauen daß sehr große Herzeleid.

Vrlop si do wurben. daz si fvr solten gan.
Urloß sie da warben (erbaten), daß sie vor (den König) solten gehen,
vnde iahen daz si waren. die Livdgeres man.
und sagten, daß sie wären (die) Lüdgeres Lehnslcute,
den da het betwngen. div Sifrides hant.
den da hatte bezwungen die Sigfrids Hand
vnde in. ze gifel braht. in daz Gvntheres lant.
und (ihn) als Geißel brachte in (daß) Guntthers Land.

Die boten er do grvozte. vnde hiez si sitzen gan.
Die Boten er da grüßte und hieß sie sitzen gehen.
jr einer sprach dar vnder. herre lat vns stan
ihrer einer sprach darunter: Herr, laßt uns stehen,
vnz wir gifagen mæc. div her enboten sint.
bis wir gesaget haben (die) Mæren, die hierher entboten sind;
ja habt ir ze finde. daz wiffet manger mvoter kint.
traum habt ihr zu(m) Feinde, daß wiffet, mancher Mutter Kind.

Iv wider saget Livdgast. vnde och Livdger.
Iuch widersaget Lüddegast und auch Lüdeger
den ir da wilvnt tatent. div grozlichen ser.
denen ihr da weiland tatet' den sehr großen Schmerz:
die went (wellent) nv her riten. mit her in ditz lant.
die wollen nun her reiten mit Heer in dieses Land.
der kvnc bigvnd zvrnen. do er div mæc bevant.
Der König begann (zu) zürnen, da er die Mæren ersuhr.

Man hiez die mainræten. ze herbergen varen.
Man hieß die Verräter zur Herberge fahren.
Man hiez die verräter zur herberge fahren.
wie moht sich her Sifrit. do da vor bewaren.
Wie mochte sich Herr Sigfrid da davor bewahren
er oder anderf iemen. daz si da trvogen an.
er oder anders jemand, daß sie da stützeten an?
daz wart sit in selben. ze grozzem leid getan.
Daß ward nachher ihnen selbst zu großem Leid getan.

Der kvnc mit sinen frivnden. do tvrende (runende) gie.
Der König mit seinen Freunden da raunend ging.
Hagen von Troni (Tronege). in nit geruowen lie.
Hagen von Trone ihn nicht ruhen ließ.
noch heten ez gescheiden. genvog dez kvnges man.
Noch hätten es güttlich beigelegt genug (viele) des Königs Lehnslcute,
do wolt et Hagen nie dez rates ab gestan.

Der künec volget vbi. hagen sinen man.
 Die starcken vitwe begund er tragen an.
 Er daz iemen erkund. die rechen vzerroen.
 Von zwere frauwē hagen. wart manc rutter
 Die Sifrit vertragen wart.

Adem vierde morgē. zwē vñ drizzie mal.
 Sah man zihof rite. dē wart do cont gesā.
 Gvnther dem richen. in wer wider sert.
 Von lug da wuhs den frauwē. di vil grozzen
 V elop si do wurbē. daz si for solten gan.
 vñ iahen daz si ware. die zwidgeres man.
 Den da her betwunge. diw Sifrides hant.
 Nū in zegsel braht. in daz Gvntheres lant.
 Die boten er do grūzte. vñ hiez si sitzen gan.
 Ir ein sprach dar vnder. herre lat vns stan.
 Nūz wir gisagen mā: diu her culotē sint.
 Ja habt ir zekind. dē wist mang' in daz kint.
 Ir wid' sager zwidgalt. vñ och zwidger
 Den ir da wilont taten. diu grozzichen ser.
 Die went ir her riten. mit her in ditz lant.
 Der künec bigvnd zvrue. do er di māer bevant.
 Nū hiez die manrate. zeherberg varen.
 Vne moht sich her Sifrit. do da vor bewaren.
 Er od' anderl iemen. dē si da trügen an.
 Dē wart sit in selben. zegrozzem leid getan.
Der künec mit sine seiwidē. do trvrend gie.
 Hage wu trom. in mit getuwen lie.
 Noch heten ez gelchade. genug dez küniges mā.
 Do wolt er hagen. wie dez rates ab gestan.

Ir vñ swer re
 Nū lar mich z
 Daz ich ir get
 Vō mir sol w
 So wol mich
 Als ob er ernt
 In vallsch neig
 Do sach der hi
 Do schiden si
 Sifrit vñ den l
 Do hiez er sich
 Die Sifrides red
 Do sprach der k
 Ir sult hie blis
 Sit vns got g
 Ir sult bi dē ky
 Diu hzeichē si
 Do waren
 Die wuh d
 Ogan moht
 Ir helu vñ och
 Sich reute vō d
 Da gie vō trom
 Er hat in gete
 So wol mich h
 D'innē hebē si
 Als mā hre Sif
 Des wil ich sach

Faksimile einer Seite aus der Berliner Nibelungenhandschrift (J) IV. Jahrh.

(„Wie Sigfrid verraten ward.“)

Stammt aus Tirol, 1797 von Beda Weber auf Schloß Montani im Vintschgau entdeckt.

Allen großen Handschriften des Nibelungenliedes ist ein in kurzen Reimpaaren, der gebräuchlichen Form der mhd. erzählenden Kunstbildung, verfaßtes Spielmanns-
gedicht „Die Klage“ angehängt. In poetischem Wert jenem nicht vergleichbar bringt Die Klage.
es die wehmütigen Empfindungen zum Ausklang, mit welchen wir den Untergang
des Heldenengeschlechts und Kriemhilds begleiten.

Es erzählt uns, wie Gheh, Dietrich und Hildebrand ihre Toten unter der
Menge der Leichen heraussuchen, beklagen und bestatten. Dabei werden ihre Schick-
sale nochmals erzählt und ihre Tugenden gerühmt. Selten wird diese ermüdende
Sitanei durch belebtere Züge unterbrochen: Dietrich preißt in ergreifenden Worten
Kriemhilds Schönheit, als er ihre Leiche erblickt; Gheh gebärdet sich fast wahn-
sinnig vor Schmerz und versinkt in Stumpfsinn, als ihn Dietrich verläßt. Der
alte Hildebrand ermahnt beide, ihren Schmerz zu mäßigen. Rüdigers Knappen
lehren mit seinem Risse, das sich immer nach seinem Herrn umsieht, nach Bech-
laren zurück, wo den Frauen schon das Unglück durch schwere Träume verkündet
ist. Gotelind stirbt vor Schmerz — Dietrich, der bald nach ihrem Tode in
Bechlaren anlangt, sorgt für Giselhers junge Braut Dietkind. Der Spiel-
mann Swemmel reißt zu Kriemhilds Mutter, der alten Königin Ute, um ihr
die Trauermär zu überbringen, unterwegs kehrt er bei dem Oheim der burgundi-
schen Könige, dem Bischof Pilgerin in Passau ein, der alle diese Begebenheiten
überleben sollte, bricht das Herz vor Leid; zu Lorsch in der von ihr gestifteten
Abtei wird sie begraben. In Burgund klagt sich Brunhild als Urheberin des
ganzen Unheils an; ihr und Guntbers Sohn wird als König gekrönt.

Der bemerkenswerteste Zug der „Klage“ ist der, daß Kriemhilden von Gott Deutsche
Treue.
vergeben wird, weil sie alle Blutschuld nur aus Treue auf sich geladen habe. Es
heißt: „Dem getriuwen tuot untriuwe wê!“ Damit wird ihr Tun begründet und
gerechtfertigt. Ja, der fromme Oheim Kriemhilds spricht es geradezu aus:
„Hätten es nur die entgolten, die ihr Sigfriden totschlügen, so wäre
sie des unbescholten.“

Von dem Nibelungenliede besitzen wir zehn vollständige Handschriften,
außerdem einundzwanzig, die es nur bruchstückweise enthalten. Die drei be-
deutendsten sind Pergamenthandschriften aus dem 13. Jahrhundert; zwei davon sind
auf dem Schlosse Hohenems bei Bregenz in Vorarlberg entdeckt: die erste (A), die in
München aufbewahrt und deshalb Hohenems-Münchener Handschrift genannt wird,
ist zwar flüchtig geschrieben, enthält aber das Lied in der kürzesten Fassung (Weil. 14);
die zweite (C), die sich früher mit der ersten in Hohenems befand, kam 1816 in den
Besitz des Freiherrn von Laßberg; sie wurde deshalb Hohenems-Laßberg'sche Hand-
schrift genannt und ist 1855 in die fürstlich-Fürstenerbsche Hofbibliothek zu Donau-
eschingen aufgenommen: „schön, sorgsam und korrekt geschrieben“, wurde sie früher
von Barncke für die älteste aller erhaltenen Handschriften gehalten (Weil. 13).
Die dritte (B) ist die Sankt Gallener Handschrift, die um die Mitte des 16. Jahr-
hunderts dem Geschichtschreiber Agidius Tschudi († 1572) gehörte, 1773 von
dem Abt von St. Gallen Beda entdeckt wurde und seitdem in der dortigen
Stiftsbibliothek aufbewahrt wird. — Aus dem 14. Jahrhundert und aus Tirol
stammt u. a. die Berliner Handschrift (J), eine der älteren Überarbeitungen, die
bis 1797 im Besitze eines Grafen Mohr sich befand, von Beda Weber auf dem
Schlosse Montani im Wintschgau entdeckt, von ihm an einen Buchhändler und später
nach England verkauft wurde, von dort aber um hohen Preis nach Berlin gelangte.
Diese Handschrift in Klein Folio trägt noch ihr altes Kleid, einen starken Holzdeckel
mit Lederbezug, und ist in zwei Spalten mit blau und rotgemalten Anfangsbuch-
staben zierlich geschrieben (Weil. 15). Unter den jüngeren Überarbeitungen nimmt
eine zweite Berliner Handschrift (b*) die erste Stelle ein. Nach einem früheren
Besitzer, dem Hanauer Bernhard Hundeshagen, heißt sie Hundeshagens Handschrift.

Hand-
schriften
des Nibe-
lungen-
liedes.

Sie stammt aus dem 15. Jahrhundert, ist auf Papier in Kleinfolio geschrieben und mit 37 sauberen Bildern geschmückt; die einzige Bilderhandschrift des Nibelungenliedes. In Mainz aufgefunden und durch mehrere Hände gegangen, kam sie zuerst an den Baumeister van Embden in Bonn, der seinen Schatz aufs ängstlichste vor jeder Benutzung hütete und nur selten und dann gegen hohe Bezahlung und in feierlichster Weise (auf einem mit Kerzen erleuchteten Altare) von Fremden betrachten ließ. Seit dem 21. November 1867 befindet sie sich auf der königlichen Bibliothek in Berlin (Weil. 16).

Bearbeitungen
und Über-
setzungen.

Die Handschriften und Bearbeitungen unseres großen Epos bezeugen, daß bis zum 16. Jahrhundert das Lied im Volk bekannt und beliebt war. Kaiser Maximilian scheint beabsichtigt zu haben, es abdrucken zu lassen. Danach erlosch alle Teilnahme für das Gedicht, und mit dem 17. Jahrhundert geriet es in vollständige Vergessenheit. Erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts lenkte der Züricher Professor Bodmer wieder die Aufmerksamkeit darauf, indem er 1757 den zweiten Teil des Nibelungenliedes nebst der „Klage“ unter dem Titel „Chriemhildens Rache und die Klage; zwey Heldengedichte aus dem schwäbischen Zeitpunkt“ herausgab, zehn Jahre später auch eine poesielose Übersetzung in Hexametern: „Die Rache der Schwester“ veröffentlichte. Das ganze Gedicht ließ sodann der Schweizer Myller, Professor am Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin, zum Teil aus A, zum Teil aus C, der von Bodmer benützten Handschrift (als ersten Teil des ersten Bandes einer „Sammlung deutscher Gedichte aus dem 12., 13. und 14. Jahrh.), abdrucken. Friedrich d. Gr. gestattete die Dedikation: am 19. Oktober 1782 übersandte Myller das Dedikationsexemplar an den König mit einem französisch abgefaßten Begleitschreiben; an den Rand des ihm vorgelegten Auszuges schrieb der alte Friß „gut“, woraus dann der Kabinetsekretär Cichel eine sehr gnädige Antwort, natürlich auch in französischer Sprache komponierte. Erst viel später — als der Schlußteil des ersten Bandes, der den Parzival enthielt, ihm überreicht wurde — scheint der König aber wirklich Notiz von dem Buche genommen zu haben; wenigstens richtete er erst am 22. Februar 1784 an Myller den folgenden, auf der Züricher Bibliothek unter Glas und Rahmen bis heute bewahrten Brief:

„Hochgelehrter, lieber getreuer. Ihr urtheilt viel zu vortheilhaft von denen Gedichten aus dem 12., 13. und 14. Seculo, deren Druck Ihr befördert habet und zur Bereicherung der Deutschen Sprache so brauchbar haltet. Meiner Einsicht nach sind sie nicht einen Französisch Pulver werth; und verdienten nicht aus dem Staube der Vergessenheit gezogen zu werden. In meiner Bücher-Sammlung wenigstens würde Ich dergleichen elendes Zeug nicht dulden; sondern herausschmeißen. Das Mir davon eingesandte Exemplar mag dahero sein Schicksal, in der dortigen großen Bibliothec, abwarten. Viele Nachfrage verspricht aber solchem nicht

Guer sonst gnädiger König Frch.“

Potsdam, d. 22. Februar 1784.

Goethe ließ das ihm von Myller zugesandte Exemplar ungelesen liegen, während Johann Heinrich Voss es als Rektor des Göttinger Gymnasiums mit seinen Schülern las und sie dafür begeisterte. Auch Johannes von Müller machte wiederholt nachdrücklich darauf aufmerksam. Der Druck der Fremdherrschaft hob sodann in mächtiger Weise das Interesse an dem alten Epos. 1806 wandte sich bereits Goethe, als „durch patriotische Tätigkeit die Teilnahme an diesem wichtigen Altertum allgemeiner geworden war“, dem Gedichte zu und trug 1807 und 1809 einem ausgewählten Kreise von Damen eine improvisierte Übersetzung vor. Eine neue Anregung dafür empfing unser großer Dichter durch die 1827 erschienene, in sehr vielen Auflagen verbreitete Übersetzung Simrocks, und er charakterisierte dieselbe trefflich durch das bekannte Wort: „Sie erregt eine unwiderstehliche

Sehnsucht nach dem Original“. Seitdem ist unser großes Epos wiederholt ins Neuhochdeutsche übertragen worden von F. v. Hinzberg, Zeune (in Prosa), Follen, G. Pfizer, K. Bartsch, vorzüglich von L. Freytag, anfangs mit Weglassung der von Lachmann für unecht erklärten 725 Strophen, jetzt vollständig. Der vielleicht am meisten dazu berufene, früh verstorbene Adolf Bacmeister hat leider nur eine stark verkürzte Bearbeitung für die Jugend herausgegeben, die allerdings „einen leichten Überblick über das Ganze und ein leichtes, wirksames Erfassen seines tragischen Inhaltes möglich macht“ und allen zu empfehlen ist, die vor dem vollständigen Gedicht zurückschrecken. Seiner Bearbeitung reiht sich ebenbürtig die von Legerloß an, der daneben auch eine vollständige Übertragung verfaßt hat.

Das Nibelungenlied ist ein deutsches Hausbuch geworden und wird in allen höheren Schulen gelesen und erklärt. In immer neuen Ausgaben kommt es heraus und wird von historischer, mythologischer und ästhetischer Seite fortschreitend wissenschaftlich beleuchtet. Die dramatische Dichtung (Hans Sachs, Heibel, Geibel, Wilbrandt) und die Oper (Rich. Wagner) haben seine Stoffe sich angeeignet und auf die Bühne gebracht. Die Säle des Königsbaues zu München sind von der Meisterhand Schnorrs von Carolsfeld mit seinen Gestalten geschmückt, die durch Holzschnittnachbildungen zu Simrocks und Pfizers Überetzung zum Allgemeingut geworden sind. Auch Cornelius hat das Nibelungenlied illustriert. Seine von Lips, Barth und Amster gestochenen Zeichnungen erzählen in engem Rahmen die Geschichte von Sigfrid und Kriemhild, von Brunhilds Ankunft in Worms bis zu dem Augenblicke, wo Kriemhild beim Anblick des Ermordeten zusammenbricht (vgl. Abb. 17). So haben wir das durch Jahrhunderte vergrabene Erbe unserer Väter wieder errungen, und es wird täglich mehr unser Eigentum, wozu auch Wilhelm Jordans die alten nordischen Sagen damit zusammenschweißendes Epos: „Die Nibelunge“, viel beigetragen hat. Auch in fremde Sprachen, ins Französische, Italienische, Englische, Ungarische, wie ins Niederdeutsche ist es übersetzt worden.



Abb. 17. Die Heimbringung der Leiche Sigfrids.
Zedengemälde von Julius Schnorr von Carolsfeld im Königsbau der Residenz zu München.

Die Dietrichsage.

Die späteren Dichtungen aus der Volks Sage haben die ursprüngliche, erhabene Einfachheit derselben schlecht bewahrt und den alten Kern mit teilweise recht wilden, ja rohen Spielmannserfindungen umhüllt. Sie sind im Urtext herausgegeben in Müllenhoffs „Deutschem Heldenbuch“, im Auszuge von E. Henrici in Kürschners Sammlung.

Nächst Sigfried war Dietrich von Bern ein Lieblingsheld der deutschen Sage, und zahlreiche Lieder stellen ihn in den Mittelpunkt ihrer Mären. Auch

Dietrichs-
sage.

in der Dietrichsage werden wie im Nibelungenliede geschichtlich getrennte Begebenheiten mit dichterischer Kühnheit zusammengeschmolzen — ihr Kern ist Dietrichs Vertreibung aus Italien, seine Flucht zu Attila und seine Rückkehr. Geheimnisvoll verweben sich in diese Sage mythologische Erinnerungen an den alten heidnischen Donnergott. Wie Thor (Donar) in der Geda besteht Dietrich zahlreiche Kämpfe mit Riesen. Beide haben rotes Haar und ihr Atem ist eine verzehrende Farnflamme, die des Gegners Nahrung glühend macht. Und wie in Thors Haupte die Hälfte von Hrungnirs Zweifelhastet, so wird Dietrich mit einem Pfeil in der Stirn verwundet, und ein Stück bleibt stecken; davon heißt er der Unsterbliche.

Nur einige der alten Volkslieder dieses Sagenkreises, die Amrook zum Teil in seinem „Amelungenlied“, zum Teil im „Kleinen Heldenbuch“ neu und selbständig bearbeitet und vereinigt hat, seien hier eingehend erwähnt; zuerst das „Eckenlied“ (Eggen liet) oder Lied von „Ecken Ausfahrt“, das Freiherr von Laßberg in einer Pergamenthandschrift des 13. Jahrhunderts aufgefunden hat. Es ist in einer dreizehnzeiligen Strophe, dem sogenannten Berner Ton, abgefaßt und bis ins 17. Jahrhundert im Volksgefange erhalten geblieben. Nach dem Straßburger Druck von 1559 hat es Oskar Schade 1854, nach allen Handschriften Kupiza 1870 herausgegeben.

Eckenlied.

Im Lande der Obinge zu Röm am Rhein wohnen drei Königinnen, um deren Huld drei Riesenbrüder, Fasold, Ebenrot und Eke warben. Eines Tages unterhalten sie sich von den Heldentaten kühner Ricken, als deren gewaltigster „von Bern Herr Dietrich“ gepriesen wird. Das verdriest den jüngsten der Selben, Eke, und er gelobt, denselben gütlich oder mit Gewalt, lebendig oder tot, herbeizuschleppen. Sofort rüstet er sich zur Ausfahrt, zumal ihm der Königinnen eine, Frau Seburg, zum Lohn ihrer „Minne Sold“ zusagt. Sie schenkt ihm eine herrliche Brünne, dazu Helm, Schild und ein berühmtes Schwert, „Sachs“ geheiß, wappnet ihn und bietet ihm ein stattliches Ross an. Aber den ungefügen Eke trägt kein Ross, er kann besser zu Fuß fortkommen und eine Woche Tag und Nacht gehen, ohne Hunger oder Müdigkeit zu spüren. Vögel und Wild fliehen vor dem Dahinstürmenden, an Dörfern und Städten saust er vorbei, bis er sein Ziel, Bern, erreicht hat. Dort vernimmt er, daß Dietrich ins Gebirg geritten, und so rennt er weiter an der Etsch hinauf in einem Tage bis Trient. Am nächsten Tage findet er im Walde den Ritter Helfrich, der von dem Berner mehrere klaffende Wunden erhalten, die ein „wilder Donnerschlag“ geschlagen zu haben scheint — drei seiner Genossen liegen tot an seiner Seite. Endlich erreicht der sechtklüftige Eke den Gewaltigen und fordert ihn zum Kampf heraus. Dietrich weigert sich anfangs, mit dem Riesen, der über die Bäume ragt, zu kämpfen: vor allem will er nicht von seinem Pferde steigen. Eke sucht ihn auf alle mögliche Weise zu reizen, endlich droht er, überall des Berners Jagheit zu verkünden, wenn er sich länger weigere. Da willigt Dietrich ein — spät abends, als die Sonne dem Sinken nahe, beginnt der grimmige Kampf. Bis in die Nacht hinein hauen sie aufeinander los beim Glanz des Feuers, das sie sich aus den Helmen schlagen. Endlich, als der Morgen schon angebrochen, unterliegt Eke, will sich aber nicht ergeben, ja er zeigt seinem Gegner selbst die Fuge, wo seine Brünne zu durchbohren ist. Dietrich durchsticht den Riesen, hebt dann eine trübe Klage über den Tod des jugendlichen Helden an, nimmt dessen Brünne und Schwert und gräbt ein achtzehn Schuh langes Grab. Da legt er den Toten hinein, bedeckt ihn mit grünem

2
En ritter gar vornehm
 der was geboffen dietreich
 In sturmen noch in streiten
 zart in niemant besien
 Er was ein furst gar lobsam
 Der lebt an alle stunde
 Die fursten in dem lande
 Die waren in alle yntertram
 Er was ein furst gar lobsam
 Die seinz landz pflogen
 Die seten sie derlagen
 Der und frumbheit
 Schant und laster wuz im lait
 Dem was sie gefassen
 Die seten sie sein vergessen
 Sie preysen in fur alle man
 Den edlen perner lobesam
 Do sprach vnelandz sin
 Ein ritter ynder vnd frum
 Den ich was in allen landen
 Der do lebt an alle schanden
 Ja der edel herr dietreich

Anfang des Gedichtes vom Tiroler Zwergkönige „Laurin“.
 Erste Seite der ältesten, auf der Kopenhagener Bibliothek aufbewahrten Pergamenthandschrift.
 (Mitte des XIV. Jahrhunderts.)

Erklärender Abdruck zum „Laurin“.

Ez waz¹ zu Pern² gesessen
ein ritter gar unfermessen,
der waz¹ geheissen Dietreich.
nindert³ vond⁴ man sein gleich
pey⁵ den selben zeiten,
in sturmen noch in streiten
torst⁶ in niemant bestan.
er was ein furst gar lobsam,
er lebte an⁷ alle scande⁸.
die fursten in dem lande
die warn im alle untertan,
er waz¹ ein furst gar lobsam.
die seinz landz pflagen,
wie selten sye derlagen⁹
eer¹⁰ und frumheyt¹¹.
schant und laster waz im lait¹².
und woe¹³ sye gesassen,
wie selten sye sein vergassen,
sye preysten in fur¹⁴ alle man,
den edlen Perner lobesam.
do sprach Wielandez sun¹⁵,
ein ritter pyder¹⁶ und frum:
„den ich waysz¹⁷ in allen landen,
der do lebt an alle schanden
alz der edel herr Dietreich

1. war. 2. Bern. 3. nirgends. 4. fand. 5. bei. 6. wagte.
7. ohne. 8. Schande. 9. statt: verlagen = durch Trägheit
verkommen lassen. 10. Ehre. 11. Tapferkeit. 12. leid. 13. wo.
14. vor. 15. Sohn. 16. hieder. 17. lies: Ich en weiss =
Ich weiß nicht.

Laube, wünscht ihm: „Gnad dir Gott, lieber Eck“, und reitet hinweg, Eckes Haupt am Sattelbogen, das er den drei Königinnen überbringt.

Ein zweites Gedicht, „König Laurin“ (Kunech Luarin) oder der kleine Rosengarten, bringt den großen Gotenfürsten in Verbindung mit Zwergen. Aus älterer Zeit stammend wurde es im 13. Jahrhundert von einem höfisch gebildeten Dichter umgedichtet und seitdem wiederholt bearbeitet. (S. Weilage 17.)

Zu Tiroler Gebirg hat der Zwergkönig Laurin einen mit vier goldenen Pforten und mit einem seidenen Faden statt der Mauer zum Schutz umgebenen Garten; wer sich erkühnte, diesen Faden zu zerreißen, oder gar die Rosen anzulasten, dem schlug er Hand und Fuß ab. Dort hält er eine schöne Jungfrau, Similde, die Tochter Herzog Biterolfs von Steiermark, die er einst von der Burg zu Steier unsichtbar entführt, in strenger Haft. Da macht sich Simildens Bruder Dietleib, der gezwungen dem Zwergkönige diene, eines Tages auf, um bei Dietrich von Bern Rat und Hilfe zu suchen. Sogleich bricht der Held auf, um das Abenteuer zu bestehen, nur begleitet von Wittich, Wielands Sohn; der alte Hildebrand, Dietleib und Wolfhart folgen ihm nach. Sieben Meilen des Waldes sind sie geritten, da verrät ihnen der Duft der Rosen die Nähe des berühmten Gartens. Der Berner hat seine Lust daran, Wittich aber zertrümmert die goldenen Pforten und zertritt die glänzenden Blumen. Kaum ist die Tat vollbracht, da reitet Laurin herbei, gewaffnet mit Speer und Schwert, — weithin leuchtet von Gold und Edelstein seine Rüstung und sein Reitzeug. Sein wunderbarer Gürtel gibt ihm die Stärke von zwölf Männern; auf dem Haupt hat er eine leuchtende Goldkrone. Zornig fährt Laurin auf die Eindringlinge los und fordert zur Buße von jedem die rechte Hand und den linken Fuß. Wittich nimmt zuerst den Streit auf, wird aber von seinem zwerghaften Gegner aus dem Sattel geworfen und gebunden. Nun geht auch Dietrich dem Kleinen zu Leibe und versucht auf Hildebrands Rat, ihn mit Schwertschlägen zu betäuben. Aber Laurin macht sich unsichtbar und bringt Dietrich große Wunden bei; ja er wirft ihn in den Klee. Zornflammen gehen aus des Berners Munde, aber er bezwingt den Zwerg erst, als er ihm — auf Hildebrands Rat — den Gürtel abgerissen. Nun hat Laurin seine Stärke verloren und fleht um Gnade. Dietrich versagt sie, da ruft der Besiegte in Todesangst Dietleib als Verwandten zur Hilfe, der sie nicht verweigern mag. Nach langem, heftigem Ringen der beiden Helden vermitteln die anderen Recken eine Umsöhnung, danach gehen sie alle, auf Laurins Einladung, in dessen hohlen Berg. Tageshelles Licht strahlt ihnen aus dem eblen Gestein des Berges entgegen — Saitenklang begrüßt sie. Sie werden köstlich bewirtet und von dem Zwergwolke mit Gesang und Tanz belustigt. Aber hinter alledem lauert der Verrat. Durch zauberhafte Einwirkung wird ein Nebel auf die Helden geworfen, daß keiner den anderen sieht; dazu senkt sie ein betäubender Zaubertrank, der ihnen als Wein vorgesetzt wird, in festen Schlaf. So ist es leicht, sie zu binden und in einen tiefen Kerker zu werfen. Dietleib wird besonders eingesperrt, nachdem er sich geweigert, allein befreit zu werden; aber seiner Schwester gelingt es, ihn sicher herauszuführen. Er wirft den Genossen ihre Waffen zu; Dietrich verbrennt seine Bande mit der Glut seines Feueratems, zerschlägt die Eisenringe mit den Fäusten und löst auch die Fesseln der Genossen. Unterdessen hat Laurin, den ein Zauberring schützt, durch einen Hornstoß ein ganzes Heer von Zwergen um sich versammelt, das aber nach langwierigem Kampfe völlig besiegt wird. Dietleib führt seine Schwester in die Heimat; Laurin wird gefangen nach Bern geführt, wo er als Gaukler sein Brot verdienen muß. -- Aus dieser Sage vom Zwergkönig Laurin entnahm Fouqué eine Reihe der besten Züge für seinen Ritterroman: „Der Zauberring“.

In den zwei vorstehend skizzierten Gedichten werden Dietrichs Jugendabenteuer erzählt, von denen übrigens noch einige andere Lieder („Eigenot, Dietrichs Drachenkämpfe, Dietrichs Ahnen“) handeln. Von seinem Oheim Ermenrich — wie die Sage will — bekriegt, von den treulosen Helden, Heime und Wittich, verlassen, während der junge Alphart („Alpharts Tod“; lies *Alphart*) für ihn sein Leben läßt, flieht er zu Gzel („Dietrichs Flucht“) und besiegt mit dessen Hilfe in der Schlacht bei Raben (der historischen Schlacht bei Ravenna zwischen Theoderich und Odoaker, 493) seinen Oheim, was in der „Rabenschlacht“ (Strit vor Rabene) geschildert wird.

Raben-
schlacht.

Zum Kampf wider Dietrichs Oheim sammelte sich zu Gzelnburg ein großes Heer. Von dem Anblicke der mächtigen Scharen entlammt, baten auch Gzels zwei Söhne, Scharf und Ort, mit Dietrich reiten zu dürfen. Frau Helche ist sehr dagegen. Ihr hat geträumt, ein Drache sei durch ihrer Kammer Dach geselogen, habe ihre Söhne weggeschleppt und sie auf der Heide zerrissen. Endlich aber willigt sie ein, auch Gzel tut es, zumal Dietrich verspricht, über ihr Leben zu wachen und sie nicht über Bern hinausreiten zu lassen. Nun brachen die Kriegsscharen auf und zogen durch Osterreich gen Bern, wo Gzels Söhne mit Dietrichs jungem Bruder Diether unter des alten Helden Hsan Obhut zurückgelassen wurden. Als aber das Heer fort ist, um Ermenrichs Kriegsmacht bei Raben aufzufuchen, bestürmen die Jünglinge Hsan mit der Bitte, sie nur ein wenig aus der Stadt reiten zu lassen; endlich gibt er nach, und ohne auf ihn zu warten, eilen sie hinaus. Vor den Toren lagert ein starker Herbstnebel; die drei Reiter geraten auf einen falschen Weg und müssen auf der Heide übernachten. Hsan, der ihnen inzwischen nachgeritten, findet sie nirgends mehr und stößt vergeblich seine Jammerrufe in den alles verhüllenden Nebel. Ganz unglücklich kehrt er in die Stadt zurück. Am Morgen, als die drei Nachhälfe ihre Rosse satteln, gewahren sie in dem hellerglänzenden Sonnenschein, dem endlich der Nebel gewichen, den Necken Wittich, der von Dietrich abgefallen und zu Ermenrich übergegangen war. Necken Mutesz, obwohl ohne Harnisch, gehen sie auf den Verräter los, ohne sich von seinen Warnungen abhalten zu lassen. Scharf reitet zuerst auf ihn zu und bringt ihm einige Wunden bei; da zuckt Wittich mit Grimm das Schwert Miming, — mit gespaltenem Haupte stürzt Gzels Sohn vom Rosse. Nun will Ort seinen Bruder rächen, aber auch er wird niedergeworfen, obgleich Diether ihm beisteht. Dieser setzt den Kampf nun allein fort und weiß sich lange durch seine Behendigkeit und Gewandtheit gegen den stärkeren Gegner zu behaupten: endlich bricht er zusammen, durch das Achselbein bis auf den Gürtel gehauen.

Diesen Tod viel sehr zu beweinen begann
mit seinem ganzen Herzen der ungetreue Mann — —
„Könnte ich dir noch helfen aus aller deiner Not,
Gott möge mich verdammen, ich wollte gerne liegen tot!
Nun muß ich sicherlich räumen alle Lande vor Dietrich!“

Wittich wollte nun fortreiten, aber die Kraft versagte ihm, und er mußte sich auf der Heide niederlegen. Inzwischen tobt die Schlacht bei Raben elf Tage lang — Ermenrich wird von seinem Neffen schließlich besiegt und entflieht. Als Dietrich noch in voller Siegesfreude auf der Walfstatt weilt, kommt Hsan mit der Botschaft, daß er die drei jungen Helden verloren. Außer sich vor Wut schlägt ihm der Berner, wie er gedroht, das Haupt ab. Als die drei Erschlagenen gefunden werden, fällt Dietrich klagend auf sie nieder, küßt sie, raupft sich die

Haare vor Schmerz aus, weint Blut und wünscht sich den Tod. Als er dann nochmals die Wunden genauer betrachtet, erkennt er, daß sie mit Wittichs Schwerte Minning geschlagen sind. Da macht ihn Rüdiger darauf aufmerksam, daß der Verräter eben über die Heide reitet. Wütend springt Dietrich auf und spornet so hastig sein Ross, daß keiner der Seinigen ihm folgen kann. Feuer sprüht von den Hufschlägen. Dennoch gelingt es ihm nicht, den Flüchtling einzuholen, obgleich sein Ross Falke vom Blute trieft und er selbst vor Zorn glüht, daß sein Harnisch weich wird. Endlich ist er ihm ganz nahe, kaum eines Rosslaufes Weite liegt zwischen beiden — Wittich ist bis an den Meeresstrand getrieben — da eilt die Meerminne (Meerweib) Waghild, Wittichs Ahnmutter, zu seiner Hilfe herbei und nimmt ihn samt seinem treuen Rosse Scheming zu sich in den Grund des Meeres. — Dietrich jagt nun zurück, erklimmt die Stadt Raben, dann sendet er den uns aus dem Nibelungenliede bekannten Markgrafen Rüdiger nach Egelburg zurück; als er ankommt, laufen die herrenlosen Rosse der Königsöhne mit blutigen Sätteln auf den Hof. Die Königin verwünscht bei diesem Anblick den Werner, aber als Rüdiger erzählt, wie er seinen eigenen Sohn und seinen einzigen Bruder ebenfalls verloren, verzeiht sie ihm und legt selbst bei Egelns Fürsprache für ihn ein. Als der Werner anlangt und sein Leben zur Sühne anbietet, bricht die Königin in Tränen aus, und Egel nimmt ihn wieder zu Gnaden an. — Eine Episode dieses Gedichts hat Herm. Schreyer unter dem Titel: „König Dietrichs Ausfahrt“ sehr ansprechend erneuert.

Wie wir gesehen haben, geht die Sage sehr frei mit den Helden der Völkerwanderung um. Nach der großen Rabenschlacht läßt sie Dietrich von Bern noch zwölf Jahre an Egelns Hofe verweilen und erst nach dem Untergange der Nibelungen, nach dreißigjähriger Abwesenheit, in sein Reich zurückkehren. Endlich, als sie sich ganz in der Schilderung seiner Abenteuer erschöpft hatte, verfiel sie darauf, die bisher strenge auseinandergehaltenen Helden Dietrich und Sigfrid im Kampfe miteinander zusammenzuführen. Das geschah in dem Volksepos von „Viterolf und Dietleib“ und in dem jüngeren vom „Rosengarten zu Worms“ (auch zur Unterscheidung von Laurin der „große Rosengarten“ genannt), das Wilhelm Grimm „einen der letzten Triebe der erlöschenden poetischen Kraft“ nennt, und das in verschiedenen Bearbeitungen uns erhalten ist. In neuhochdeutscher Übertragung hat es Simrock in das „Kleine Heldenbuch“ aufgenommen.

Zu Worms am Rhein saß König Gibich mit drei Söhnen und einer Tochter Kriemhild. Um diese bewarb sich Sigfrid, ein Held aus Niederland, dessen Stärke so groß war, daß er Leuen hing und sie mit den Schwänzen über die Mauer hängte. Nun hatte die „kaiserliche Magd“ viel Wunders von Dietrich gehört und hegte keinen lebhafteren Wunsch als den, die beiden Degen zusammenzubringen, um zu sehen, welcher das Beste tun würde. Die wunderschöne Maid besaß aber einen schönen Rosengarten (noch heute findet sich der Name in Worms), eine Meile lang und eine halbe breit, von einem feinen Seidenfaden umspannt und von zwölf Helden gehütet, unter denen sich auch Sigfrid befand. Um nun ihren Wunsch zu erfüllen, ließ sie dem Berner anbieten: er solle mit zwölf Helden gen Worms fahren, um mit den Gütern ihres Gartens sich zu messen: siegten sie, so wolle sie jedem einen Kranz von Rosen, ein Halsband und ein Küssen geben. Auf Hildebrands Antrieb beschloß der Vogt von Bern die Herausforderung anzunehmen. Die Zwölfzahl der Helden voll zu machen, wird aus dem Kloster Ffenburg der streitbare Mönch Ilfan, Meister Hildebrands Bruder, herbeigeholt. Man pocht heftig an

Der Rosengarten zu Worms.

die Klosterpforte, — Hlsan, der in einem zwanzigjährigen Mönchsleben die Kommslust noch nicht eingebüßt, läßt sich Schwert und Harnisch bringen, um die Pfortförer zurückzuweisen. Dann entsendet er einen Mönch:

„Geschwinde geht mir schauen, was vor der Pforte sei.“ —
 „Herr, es ist ein Alter, und führt der Wölfe drei
 Und eine güldene Schlange auf des Helmes Band.“
 „Waffen über Waffen! Das ist mein Bruder Hildebrand!“
 „Bei ihm hält ein Junger auf einem schnellen Pferd,
 Mich dünkt an seiner Haltung, er sei ein Degen wert,
 Der führt auf dem Schilde einen Leun, der schreckte mich.“
 „Er mag es wohl vollbringen: es ist mein Herr Dieterich!“

Nun tritt Hlsan vor die Pforte, wo ihn sein Bruder begrüßt:

„Benedicite, Bruder,“ sprach Meister Hildebrand.
 „Nun geleite dich der Teufel,“ sprach der Mönch zuhand,
 „Daß du das Jahr lang reitest und kommst nicht unter Dach!“

Als aber Hildebrand ihm erzählt, daß der Berner ihn mit nach Worms nehmen wolle, da sträubt er sich wohl anfangs ein Weilschen, dann aber erwacht die alte Abenteuerlust in dem Graubart — rasch wirft er seine Kutte in das Gras, und es zeigt sich nun sein altes Sturmgewand.

Da schaute der von Berne Mönch Hlsans Schwert:
 „Eines guten Pred'gerstabes seid Ihr dabei gewährt,
 Wem Ihr den Bann entschlaget mit Eurem Pred'gerstab,
 Ich geb' Euch meine Treue, es folgt ihm bis ins Grab.“

Mit des Abtes Erlaubnis steigt Hlsan zu Rosse, von den Flüchen der Brüderschaft begleitet, weil er sie immer bei den Ohren und Wärten umhergezogen hatte, wenn sie nicht tun wollten, was er ihnen gebot. — So fahren nun die Helden weiter gen Worms. Am Rhein finden sie den riesigen Fergen Ruprecht, der für die Überfahrt Fuß und Hand verlangt. Hlsan ruft ihm herüber, er sei mit elf geistlichen Brüdern da, ob sie der Ferge überfahren wolle. Der will's: als er aber den Mönch in Waffen findet, wird er ganz zornig.

„Dienet Ihr so gewaffnet unserem Herregott
 In Harnisch und in Ringen, das ist der größte Spott!
 Ihr habt mich betrogen bei dieser Überfahrt:
 Warum hast du gelogen, du alter Ziegenbart?“

Als er nach diesen Worten mit dem Ruder auf Hlsan losfuhr, gab der Mönch ihm einen so ungefügigen Stoß, daß er im Schiff sich streckte, so lang er war und groß. Nun führte er die Recken aus Amelungenland hinüber. Bald liegen sie vor Worms zu Feld, und im Rosengarten beginnen die Kämpfe. Unter diesen ist am launigsten und lebendigsten Hlsans Kampf mit Volker von Alzei erzählt. Hlsans Auftreten in Worms hat sogleich aller Aufmerksamkeit erregt, die Frauen lachen, wie er über dem Harnisch die Kutte trägt, dazu läßt er seiner Laune ganz den Zügel schießen — er wälzt sich vor Lust und Übermut in den Rosen, braucht seine Fäuste gegen jeden, der ihm in den Weg kommt, spottet über Kriemhild und Ghibich — endlich wird Volker der Fiedelmann herbeigerufen, um dem frechen Mönche den Bart zu zerzausen. „Wie die wilden Teufel, so griffen die zwei sich an.“

Volker dem Bruder einen Streich über zog,
 Daß der gute Pred'gerstab seiner Hand entzog.
 „Du zahlst mir den Geigenstreich, den du mir hast getan:
 Ich verschrote dir die Saiten,“ sprach der Mönch Hlsan.

Herr Volker sprach: „Ein Fiedler will ich noch immer sein,
Ich weiß wohl zu streichen mit dem Fiedelsbogen mein.
Was ich damit erreiche, muß auseinander gehn.“
Anliefen sich aufs neue die Degen auferseh'n.

Sin und her treiben sich die beiden mit blutigen Schlägen auf der Heide — endlich verfehlt der Mönch dem kühnen Fiedelspieler einen so fürchterlichen Hieb, daß die Königstochter dazwischen springt und die beiden Kämpfer trennt. Aber obgleich sie den übermütigen Mönch ausschilt, kann sie ihm den Rosenkranz und den Kuß doch nicht weigern.

Einer nach dem anderen sind sie überwunden, die Recken von Worms — endlich springt der zwölfte, Sigfrid von Niederland, auf den Plan und fordert mit trotzigem Worten seinen Gegner heraus. Dietrich von Bern will es lange nicht aufnehmen mit dem Drachentöter, dessen Haut hörnen ist. Der alte Hildebrand stachelt ihn aber an, zuerst mit Worten, endlich sogar mit einem derben Faustschlag. Dafür haut Dietrich ihm viele Schläge über mit dem flachen Schwert, wird dabei aber so heiß, daß er bald auch zum Streite mit Sigfrid rennt.

Da mehrten sie sich beide des heißen Kampfes Not,
Daß ihre lichten Helme vom Feuer wurden rot,
Es sprang aus beiden Seiten aus ihres Helmes Wand:
Wie der Schmied an der Esse, so schürten sie den Brand.

Das Ende ist Dietrichs Sieg: die Flamme fährt ihm vom Mund, daß Sigfrid vor Hitze trieft und endlich durch Harnisch und Horn geschlagen Kriemhilden in den Schoß fällt, die rasch einen Schleier über ihn wirft. Auch Dietrich empfängt Rosenkranz und Kuß.

Alle zwölf vom Rhein sind nun besiegt, aber der Mönch Hlsan hat jedem seiner 52 Brüder einen Kranz gelobt. So fordert er denn 52 Recken heraus, sie mußten auf den Plan, die allein bestand der kühne Mönch Hlsan. Ebensoviele Kränze muß ihm nun Kriemhild geben, aber auch ebensoviele Küsse — da rieb er ihr mit seinem rauhen Barte das zarte Antlitz wund, daß ihr rosenfarbenes Blut in die Rosen floß. König Gibich muß sein Land von Dietrich zu Lehen nehmen. Da versucht er den Garten, der die Rosen trug, und die Torheit Kriemhildens. Im fröhlichen Mut reiten die Sieger heimwärts nach Bern — Hlsan aber kehrt zum Entsetzen der Brüder, die seinen Tod erhofft, zurück in das Kloster. Er drückt ihnen die 52 Rosenkränze in die Platten, daß ihnen das Blut über Stirn und Ohren rinnt, dann zwingt er sie seine Sünden für ihn abzubüßen, und als sich einige des weigern, knüpft er ihre greisen Bärte zusammen und hängt sie reihenweise an eine Stange, bis sie ihm den Willen tun. — „Hiemit so hat ein Ende das Rosengartenlied.“

Wie das Leben und die Taten des großen Ostgotenkönigs, so kleidet die Sage auch Dietrichs Tod (historisch plötzlich eingetreten im Jahre 526) in ein mythisches Gewand verschiedenartiger Gestaltung; bald verschwindet er, und niemand weiß, wohin er gekommen, bald wird er von Geistern entführt. Doch in einem altdeutschen Gedichte ist sein Ende nicht behandelt worden.

Wie Egel, wie Karl der Große und Friedrich Rotbart — das ist das Gemeinsame dieser verschiedenen Sagen — wird Dietrich in unbekannte, geheimnisvolle Ferne entückt, von wo er einst wiederkommen soll. In der wilhen Jagd aber sieht ihn der Volksaberglaube noch oft durch die Lüfte sausen, wie Gottfried Kinkel es in seiner Ballade „Dietrich von Berne“ dichterisch frei schildert.

Dietrichs
Tod.

Gedichte des langobardischen Sagentreises.

Schon in der Vorbereitungszeit lernten wir ein diesem Sagentreise zugehöriges Epos, König Rother (S. 48 f.), kennen; es erübrigt, einen Blick auf drei andere zu werfen: König Ortnit, Hugdietrich und Wolsdietrich.

Die Sage von Ortnit (küenec Ortnides mervart unde töt) um 1226 von einem Dichter bayerischer oder österreichischer Herkunft in Verse gebracht, ist ein Volksgefang im sogenannten Hildebrandston, von dem noch weiterhin die Rede sein wird, doch mit Nibelungenstrophen untermischt. Die älteste erhaltene Ortnithandschrift, in Folio, dreispaltig auf Pergament um 1358 geschrieben, stammt aus Windhagen; sie befindet sich in der k. k. Hofbibliothek in Wien. (Beilage 18.) Simrock hat das Lied im „Kleinen Heldenbuch“ erneuert.

Ortnit.

Ortnit, der junge König in Lamparten (Lombarden) auf der Burg zu Garten (Garda) konnte lange keine kronwürdige Braut finden. Endlich hört er von der Tochter des Heidentönigs Machorel zu Muntabur in Syrien, der alle Weiber bisher enthauptet hatte. Ehe er die gefährvolle Fahrt antritt, reitet er in die Wildnis am Gartensee, wo er in dem Zwergkönige Alberich seinen Vater entdeckt. Aus dem Berge holt dieser nun für Ortnit eine leuchtende Rüstung samt dem herrlichen Schwerte Rose und verspricht ihm, stets in seiner Nähe zu bleiben, solange er einen wunderkräftigen Ring habe, den ihm die Mutter gegeben. Nun geht es auf das Meer und vor die Königsburg Muntabur auf des Gebirges Höhe. Alberich, überall unsichtbar gegenwärtig, hat den Sohn und sein Heer so weit sicher geführt. Mit seiner Hilfe gelingt es Ortnit auch, die Tochter des Heidentönigs zu gewinnen. Alberich führt sie heimlich zur Burg hinaus, wo Ortnit sie vor sich zu Rosse hebt und mit ihr davonreitet. Die Scharen Machorels verfolgen ihn, er treibt sie aber alle zu Paaren und erreicht ungefährdet sein Schiff. Auf dem Meere wird Ortnits Braut getauft und Sidrat geheißen. Nach der Heimkehr wird ihre Vermählung zu Garten gefeiert. Bei dem Feste erscheint Alberich, die Goldkrone auf dem Haupt, mit einem Edelstein, der wie die Sonne leuchtet, und singt, selber unsichtbar, zaubernde Weisen zu den Klängen seiner Harfe. — Ortnit und seine Gemahlin leben nun lange glücklich, da schickt ihr Vater einen wilden Jäger mit zwei jungen Drachen ins Gebirge oberhalb Trient, um Ortnit zu verderben. Groß geworden, verwüsten sie das Land bis vor die Burg von Garten. Ortnit wird von den Lindwürmen getötet.

Die Sagen von dem fränkischen Theoderich, in der Sage Hug- und Wolsdietrich genannt, sind durch gemeinsame Bearbeitungen auch äußerlich verbunden, wie sie innerlich ein Ganzes bilden. Sie stammen von Spielleuten des 13. Jahrhunderts, sind aber wiederholt umgestaltet worden. Simrock hat sie ins Neuhochdeutsche übertragen und in das „Kleine Heldenbuch“ aufgenommen.

Hug-
dietrich.

Hugdietrich, der Sohn des Anzias, ist König von Konstantinopel und wird nach seines Vaters Tode vom Herzog Berchtung erzogen. Zwölf Jahre alt berät er sich mit seinem Erzieher über die Wahl einer Frau. Nach sorgfamer Erforschung empfiehlt ihm derselbe die schöne Hilburg, die Tochter des Königs Walgund zu Salneck (Saloniki), berichtet aber zugleich, sie sei in einem hohen Turm eingeschlossen und solle niemals heiraten. Um sie mit List zu gewinnen, verkleidet sich Hugdietrich in Jungfrauentracht, geht mit langwallendem gelbem Haar zur Kirche, lernt sticken und bricht endlich mit großem Geleit nach Salneck

Erklärender Abdruck zum „Ortnit“.

Es wart ein puech¹ funden ze Suderz in der stat,
daz het geschrift² wunder², dar³ an³ lach⁴ manich plat⁵.
die haiden durch ir erge⁶ die heten daz begraben.
nu sul⁷ wir von dem pueche guet chuertzweile haben.

Swer⁸ in vreuden welle⁹ und in churzweile wesen¹⁰,
der lazz im von dem pueche singen unde lesen
von einem chunichreiche, daz hat Lamparten namen.
daz endarf¹¹ vor alle chronen sich des namen nicht enschamen¹².

1. Buch. 2. wunderbare Schrift. 3. darin. 4. lag. 5. Blatt. 6. Bosheit.
7. sollen. 8. jeder, der. 9. will. 10. sein. 11. darf, braucht. 12. schämen.

Ortuit. Es wart ein süch
sünden ze süderz in der
stat. Daz her geschri
z wart ein puech sünden.
ze süderz in der stat.
Daz her geschrift wunder
Daran lach manich plat.
Die haiden durch ir eyge.
Die heten daz begraben.
Au sol wir von dem pueche
Swet chvertzweile haben
Ower in vrenden welle.
Vnd in chvertzweile wesen.
Der laz in von dem pueche
Singen vnde lesen.
von emen chynichreiche.
Daz hat Lamparten namen.
Daz endarf vor alle chronen
Sich des namen nicht entschamen.

Anfang des „Ortnit“.

Aus der ältesten erhaltenen Ortnit-Handschrift (Blatt 71) in der
k. k. Hofbibliothek zu Wien.

auf, wo er sich für Hildegund, die vertriebene Schwester des Griechenkönigs ausgibt und von König Walgund freundlich aufgenommen wird. Hildegund erwirbt rasch die Gunst des Königspaars, sie wirkt kunstvolle Arbeiten mit Gold und Seide und lehrt es auch die Mägde der Königin. Für den König fertigt sie eine Haube (Mütze) aus feingespinnnem Gold — zum Lohn erbittet sie, Hildegund kennen zu lernen. Die Jungfrau kommt vom Turm herab, sieht der fremden Prinzessin gegenüber, der sie zierlich das Brot vorschneidet und den Becher reicht. Zuletzt erbittet die Königstochter sie sich zur Gespielin. So gelangt Hugdietrich mit ihr in den Turm, wo sie zusammen eingeschlossen werden. Zwölf Wochen spielt er seine Rolle, lehrt schön Hildegund Gold spinnen und sticken, dann vermag er sich nicht länger zurückzuhalten und gibt sich zu erkennen. Sie erwidert seine Liebe, und rasch vergeht ihnen ein Jahr. Da langt Verchtung an, um Hildegund nach der Verabredung unter dem Vorwande, daß der Bruder sie wieder zu Gnaden annehmen wolle, heimzuholen. Ungern entläßt der König die angebliche Gespielin seiner Tochter, und voller Trauer bleibt Hildegund zurück, die bald darauf einem Sohne das Leben gibt, der ein rotes Kreuzlein zwischen den Schultern mit auf die Welt bringt, an dem sie ihn später wiedererkennt; denn nur zu rasch soll er ihr entrißen werden. Eines Tages kommt Hildegunds Mutter zum Besuche, da läßt die erschrockene Wärterin das Kindlein in seidene Tücher gebunden in das Gebüsch des Burggrabens nieder; als die Mutter aber abends ihre Tochter verläßt, ist es nirgends zu finden. Ein Wolf, der oftmals dort Hühner und Fasanen sing, hatte es in den Wald getragen, seinen Jungen zur Speise. Doch da diese noch klein und blind waren, ließen sie das Kind unverletzt. Am nächsten Morgen geht König Walgund auf die Jagd: die Wölfe werden bis in ihre Höhle verfolgt und dort erlegt, — da findet man das Kindlein jämmerlich weinend. Der König schlägt sein Gewand um das hilflose Wesen, bringt es seiner Gemahlin und läßt es Wolfdietrich taufen, weil es bei den Wölfen gefunden worden. Bald bekommt es auch Hildegund zu sehen, die ihrer Mutter nun alles gesteht. Diese vergibt ihr, der Vater auch; es wird nach Hugdietrich geschickt, er kommt, küßt sein Kind und spricht zu ihm, indem er den mit lichtem Golde um und um beschlagenen Mantel fallen läßt:

„Wolfdietrich, mein liebes Kindelein,
Konstantinopel soll dein eigen vor andern Erben sein.“

Nach großen Festlichkeiten führt er sein Weib heim nach Konstantinopel, wo sie noch zwei Söhne bekommen. Frühzeitig stirbt Hugdietrich.

Wolfdietrich, dem sein Vater auf dem Sterbebette Konstantinopel aufs neue Wolfs-
dietrich. zugeteilt wurde von seinen jüngeren Brüdern aus seinem Erbe vertrieben, aber sein alter Freund, Verchtung von Meran, schwur mit seinen sechzehn Söhnen, ihm das Erbe wieder gewinnen zu helfen. Es kommt zu mehrtägigem wildem Kampfe, in dem sechs Söhne Verchtungs fallen und Wolfdietrich vollständig gefesselt wird. Von da an ist sein Leben ein Gewebe von Irrfahrten, Abenteuern, Zauberspuh, aber durch all diesen Wirrwarr geht ein leuchtender Faden hindurch: die unermüdliche Treue, mit welcher er seine durch Zauber von ihm getrennten Dienstmannen — Verchtung und seine zehn Söhne — aufsucht. Diese sind von seinen Brüdern je zwei zusammengeschmiedet und müssen auf der Burgmauer Wachdienst leisten; sehnüchlig schauen sie Tag für Tag nach ihrem Herrn aus, aber Jahre vergehen, ehe er kommt und sie befreit. Auf seinen Wanderungen kommt er auch nach Garten, wo er seines Freundes Ortnit Tod rächt, sich mit seiner Witwe Liebgart (nach einer Handschrift: Sidrat) vermählt und die Kaiserkrone empfängt. Nun steht ihm ein Heer zu Gebot, das er gen Konstantinopel führt, um seine Dienstmannen zu befreien, die er auf allen Irrzügen niemals vergessen. In der Nacht geht er selbstwölster als Pilger verkleidet an den Schloßgraben, wo er die Dienstmannen ihr zehnjähriges Leid klagen hört. Herbrand, einer von Verchtungs

Söhnen, erzählt, was ihm geträumt: ein Adler sei herbeigesflogen, die Könige zu verderben, und hätte die Gefangenen befreit. Da naht ihm der Pilger Wolfdietrich und bittet für sich und die anderen um Brot und Wein. Nun erzählt Herbrand von seines Vaters Tod: „Zu Pfingsten hielt der König zu Konstantinopel einen Hof, reich Gewand trugen alle Fürsten, nur sie, die Herzogskinder, trugen graue Kleider und rinderne Schuhe. Da rief ihr Vater: O weh, Wolfdietrich, lebstest du noch, du liebest uns nicht in solcher Armut! Danach sprach er nichts mehr, er starb vor Herzeleid.“ Auf diesen Bericht gibt Wolfdietrich sich zu erkennen; gerührten Herzens stimmt er ein in die Klage um seinen Meister. Da knien die Wächter nieder auf der Mauer und flehen zu Gott, wenn es wirklich ihr Herr sei, ihre Bande zu lösen zum Zeichen, daß sie ihm Treue gehalten die langen Jahre hindurch. Da zerspringen ihre Ringe; über die Mauer eilen sie in den Burggraben und begrüßen jubelnd ihren Herrn. Sie öffnen ihm die Tore, und er zieht ein in sein rechtmäßiges Erbe; seine Brüder unterliegen in einer großen Feldschlacht. Wolfdietrich führt sie gefangen nach Garten und begnadigt sie auf Fürbitte der Kaiserin. Verchtungs Söhne werden reich belohnt „mit Gaben allesamt“. — Nach langen Friedensjahren überläßt Wolfdietrich seinem Sohne die Herrschaft und geht in das Kloster Tuskal am Ende der Christenheit, um für seine Sünden Buße zu tun. Aber in einer Nacht möchte er sie vollbringen. Da richten ihm die Mönche im Gotteshause eine Totenbahre und lassen ihn allein im weiten Raum.

Da kamen nachts die Geister, die er im Leben schlug;
Mit denen mußst' er streiten, da hatt' er Leides genug.

Die alten Feinde kamen herbei in breiter Schar,
Ein jeder wollt' es rächen, der ihm erlegen war.
Er kam vor ihnen allen die Nacht in große Not;
Denn die da mit ihm fochten, die scheuten nicht mehr den Tod.

So trieb es Wolfdietrich eine winterlange Nacht,
Mit ungezählten Toten focht er in heißer Schlacht,
Vor Müde wie vor Hitze ward dem Helden weh,
Das Haar auf dem Haupte ward ihm so weiß wie der Schnee.

Morgens trugen ihn die Brüder für tot aus dem Münster; aber er kommt wieder zum Leben und weilt noch sechzehn Jahre im Kloster —

Und diente treu dem Herrn, sagt uns das Buch fürwahr.
Da trugen Engelhände zu Gott ihn sicherlich.

Der Sagentreis der Nordsee.

An das Meer mit seiner Unendlichkeit und Schönheit, mit seinem bunt belebten Treiben, mit seinen Gestaden und Eilanden, in Wogenbraus und Sturmesdrang führt uns der Sagentreis der Nordsee, dessen Schauplatz die ganze Küste der Nordsee umfaßt und uns bald nach Ditmarschen und Friesland, bald nach Irland, Seeland und der Normandie verseht. Ein einziges Wort vertritt diesen Kreis, unser zweites großes Nationalepos, das

Lied von Gudrun,

das zwischen 1210 und 1215 von einem österreichischen Volksfänger, also leider fern von seiner ursprünglichen Meeresheimat, verfaßt wurde, das uns

aber nur, von Spielteuten vielfach überarbeitet, in einer einzigen Handschrift aus dem 16. Jahrhundert erhalten ist, die wir Kaiser Maximilian I., „dem letzten Ritter“ (1493—1519), verdanken. (Beilage Nr. 19.)

Maximilians für die Schönheit und Herrlichkeit vergangener Zeiten warm empfänglicher Sinn drängte ihn, die Dichtungen des deutschen Mittelalters seinem Volke durch eine große umfassende Sammlung von Abschriften zu erhalten. Diese in einem Pergamentbände vereinigte Sammlung ist unter dem Namen der „Ambrascher Handschrift“ bekannt, weil sie früher auf dem kaiserlichen Schlosse Ambras in Tirol aufbewahrt wurde, von wo sie seitdem nach Wien gebracht worden ist. Unter den Gedichten, welche jene Sammlung enthält, befindet sich auch das Gudrunlied.

Ambrascher
Handschrift.

Die Gudrunsfage war wie die deutsche Heldensage ein auf uralten Überlieferungen beruhendes Gemeingut unserer die Nordsee umwohnenden Vorfahren. — In der nordischen Gestaltung erzählt uns die jüngere Edda des Isländers Snorri (vgl. S. 6) die Sage also:

Hedin (Hettel), König Gjarrandis (Gorants) Sohn, entführte eines Tages Hilde, die Tochter des Königs Högni (Hagen), in dessen Abwesenheit. Zurückgekehrt von der Versammlung der Könige entbot Högni sofort seine Mannen, schiffte sich mit ihnen ein und setzte dem Räuber nordwärts längs der Küste nach bis zu der Insel Gaey (einer der Orkneys). Da gewahrte er Hedin mit seinem Volke. Als Hilde ihren Vater erblickte, ging sie ihm entgegen und bot ihm in Hedin's Namen Frieden und zur Sühne ein kostbares Halsband an. Högni wies das Anerbieten mit harten Worten zurück; Hilde mußte unverrichteter Sache umkehren und ihrem Geliebten mitteilen, daß ihr Vater von keiner Sühne hören wolle. So stiegen denn die beiden Könige ans Land und ordneten ihre Heere. Noch einmal, ehe der Kampf anhub, rief da Hedin seinen Schwäher Högni an und bot ihm Frieden und viel Gold zur Buße. Es war vergeblich. Högni sprach: „Zu spät bieteest du Frieden! Schon habe ich Dainsleif, mein Schwert, das Zwerge schmiedeten, gezogen; einmal entblöht muß es Menschen töten; niemals fehlt es beim Hiebe und schlägt Wunden, die unheilbar sind.“ Und Hedin antwortete: „Wohl rühmst du dich des Schwertes, aber nicht des Sieges! Das Schwert nenne ich gut, das seinem Herrn getreu ist.“ Da begannen sie den Kampf, den Giadningawig (Kampf der Giadninge, d. i. Hefelinge), und schlugen sich einen ganzen Tag lang; mit einbrechender Nacht lehrten sie zu den Schiffen zurück. Doch während die Könige schliefen, ging Hilde auf die Walfstatt und erweckte durch Zaubermacht die Gefallenen, so daß sie mit erneuter Kraft weiterkämpfen konnten, als die Könige am Morgen auf dem Schlachtfeld wieder erschienen. So dauerte der Streit fort Tag für Tag, und alle Männer, die da fielen, und alle Waffen, die auf der Walfstatt lagen, wurden zu Stein. Aber wenn es tagte, standen stets alle Toten wieder auf und kämpften mit den wieder tauglich gewordenen Waffen. „So,“ heißt es in den Liedern, „werden die Giadninge fortfahren bis zu Ragnarökt, der Götterdämmerung.“

Sage von
Hilde.

Unsere „Gudrun“ besteht aus zwei selbständigen Hauptteilen; in dem älteren ist Hilde, die Königstochter von Island, in dem jüngeren ihre Tochter Gudrun der Mittelpunkt — beide werden entführt, verfolgt und veranlassen eine heiße Schlacht. Aber verblaßt ist die in dem alten mythologischen Kern der Sage uns entgegentretende Vorstellung des Kampfes zwischen Frühling und Winter, zwischen Licht und Nacht, der, in dem ewig sich erneuernden Streit der nachts erweckten Toten vorgebildet, sich alljährlich in der Natur wiederholt und erst mit dem Weltuntergange am jüngsten Tage ein Ende findet.

Hilde und
Gudrun.

Auch in anderen Sagen stammverwandter Völker, der Angelsachsen, der Dänen etc., finden sich Spuren der Gudrunsjage: überall ist der blutige Kampf um die geraubte Tochter der Mittelpunkt des Ganzen, und Anklänge an einzelne Momente können nach bis in die neueste Zeit in unseren Märcchen (Aschenbrödel, Nymphe des Brunnens, Altweibertage); aber alle Gestalten und Gestaltungen der Sage überstrahlt die Heldin unseres Gedichtes und ihr Sieg über langes bitteres Leid durch die Ausdauer und Treue des echt weiblichen Herzens. So bildet das Gudrunlied einen wohlthuenden Gegensatz zum Nibelungenliede, das seinen ernst düsteren Grundton: „Aus Freude Leid“ auch über den heitersten, sonnigsten Tonen erklingen läßt und an seiner Heldin zeigt, wie auch die edelste Frauentugend der Treue zur dämonischen Leidenschaft entarten kann. Und doch ist Gudruns Geschichte kein bloßes Liebesabenteuer. Um sie kämpfen zwei mächtige Geschlechter den Kampf der Vertilgung. Aber durch blutigen Streit werden sie zum Frieden und zur Ausöhnung geführt, wozu Gudruns Edelmut in jeder Weise beiträgt, während im Nibelungenlied ein großes edles Geschlecht zu Grunde geht durch den Rachebrang eines Weibes.

Zu dem Doppelreiß von Hilbe und Gudrun hat ein Spielmann eine Vorgeschichte hinzugebichtet, so daß das Ganze drei Generationen umfaßt. *) Die zur Anwendung gebrachte Strophe unterscheidet sich von der Nibelungenstrophe durch den klingenden (weiblichen) Reim der dritten und vierten Langzeile und dadurch, daß die zweite Hälfte der letzten Zeile meist fünf Hebungen hat.

Gudrunlied.

I. Hagen von Irland. (Abenteuer I—IV.) An die zweite Strophe des Nibelungenliedes anknüpfend hebt die erste „aventure“ an:

Et wuohs in Irlande ein richer künic hêr;
geheizn was er Sigebant, sin vater der hiez Gêr:
sin muoter diu hiez Uote und was ein küniginne.
durch ir hôhe tugende sô gezam dem richen wol ihr minne.

Es wuchs in Irlanden ein reicher König hehr,
Er war geheizen Sigebant, sein Vater, der hiez Ger;
Seine Mutter die hiez Ute, der Preis der Königinnen;
Ob ihrer hohen Tugend geziemte wohl dem Herrscher ihre Minne. (S.)

Sagen.

Dem Königspaar wird ein Sohn geboren namens Hagen, an dem Vater und Mutter ihre lichte Augenweide sahen. Als er sieben Jahre alt ist, wird ein großes Fest veranstaltet, zu dem von weit und breit die Helden herbeiziehen. Ritterspiele und Lustbarkeiten aller Art finden statt: laut lachen die Gäste über das Spiel eines Fahrenden. Darüber wurde des jungen Hagen vergessen, der allein im Garten sich belustigte. Plötzlich schattet es wie eine Wolke, der Wald bricht zusammen vor eines Greifen Kraft, der herbeigeslogen kam; der Riesenvogel schließt das schreiende Kind in seine Klauen, trägt es hoch in die Lüfte und fliegt mit ihm weithin zu seinen Jungen. Einer derselben packt das Kind und fliegt mit ihm von Baum zu Baum, aber seine Kraft verläßt ihn, das Kind entfällt ihm und birgt sich im Gesträuch. Unfern davon wohnten in einer Höhle drei Königstöchter, die der Greif früher geraubt hatte und denen es ebenfalls gelungen war, aus seinem Bereich zu flüchten. Sie gewahrten den hilflos daliegenden Knaben, nahmen ihn zu sich und stillten seinen Hunger mit Wurzeln und Kräutern. So wuchs er unter ihrer Obhut und Pflege zum Jüngling heran. Da scheitert eines Tages ein Schiff an den Felsklippen, und ein gewappneter Ritter wird als Leiche ans Gestade getrieben. Dadurch kommt Hagen zu Rüstung und Waffen, die er rasch gebrauchen lernt. Mit diesen vermag er sich zu wehren, als die Greifen ihn bald darauf übersallen;

*) Die Citate sind teils der Übersetzung von Simrock (S.), teils der von Vacmeister (B.), teils der gekürzten Bearbeitung von Böschhorn (L.) entnommen.

Erklärungstafel zur Gudrunhandschrift.

Ambraser Handschrift. <small>(Mit Auflösung der Abkürzungen.)</small>	Text von Karl Vartsch.	Übertragen ins Neuhochdeutsche von R. Einrock.
Ditz puech ist von Chauatron — — — — — — — — — — (Dies Buch ist von Gudrun.)		
1. Es wuochs in Eyerlanndt. ein reicher kunig her. — — — — — — — — — — gehayffen was Er Ger. sein Muoter die hiefs Vote. vnd was ein küniginne. durch Ir hehe tugende -so gezam dem reichen wol Ir mynne.	Es wuochs in Îrlande ein rîcher künîc hêr; geheizten was er Sigebant, sin vater der hiez Gêr. sin muoter diu hiez Uote und was ein küniginne. durch ir hôhe tugende sô gezam dem rîchen wol ir minne.	Ez wuchz in Irlanden ein reicher Kônîg hehr, er war geheizten Sigebant, sein Vater der hieß Ger; seine Mutter die hieß Ute, der Preis der Kônîginnen; ob ihrer hohen Tugend ob geziemte wohl dem Reichen ihre Minne.
2. Ger dem reichen künige das ist wol erkannt. dienten vil der Burge. Er hette SibenFürsten Lanndt. darynne het Er Recken. Viertausend oder [oder] mere. damit Er täglichen mochte erwerben baide guot vnd ere.	Gêre dem rîchen künîge, daz ist wol erkannt, dienden vil der bûrge; er het siben fürsten lant. dar inne het er recken vier tûsent oder mêre, dâ mite er tegelichen mohte erwerben beide guot und êre.	Gere dem reichen Kônîge, daz ist wohl bekannt, dienten viel der Burgen in sieben Fürsten Land: darinnen hatt' er Recken viertausend oder mehre, damit er alle Tage mocht' erwerben beides Gut und Ehre.
3. Dem Jungen Sigebande man gen hofe gepot. da Er solte lernnen ob Im des wurde not. mit dem Sper reiten. schirmen vnd schieffen. so Er zu den veinden kâme daz ers defter bas möchte ge- niesen.	Dem jungen Sigebande man gên hove gebôt, dâ er solde lernen, ob im des wurde nôt, mit dem sper riten, schirmen unde schiezen, so er zuo den vînden kâme, daz er's diu baz möchte ge- niezen.	Sigband den jungen man an den Hof entbot, wo er lernen sollte, daz wûrd' ihm kûnftig Not, mit dem Speere reiten, schirmen und schießen: kâm' er zu den Feinden, so wûrd' ihm Frommen einst daraûs entsproessen.
4. Er wuochs vntz an die stunde. daz Er waffen truog in heldes achte er kunde alles des genuog. des In solten preysen. mann vnd magen.	Er wuochs unz an die stunde, daz er wâfen truoc, in heldes ahte er kunde alles des genuoc, des in solden prisen man unde mâge.	Er war nun so erwachsen, daz er die Waffen trug recht in Helbenweise; da ûbt' er auch genug, was ihm Ehre mochte vor Mann und Freund erwerben.

Das Buch ist von Chaurun



Es wuchs in
Eveland
ein reicher
Künig her
gehaffen
was er Ger
em Arter
die hieß Be
und was er

Küniginne durch se hebet ugende
so geham dem reichen wolfrumne
Der dem reichen Künig das ist
wol erkant. dienten vil der Burge
Er hette Siben fürsten Landt. dar
inne het er Leuten Viertausent oder
oder mere. damit er täglich mocht
te erwerben baide gut vnd ere. Dem
Künigen Dyebande man geh hofse
got. da er solte lernen ob im des
wurde not. mit dem Sperreiten.
schirmen vnd schiessen. so er zuden
wendten kame daz er so desterbas mocht
te gemessen. **D**er wuchs ont andie
tunde. daz er waffentrey. in heldes
athte erkunde alleodes genug. des
in solten preysen man vnd mayn.

Anfang des Liedes von „Gudrun“.

er erlegt einen nach dem andern, alte und junge. Nun war Hagen Herr des Gestades und des Landes, das er hin und herjagend durchstreifte. Speise genug schaffte er täglich herbei; eines Tages erlegte er ein Gabilun, ein wunderbares Tier, dem er die Haut abgob und dessen Blut er trank, wodurch er übermenschliche Kraft gewann. Endlich taucht ein Schiff am Horizonte auf, Hagen ruft laut durch Sturm und Wellengetös daselbe an. Die Schiffer steuern dem Lande zu, — die Jungfrauen, in wildes Moos gekleidet, erscheinen ihnen als wilde Meerweiber. Der Schiffherr steigt aus und fragt die Jungfrauen und Hagen nach ihrer Herkunft. Es stellt sich heraus, daß Hagens Vater mit dem Schiffherrn Krieg geführt, und dieser will den Jüngling als Geißel behalten. Da pakt Hagen dreißig Schiffsleute, schleudert sie ins Meer und zwingt die anderen, nach Irland zu fahren. So gelangt er in seine Heimat. Ute erkennt ihn an einem goldenen Kreuz auf der Brust; mit Freudentränen empfangen ihn Vater und Mutter. Sieghant überläßt ihm die Krone, und die schönste der drei Jungfrauen, Hilde von Indien, wird seine Gemahlin. Seine Tapferkeit erwirbt ihm den Beinamen „vålat (Teufel) aller küneger“, und als seine Tochter, auch Hilde genannt, herangewachsen ist, macht er seinem Namen Ehre und läßt die Boten aller, die um ihre Hand werben, aufhängen — „er gönnte sie keinem, der über ihm nicht wäre.“

II. Hildens Entführung. (Abenteuer V—VIII.) Der Ruf von Hildens Schönheit ist auch ins Land der Hegelinge (Harlingerland?) an die deutsche Nordseeküste gedrungen, und König Hettel begehrt sie zur Frau. Fünf ihm verwandte Hettel. und lebenspflichtige Helden, Wate von Stürmen oder Sturmland (Stormarn in Holstein), Horant und Frute von Dänemark, Morung von Nissland und Frott von Orkland rüsten sich auf das gefährliche Unternehmen, ihrem Herrn die Braut zu gewinnen. Aus Cypressenholz wird für sie ein Schiff erbaut, die Masten und die Wände bis zum Bug mit Silber beschlagen, die Ruder mit lichtigem Golde bewunden, die Segel von Seide gemacht, die Anker aus Silber geschmiedet. Siebenhundert streitbare Männer werden im Schiffsraum verborgen: die Helden wollen sich für Kaufleute ausgeben, die vom König Hettel vertrieben seien. Dazu hatte Frute einen Kram von kostbaren Waren aller Art mitgenommen. In Irland angelangt überbringen sie Hagen reiche Geschenke und erbitten seinen Schutz und das Marktrecht. Sie werden willig aufgenommen, Frute schlägt seinen Kram auf und macht gute Geschäfte. Auf Hildens Wunsch läßt ihr Vater die Fremden an den Hof kommen. Ihre Gebärde, ihr prächtiger Anzug erregen Bewunderung. Gewaltig breit und lang ist Wates greiser Bart. Seine Locken sind mit Gold umwunden. Die Hegelinge werden auch in die Frauengemächer geführt, und die Frauen befragen den alten Wate scherzend, was ihn besser bedünne, zur Seite schöner Frauen zu sitzen oder im harten Kampf sich herumzuhauen? Der Streit, antwortet er, zieme sich besser für ihn. Bald darauf hat er Gelegenheit, dem König zu zeigen, was er im Kampfe leisten kann, obwohl er sich stellt, als wisse er wenig davon. Horant von Dänemark ist ein saugeskundiger Mann. Der König und sein ganzer Hof sind über seine süßen Weisen entzückt; denn er sang

Mit herrlicher Stimme, so daß es wohl gefiel
Allen, die es hörten: stumm ward der Vöglein Spiel.

Als er der Lieder dreie gar zu Ende sang,
Da ward den kühnen Helden die Stunde nimmer lang.
Sie hätten's nicht geachtet gleich einer Spanne Zeit,
Wären sie dabei geritten auch tausend Meilen weit.

Die Tiere in dem Walde ließen die Weide stehn,
Die Schlangen die da pflügten durch das Gras zu gehn,
Die Fische, die da kamen durch kühlte Flut geschwommen,
Vergaßen ihre Sitte. Heut sollt' die Kunst ihm frommen. (L.)

Horants
Gesang.

Dem die Königstochter kann den Sänger nicht genug hören, sie bescheidet ihn heimlich in ihre Kemenate, er singt ihr die schönste seiner Weisen, ein Lied der Meerfrauen, und meldet ihr dann die Werbung seines Herrn. Hilde zeigt sich willig, dieselbe anzunehmen, wenn Horant ihr abends und morgens singen wolle. Der Bote erwidert, am Hofe seines Herrn seien fortwährend zwölf Sänger, deren Lieder noch weit besser klängen als seine eigenen, am schönsten aber sange König Hettel selbst. Sie verabreden darauf, daß an einem der nächsten Tage Hilde auf das Schiff eingeladen werden solle, um es zu besehen. Am vierten Tage danach verabschieden sich die Gäste von König Hagen unter dem Vorwande, daß ihr Herr nach ihnen gefandt und Sühne geboten habe. Sie bitten Hagen mit seiner Tochter, ihrem Schiffe noch einen Besuch zu schenken. Am nächsten Morgen kommt Hagen mit Frau und Tochter an den Strand. Während der König dort verweilt, um die Buben zu beschauen, ging seine Tochter mit ihren Jungfrauen auf das Schiff; kaum hatte sie es betreten, da werden die Anker gelichtet, die Segel entfaltet, und die im unteren Raume versteckten Gewappneten springen auf das Verdeck. Hagen voller Wut wirft vergebens seinen Speer nach ihnen, und als er zu Schiffe sie verfolgen will, findet sich's, daß alle Riele durchlöchert sind. Unterdes segeln die Hegalinge mit ihrer schönen Beute freudig heimwärts — in Wales, der westlichen Grenze von Hettels Reich, landen sie — Hettel empfängt sie am Gestad. Unter lichten Blumen in seidnen Gezelten sitzen die Helben um Hagens Tochter. Aber als der Abend nieder sinkt, sehen sie Segel auf dem Meere herannahen — es ist Hildens Vater, König Hagen, der andere Schiffe ausgerüstet hat und den Rubern nachgefahren ist. Eine blutige Schlacht wird am Waliser Strand geschlagen. Heller Feuerglanz spruhete aus harten Helmen den holden Frauen zur Ehre; wie Schneegestobber flogen die Speere; Hettel wird von Hagen verwundet, Hagen von Wate. Auf Hildes Für sprache scheidet Hettel die beiden, und der wilde Hagen versöhnt sich mit der Tochter und dem Sidam, ja geleitet sie in Hettels Königsburg, wo das Paar festlich vermählt wird.

Gudrun.

III. 1. Gudrun's Entführung. (Abenteuer IX—XIX.) Hettel und Hilde haben zwei Kinder, einen Sohn Ortwin, eine Tochter Gudrun, die bald ihre Mutter noch an Schönheit übertrifft. Mächtige Fürsten werben um die Hand der Hegalintochter. Der König Sigfrid von Morland (Land des Moors; nach anderen Maurenland) sucht durch ritterliche Tapferkeit ihr zu gefallen, aber Hettel versagt ihm ihre Hand, und er zieht mit Raub und Brand drohend fort. Darauf sendet Hartmut, der Sohn des Königs von Normannenland, sechzig Boten nach ihr, die mit einer abschlägigen Antwort zurückkehren. Das aber steigert nur Hartmuts Verlangen nach der schönen Jungfrau, und er beschließt, verkleidet und unerkannt an Hettels Hof zu gehen. Inzwischen ist ein dritter Freierrsmann im Hegalungenland erschienen: Herwig von Seeland (friesische Seelande); auch er wird von Hettel verschmat und abgewiesen. Kaum hatte er zornig das Land verlassen, da kam Hartmut, wie er sich's vorgenommen, wirklich unerkannt an Hettels Hof. Der Königstochter ließ er heimlich sagen, wer er sei; sie aber, die mit dem schönen Jüngling Mitleid fühlte, riet ihm, ihres Vaters Zorn zu fliehen und wegzueilen — es würde um sein Leben geschehen sein, wenn Hettel ihn erkennen sollte. Hartmut folgte dem Rat und zog heim, aber nur um sich zum Kriege zu rüsten; denn nun er die schöne Gudrun selbst gesehen, wollte er sie um jeden Preis erwerben. Inzwischen hatte Herwig seine Mannen gesammelt und war mit dreitausend vor Hettels Burg erschienen.

Es schlug aus manchem Helme den flammenheien Wind der Seelandskonig Herwig. Es sah des Wirtes Kind, die schöne Gudrun, nimmer so herrliche Augenweide, es deutete sie so wacker der Held, das war ihr beides, lieb und leide. (B.)

Herwig und Hettel geraten im kühnen Heldenmut aneinander: „da flammte heile Blut aus ihrem Schildgespänge, da gab es rote Wunden“ — endlich tritt Gudrun selbst dazwischen, es wird Frieden gestiftet und die Königstochter dem Helden verlobt — nach Ablauf eines Jahres soll er sie heimführen. — Als Sigfrid von Morland davon Kunde erhält, unternimmt er eine Heeresfahrt gegen Herwig. Der Seelandskönig gerät in große Not und sendet Gudrun die schlimme Kunde; auf ihre Bitte zieht Hettel dem künftigen Eidam zu Hilfe.

Während so das Hegelingenland seiner streitbaren Männer ganz bar ist, rüsten Ludwig und Hartmut von der Normandie, welche durch Späher davon Kunde erhalten, ein gewaltiges Heer und segeln in das ferne Land; bald sehen sie hell die Burg der Hegelinge ragen. Durch Boten läßt nun Hartmut nochmals der edlen Königstochter seine Minne antragen mit der Drohung, sie mit Gewalt fortzuführen, wenn sie ihm nicht freiwillig folge. Und als Gudrun es für unmöglich erklärt, dem Normannenfürsten anzugehören, weil sie Herwig verlobt sei, brechen Ludwig und Hartmut mit ihrem Heldenheer in die Burg und führen Gudrun mit ihrem Jungfernde, 62 Jungfrauen, unter ihnen Hildburg, hinweg. Weinend schaut ihnen die hilflose Mutter, Königin Hilde, nach; dann aber entsendet sie Boten mit der Unglücksnäre an Hettel und Herwig. Diese bieten Sigfrid einen ehrenvollen Frieden, und mit ihm vereint machen sie sich zur Verfolgung der Räuber auf. Auf dem Wülpsenand (Wulpenwert), einer Insel an der Scheldemündung, rasteten die Normannen mit ihrer Beute, als die Rächer, die Hegelinge, herangefegelt kamen. Hier wurde nun die in des Pfaffen Lamprecht Alexanderliede (S. 45) schon in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts erwähnte und in anderen alten Eiedern durch ganz Deutschland besungene fürchterliche Schlacht geschlagen, die vom frühen Morgen bis zur einbrechenden Nacht ununterbrochen währte —

Normannen-
kriegszug.

man sah die Meeresflut

von all den Heldenleichen gefärbt in heißem Blut,
rot sah man allenthalben am Strande hin die Wogen. (B.)

Tiefer und tiefer sinkt der Abend, und mit ihm sinken immer mehr Hegelinge.

Hettel und Ludwig trugen hoch in der Hand
ihre scharfen Waffen; jedweder fand
nun erst am andern Kunde, wie stark und kühn er wäre;
Ludwig schlug da Hettel; das war viel Herzen eine leide Näre.

Als Wate der Grimme vernahm des Königs Tod,
da hub er an zu limmen (toben) wie ein Eber; Abendrot
sah man von Helmen scheinen bei seinen schnellen Schlägen:
so taten auch die Seinen; in großem Zorne sah man all die Degen. (S.)

Auch Ortwin und Gorant wollen den gefallenen Fürsten rächen, aber in der Dunkelheit schlagen sie ihre eigenen Mannen zu Boden. So kommt der Kampf zum Stehen, und unter dem Schutze der Nacht gelingt es den Normannen, ihre Schiffe zu erreichen und mit ihrer Beute zu entfliehen. Als der Tag heraufdämmerte, waren sie weit im Meer, und die Hegelinge mußten sich überzeugen, daß es unmöglich sei, sie einzuholen. Still und schweigend lehrte Wate heim in die verlassene Burg, in die er sonst so oft mit lautem Freundschaft gezogen, und überbringt der entsetzten Hilde die Trauerbotschaft:

Sieg der
Normannen.

„Was soll ich verschweigen euch die Not?

Nicht will ich euch betrügen, sie liegen alle tot!“ (B.)

Die Rache muß verschoben werden, fügt er hinzu —

„— bis sie alle, welche jetzt Kinder vor uns stehn,
zum Schwerte reif gewachsen; wohl mancher edle Waise
gedenkt dann seines Hauses und wird ein Helfer auf der neuen Reise.“

Und Hilde sprach: „Gott laß es uns erleben!

Mir armen Frauen währet die Zeit zu lang dahin.“ (S.)

Im Nor-
mannen-
land.

III. 2. Gudrun's Gefangenschaft. (Abenteuer XX—XXVII.) Die Schiffe der Räuber nahen dem Gestade des Normannenlandes. Freudig begrüßt König Ludwig die auftauchenden Thürme seiner Hofburg, und freundlich macht er die weinende Gudrun darauf aufmerksam: es solle das alles ihr gehören, wenn sie sich mit Hartmut vermähle. Aber das stillt nicht ihren Kummer.

Es sprach die Hildentochter: „Ihr plagt mich ohne Not.

eh' ich Herrn Hartmut nehme, viel lieber wär' ich tot;

nicht solchen Hauses ist er, daß ich ihn möchte minnen,

den Leib will ich verlieren viel lieber als mir solchen Freund gewinnen.“ (B.)

Über diese Worte gerät der wilde Normannenhäuptling außer sich vor Wut, er packt die Jungfrau bei den Haaren und wirft sie in die schäumenden Wagen. Hartmut springt der Sinkenden nach, ergreift ihre blonden Zöpfe und zieht sie daran zur Höhe, dann legt er sie mit zärtlicher Sorge in eine Barke. So fahren sie zu Lande. — Boten benachrichtigen die Königin Gerlind und ihre Tochter Drtrun von der Ankunft der Helben und der Maid von Heggelingen; Mutter und Tochter eilen mit ihrem Jüngelind den Kommenden entgegen. Gudrun erwidert den Kuß Drtruns, weist aber Hartmuts Mutter, die sie auch küssen will, mit strengen Worten zurück. Weiß sie doch, daß von der alten Königin alles bisherige Unheil stammt! Und sie ahnt, daß ihr noch Schlimmeres bevorstehe. Sie täuscht sich nicht, denn als Gudrun an Herwig festhält und sich beharrlich von dem abwendet, dessen Vater den ihrigen erschlagen, verspricht Gerlind dem erfolglosen Liebhaber, der Jungfrau Hoffart zu brechen, während er auf neue Heerfahrten ausziehe. Der junge König willigt ein, empfiehlt aber vor seiner Abfahrt noch der Mutter, „die arme Heimatlose doch ja in aller Güte zu lehren“. Gerlind versucht es auch zuerst in Güte, da aber Gudrun fest bleibt, ruft sie ihr wild zu: „Und willst du nicht die Freude, so werde dir das Leid!“

Gerlind.

Gudrun
mißhandelt.

Die grausame Frau macht das Wort zur vollen Wahrheit. Alle ihre Gefährtinnen, die hochgeborenen Jungfrauen, werden von Gudrun getrennt und müssen Garn winden und spinnen — sie selbst, die Königs-tochter, muß schmachtvolle Magddienste tun, den Ofen heizen, mit ihren Haaren den Staub abkehren und die Zimmer reinigen. Ihr Lager ist eine harte Bank; ihre Nahrung Roggenbrot und Wasser, ja sie wird von Gerlind geschlagen. Vergeblich ist Hartmuts bald freundlich überredende, bald hart drohende Zusprache gegen Gudrun, vergeblich Drtruns Schwesterlich liebevolle Bemühung bei der ihr liebgewordenen Fremden. Hartmut, der zuerst der Mutter wegen ihrer grausamen Behandlung Gudrun's gezürnt und ihr wiederholt den Weg zur Güte empfohlen hat, verliert nun auch die Geduld und überläßt die Unglückliche gänzlich ihrer Quälerin, die zornig ausruft:

„So will ich, daß die Dirne mir diene fort und fort;

meint sie so fest zu bleiben in ihrem Widerstreben,

so muß sie eben fronen, und keine Ruhe soll es für sie geben.“ (B.)

Fortan muß Gudrun der Königin Gewänder an den Strand tragen und bei Wind und Wetter, in Schnee und Kälte dort waschen. Die edle Fürstentochter Hildeburg erlangt es durch ihr Bitten, daß sie an der schweren Arbeit teilnehmen darf. Sechshebhalb Jahre müssen sie so für Gerlind und den ganzen Hofhalt waschen. Aber fest und unerschüttert bleibt Gudrun's treues Herz.

Hilbes
Heerfahrt.

Dreizehn Jahre sind seit Gudrun's Entführung verlossen, aus Knaben sind Männer geworden im Heggelingenlande, da beginnt Frau Hilde ein Heer zu rüsten wider die Normannen. Eine starke Flotte wird auf ihren Befehl gebaut,

Freunde und Mannen werden zum Nachzug aufgeboten, auch König Herwig eingeladen, daran teilzunehmen. Alle kommen sie herbei: Horant, Frute, Wate, Herwig, auch Ortwin, Gudrun's Bruder.

Man sah von allen Enden einreiten in das Land die Helden all, zu denen die Königin gesandt; es mahnte sie die Ehre zum Dienste der Frau Hilden, wohl sechzigtausend zogen herein zur Königsburg mit Speer und Schilden. (B.)

Unter Horant's, des Helden von Dänenland, Führung segeln sie ab und erreichen nach stürmischer Fahrt die Küste der Normandie. Unbemerkt landen sie bei einem Berge, vor dem ein Wald sich ausdehnt.

Die Lanter schoffen nieder tief zu des Meeres Grunde.

Sie lagen in der Wildnis, in Sicherheit vor jedes Spähers Kunde. (B.)

Roße und Waffen werden ans Land geschafft. Ortwin und Herwig erbieten sich, als Kundschafter voranzugehen und nach Gudrun zu forschen. X

Eines Tages stehen die beiden Königstöchter am Meeresstrand und waschen, wie gewöhnlich, da sehen sie einen schönen Vogel daherschwimmen. Es ist ein göttlicher Bote, der ihnen mit menschlicher Stimme eine gute Botschaft bringt. Vogelbotschaft.

Da sprach der schöne Vogel zu Gudrun: „Sei bereit, dir naht ein hohes Glück, du heimatlose Maid; und willst du mich befragen nach deiner Freunde Lande, ich bring' von ihnen Kunde, Gott schickt mich dir zum Trost zu diesem Strande. (B.)

Und nun gibt er auf alle ihre sehnlichen Fragen Antwort, erzählt von ihrer Mutter Hilde und dem Kriegsheer, das sie gerüstet und ausgesendet, von Ortwin und Herwig und von allen anderen Hingelungen, die zu ihrer Befreiung herbeigekommen sind. Danach verschwindet der wunderfame Vogel und läßt die Frauen in nachdenklicher, doch hoffnungsvoller Stimmung zurück. Über den durch die Botschaft veranlaßten Gesprächen wuschen sie aber träger als sonst und mußten harte Schelte darum von Gerlinden bei ihrer Rückkehr erleiden. Am nächsten Morgen, als sie wieder zur Arbeit hinaus müssen, ist Schnee gefallen. Umsonst bitten sie die hartherzige Königin, ihnen Schuhe zu geben; barfuß müssen sie durch den Schnee zum Strande waten.

Da mochten sie wohl schicken vor sich auf die Flut viel sehnliche Blicke, von wo die Boten gut ihnen nahen sollten, die sie aufzusuchen Hilde die reiche gesendet nach dem edeln Jünglinge. (S.)

Da gewahrten sie zwei Männer in einer Barke heranzufahren. Ihrer Schmach sich schämend entschlichen sie. Aber die beiden, Herwig und Ortwin, springen aus der Barke und rufen sie zurück. Vor Frost beben die schönen Wäscherinnen in ihren nassen Hemden — ihre Haare fliegen im kalten Märzwinde — dennoch weisen sie die wärmenden Mäntel, welche die Männer ihnen hielten, zurück. Ortwin fragt nun nach dem Fürsten des Landes, der sie so elend dienen lasse; Gudrun gibt die gewünschte Auskunft. Herwig mischt sich nicht in das Gespräch — Habe Rettung.

Der stolze Herwig blickte Gudrunen oftmals an, sie schien so schön, so herrlich dem königlichen Mann, daß mancher tiefe Seufzer den Busen ihm erregte; der Held verglich sie einer, die er im treuen Angedenken hegte. (B.)

Da fragte Ortwin weiter nach den Frauen und insbesondere nach Gudrun, die einst vor Jahren in das Land gekommen. Die sei im Jammer gestorben, antwortet die Gefragte. Tränen brechen aus der Männer Augen, — als aber Herwig den

Verlobungsring zur Begründung seines Schmerzes zeigt, da sagt die Königstochter lächelnd:

„Wohl kenn' ich dieses Klinglein, vorzeiten war es mein;
nun schauet einmal diesen, den mein Geliebter sandte,
als ich verlassne Waife noch Freude sah in meines Vaters Lande!“ (B.)

Da schließt Herwig die herrliche Königsmäid in die Arme und will sie sofort mit sich hinwegführen, aber Gudrun's Bruder erklärt sich entschieden dagegen; er wollte sie nicht dem Feinde wegstehlen. So scheiden sie denn, aber Herwig verspricht der Geliebten:

„Oh morgen scheint die Sonne, steh' ich vor diesen Thoren,
vertraue meinem Worte, mit sechzigtausend Helden auferkoren.“ (B.)

Damit stoßen die Helden in die See, und — so lang sie können, folgen der Mädchen Augen ihnen durch die Wogen.

Rubel
Gudrun's

So betrübt auch Gudrun über das Scheiden war, sie jauchzte doch mutig auf in dem Gedanken an die bald nahende Befreiung. Freudig und zürnend zugleich warf sie die Leinwand in die Flut; dazu sei sie zu hehr, erklärt sie der ängstlich warnenden Genossin, daß sie für Gerlind je mehr wasche, seit zwei Könige sie geküßt und sie in ihren Armen gehalten. Spät abends langten sie vor der Königsburg an, wo die wilde Gerlind sie mit harten Worten begrüßt und Gudrun nach den Gewändern fragt. Als die „Wölfin“ hört, daß die Königstochter sie ins Meer geworfen, befiehlt sie Dornruten zu binden und die Frevlerin damit zu züchtigen. Um dieser Schmach zu entgehen,

Da sprach die Schlaugewandte: „Eins, Frau, sei euch gesagt,
wenn ihr mich heut'ges Tages mit dieser Rute schlagt,
und je mit einer Krone mich Menschenaugen schauen
zur Seite eines Königs, dann lohn' ich euch, ihr dürft auf mich trauen.“

„Erlaßt mir diese Strafe, ihr tut es sicher gern;
den ich bis jezt verworfen, jezt wähl' ich ihn zum Herrn;
als Königin will ich wohnen in den normannischen Luen,
komm' ich zur Macht, dann tu' ich etwas, nicht sollt ihr euren Augen trauen.“ (B.)

Sofort meldet es die Königin ihrem Sohne, der freudig herbeieilt; aber als er Gudrun umarmen will, wehrt sie es ab —

— „Nicht doch, Hartmut, laßet das noch sein!
sähen es die Leute, Unehre brächt's euch ein;
ich bin ein' arme Wäscherin: wie sollt' es der gebühren,
wollt' ein reicher König sie umarmen oder nur berühren?“ (S.)

Da läßt er Gudrun und ihre Jungfrauen herrlich kleiden und bewirten, und als die Hagegintochter nun alle beieinander sitzen und die Frauen weinen, da — seit vierzehn Jahren zum erstenmal — lacht hell das Hildekind. Als das der alten Königin berichtet wird, ahnt ihr Unheil, und sie warnt ihren Sohn, aber er schlägt es in den Wind und meint, dem armen Kinde sei das Lachen wohl zu gönnen. Die Jungfrauen gehen zur Ruhe, zum erstenmal wieder auf bequemem Lager, und wie jubeln sie, als Gudrun ihnen erzählt, daß die Hilfe und Rettung nahe sei, und als sie „Burgen und Huben“ derjenigen ihrer Dienerinnen verheißt, die ihr den Morgen zuerst verkünden würde, der den Tag der Freiheit und Rache heraufführen solle.

Inzwischen waren Herwig und Ortwin zu ihren Genossen zurückgekehrt und hatten den Erfolg ihrer Fahrt berichtet. Als sie erzählten, in welchem Zustande sie Gudrun und Hildeburg gefunden, da huben die Helden an zu weinen, aber Wate schalt sie drob und riet ihnen, lieber jezt ohne Zögern aufzubrechen, um die

„weißen Kleider rot zu waschen, die ihre weißen Hände gewaschen an dem Meer.“
Er ruft:

„Die Lüfte sind so heiter, es scheint so reich und voll
der Mond vom Himmel nieder, mir ist im Herzen wohl;
nun brechet auf vom Strande, ihr lieben Herren! Als Gäste
Rehn wir noch, eh' es taget, zusammen morgen vor Herrn Ludwigs Feste.“ (B.)

Bei hellem Mondschein segeln sie fort, und als der Morgenstern aufgeht, sieht ^{Ausbruch zum Kampf.}
eine von Gudrun's Jungfrauen, die am Fenster steht, das Gesicht leuchten von
Waffen und das Meer voll Segel; raschen Schrittes eilt sie zu Gudrun's Lagerstatt
und weckt die Schlummernde. Gleichzeitig hört man von den Zinnen des Königs
Wächter rufen:

„Wohl auf, ihr stolzen Recken, wohl auf, Herr, zu den Waffen!
Ihr kühnen Normannen, allzulang, mich dünkt, habt ihr geschlafen.“ (S.)

III. 3. Gudrun's Befreiung. (Abenteuer XXVIII—XXXII.)

Dem Streite ging's entgegen; der Held von Stürmeland
begann ein Horn zu blasen, weit über den Ufersand
erklang es allgewaltig, wohl über dreißig Meilen,
zu Königin Hildens Banner sah man die stolzen Hegalinge eilen. (B.)

Und zum zweiten- und drittenmale blies der alte Wate, daß die Ecksteine fast
aus ihren Fugen sprangen, dann hieß er den Degen Horant der Königin Hilde
Banner hochauf schwingen.

Es graute sie vor Wate, man hörte keinen Laut,
da tönte Rosswehern; des Königs Herwig's Braut
stand oben in der Finne, in stolzer Reihe zogen
die kühnen Normannhelden und König Hartmut aus des Lozes Bogen. (B.)

Der Kampf beginnt vor der Burg; bald strömt zur Erde das Blut in roten ^{Vor der Burg.}
Bächen nieder. Mannhaft sinken die Helden; der alte König Ludwig wird von
Herwig erschlagen. Die böse Gerlind will dafür Gudrun töten lassen, aber
Hartmut eilt dazwischen und scheucht den Mörder edelmütig zurück. Bald darauf
gerät er in Kampf mit Wate und ist dem Falle nahe, da läßt Gudrun, durch
Ortruns Bitten erweicht, bei dem Alten durch Herwig Fürbitte einlegen. Er weist
es schroff zurück. Und als Herwig, Gudrun zu Liebe, kühn zwischen die Kämpfen-
den springt, schlägt ihm Wate einen so meisterhaften Schlag, daß er zu Boden
stürzt; seine Helden helfen ihm von dannen und reißen auch Hartmut weg aus
Wates Gewalt. So ist Hartmut in die Gefangenschaft seiner Feinde geraten und
mit ihm achtzig seiner Ritter; die anderen kamen alle um.

In ergrimmtem Sturme nahm nun Herr Wate die Burg, alles vor sich her ^{Einnahme der Burg.}
niederhauend und selbst die Kinder in der Wiege nicht verschonend. Die Königin
Gerlind, die sich zu Gudrun flüchtet; wird ihm durch eine Dienerin verraten;
da pakt er sie wild und ruft ihr zu in grimmem Zorne:

„Frau Königin Gerlind,
jetzt laßt ihr nimmer waschen von meiner Landesfürstin holdem Kinde!“ (B.)

Und damit schlug er ihr das Haupt ab. Dasselbe tat er auch der jungen
Herzogin Hergart von Gudrun's Gefolge, die Hartmut's Schenken um hohe Minne
genommen und viel Hoffart getrieben. Ortrun, aber und das andere Hofgesinde
ließ er, auf Gudrun's Fürbitte, leben.

Nun schwieg auf dem Gefilde des grimmen Kampfes Schall.
Da schritt der König Herwig in Ludwigs hohen Saal
Mit seinen Kampfgesellen: er war von Blute rot.
Wie trauten Gruß Frau Gudrun dem Heißgeliebten bot! (L.)

Es werden darauf die Toten aus den Kammern und Sälen der Burg herausgeschafft, von den Wänden das rote Schlachtenblut gewaschen, damit Gudrun darin wohnen könne, während die Helden hinausziehen, „das Erbe Hartmuts zu beschauen“. Nun wird das Land ringsum verheert, die Burgen gebrochen. Nach solcher Vergeltung schiffen die Hegelingen sich wieder ein mit Gudrun und großer Beute; unter den Gefangenen Hartmut, der wackere Königssohn.

Heimkehr
der Hege-
linge.

Im Jubel fuhr nun das Hegelingenheer der Heimat zu; leicht schwebten ihre Schiffe bei günstigem Winde über das Wasser, und bald lag das von allen ersehnte Gestade vor ihren Augen. Königin Hilde, durch Wates Boten vorher benachrichtigt, empfing die Heimkehrenden am Strande, aber unter der Schar der Frauen erkannte sie Gudrun nicht, bis einer der Helden sie ihr zuführte und sie einander küßten — wie schnell da Leid und Trauer ihnen schwanden! Auf Gudruns Bitte gewährte sie auch Ortrun ihre Huld, die der Tochter in dem jahrelangen Elend eine treue Freundin gewesen war. Auch Hartmut und die Seinen wurden auf ihr Wort, nicht zu entfliehen, von den Fesseln befreit. Große Festlichkeiten wurden gerüstet zur Hochzeit Herwigs und der lieblichen Gudrun. Zur Ausöhnung des Hasses zwischen den feindlichen Stämmen wurde Sodann Ortrun von Normannenland dem tapferen Ortwin vermählt, und Gudrun, die dazu selbst die Anregung gegeben, veranlaßte auch noch zwei andere Bündnisse: Hartmuts mit ihrer langjährigen Leidensgenossin Hildburg und Sigfrids von Morland mit Herwigs Schwester.

Gudruns
Hochzeit.

Vier bräutliche Paare werden vereint, — Leid und Trauer wandeln sich in Freude, der Völker Streit und Hader in Frieden und brüderliches Bündnis zu Schutz und Trutz.

Über-
setzungen der
Gudrun.

Das Gudrunlied, das v. d. Hagen „die wunderbare Nebenbuhlerin der Nibelungen“ nannte, wurde gerade 300 Jahre nach Maximilians Tode wieder ans Licht gezogen, aufmerksam untersucht und gelesen. Seitdem ist es wiederholt herausgegeben und in unser heutiges Deutsch übertragen, letzteres namentlich von Simrock, Ludwig Freytag, Wilhelm von Plönies, Bacmeister, G. L. Klee, Legerloj zc. im Versmaß des Originals; von San Marte (Schulz) und von Emil Engelmann in einer den Originalcharakter etwas verwischenden, aber seine Schönheit der Neuzeit wirksam erschließenden, freien Umdichtung. H. Löschhorn hat in den Denkmälern der älteren deutschen Literatur den echten Kern gut herausgeschält und von den 1705 Strophen 750 übertragen und zu einem lesbaren Ganzen vereinigt. In seiner „Izduna“ hat Heinrich Keck die Sage durch eine treffliche Wiedererzählung in Prosa dem modernen Verständnis nahe gebracht. Als Schauspiel ist es von Viktor v. Strauß, Julius Grosse u. a. bearbeitet worden. Im ganzen ist es unverdientermaßen viel weniger bekannt als das Nibelungenlied, dem es, wie Jakob Grimm urteilt, „an innerem Gehalt nahe steht“ und das „es in der Anlage des Ganzen und regelmäßig fortschreitender Entwicklung übertrifft.“ Der Grund liegt darin, daß seine Schönheit durch die zum Teil recht törichte Überarbeitung der Spielleute arg entstellt ist.

Neuerdings hat Gotthold Klee die deutschen Heldensagen, aus den besten alten Quellen geschöpft, in geschmackvoller Prosa wiedererzählt: eine verdienstvolle Arbeit, die in hohem Grade geeignet ist, den reichen Schatz des alten epischen Volksgesanges unserer Jugend zu eröffnen.

Kunstdichtung.

A. Epische Poesie.

Während die national gesinnten Kreise und das einfachere Volk sich an diesen Spielmannsdichtungen erfreuten, herrschte an den meisten Höfen der Fürsten und des Adels zugleich mit dem französischen Geschmack und ritterlichen Sitten das Kunstepos. Mit vornehmer Geringschätzung blickten die meisten höfischen Dichter auf die heimatliche Sage herab und schöpften aus französischen Quellen. Anhäufung von seltsamen und fremdartigen Abenteuern herrscht in ihren Werken vor: „fremdiu mære und fremde namen hät diu aventiure“ sagt Wirnt von Gravenberg im „Wigaloiz“. Dazu wird der Fluß der Ereignisse durch breite Schilderungen und weiterschweifige Reflexionen gehemmt, die dem Volksgesange ursprünglich fremd waren. Mit moralischen Betrachtungen, ja mit Gebet heben die Kunstepen oft an. Doch bilden den Gegenstand der Darstellung ritterliches Leben, ritterliche Abenteuer und der aus Frankreich eingeführte Frauendienst. Auch treten die Verfasser mit ihren Namen und ihren subjektiven Erörterungen öfter hervor. Jeder der bedeutenden Kunstdichter hat seinen eigenen Stil, der von späteren zum Muster genommen wurde. Als Begründer des höfischen Epos haben wir Heinrich von Veldke (S. 54) kennen gelernt. Den Höhepunkt erreichte die neue Kunst in Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg und Hartmann von Aue. Ihnen ordnen sich die zahlreichen anderen fast sämtlich unter, teils als Nachahmer, teils als Fortsetzer ihrer unvollendet gebliebenen Werke.

Wolfram von Eschenbach.

Zum bayerischen Kreis Mittelfranken, dem ehemaligen bayerischen Nordgau, vier Stunden von Ansbach, liegt ein kleines hochummauertes Städtchen, Eschenbach, der Stammsitz des altadeligen Geschlechtes, dem Wolfram als Ritter diente. Wann er geboren, wo er geboren, ist unbekannt, aber sicher ist, daß seine Geburt in die Zeit des großen Kaisers Rotbart fiel, wie sein Tod in die Friedrichs II. von Hohenstaufen. Der gedankenreichste und tiefinnigste Dichter des Mittelalters war arm an irdischem Gut; er besaß nur ein sehr bescheidenes Leben in Wildenberg, wohl in der Nähe des heutigen Dorfes Wehlenberg, das ehemals Wildenbergen hieß und eine Meile südlich von Eschenbach bei Altenmuß liegt, und dieser Umstand wie die Sucht nach ritterlichen Abenteuern mag ihn auf die Wanderschaft getrieben, zum Fahrenden gemacht haben.

Daheim in meinem eignen Haus
freut sich auch selten eine Maus —
die Maus muß ihre Speise stehlen;
die braucht man nicht vor mir zu hehlen;
ich finde keine offen —
scherzt er selber im „Parzival“ über seine be-
drängte Lage. Die ihm von Gott verliehene Kunst



Abb. 18. Das Wappen der bayerischen Familie von Eschenbach. Nach Siebmachers Wappentuch.

Wolframs
Leben.

war sein Reichthum, der Gesang oft die Quelle seines Unterhaltes. Als Rkhter war er froh willkommen geheißen auf den Schlössern der Herren und Fürsten, wo er als Ritter einkehrte.

„Wer Schildes Amt üben will,
der muß durchstreichen Lande viel —“

sagt er selbst, und die Heidelberger Niederhandschrift stellt ihn dar, wie er im Ringpanzer, darüber den Wappenrock, das Schwert umgegürtet, das Haupt in geschlossenem Helm, den Schild in der Linken, das Banner in der Rechten, vor seinem gesattelten und gezäumten Rosse dasteht. Sein Wappen aber war nicht das in jener Zeichnung auf dem Schilde dargestellte, sondern wie es Konrad Grünenbergs altes Wappenbuch (1480—93) enthält; dieses zeigt im goldnen Schilde und auf dem den Schild krönenden Helme einen roten Topf mit Gießschnabel am Bauche und bogenförmiger Handhabe über der Mündung, aus dem oberen Topfe sprießen fünf tulpenartige weiße Blumen, wahrscheinlich Maiglöckchen. (Abb. 20, S. 115. Pgl. Beilage Nr. 20.)

Von Wolframs Lebensschicksalen ist wenig bekannt; aber wir wissen mit Bestimmtheit, daß er lange an dem Hofe des kriegerischen und doch so kunstliebenden Landgrafen Hermann von Thüringen (1195—1215) weilte. Auf der Wartburg bei Eisenach hielt dieser freigebige Fürst, dessen Name auch in den Reichen der Minnesänger uns begegnet, einen friedlichen und prächtigen Hof und sammelte um sich einen Kreis edler deutscher Sänger, wie es sechshundert Jahre später ein Fürst desselben Landes in dem benachbarten Weimar that. In lebhaften Farben schildert Walthar von der Vogelweide das geräuschvolle Treiben an diesem Hofe:

Wer in den Ohren siech ist oder krank im Haupt,
der meide ja Thüringens Hof, wenn er mir glaubt:
käm' er dahin, er würde ganz betört;

Ich drang so lange zu, daß ich nicht mehr vermag,
ein Zug fährt ein, ein anderer aus, so Nacht als Tag.
Ein Wunder ist's, daß da noch jemand höret.

Der Landgraf hat so milden Mut,
daß er mit stolzen Händen seine Habe vertut;
manch wackern Kämpen gäben ab die Becher.
Sein hoher Sinn ist mir wohl kund:
und gält' ein Fuder guten Weines tausend Pfund,
leer stünde dort nie eines Ritters Becher.

Schärfer spricht sich Wolfram, der hier mit Walthar zusammentraf, über den Mißbrauch aus, der mit der Gastfreiheit dieses Hauses vielfach getrieben wurde. Er wünscht dem Landgrafen einen strengen Seneschall, der Ordnung schaffte —

da wahre Milde dir gebot
deinen Hof so bunt zu mischen,
daß zu den Werten, Höfischen
auch viel Verächtliche dringen —
darum muß Herr Walthar singen:
„Gut und Böse, guten Tag.“

Wolframs männliche Würde und sittlicher Ernst, der sich hier wie in allen seinen Dichtungen ausspricht, verschafften ihm an dem buntbelebten Hofe zu Thüringen eine hervorragende Stelle, wie auch der sagenhafte Nachklang an das dortige dichterische Zusammenleben: „Der Sängerkrieg auf der Wartburg“, den wir später noch eingehender kennen lernen werden, eine solche ihm einräumt. Zu das Jahr 1207 legen die thüringischen Chroniken diesen Dichterkampf; um jene

her Wolfram von Eschenbach.

-XIV-



Wolfram von Eschenbach.

Zeit weilte wohl Wolfram schon auf der Wartburg; dort sang er seine „Lagelieder“, dort dichtete er seinen „Parzival“, der gegen 1215 vollendet sein mochte; dort empfing er die Anregung zu seinem „Willehalm“.

Nach Landgraf Hermanns Tode, dessen Nachfolger Ludwig kein Freund der ritterlichen Dichtung war, verließ Wolfram Thüringen und kehrte in seine Heimat zurück. Dort starb er und ward im Frauenmünster zu Eschenbach begraben.

Aus mehrfachen Andeutungen seiner Gedichte können wir entnehmen, daß Wolfram verheiratet war; gern rühmt er das Glück des ehelichen Lebens, er gedenkt einer geliebten Tochter, spricht von dem Gehnernen der Kinder. Sein großes Gedicht widmet er in zarter Weise einer Frau, deren Name unbekannt geblieben ist. In vielen Stellen seiner Dichtungen gibt sich eine hohe Frauenverehrung kund.

Wolfram besaß keine gelehrte Bildung, wie sie manche Dichter jener Zeit auf Klosterschulen erhielten; er war im Waffenhandwerk aufgewachsen und konnte weder lesen noch schreiben:

„Swaz an den buochen stêt geschriben,
des bin ich künstelôs beliben —“

gesehen er selbst im „Willehalm“. (Vgl. Scheffels darauf bezügliches Gedicht: „Wolfram, dem Landgrafen Hermann den Parzival überreichend“ in „Frau Aventiure“ S. 29 ff.) Um so überraschender ist die Macht seines Gedächtnisses, das sicher festhielt, was er einmal vernommen hatte. Er besaß eine umfassende und gründliche Kenntnis heimischer und fremder Sagen und war auch so weit des Französischen mächtig, daß er die ihm nur vorgelesene französische Quelle seiner Dichtungen beherrschte. Er lebte mit ganzer Seele in den Stoffen derselben, die er in ihrer sittlichen Bedeutung auffaßte und christlich vertiefte. So erwarb er trotz manchen Widerspruchs und Spottes die Anerkennung und Bewunderung seiner Zeitgenossen, aber sein Ruhm überlebte sein Jahrhundert und ist aufs neue erstanden in unseren Tagen. Das Denkmal, das König Max II. von Bayern ihm in Eschenbach 1861 in Gestalt eines von seinem Standbild gekrönten Brunnens gesetzt, ist ein Ausdruck der neu erwachten Liebe unseres Volkes zu seinen Dichtungen.

Wolframs lyrische Poesien sind wenig zahlreich und unbedeutender als seine drei epischen Dichtungen.

Diese sind: 1) Parzival. 2) Titurel (mehrere epische Einzellieder). 3) Willehalm.

Zum Verständnis des ältesten und bedeutendsten von Wolframs Gedichten, des „Parzival“, zu dem die Titurellieder gewissermaßen wie ein Teil zum Ganzen gehören, ist es nötig, die beiden Sagenkreise, welche demselben zu Grunde liegen und darin verschmolzen sind, zunächst kennen zu lernen. Es sind die Sagen von König Artus' Tafelrunde, in denen das weltliche Rittertum, und die vom heiligen Gral, in denen das geistliche Rittertum gefeiert wird. Teils bei den Briten, teils in Nordspanien und Südfrankreich entstanden, wurden diese Sagen in Frankreich künstlerisch ausgestaltet und kamen von dort zu uns.



Abb. 19. Wolfram von Eschenbachs Wappen nach Konrad Grünbergs Wappenbuch.

Wolframs
epische
Dichtungen

König Artus und die Tafelrunde.

König
Artus.

Artus oder Arthtur, der letzte Held des erst von den Römern besiegt und auf kleinen Besitz zurückgedrängten, einst allein in Britannien herrschenden Keltensammes, hatte sich durch seine Tapferkeit von einem kleinen Häuptling der Siluren oder Dammonier zum König aller Briten aufgeschwungen und als solcher mehrere namhafte Siege über die germanischen Eindringlinge des sechsten Jahrhunderts davongetragen, hatte die Freiheit, Sprache und Sitte des Vaterlandes geschützt und gegen die Fremden verteidigt. Bis an seinen Heldentod im Jahre 512 war es ihm gelungen, die Unabhängigkeit seines Volkes gegen die Sachsen zu behaupten; erst gegen 590 fand der Untergang der keltischen Macht in dem Verzweigungskampfe um die Feste Caltranz statt, den ein britischer Barde, Aneurin, in seinem Epos „Gododin“ später ergreifend schilderte. Damals auf den Rand und die Gebirgshörner des Insellandes hinausgetrieben, sind die Kelten nie wieder emporgekommen, wengleich sich ihre Sprache in Wallis, in der Bretagne, in Irland und in den Hochlanden von Schottland sogar bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Mit der Sprache ist auch die keltische Sage dort heimisch geblieben, vor allem aber zeugen noch heute zahlreiche Erinnerungen von der hervorragenden Stellung, die König Artus darin eingenommen. (In Deutschland erinnern die Artushöfe in Danzig, Thorn u. a. Städten an ihn.) „Um ihn sammelte sich,“ wie Wilmars es schön deutet, „das erlöschende Nationalbewußtsein des von Römern und Germanen aus der Reihe der herrschenden Völker Europas verdrängten Keltenvolkes,“ und „er hat zur Vergeltung der politischen Vernichtung seines Volkes mit seinen Helden sagen nahe an ein Jahrtausend lang die ganze romanische und germanische Welt erfüllt und poetisch beherrscht.“ Lange währte ihn sein Volk ungestorben wie das unferige seinen Kaiser Barbarossa und erhoffte seine glorreiche Rückkehr und damit seine eigene nationale Auferstehung; allmählich verblaßte aber die Heldengestalt, und es ward in den französischen Umbildungen und deutschen Bearbeitungen daraus ein mittelalterlicher Lehnskönig von großer Freigebigkeit und dem Minnedienste hold, dessen Edle und Tischgenossen täglich auszogen und abenteuerliche Heldentaten verrichteten im Dienste der Frauen. Der Kern der so gestalteten Sage ist der folgende:

Artussage.

König Artus, Uters Sohn, hält Hof in Kaerllion ar Wsk, seiner Residenz am Nsk in Wales mit Gwenhwywar (Ginevra), der Tochter eines Herzogs von Cornwallis, seiner schönen Gemahlin. Um sich hat er einen glänzenden Hofstaat von vielen tausend Rittern versammelt, die nicht zu Morgen essen, bevor sich ein Abenteuer gezeigt, das sie dann auf wunderbare Frrfahrten zu Heldentaten hinausführt. Zugleich sind aber diese unerschrockenen Kämpfen auch Vorbilder edler Ritter-
sitte und seiner Hofzucht. Auf den Rat des Zauberers Merlin hat König Artus die Tafelrunde gegründet, einen engeren Kreis von zwölf auserwählten Rittern, der so nach der runden Tafel genannt ist, um die sie mit dem König und der Königin sitzen. Alle sind hier gleichberechtigt, die runde Tafel gestattet keinen Vorrang und keinen Ehrensit. Dieser Tafelrunde anzugehören war die höchste Ehre eines Ritters. Es fehlte nie an Kurzweil — nirgends gab es wertere Abenteuer, deren Beschreibung den Inhalt zahlreicher Rittergedichte bildet, zur Beschöpfung bedrängter Fräulein, zur Bekämpfung fremder Ritter oder schreckhafter Riesen, zur Eroberung verzauberter Paläste u. s. w. Die hervorragendsten Helden sind Gawan, Artus' Neffe, Parzival (keltisch Peredur), Lohengrin, Tristan, Zwein, Grec, Wigalois u. a. Heldenhafte Züge der alten Volks-
sage zeigt die Gestalt des wilden Segremors, den man binden mußte, um ihn vom Fechten zurück-
zuhalten. Die oft scharfe Hofzucht wird durch den Seneschall Keie vertreten.

Mit dieser Artussage verband sich nun, zuerst in Frankreich

Die Sage vom heiligen Gral.

Wie Uhland es tief poetisch ausdrückt, sind die Dichtungen von der Tafelrunde „ein Kreis grüner, nur an der Spitze leicht geröteter Blätter, in denen die purpurne Blume selbst, die Sage vom Gral, ruht“.

Ein köstlicher Jaspis, der edle Stein, durch dessen Kraft der Phönix aus der Gralsage. Nische sich verjüngt, war bei dem Sturze Lucifers aus seiner Krone gefallen, aber Engel hielten ihn lange schwebend in der Luft. Als Christus nun auf die Erde kommen sollte, kam auch jener wundervoll glänzende Stein dorthin, und es wurde daraus eine Schale verfertigt, die in den Besitz des Joseph von Arimathia gelangte. Aus dieser Schale reichte der Heiland in der Nacht, da er verraten wurde, seinen Jüngern das Brot des Lebens; in derselben fing Joseph das Blut des Kreuzigten auf, das aus seiner Seite floß, da der Kriegsknecht Longinus sie mit der Lanze öffnete. Darum besaß diese Schale fortan Kräfte des ewigen Lebens. Wer sie anschaut, nur einen Tag anschaut, der kann in derselben Woche noch nicht sterben, wer sie unaufhörlich anblickt, dem wird nicht bleich die Farbe noch grau das Haar, und schaute er sie jahrhundertlang an. So berichtet die Sage, daß Joseph von Arimathia, von den Juden ins Gefängnis geworfen, in demselben 42 Jahre lang durch die Wunderkraft dieser Schale, die Christus ihm gebracht, ohne andere Speise am Leben erhalten worden sei. Diese Schale ist nun der heilige Gral (von dem altfranzösischen Wort *greal*, aus Lateinisch *gradalis*, das eine Schlüssel mit stufenweis aufsteigenden Wänden bedeutet), zugleich ein Sinnbild der durch Christi Tod der Menschheit erworbenen Seligkeit. Dieser Gral ist so schwer, daß das ganze sündige Menschengeschlecht ihn nicht heben noch fortbewegen kann, und doch so leicht, daß die Hand einer keuschen Frau es zu tun vermag; denn nur Herzensreinheit hat diese Macht. Als nun Joseph bei der Zerörung von Jerusalem durch Titus aus seinem Kerker befreit wurde, erhielt er von einem Engel den Befehl, für den Gral einen Behälter zu machen, den zu öffnen ihm alle Tage erlaubt sein solle. Er tat es und durchzog mit dem ihm anvertrauten Heiligum die Lande, das Evangelium verkündend; so kam er eines Tages zu einem Könige Ebron, welcher zwölf Söhne hatte. Diese fragte Joseph, was sie einmal werden wollten; da entschieden sich elf für weltliches Leben und ehelichen Stand, der zwölfte aber erklärte, keusch bleiben und dem Gral sein Leben widmen zu wollen. Entzückt umarmte Joseph den frommen Jüngling und bestellte ihn zu seinem Nachfolger, wenn er selbst einst heimgesufen werde, mit dem Befehl, dafür zu sorgen, daß die Hut des Grales, zu dessen Aufbewahrung eine prächtige Burg erbaut wurde, immer in reinen Händen bleibe. Von da an ist es die höchste Ehre und Würde der Menschheit, das Heiligum des Grales zu hüten.

Nach einer anderen Gestalt der Sage war lange Zeit nach Christi Tod niemand würdig erfunden worden, dieses Heiligum zu hüten, und Engel mußten es schwebend in der Luft halten. Da wurde zu diesem Dienste Titurel, ein französischer Königssohn, nach Salvaterre in Biscaya geführt, wo er auf dem unnahbaren Berge Montsalvage (Montsalvatsch = wohlbewahrter Berg, Berg des Heiles; nach anderer Auslegung der wilde Berg) eine Burg baute für die Gralhüter und einen Tempel für das Heiligum selbst. Titurel ward Gralkönig, weil er als der demütigste und treueste, der reinste und keuschste Mann erfunden wurde, und sein Nachfolger darf nur werden, wer ihm gleicht. Unter ihm stehen die Gralritter, die nicht nach Stand und Geschlecht, sondern nur nach dem Maß ihrer Tugenden zu diesem geistlichen Ritterorden zugelassen werden, der sich fort und fort in starker Männlichkeit und Tapferkeit, in Treue gegen Gott und die Frauen, in Selbstverleugung und Herzensreinheit bewähren muß. Die Gralritter heißen Tempelme, d. h. Tempelhüter oder Tempeler. (Dieser Zug der Sage erinnert

an den historischen Tempelorden, der im südlichen Frankreich und nordöstlichen Spanien große Besitzungen hatte. Das erste Tempelhaus wurde 1136 in den Pyrenäen durch Graf Roger III. von Foix gestiftet.) Ernährt und erhalten werden sie durch den Gral, in den an jedem Karfreitag eine leuchtend weiße Taube die Hostie (das neue Manna und Brot des Lebens) vom Himmel niederbringt, wodurch seine Lebenskräfte immer wieder erneuert werden. Durch dieses heilige Rittertum findet nun die oft erwogene Frage, „wie der Welt Lob und der Seele Heil zu gewinnen sei,“ „wie Reichthum, weltliche Ehre und Gottes Guld in Einen Schrein kommen mögen,“ ihre Lösung. Ein ritterliches Leben in der Weihe des Christenglaubens ist Pflicht der Hüter des Grals.

Titurels
Burg.

Hoch und herrlich ragen Titurels Tempel und Burg empor. Der Gipfel des Berges Monsalvatsch, auf dem dieselben sich erheben, besteht aus einem großen Dnyz und ist so glatt und glänzend wie der Mond. Der Tempel, dessen Grundriß Titurel nach langem Sinnen eines Tages von unsichtbarer Hand auf dem Felsen ausgezeichnet findet, eine Rotunde, ist von 72 achteckigen Chören oder Kapellen franzartig umgeben. Auf je zwei Kapellen steht ein Turm von sechs Stockwerken, auf der Spitze eines jeden dieser 36 Türme leuchtet hell ein Rubin, auf ihm ein hohes lichtiges Kreuz von Kristall, auf dem Kreuz ein Adler von Gold mit ausgespannten Flügeln. Inmitten dieser Türme erhebt sich ein doppelt so hoher Turm, auf dessen Spitze ein Karfunkel tags erglänzt und nachts durch den tiefen Wald den Tempelstein zur Heimkehr leuchtet. Der ganze Bau ruhte auf ehernen Säulen, von denen schlanke Bogen zu schwindelnder Höhe sich empor schlangen; oben umspannte sie ein prächtiges Gewölbe von himmelblauem Saphir, das mit hellen Karfunkeln wie mit Sternen übersät war, und in dessen Mitte eine smaragdene Scheibe mit dem Lamm und der Kreuzesfahne sich befand. Auch die goldfarbene Sonne und der silberweiße Mond waren dort aus edlen Steinen gebildet, die bewegten sich Tag und Nacht, und goldene Cymbeln verkündeten mit süßem Ton die sieben Gebetsstunden des Tages, den König und die Ritter allezeit zu mahnen, „nach Gottes Thron zu trachten und alle Dinge zu verschmähen, welche der Himmelskrone verlustig machen, der Krone, welche die Armen gleich den Königen erhebt.“ Alle Altarsteine waren ebenfalls aus blauem Saphir, darüber lagen grüne Samtdecken ausgebreitet. Der Estrich bestand aus wasserhellem Kristall, unter dem man aus Dnyz Fische und allerlei Meerwunder erblickte. Die Fenster aus lichten Beryllen und Kristallen kunstvoll geschliffen, trugen zu dem strahlenden Glanz des Innern bei, doch war er gemildert durch die aus farbigen Edelsteinen gefertigten eingesetzten Bilder, durch welche das Licht farbig hineinfiel. In der Mitte des Tempels unter dem großen Turm war der ganze Bau im Kleinen nachgeahmt, ein kunstvolles Sakramentshäuschen, in dem der heilige Gral selbst aufbewahrt wurde. Ringsum in den Kapellen hingen Ampeln mit Balsamöl von farbigem Kristall, goldig und rosenfarbig Tag und Nacht erglühend. Am Westende war ein reiches Orgelwerk; ein großer goldener Baum mit Ästen und Zweigen und Laub voll der schönsten Singvögel, in die von Wälgeln Wind geleitet wurde, so daß ein jeder nach seiner Art sang, je nachdem der kundige Meister das Werk spielte.

Dieser in dem jüngeren „Titurel“ (f. S. 107) beschriebene Bau erinnert vielfach an den des Neuen Jerusalems in der Offenbarung Johannis, wenn auch deutsch umgebildet; Kaiser Karl IV. ließ nach dieser Schilderung die schöne Kreuzeskapelle auf der Burg Karlstein bei Prag bauen, die noch heute zum Teil existiert.

Um diesen von einer weiten Burg umschlossenen Tempel breitete sich ein dichter, sechzig Tagerasten weiter Wald von Ebenholzbäumen, Cypressen und Cedern aus, durch welchen niemand hindurchbringen konnte, der nicht gerufen war. Andererseits aber wurde das Geheimnis des Grals niemand erschlossen, wenn er nicht fragte; wer, wenn berufen, stumm und gleichgültig davor stehen blieb, der

war für immer ausgeschlossen von der Gemeinschaft der Gralhüter. — So ist der Gral ein tief sinniges Symbol des in Christus zu erlangenden Heiles, dessen nur der teilhaftig wird, der danach fragt, und der dem an ihn ergangenen Rufe nicht Gleichgültigkeit und Stumpf sinn entgegensetzt. Die Hostie, durch die der Gral seine nährende und verjüngende Kraft gewinnt, ist ein Sinnbild des Brotes des Lebens, das vom Himmel gekommen nicht hungern noch dürsten, das nimmermehr sterben läßt.

Die Gralsage mit der Artus sage zu einem Kunstepos verbunden, aber im Vergleich zu dem eben Erzählten vielfach verändert, tritt uns in Wolframs größter Dichtung entgegen, in seinem

Parzival,

den er nach dem verlorenen Werke eines französischen Dichters geschaffen hat.

Dieses tief sinnige, oft dunkle und schwer verständliche, aber künstlerisch bedeutende Gedicht ist ein Seelengemälde, das uns die innere Entwicklung des Menschen in epischer Form vorführt, wie es sechs Jahrhunderte später Goethes „Faust“ im Drama und neuerdings Richard Wagners „Parsifal“ in der Oper in anderer Weise erstrebt haben.

Parzival ist der Gott suchende, von Gott sich entfernende, ihn ganz verlierende und endlich nach schweren Kämpfen wiederfindende christliche Ritter. Diesem nach den höchsten sittlichen Gütern ringenden Helden des Gedichtes steht der nach weltlicher irdischer Lust trachtende Gawan gegenüber, der im weltlichen Sinn ein Ideal des Rittertums genannt werden kann. Parzival verschmäht das Rittertum nicht, aber er strebt über das irdisch beschränkte hinaus, sein Ziel ist das ihm unbewußt vorschwebende, endlich in der Gralburg erreichte: „ein ritterliches Leben in der Weihe des Christenglaubens“, oder wie es der Dichter nennt: „zeitliches Heil im Abglanze des ewigen“.

Vorgeschichte. Parzivals Vater Gahmuret, als jüngster Sohn des Königs von Anjou ohne Erbe, fährt wohlgerüstet aus auf Ritterschaft, um sich in der Fremde zu erkämpfen, was ihm daheim versagt ist. Nachdem er dem Kalifen von Bagdad lange in manchem Kriege gedient, befreit er in Bazamant die Mohrenkönigin Belakane und gewinnt ihre Hand und Krone. Aber die Sehnsucht nach neuen Heldentaten und das Verlangen nach Christenländern und Christenmenschen lassen ihm keine Ruhe. Heimlich entfernte er sich aus dem Land, indem er ein Schreiben an seine Gemahlin hinterließ, in welchem er ihr die Gründe seiner Abreise darlegte und zugleich mitteilte, welchem Volke und Geschlechte er angehöre. Bald nach seiner Entfernung wird Belakane von einem Knaben entbunden, der weiß und schwarz wie eine Efelst ist und Feirefiz genannt wird. — Gahmuret erreicht unterdes, von günstigen Winden gefördert, Spanien und landet in Sevilla. Da vernimmt er, daß König Kaiet, sein Vetter, zu einem Turnier gezogen, welches die Königin Herzeloide von Saleis nach Kanvoeis ausgeschrieben, wobei sie als Siegespreis ihre Hand und ihr Land verheißen hat. Gahmuret, als

sein Blick die Frauen überglitt
und ihm die Königin erschien

lichtstrahlend, da durchjudt es ihn
bis in die Füße.

Aus allen Tosten geht er siegreich hervor, die Hand der Königin wird ihm zugesprochen, aber es bereitet ihm nur Qual; denn er will Belakanen nicht untreu werden; dazu kommen Boten von seiner Jugendgeliebten, Ampflise, Königin von Frankreich, an, die ihm melden, daß ihr Gemahl gestorben, ihre Hand frei sei und ihr Herz noch immer ihm gehöre.

„So nimm hin meine Krone
der Minne zu Lohne“,

schreibt sie ihm. Um seine Not zu vollenden, gelangt in diesem Augenblicke noch die Nachricht von dem Tode seines Bruders Galoës an ihn. Sein väterliches Reich Anjou erwartet ihn als König. Von den widerstrebendsten Gefühlen wird er hin und her getrieben, es zieht ihn zu der schönen Herzeloïde, die ritterliche Treue treibt ihn zu Ampflise, sein Gewissen mahnt ihn an Belakane — in schlaflosem Jammer vergeht ihm die Nacht. Aber Herzeloïde will nicht von ihm lassen — am folgenden Morgen beruft sie ein Schiedsgericht, das den Ausspruch tut, er müsse Herzeloïde zur Gemahlin nehmen und ihr Reich mit Anjou vereinigen. Jornig ziehen Ampflises Boten heim. Gahmuret feiert nun seine Vermählung mit Herzeloïde und tritt seine Herrschaft über ihr und über sein eigenes Land an. Underthals Jahre vergehen, manches Turnier wird gehalten, manches Fest gefeiert, da erfährt Gahmuret von der Kriegsbedrängnis seines ehemaligen Gebieters in Bagdad und zögert nicht, zu seiner Hilfe aufzubrechen. Durch Verrat verliert er fern von seiner Gemahlin sein Leben. Angstvolle Träume bereiten Herzeloïde auf die Schreckenskunde vor. Laut ruft sie und jammert im Schläfe; ihre Dienerinnen springen herbei und wecken sie. Da kommt ein Knappe auf den Hof geritten — aus fernem Morgenlande bringt er den blutigen Speer, der Gahmuret den Todesstoß gegeben. Im Jammer genas sie vierzehn Tage darauf eines Sohnes. Es ist der Held unseres Gedichtes — Parzival.

Herzeloïde.

Beidiu siuſzen unde lachen
kunde ir munt vil wol gemachen,
sie fröwete sich ir suns geburt;
ir schimph etranc in riuwen furt.

Aus ihrem Munde hörte man
bald Seufzen und bald Lachen,
sie freut' sich ihres Sohns Geburt:
ihr Scherz etrank in Tränenfluten. (B.)

Im Walde
von Sol-
tane.

Parzivals Jugend. Die Witwe entsagt ihrer Krone und zieht aus ihrem Lande; mitten im wüsten Walde von Soltane läßt sie reuten und pflügen — dort will sie ihr Schmerzenskind vor aller Kunde der Ritterchaft behüten, die dem Vater so verderblich gewesen. Bei Leib und Leben gebietet sie dem Jüngling, das sie mitgenommen, „daß von Rittern schwieg ihr Mund“. So wuchs der Knabe gleich einem Einsiedler auf —

durch der Mutterliebe Sorgen
um königliche Zucht betrogen.

Nur ein Spiel wird ihm in diesem Waldesraum gestattet: er schneidet sich Bogen und Bolzen, womit er Vögel schießt. Aber doch ist sein Gemüt so weich, daß er in Tränen ausbricht und sich die Haare rauft, wenn er ein Vöglein traf, das zuvor so schön gesungen. Wenn er sich morgens am frischen Quell wäscht und über ihm der Vögel Sang ertönt, da „dehnet ihm der süße Laut die junge Brust“. Weinend läuft er zu seiner Mutter, doch kann er ihr nicht sagen, was ihm geschehen. — „So geht's Kindern noch in unseren Tagen“.

Die Königin forschet dem weiter nach, und so erblickt sie ihn eines Tages, wie er auf den Gesang der Vögel lauscht. Da wird sie inne, wie hiervon ihres Kindes Brust erschwillt. Sie ahnt die Regung, die zu kühnen Taten treibt. Da sendet sie ihre Knechte aus, die Vögel zu würgen und zu fangen, doch Parzival erbittet ihnen Frieden. Sie sieht ihr Unrecht ein:

„Wie konnt' ich das Gebot
des höchsten Gottes auch verkehren!
Sollen Vöglein trauern meinethalb?“

Erklärender Abdruck des Stückes aus der Münchener Handschrift
des „Parcival“ (B. 3161—3199).

do chom¹ vber in² sin chappelan.
Er³ sprach mit churzen⁴ worten fan⁵
sine bihte⁶ vnd sande⁷ her
diz hemde vnd daz selbe sper,
daz vnf von im gescheiden hat.
er starp ane⁸ alle misstet,
jvncherren⁹ vnd die chnappen¹⁰ sin
bevalch¹¹ er der chungin¹².
er wart geleit¹³ ze Baldach¹⁴,
div¹⁵ chost¹⁶ den barruch¹⁴ ringe¹⁷ wach¹⁸.
mit golde wart sin grap¹⁹ gehert²⁰,
groz²¹ richeit²² dran²³ gechert²⁴
von edelem gesteine,
dar inne lit²⁵ der reine²⁶.
gebalsemt²⁷ wart sin ivnger re²⁸.
sin tot tet Sarazinen²⁹ we.
ein tivre³⁰ rubin ist der stein
vbi sinem grabe, da durch er³¹ schein.
vnf wart gefolget³² hie mit³³:
ein chruze³⁴ nach der marter sit³⁵,

alf³⁶ vnf chriſt def todes losse³⁷,
lie man stozen³⁸ im ze troſte³⁹
ze ſcherme⁴⁰ der ſele vberz grab¹⁹.
der barruch¹⁴ die choſte¹⁶ gap:
ez⁴¹ waf ein tivre³⁰ ſmarat⁴².
wir tatenz ane der heiden rat,
ir orden chan niht chruzes phlegen⁴³,
alf chriſtes tot vnf lie den ſegen.
ez betent⁴⁴ heiden ſunder ſpot
an in⁴⁵ alf an ir werden got,
niht dur(ch) def chruzeſ³⁴ ere
noch dur(ch) def touffeſ⁴⁶ lere,
der⁴⁷ zem vrteilichen⁴⁸ ende
unf loſen ſol der gebende⁴⁹.
div manliche⁵⁰ triwe⁵¹ ſin
git im ze himele⁵² liechten⁵³ ſchin⁵⁴
vnde ouch ſin riweh⁵⁵ bihte.
der valſch⁵⁶ waf an im ſihte⁵⁷.
In ſinen helm den adamaſ⁵⁸

1. kam. 2. über ihn: er war inzwischen vom Rosse gesunken und lag sterbend am Boden.
3. = Gamuret. 4. kurzen. 5. alshalb. 6. Reichte. 7. sandte. 8. ohne. 9. = die juncherren sin
seine Edelknappen. 10. Knaben. 11. befaht. 12. Königin. 13. = geleitet, geführt. 14. = Baldac-
Bagdad, der Sitz des Baruch. Baruc (barruch) bezeichnet: der Gebenedeite. 15. = diu, die. 16. =
kost, Aufwand, Ausgaben. 17. geringe, leicht. 18. praet. von wegen wog. 19. Grab. 20. geehrt,
geschmückt. 21. groß. 22. Reichtum. 23. darauf. 24. geehrt, gewandt. 25. liegt. 26. der Reine,
Edle. 27. einbalsamiert. 28. sein junger Leichnam. 29. den Sarazenen. 30. richtiger: tiwer =
teuer, köstlich. 31. er = der Leichnam, der Tote. 32. folgen = bestimmen, bewilligen. 33. hie mit,
in Bezug auf das Folgende. 34. Kreuz. 35. Sitte. 36. als, so viel als: mit der. 37. erlöste.
38. aufsteden, aufrichten. 39. Trost. 40. Schirm, Schutz. 41. ez, das Kreuz. 42. Smaragd. 43. ihre
Religion kennt das Kreuz nicht. 44. betent an [praep.] einen, jemand anbeten. 45. in, Gahmuret
46. der Taufe. 47. der, der touf. 48. das Urteyl gebend, entscheidend: am jüngsten Tage. 49. Van-
den, Fesseln. 50. ritterlich. 51. Treue. 52. im Himmel. 53. lichten. 54. Schein. 55. reuig.
56. Falſchheit. 57. ſeicht, gering = gar nicht vorhanden. 58. Diamant.

Do chom vber in sin chappel
 er sprach mit chunzen
 worten sin.
 sin bihte yn sand her.
 diz hende yn daz selbe sper.
 daz yns von im gesehiden hat.
 er sprach an alle musset.
In vneherren yn die chnappen sin.
Bewalch er der chnungin.
Er wart geleit ze baldach.
Dw chost den barmuch ruge wach.
Get golde wart sin gras gehert.
Grot ruchen dran geberet.
Von edelen gesteuert.
Dar unne litz der reuere.
Gebalsant wart sin ungerre.
Sin tot ter saydinen we.
Ein nyre rubin ist der stein.
Vin sinem grabe da daz ch erschou.
Yns wart gefolget hie mit.
Ein chruile nach der marter sit.
Als yns chruil des todes loste.
Lie man stolzen um legerste.
Zescheime der selo vberz gny.
Der barmuch die choste gap.
Ein wusein nyre smarad.
Wir taten ane der heiden rad.
In orden chruil rucht chruiles phlegen.
Als chruiles tot yns litz den segen.
Ein bevent heiden sunder spot.
An in als an yr werden got.
Yht dir des chruiles ere.
Poch dir des edffes lore.
Der rtem gnylllichen ende.
Yns losen sol der gebende.
Dw manliche gnyre sin.
Get um lehnere lehren schin.
Ynde sich sin ruge bihte.
Der yallich was an im sichte.
In sinen helm den adamas.

Ende der ersten Spalte des zehnten Blattes
 aus der ältesten Handschrift von Wolframs „Parcival“.

In der Münchener Bibliothek (XIII. Jahrhundert), von fünf
 verschiedenen Händen, dreispaltig, in Folio geschrieben. Das
 mitgeteilte Stück enthält Gahmurets Beichte, seine Botschaft an
 sein Weib Herzeloide und seine Bestattung.

Da will der Knabe wissen, was Gott ist, und sie erwidert:

„Das will ich treulich dir verkünden:
Er ist noch lichter als der Tag,
der ein Antlitz angenommen,
gleichwie Menschen Angeficht.
Wahr Sohn, merk eine Lehre:
Du: siehe an in jeder Not,

seine Treu haß stets der Welt.
Doch einer heißt der Hölle Wirt,
ist schwarz und meidet Untreu nicht.
Von dem laß die Gedanken fern
und auch von Zweifels Wanken.“

(B.)

So lehrt sie ihn das Licht von der Finsternis unterscheiden, und er hört aufmerksam zu, dann springt er wieder lustig durch den Wald, lernt das Cabilot (Jagdspiels) schwingen und erlegt manchen Hirsch, den er auf der Mutter Tafel liebert. Als er eines Tages so dem Weidwerk nachgeht, vernimmt er Schall von Hirschschlägen, und gleich danach sprengen vier Ritter „hellblühend in der Sonne Glanz“ herbei. Da meint er zu erkennen, was die Mutter ihn gelehrt; er wähnt, jeder müsse ein Gott sein, fällt auf die Kniee vor ihnen nieder und ruft: „Gilt Gott, denn du kannst Hilfe reichen.“

Einer weist ihn hart zurück, ein anderer aber belehrt ihn über seinen Irrtum und bedeutet ihm, daß sie Ritter seien, und daß König Artus die Ritterchaft verleihe: Artus' Ritter.

„Kommt Ihr einst in dessen Haus,
so bringt er Euch zu Ritters Ehre,

daß Ihr Euch seiner nimmer schämt.
Ihr scheint ritterlicher Art.“

Stauend befißt er ihre Ringpanzer und Waffen und erkundigt sich nach ihrem Gebrauch; einer von ihnen gibt freundliche Antwort. Alle finden, als sie den Knaben näher beschauen,

daß Mannesantlitz nie geriet
so schön wie feins seit Adams Zeit.

Endlich reiten sie davon, indem sie ihn Gott befehlen, der ihm wohl Schönheit, aber keinen Verstand gegeben. Aber seine Gedanken eisen ihnen nach; ganz außer sich läuft er zu seiner Mutter und ruft:

„Mutter, ich sah vier Männer licht,
lichter ist Gott selber nicht:
die sagten mir von Ritterschaft,

Artus' königliche Kraft
soll nach ritterlichen Ehren
mich Schildespflichten lehren.“

Entsetzt hört sie ihm zu, als er nun auch ein Pferd von ihr erbittet, um zu König Artus zu reiten, und sie sinnt auf eine List, ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Als sie seinem Drängen endlich nachgeben muß, schneidet sie ihm Kleider zu, wie sie die Narren tragen, aus grobem Sacktuch und Kalbsfell, in der Hoffnung, daß er — von den Spöttern geneckt und gerauft — bald genug zu ihr umkehren werde. Mit mancherlei Lehren läßt sie ihn endlich ziehen. So beginnt Parzival in schmähhcher Tracht seine Fahrt. Schmerzbezeugt schaut ihm die Mutter lange nach, und als sie ihn nicht mehr erblickt, da fällt sie zur Erde und stirbt vor Jammer.

Parzivals Ausfahrt. Träumerisch und ahnungslos reitet der Jüngling in die Welt hinaus, voll Wanderlust und Latendrang und doch im Herzen treu der Heimat und der Mutter, deren Lehren er oft nur zu wörtlich anwendet. Gleich in den ersten Tagen trifft er mit Sigune, einer Verwandten, zusammen, die ihn über seine Herkunft und seine Erbansprüche belehrt. So kommt er in die Gegend von Nantes, wo König Artus Hof hält; ein Fischer weist ihm den Weg nach der Stadt. Vor den Toren begegnet ihm ein Ritter „mit blanker Haut und rotem Haar“. Rot ist sein Roß, von rotem Samt die Satteldecken, rot seine Rüstung, sein Helm im Feuer rot entflammt, sein Schwert sogar, sein Schild glutrot, rot Schaft und Speer — es ist der kühne Ither, der rote Ritter genannt. In der Hand trägt der Rote einen goldenen Becher, den er seit von Artus' Tafelrunde In die Welt.

weggerafft, so daß der Wein der Königin in den Schoß floß. Keiner der „Tafelrunder“ hat es gewehrt. — Hier harret er nun, ob sie es wagen, den Gabelbecher des Königs zurückzuholen. Daß am Hofe zu melden bittet er den jungen Karpen, der sofort kühn in die Stadt reitet, wo er durch seinen Aufzug allgemeines Aufsehen erregt. Vor König Artus geführt meldet er Ithers Bottschaft und bittet, zum Ritter gemacht zu werden. Artus sagt es ihm zu, ja er will ihn löflich dazu ausstatten. Parzival aber verlangt nur die Rüstung des roten Ritters, wo er sich selbst erkämpfen will. Man lacht den jungen Loren aus, aber er läßt nicht nach mit Bitten, endlich gestattet es Artus, und Parzival reitet wieder hinaus. Die Königin Ginevra eilt mit ihrem Gefolge ans Fenster, um dem seltsamen Kampfe zuzuschauen; eine ihrer Edeldamen, die schöne Kunneware, die noch niemals lachen wollte, bis sie den gesehen, dem der höchste Preis beschieden, wird durch Parzivals Erscheinen zum hellen Auflachen bewegt, wofür sie von Keie, des Königs mährischem Gesehall, vor versammeltem Hofe in roher Weise geschlagen wird. Inzwischen ist der jugendliche Held dem roten Ritter gegenüber getreten, hat bei dessen Roß und Rüstung gefordert, und als Ither ihn mit dem Schaft blutig geschlagen, den Wurfspeer nach des Gegners Haupte geschleudert. Lautlos fällt Ither zum Tode getroffen vom Rosse, sein Blut rötet die Blumen. Auf dem Roß des Besiegten und in seiner Rüstung, die er über die Narrenkleider angelegt, reitet Parzival der hinfort selbst der „rote Ritter“ heißt, von dannen, um zunächst sich in ritterlicher Zucht von einem Meister derselben unterweisen zu lassen.

Keie.

Parzivals Ritterschule. Schwer gewappnet reitet Parzival über Stoc und Stein den ganzen Tag, so weit ihn das treffliche Roß nur trägt. Gegen Abend taucht vor ihm ein hochgeiebeltes und reichgetürmtes Schloß auf; es ist die Burg des greisen Fürsten Gurnemanz, eines „Hauptmanns der wahren Zucht“, der im Schatten einer breiten Linde vor seinem Hause sitzt. Zutraulich redet ihn Parzival an:

Gurnemanz.

„Meine Mutter hieß mich nehmen Rat
von dem, der graue Locken hat;

drum laßt mich Euch gehorsam sein,
wie mir befaß die Mutter mein.“

Der Alte antwortet freundlich zustimmend, wirft von der Hand einen Sperber empor, der sich, mit goldener Schelle klingend, als Bote in die Burg schwingt. Als bald kommen schön und reich gekleidete Jungherren, die den Gast ins Haus führen und ihn entwappnen. Bierzehn Tage weilt er nun in dem gastfreien edlen Hause und macht eine treffliche Ritterschule durch: nicht nur fechten, Lanzen werfen und Rosse tummeln lernt er, sondern auch seine Sitten und guten Geschmac. Der vielerfahrene Hausherr gibt ihm gute Lehren für alle Verhältnisse des Lebens, rät ihm, nicht stets die Mutter im Munde zu führen und lästiges Fragen zu meiden. Bei allen Hausgenossen ist der schöne Jüngling bald beliebt, besonders hat ihn Gurnemanz ins Herz geschlossen, und gern möchte er, der alle drei Söhne im Kampfe verloren, ihn als Gemahl seiner Tochter Liage bei sich behalten. Aber ob er ihr wohl ritterlich huldigt, die Minne ist ihm noch fremd, und es zieht ihn hinaus in die Weite. Betrüb entläßt ihn der alte Burgherr, dem zu Mute ist, als verlöre er den vierten Sohn. Parzival, der Lorenkleider und des Lorenwesens ledig, scheidet von dannen, auch voll Leides, und läßt sich von dem Rosse tragen, wohin dasselbe will.

Rondwiramur. So gelangt er nach der Stadt Belrapeire im Königreich Brobarz, die durch eine langwierige Belagerung in die größte Hungersnot geraten war. Er bietet der Herrscherin Rondwiramur, deren Minne ein fremder Fürst mit Gewalt erwerben will, seine Dienste an:

Rondwiramur.

„Guer Gruß nur sei mein Sold,
ich bin Euch dienstbereit und hold.“

Fragen — schweigt er und fragt nicht, auch dann nicht, als am Schlusse des Mahles ihm der König ein kostbares Schwert schenkt, das er selbst in gefundenen Tagen geführt, und dabei seine schwere Verwendung erwähnt. Als nun die Jungfrauen wieder mit dem Gral in feierlichem Zuge hinausgehen, sieht Parzival durch die geöffnete Thür auf einem Ruhebett einen schönen schneeweißen Greis, ohne zu ahnen, daß es sein eigener Urgroßvater, der alte Gralkönig Titurel ist, und ohne danach zu fragen. Von Edelknaben wird er in sein Schlafgemach geführt, wo eine kostbare Ruhestätte ihn aufnimmt. Aber schwere Träume scheuchen den Schlummer von seinem Lager, bis er endlich einschläft. Als er spät am Morgen erwacht, findet er niemand zu seinem Dienste bereit. Vor dem Bette liegt seine Rüstung, dazu zwei Schwerter. Er kleidet sich an, wappnet sich, durchschreitet eine Reihe Gemächer — alle sind menschenleer, überall herrscht Todesstille, ebenso still ist es auf dem Burghofe, dessen Gras zerstampft ist. An der Treppe findet er sein Roß angebunden, Schild und Speer lehnen dabei. Er reitet wie im Traum über die Zugbrücke; kaum ist er hinüber, so wird sie hinter ihm aufgezogen, und ein Knappe ruft ihm nach:

„Ihr sollt der Sonne Haß erfahren — | und den Wirt befragen?
 konntet ihr das Maul nicht aufstun | Da habt ihr hohen Preis verschmäht!“ (B.)

Nachdenklich, aber doch ahnungslos, wach er durch sein mittheilungsloses Schweigen verschert hat, reitet er weiter, da hört er eine klagende Frauenstimme und findet, als er dem Tone folgt, eine Jungfrau, die den Leichnam ihres erschlagenen Geliebten wehklagend im Arm hält; es ist seine eigene, auch von ihm unerkannte Pflegeschwester Sigune, die ihm nun erklärt, wo er gewesen, und ihn heftig schmäh't, als sie vernimmt, daß er die zu seinem Heil unerlässliche Frage unterlassen hat; ja sie flucht ihm, daß er das Leid über Anfortas gelassen, und will nichts mehr von ihm wissen.

Sigune.

An Artus' Hofe. In tiefem Sinnen setzt Parzival seinen Weg fort, planloser und träumerischer denn je. Eines Morgens, als er durch den Wald reitet, ist tiefer Schnee gefallen, er bemerkt es kaum — da jagt vor ihm ein Felle eine Schar wilder Gänse auf. Eine wird im Fluge getroffen, aus ihrer Wunde fallen „drei Blutstropfen rot“ auf den Schnee. Als das Blut den Schnee rötet, und der Schnee das Blut mit Weiß mischt, wird Parzival an die Farbe seiner Geliebten gemahnt, und tiefe Sehnsucht nach Rondwiramur überkommt ihn; brütend über den drei „Blutzähren“ ruft er:

„Rondwiramur, dir fürwahr | da ich fand, was dir so gleicht!
 nur gleichen diese Farben. | Gottes Hand sei hoch gepriesen —
 Mich läßt Gott an Glück nicht darben, | Rondwiramur, hier liegt dein Bild!“

Tief in Gedanken versunken steht er da; er denkt ihrer Tränen —

ihm schwebte vor ihr Angesicht, | zwei Zähren an den Wangen,
 wie er's jene Nacht sah prangen: | die dritt' an ihrem Kinne.

Da „zwingt ihn der starken Minne Macht“ — „die nahm ihm die Besinnung hin“; er mochte schmerzlich ahnen, daß Jahre vergehen würden, ehe er die geliebte Frau wiedersehen sollte. An derselben Stelle, wo er jetzt stand und auf die drei Blutstropfen starrte, war später das Zelt aufgeschlagen, in welchem er sie wiederfand, zugleich mit den zwei Zwillingssöhnen, die sie ihm in der Zeit der Trennung geboren. „So tritt,“ wie Wilmar bemerkt, „dasselbe Bild in Traumes Weise, als Erinnerung und als Vorbedeutung dreimal in sein Leben hinein, mit den Perlen der Tränen, mit den roten Tropfen im Schnee und mit den wiedergefundenen Lieben.“ — Unfern dem Orte, wo Parzival mit aufgerichtem Speer wie schlafend zu Rosse hält, hat sich König Artus mit der Tafelrunde gelagert: sie sind ausgezogen, um den roten Ritter zu suchen und in ihre Genossenschaft

aufzunehmen. Da wird den Helden gemeldet, daß im Walde ein Ritter kampfbereit halte. Zwei von ihnen reiten hinaus; Parzival rennt sie nieder, versinkt danach aber sofort wieder in sein träumerisches Brüten. Noch ein dritter, Gawan, „der höchste Preis der Tafelrunde“, ruft ihn vergeblich an; aber er kennt die Macht der Minne und merkt, was Parzival so unwiderstehlich festsetzt, da nimmt er ein Tuch und bedeckt die Blutstropfen. Nun kommt Parzival zu sich und reitet mit Gawan zu König Artus' Lager, wo er mit großen Ehren in die Tafelrunde aufgenommen wird und mit Gawan treue Freundschaft schließt. Als aber der ganze Hof beim festlichen Mahle sitzt, wobei ein rundes Tuch die in Nantes zurückgelassene Rundtisch vertritt, da reitet plötzlich auf einem hohen sahlen Maulthier ein mißgestaltetes Wesen in den Kreis. Es ist Rundrie, die Botin des Grales, die nun vor König Artus hält und mit schriller Stimme ruft:

— „Die Tafelrunde ist entehrt,
Ein Falscher ihr angehört,“

dann reitet sie vor Parzival und fährt ihn an:

„Verdammt sei Eurer Schönheit Schein
und Eurer Glieder Manneskraft.
Lüg' auch in meiner Hand Versöhnung,
Euch sollte sie wohl teuer sein.
Schrecklich dünk' ich Euch und unhold,
und bin doch lieblicher als Ihr.
Herr Parzival, nun sagt mir doch,
Wie hat sich das begeben,
daß Ihr den traur'gen Fischer saht
so ohne Freude, ohne Trost,
und habt ihn nicht vom Leid erlöst?
Er zeigt' Euch seines Jammers Last,
Ihr harter, undanbarer Gast!

Euch sollte seine Not erbarmen!
Daß Euer Mund noch ledig würde
der verruchten Zunge drin,
wie Euer Herz ist Mitleids bar!
Ihr seid zur Hölle schon bestimmt
im Himmel von des Höchsten Hand;
so seid Ihr's auch auf Erden,
erkennen Euch die Edeln recht,
Vom Heil verbannt, vom Glück verflucht,
Verächter alles edlen Ruhms,
der Mannesehre seid Ihr bar,
Ihr seid so krank an wahrtem Wert,
kein Arzt kann Euch mehr helfen!“ (B.)

Die Freude, die noch eben in dem königlichen Kreise geherrscht, weicht der Bestürzung und Trauer; Rundrie selbst weinend und händeringend reitet hinweg. Alle blickten traurig auf Parzival, der, ausgestoßen und der Welt zum Spott geworden, die Tafelrunde verläßt und mit Gott und den Menschen zerfallen trüblich hinwegreitet, um den Gral zu suchen.

In Trevezent's Klause. Während Gawan als weltlicher Ritter Abenteuer auf Abenteuer bestehn und eine Reihe glänzender Heldentaten ausführt, die eingehend geschildert werden, irt Parzival — von dem Dichter lange ganz aus dem Auge verloren — in der Welt umher, zu Ross und zu Schiffe, zu Land und zu Meer. Es ist die Zeit des Zweifels, der ihn ruhelos umhertreibt. Mit Gott und Menschen habend ist er sich selbst zuwider, innerlich zerfallen, ohne Frieden und ohne Freude. Nie betritt er ein Gotteshaus; nur wo es Streit gibt, wird er gesehen, und tapfer erweist sich sein Schwert im Zweikampf wie in der Schlacht. Fünf Jahre sind so vergangen, da reitet er eines winterlichen Tages, als ein dünner Schnee die Fluren bedeckt, in einem großen Walde. Ein kleiner Pilgerzug begegnet ihm: barfuß, in grauen, rauhen Kutten zieht daher ein greiser Ritter mit weißem Bart, schönen und lichten Antlitzes, mit ihm sein Weib und seine zwei Töchter, die „man mit Lust wohl möchte schauen“; nebenhin laufen zierliche Frauenhündlein; Ritter und Knappen folgen unbewaffnet und demüthigen Ganges hintennach. Parzival, dessen prächtige Rüstung gegen das Wüßergewand des grauen Ritters sehr absteht, lenkt sein Ross aus dem Pfade. Da vertritt ihm der ehrwürdige Waller den Weg und beklagt ihn, daß er die heiligen Tage nicht ehre. Parzival erwidert:

Irrfahrten
Parzivals.

„Herr, mir fehlt jede Wissenschaft,
von des Jahres Lauf und Ziel
und wie der Wochen Zahl vergeht
und wie die Tage sind benannt:
ich diene einem, der heißt Gott,

eh' Schimpf und Schande seine Günst,
die vielgepriesne, mir verhängte.
Wankte doch nie von ihm mein Sinn,
von dem man Hilfe mir verheißen:
die hat sich schwach an mir erwiesen!“ (B.)

Da hält der Greis dem Zweifler vor, daß heute der Tag sei, „des alle Welt sich billig freut und doch in Leid befangen ist,“ der Tag, an dem Gottes Treue sich so hilfreich erwiesen, daß er für unsere Schuld am Kreuze gestorben, und rät ihm, falls er nicht ein Heide sei, den Karfreitag zu ehren und zu dem Zwecke die nahe Wohnung des heiligen Einsiedlers aufzusuchen, zu dem er selbst wie jeden Karfreitag eine Gottesfahrt getan. Den Töchtern tut es weh, daß der Ritter im eisernen Harnisch den Weg durch Eis und Schnee machen soll, sie bitten ihren Vater, ihn zu seinen Zelten einzuladen; allein Parzival lehnt es ab und lenkt sein Roß dem bezeichneten Ziele zu. Sein Herz ist tief bewegt, seit langer Zeit denkt er wieder an seinen allmächtigen Schöpfer; — er überläßt dem Roß die Zügel:

„Ist heute Gottes Hilfetag,
so helf er, wenn er helfen mag.“

Treurezent.

Das Roß trägt ihn der Höhle zu, wo der Einsiedler Treurezent ihn gastlich aufnimmt. In dem frommen Manne lernt er seinen Oheim kennen und erfährt von ihm die Wunder des Grals, auch den Tod seiner Mutter. Fünfzehn Tage verweilt er in dieser Stille und Abgeschiedenheit, beichtet dem Oheim und empfängt dessen eingehende Belehrung über Gottes Güte und Erbarmen und über die geforderten Eigenschaften eines echten Gralritters. Hochmut und Zweifel können niemals den Gral gewinnen: er selbst habe der Würde eines solchen entsagt, weil er sich so hoher Ehre unwert erkannt; sein Bruder Anfortas, der König im Gral, sei im Streit unterlegen, weil der Ruf weltlicher Liebe „zur Demut nicht völlig gut sei“, — er sei mit einem vergifteten Speer (eben dem, den Parzival in der Gralburg durch den Saal habe tragen sehen) im Frauendienst verwundet worden und schleppe nun ein sieches Leben kümmerlich hin, das er doch nicht enden könne und dürfe; vielmehr schöpfe er täglich erneute Kraft aus dem Anschauen des Grals, bis eines Tages ein Ritter erscheinen werde, der nach dem Leiden des Königs und nach den Wundern des Grals fragen und sich dadurch als den bezeichnen werde, dem Anfortas die Herrschaft übergeben könne. Das sei aber niemand anders als Parzival. — Kräuter und Wurzeln, aus dem Schnee gegraben, sind des Einsiedlers und seines Gastes karge Speise, dürre Blätter ihr Lager, und doch ist Parzival noch nie so köstlich bewirtet worden. An der Seele genesen und mit wiedergewonnenem Glauben und neuerstarktem Vertrauen auf Gott, von Sünden freigesprochen, verläßt er die Höhle seines Oheims und zieht seines Weges fröhlich weiter.

Parzival wird Gralkönig. Fünf Jahre lang ist Parzival nach dem Gral umhergestreift, während Gawain in Heldentaten weltlicher Ritterschaft sich auszeichnet und Abenteuer der Minne bestreift. An dem Schauplatz dieses irdischen Glanzes, dem „Wunderschloß“ (château merveil) zieht er gleichgültig vorbei zum Staunen der dort versammelten Helden. Später erst tritt er Gawain im Kampf gegenüber und besiegt ihn, danach besteht er einen Kampf mit dem Führer einer Heidenchar, in dem er seinen Halbbruder Feirefiz erkennt, — die Tafelrunde des Königs Artus öffnet sich aufs neue für den einst von ihr Ausgeschlossenem; und als er nun dort seinen Sitz wieder eingenommen, kommt Kundrie, dieselbe Gralsbotin, die ihm einst den Fluch verkündigt, angeritten in schwarzem Samtmantel mit goldenen Zurteltauben, dem Wappen des Grals. Diesmal fällt sie zu Parzivals Füßen und fleht weinend um seine Guld. Dann wirft sie den

Erhöhung
Parzivals.



Also parafal des groles heere wart vnd
Anfortas erlose mit siner froge die do geschach.

Letztes Bild aus der dem späteren XIV. Jahrhundert angehörigen Heidelberger
Bilderhandschrift des „Parcival“.

Schleier zurück, gibt sich zu erkennen und spricht mit feierlich, erhobener Stimme zu Parzival:

„Nun sei in Demut herzlich froh;
wohl dir, dir ward ein hohes Teil,
du Krone alles Menschenheils!

Des Grales Inschrift ist gelesen:
Du sollst der Herr des Grales sein.“
(B.)

Mit Freudentränen vernimmt Parzival diese Botschaft und macht sich sofort mit Kundrie auf den Weg nach Monsalvatsch. Eine Schar von Templern, die ihnen im Walde begegnet, springt von den Rossen und empfängt mit abgehenden Helmen den neuen König, der nun seinen Einzug in die Gralburg hält. Dort erlöst er durch die Frage nach den Leiden seines Oheims und durch ein gläubiges Gebet vor dem Gral den alten Anfortas, der nun in blühender Schönheit vom Siechbett sich erhebt — Nachdem Parzival von seinem Königtum im Gral Besitz genommen, findet er auch seine Gemahlin Kondwiramur mit seinen beiden, ihm inzwischen geborenen Söhnen wieder, an derselben Stelle, wo einst Blut und Schnee ihm den Sinn entrückt. Nun läßt er den jüngeren seiner Söhne, Kardeis, zum König über seine weltlichen Erbreiche krönen; der ältere, Lohengrin, soll einst des Vaters Nachfolger im Gralkönigtum werden. Es verländet aber eine Inschrift am Gral allen seinen Rittern die Pflicht, niemals eine Frage nach ihrer Herkunft zu gestatten, wenn sie vom Gral ausgesendet werden. Lohengrin selbst, zum Gemahl einer Herzogin von Brabant bestimmt und in einem vom Schwan gezogenen Rachen nach Antwerpen geschickt, muß seinem jungen Weibe diese Frage verbieten; als dieselbe dennoch nach seiner Herkunft fragt, scheidet er von ihr für immer; das Schiff mit dem Schwan holt ihn wieder nach dem Gral zurück.

Die zum Schluß dieses großen Epos nur kurz berührte Geschichte Lohengrins, des Sohnes Parzivals, die in jüngster Zeit durch Richard Wagners Oper weiten Kreisen aufs neue geläufig geworden ist, führte um 1290 ein unbekannter bayrischer Dichter in einem ziemlich umfangreichen Gedichte aus. Die Schwanrittersage ist darin mit der vom Gral und mit sagenhaften Erzählungen aus dem Leben König Heinrichs des Voglers verbunden. Es galt lange für ein Werk Wolframs, dessen es aber durchaus unwürdig ist.

Ein ähnliches Schicksal hatte ein späteres Werk Wolframs, gewöhnlich *Titurel* *Titurel* (richtiger *Schionatulander*) betitelt.

Es gehört ebenfalls der Gralsage an und behandelt eine Episode des Parzival. In zwei mehr vollständig gehaltenen Liedern wird die leidende Liebe Schionatulanders und Sigunens, der Urenkelin des Gralkönigs Titurel, wie ein Teil seiner Abenteuer, die er um ihrer Willen bei der Verfolgung eines Braden mit kostbarem Halsband bestand, in kunstreicher Strophenbildung und mit lyrischem Schwunge erzählt. Fünzig Jahre nach Wolframs Tode unternahm ein ihm gänzlich untergeordneter Dichter, der bayerische Ritter Albrecht von Scharfenberg, die Fortsetzung und Vollendung dieser Bruchstücke, wobei er es für gut hielt, seines großen Vorgängers Namen geradezu sich anzumaken. In ungeheurer Ausdehnung und meist ziemlich abgeschmackter Weise behandelt er darin den Gralmythos, indem er eine Menge wüster Abenteuer hineinmischt. Dieser „Jüngere Titurel“, der übrigens bei aller Manieriertheit und Geschmacklosigkeit doch auch echt poetische Stellen — wie die Wilder vom Tempel des Grales — enthält, wurde im Mittelalter, ja bis in unser Jahrhundert für ein echtes Werk Wolframs gehalten.

Das letzte epische, unvollendet gebliebene Werk Wolframs, *Willehalm von Crancheimune*, ist nach einem welschen Original entworfen, welches Landgraf Hermann von Thüringen dem Dichter verschaffte. Es gehört der Ierlingischen Sage an, aber

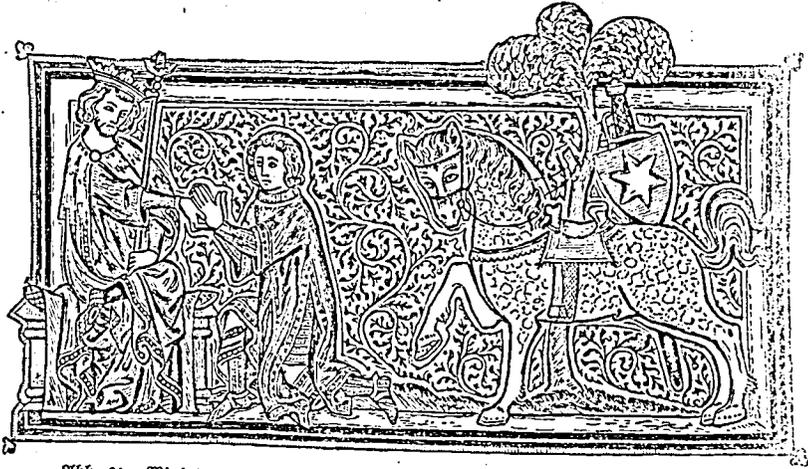


Abb. 20. Miniatur aus der Kasseler Prachthandschrift des Willehalm von Dranse:
Darstellung einer Guldigung.

es spielt nicht unter Karl dem Großen, sondern unter seinem Sohne Ludwig dem Frommen, dessen Vasall Willehalm Graf von Dranse (Südfrankreich) eines Heidenkönigs Tochter entführt hat, die Vater, Gemahl und Kinder verläßt, um Christin zu werden. Die daraus sich entwickelnden Kämpfe, welche zu Gunsten der Christen enden, bilden den Inhalt des Gedichtes, das ebenfalls später von anderer Hand fortgesetzt worden ist.

Die Dichtungen Wolframs sind im Urtext herausgegeben von Lachmann und von Martin, der Parzival und Titarel von Bartsch; diese beiden Hauptwerke hat Simrock in der ihm eigenen, wort- und sinnetreuen Weise übersetzt. Den Kern des 25000 Verse umfassenden „Parzival“ hat Gotthold Boetticher (B. in den vorstehenden Citaten) in sehr geschickter Weise herausgeschält und in unser heutiges Deutsch vortrefflich übertragen, während er das dazwischen Liegende, Nebensächliche in Prosa kurz erzählte. San Marte (Schulz) gab eine vollständige Übersetzung, Wilhelm Herz und Emil Engelman eine freie Umdichtung des Epos.

Gottfried von Straßburg.

Gottfrieds
Leben.

Von ihm weiß man noch weniger als von Wolfram von Eschenbach. „Von Straßburg Meister Gottfried“ nennen ihn seine Schüler und Nachfolger — er selbst hat sich in seinen Dichtungen nirgends als Autor genannt — und es ist wohl unzweifelhaft, daß er bürgerlichen Standes und daß die alte berühmte Bischofsstadt im Elsaß seine Heimat gewesen. Sein Leben fällt in das Ende des zwölften und den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts. Wolfram von Eschenbach, Hartmann von Aue, Walther von der Vogelweide waren seine Zeitgenossen, die er in seinem Epos ebenso richtig charakterisierte wie den vor ihm lebenden Heinrich von Veldeke. Unabhängig von der Gunst der Großen, aber mit ihrem Leben genau bekannt und für ritterliches, höfisches Wesen begeistert, vielseitig gebildet, ja gelehrt und fremder Sprachen kundig, dabei ein Meister seiner Muttersprache, ging er um 1210 an das Hauptwerk seines Lebens, über dem ihn der Tod hinwegraffte und das er unvollendet hinterlassen mußte. In kräftigem Mannesalter ist er jedenfalls vor 1220 aus dieser Welt geschieden: als einen hartlosen Jüngling mit lockigem Haar stellt

ihn die Zeichnung der Heidelberger (Manessischen) Liederhandschrift dar, die mehrere seiner Minnelieder enthält. Gottfried ist der Dichter der Liebe, welche alle Schranken durchbricht, und zwar der vollendetste und seelenvollste; aber der Ernst der Gesinnung ist ihm durchaus fremd, und mit leichtem Sinn weiß er das sittliche Unrecht nicht nur zu beschönigen, sondern auch verführerisch schön darzustellen. Er feiert die Liebe in glühenden Farben, aber in ihrer Auflehnung wider das eheliche Gebot, freilich so, daß er die Schulbigen durch den Minnetrank der Verantwortung entzieht. In bewußtem Gegensatz zu der Lebensanschauung Wolframs, den er als den „Finder fremder wilder Märe“ verspottet, predigt er den heiteren, um Gott und Menschen unbekümmerten Lebensgenuß, und das in einem zauberischen Redefluß, in einem geistvollen Spiel der Worte, Gedanken und Gefühle, das den Leser fesselt und hinreißt wie kein Werk eines seiner Zeitgenossen. Die seine Welt las ihn darum auch mit Vorliebe, zahlreich sind die Handschriften seines Epos, von denen sich sechs vollständige, auf Pergament geschrieben — drei darunter mit Miniaturen geschmückt — bis auf unsere Zeit erhalten haben, und fast in allen Jahrhunderten hat das Gedicht von Tristan und Isolte seine Leser, Bewunderer und Nachahmer gehabt.

Die Sage von Tristan ist eine keltische, ihre Heimat Britannien und Ir-
land; über Frankreich fand sie den Weg nach Deutschland (wo schon dreißig Jahre
vorher Gihart von Oberge einen Tristrant verfaßte) und in Gottfried ihren
meisterhaften Bearbeiter, der ausschließlich einem nordfranzösischen Werke in seiner
Dichtung folgte. Das von ihm unvollendet zurückgelassene Werk hat mehrmals
spätere Dichter zu Fortsetzung und Schluß gereizt, so im Jahre 1240 Ulrich von
Türheim, um 1300 Heinrich von Freiberg; in neuerer Zeit folgten mit Be-
arbeitungen Hermann Kurz, Simrock und Wilhelm Herz; die letzteren über-
setzten das Gedicht Gottfrieds und dichteten nach der alten, auch in einem alt-
englischen Gedichte und in einer nordischen Prosadichtung enthaltenen Sage einen
Schluß hinzu. In freierer Weise hat Zimmermann die Tristansage episch bearbeitet;
auf die Bühne hat sie Richard Wagner in seiner Operndichtung gebracht.
Gottfried erzählt folgendermaßen:

Sage von
Tristan.

Ein Fürst im Parmenierlande, Rivalin, unternimmt nach glücklich beendeten
Kriege wider seinen Lehnshehrrn Morgan eine Fahrt zu Marke, dem berühmten
König von Kurnewal (heute: Cornwall) und England, von dem er mit großen Ehren
empfangen wird. Bald danach wird ein herrliches Maifest veranstaltet; da tut
sich Rivalin im „wonnigen Turnei“ durch seine Behendigkeit und Ritterlichkeit
hervor, so daß alle Frauen ihn bewundern. Vor allen anderen aber ruhen die
Augen der Schwester Markes, der schönen Blanscheflur, auf ihm mit Wohl-
gefallen — „sie hat“ ihn sich ins Herz geschlossen“, und bald „lag auch sie ihm in
Herzen“. Da heißt es:

Inhalt des
Tristan.

Der gedanchaste Rivalin
der tete wol an im selben schin,
dáz der minnénnde muot
reht also der frie vogel tuot,
der durch die friheit, die er hât,
ûf daz gelimde zwî gestât;
als er des limes danne entsebet
und er sich ûf ze slûhte hebet,
sô klebet er mit den süezen an.
sus reget er vedern und wil dan:
dá mite gerüeret er daz zwî
an deheiner stat, swie kâm ez sl,
ezn binde in unde mache in hâst;
sô sleht er danne ûz aller kraft

Der gedankenvolle Rivalin,
ein Beispiel ist an ihm verliehn,
daß der minnende Mut
wie der freie Vogel tut,
der frei auf manchem Zweig sich wiegt
und jetzt auf den geleimten fliegt;
wenn er nun verspürt den Leim,
so flög' er gerne wieder heim:
da klebt er mit den Füßen schon.
Er regt die Schwingen, will davon
und rührt an keinem Ort das Reis,
wâr's noch so linde, noch so leiz,
der ihm nicht neue Lähmung schafft.
So schlägt er dann aus aller Kraft

dar unde dar und aber dar,
 unz er ze jüngéste gar
 sich selben veltende übersiget
 und gelimmet an dem zwiége liget.

als ergieng ez Rivaline — —
 (Ausgabe von Bechstein.)

her und hin und hin und her,
 biß er mit seiner Gegenwehr
 sich selbst zuletzt bestiegt und sängt
 und fest gelimmet am Zweige hängt.

So war es Rivalin ergangen — —
 (Simrock.)

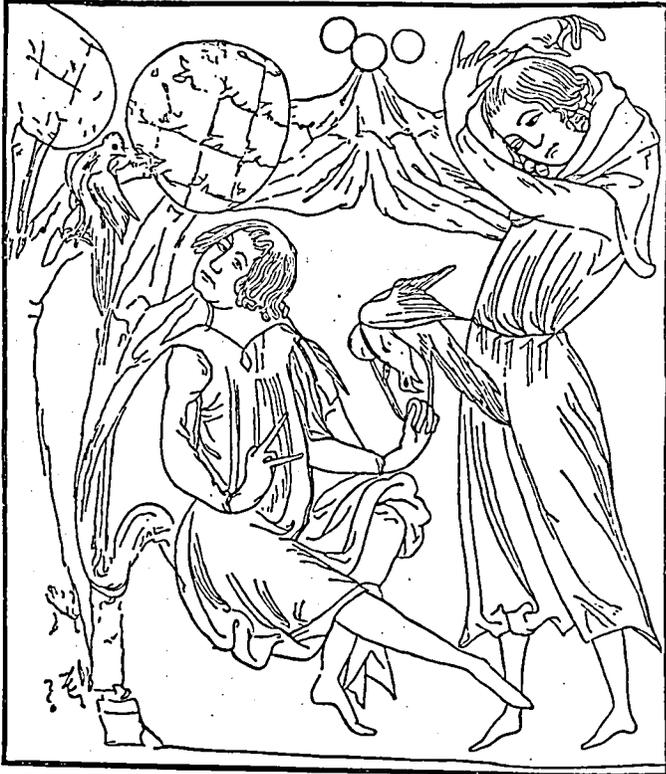


Abb. 21. Rivalin in den Banden von Blanchefleur, Martes Schwester, wie ein auf der Leimrute gefangener Vogel.
 Miniatur aus der Münchener Handschrift des Tristan von Gottfried von Straßburg.
 (13. Jahrhundert.)

An dieser Stelle enthält die Münchener Handschrift des Tristan die hier wiedergegebene Miniatur, die den Liebesjammer Rivalins im Anschluß an das Doppelgleichnis vom gefangenen Vogel symbolisch darstellt. Links der Vogel oben zwischen zwei ausgepannten, in Ringe eingefassten Netzen wird sich im nächsten Augenblick fangen; der zeltartige Gegenstand in der Mitte ist ebenfalls ein Netz; die drei Kugeln bedeuten Beeren zum Anlocken der Vögel. Der Vogel rechts dagegen ist auf einer Leimrute gefangen. Neben der sitzenden Figur zur Linken oberhalb des Vogels steht im Original auf rotem Grunde der Name „Rivalin“, der darauf hinweisen soll, daß der Vogel ein Bild Rivalins ist. Der Mann zur Linken, der auf den Vergleich mit den Vögeln hindeutet, ist wohl der Vogelfänger, also hier der Dichter selbst. Er schaut nach links auf den Vogel, der

zur Zeit noch frei ist, deutet aber an, daß er alsbald gefangen sein werde wie der Vogel, den er auf der Stange in der Hand hält; mit dem zweiten Finger deutet er auf den Mann rechts, der die Hände über den Kopf zusammenschlägt, den in Liebesjammer gefangenen Riwalin, dem es ebenso gehe wie dem Vogel.

Bald danach wird Riwalin in einem Feldzuge wider Markes Feinde auf den Tod verwundet zum größten Schmerz Blanscheklurs, die ihn aussucht und pflegt. Nach seiner Genesung nimmt er sie mit heim in sein Land, ehelicht sie, muß dann aber aufs neue in den Krieg, in welchem er den Tod findet. Blanscheklur genest eines Söhnleins, das ihr das Leben kostet. Riwalins Marschall Rual nimmt sich des früh verwaisten Knaben an, läßt ihn auf den Namen Tristan laufen und erzieht ihn wie seinen eigenen Sohn. Nach mancherlei Schicksalen gelangt nun Tristan in seinem vierzehnten Lebensjahre an den Hof seines Oheims Marke, ohne die Verwandtschaft mit ihm zu ahnen, wächst dort zum Jüngling heran, wird zum Ritter gemacht, erweist sich durch glänzende Taten als mannhafter Held und wird von seinem Oheim nach Irland gesandt, um für den schon alternden Mann die Hand der schönen blonden Königstochter Isolde zu erwerben. Tristan hatte diese schon früher kennen gelernt, und sie war seinem Herzen nicht gleichgültig geblieben, wie auch er ihre Liebe gewonnen hatte. Damals aber war er unerkannt als Harsenspieler aufgetreten, und sie hatte nicht gewußt, daß er ihren Oheim im Zweikampf erschlagen. Jetzt, da sie erfährt, wer er ist, wandelt sich ihre Liebe in Haß, zumal er als Werber für einen anderen austritt. Widerwillig beugt sie sich dem durch Tristans Tapferkeit und Gewandtheit herbeigeführten Beschluß der Landesherren, Markes Werbung anzunehmen. Die Rüstungen zur Heimfahrt gehen vor sich; während derselben bereitet Isoldens Mutter einen Minnetrank,

Riwalins
Sohn.

Der Minne-
trank.

der mit so feinem Sinne
war erfonnen und erdacht
und mit solcher Kraft vollbracht:
wer davon trank, den Durst zu stillen
mit einem andern, wider Willen

mußt er ihn minnen und meinen,
und jener ihn, nur ihn den Einen.
Ihnen war Ein Tod, Ein Leben,
Eine Lust, Ein Leid gegeben.

Das Glasgefäß, das ihn enthielt, übergab sie ihrer Nichte Brangäne, die Isolde in das ferne Land begleiten sollte, mit dem Auftrage, den zauberhaften Trank Isolden und ihrem Gemahl Marke am Hochzeitabende statt des üblichen Weines einzuschicken, dann würden die beiden ihr Lebtag in Liebe aneinander hängen. Sie sollte aber auf der Hut sein, daß niemand anders davon genieße. Aber nicht Marke und Isolde leeren miteinander den Liebestrank, sondern Tristan und Isolde, die auf der langen Seefahrt allmählich einander näher gekommen waren. Eines Tages empfangen sie ihn aus der Hand einer der Hofdamen, die ahnungslos das Gefäß herbeibringt, als Tristan nach einem Trunkte verlangt. Dieser reicht den Becher Isolden, und als sie getrunken, stillt auch er seinen Durst. Brangäne tritt zu spät hinzu, — zum Tode erschrocken ergreift sie das Glas und wirft es in die See, aber es ist vergebens: Isolde hat ihren Haß vergessen, Tristan seinen Auftrag. In glühender Leidenschaft lieben sie einander und können fortan nie mehr voneinander lassen. Sorglos genießen sie die rasch dahinschwindenden Tage der Fahrt in nimmerfatter sündlicher Lust; — erst als am Horizont die Küste von Kurnewall dämmernd, werden sie ihrer Schuld inne, an der sich Brangäne mitbeteiligt hat. Aber der fortwuchernde Fluch der Schuld und die durch den Minnetrank entsachte Blut läßt sie nicht zur Einsicht und Umkehr kommen, vielmehr geloben sich die drei, verbündet zu bleiben zu List und Trug, treu bis in den Tod. Isolde vermählt sich dem König Marke, der von dem Hochzeitstage an von dem listigen, in allen Künsten der verbrecherischen Leidenschaft geübten Paare fort und fort betrogen wird. Marke, oft gewarnt und selbst mißtrauisch, wird doch immer wieder hinter's Licht geführt, ja, er glaubt lange an ihre Unschuld, von der er sich durch allerhand

Proben aufs festeste überzeugt zu haben meint. Endlich merkt er indes doch ihre Untreue, aber ehe er an Tristan Rache nehmen kann, ist dieser bereits entflohen. Ivolde läßt er auf den Rat seiner Freunde ungestraft. Tristan geht in die Normandie, aber überall verzehrt ihn die Sehnsucht; auch in Kämpfen und Fehden, die er aufsucht, findet er keine Ruhe. Da lernt er eine andere Ivolde kennen, Ivolde Weißhand, die Tochter eines Fürsten von Arundel, deren Name ihn beständig an seine ferne Geliebte erinnert. Er fählt sich zu ihr hingezogen, aber in einsamen Stunden klagt er sich der Untreue an, und dennoch flieht er sie nicht. In seinem Herzen kämpft die alte Neigung mit der neuen, und er ist nahe daran, der alten untreu zu werden, ja, er sucht sich zu überreden, daß die blonde Ivolde in Irland ihn nicht mehr liebe, während er um ihretwillen alle Frauen meiden und jeder Lebensfreude entbehren müsse. —

Fortsetzung
des Tristan.

Hiermit bricht Gottfrieds Gedicht ab. Die Fortsetzer stimmen darin überein, daß Tristan Ivolde Weißhand heiratet, ohne sie zu lieben, so daß die beiden Gatten ohne gegenseitiges Verständnis, ohne Annäherung tief unglücklich nebeneinander hergehen. Tristan fällt endlich im Kampfe. Auch Ivolde von Irland stirbt und wird mit Tristan in einem Grabe zur Ruhe bestattet. Blumen entsprossen demselben und bezeugen die Zusammengehörigkeit der Herzen.

Hartmann von Aue.

Hartmanns
Leben.

Hartmann von Duwe (der Duwaere) war um 1170 in Schwaben geboren als Dienstmann der Freiherrn von Duwe (Aue), deren Schloß — nach Ludwig Schmid („Des Minnesängers H. v. A. Stand, Heimat und Geschlecht.“ 1874) scharfsinniger Vermutung — wahrscheinlich auf einem Berge über dem heutigen Pfarrdorf Obernau (Obern-Duwe) nahe Rotenburg am Neckar lag. Als Knabe besuchte er eine Klosterschule, wo er lesen, schreiben und lateinisch lernte, so daß er sich selbst „einen ritter só geléret, daz er an den buochen las“ nennen durfte, während andere ihn als den „wissen Hartman“ bezeichnen. Als „tumber knecht“ soll er unter dem greisen Holbart 1189 ins gelobte Land gezogen sein, wofür es aber an probenhaltigen Nachweisen fehlt. Als Ritter lehrte er nach langen Reisen im Vollbesitz der höfischen Bildung heim. Schmid vermutet, er sei mit einem reichen flandrischen Herrn in dessen Heimat gezogen, wo seit der Mitte des 12. Jahrhunderts das Rittertum in höchster Blüte stand, habe dort französische Sprache und französische Dichter (namentlich den berühmten und fruchtbarsten Chretien de Troyes) kennen gelernt, habe dazu in der ritterlichen Kunst tüchtige Lehrmeister und Vorbilder gefunden und etwa dort auch die Ritterwürde erlangt. 1189 oder 1197 nahm er noch an einem Kreuzzuge teil und starb — wie man annehmen darf — zwischen 1210—1220.

Hartmann galt seinen Zeitgenossen als der echteste Meister ritterlicher Hofdichtung. Besonders wird an ihm gerühmt „diu mæze“, die Tugend der Mäßigung. In gelehrten Anspielungen wie im Gebrauch französischer Worte hält er Maß; seine Darstellungsart hat etwas sehr klares und Durchsichtiges, seine Verse fließen anmutig und rein dahin. Gottfried von Straßburg rühmt von ihm:

Hartman der Ouwaere,
ah!, wie der diu mære
beid' üzen unde innen
mit worten und mit sinnen
durchvärwet (durchfärbt) und durchzieret!
wie er mit rede figieret (gestaltet)
der äventiure meine! (Meinung, Sinn)
wie läter (lauter) und wie reine

sin kristalliniu wortelin
 beidiu sint und iemer müezen sin!
 si komet den man mit siten an, (sie treten mit feinen Sitten an uns heran)
 si tuont sich nahe zuo dem man (schmeicheln sich ein)
 und liebent rehtem muote (werden richtig Denkenden lieb).
 swer (wenn einer) guote rede ze guote
 und ouch ze rehte kan verstan,
 der muoz dem Ouware län
 sin schapel (Kranz) und sin lörzwi (Lorbeerzweig).

Er ist deshalb auch am leichtesten verständlich und zur Lektüre in erster Linie jedem zu empfehlen, der die mittelhochdeutschen Gedichte im Original kennen zu lernen wünscht.

Außer seinen Minneliedern, auf die ich im nächsten Abschnitt zurückkomme, hat Hartmann vier epische Gedichte hinterlassen, von denen zwei, „Grec“ und „Zwein“, dem Sagenkreise von Artus und der Tafelrunde angehören, der durch Hartmanns gefällige Bearbeitungen in Deutschland bekannt und beliebt wurde und bald einen unverkennbaren Einfluß auf den Geist des deutschen Rittertums ausübte. Diesen liegt, wenn auch wenig ausgeführt und minder klar hervortretend, weil durch die Menge der Abenteuer überwuchert, die Idee vom Widerstreit der ehelichen und ritterlichen Pflichten zu Grunde. Im „Grec“ verliert sich (führt ein tatenloses Leben) der Ritter um seines Weibes willen und wird von ihr zu ritterlichen Abenteuern angepornt, im „Zwein“ verliert der Held beinahe durch all zu eifrig gepflegtes Rittertum seine Gemahlin.

1) Grec ist eine Jugendarbeit Hartmanns, was sich in einer ermüdenden Ausführlichkeit der Schilderung von Nebenbingen zeigt — zur Beschreibung eines Pferdes und seines Schmuckes braucht er einmal 500 Verse — wie auch in der noch minder gewandten Handhabung der Sprache. Dennoch tritt auch hier schon der ernste Grundzug aller seiner Poesien hervor: „der Streit und die Veröhnung sittlicher Gegensätze“, und das Gedicht ist reich an schönen, anziehenden Stellen. Es ist uns, wie die Gudrun, allein in der berühmten, oben (S. 83) erwähnten Handschrift der Umbraser Sammlung in Wien aus dem 16. Jahrhundert erhalten geblieben, von Moriz Haupt, später von F. Beck herausgegeben, von Fisches übersezt.

Grec, ein vielgerühmter Ritter der Tafelrunde, gewinnt auf abenteuerliche Weise die schöne Gnite, die Tochter eines armen Grafen, zur Gemahlin und nimmt sie mit heim in seines Vaters Land, dessen Regierung er antritt. Das eheliche Glück, das er nun genießt, läßt ihn aber seiner früheren Heldenhaftigkeit vergessen und in ein unritterliches Wesen verfallen. Vordem, wird uns erzählt, war er biderbe und gut und hatte ritterlichen Sinn, jetzt aber fand er seine volle Befriedigung in Frau Gnites Minne, über der er seine Ritterpflicht ganz vernachlässigte. Endlich wird er durch Gnite selbst aus seiner träumerischen Verwechslung aufgeschreckt und erfährt, wie sehr seine Lebensart den Hof und jedermann verdröße. Er fühlt sich getroffen, aber da er durch das freie Wort seiner Gemahlin gegen dieselbe mißtrauisch geworden, nötigt er sie, mit ihm auf Abenteuer in die Welt zu ziehen und zu geloben, auf der ganzen Fahrt kein Wort zu sprechen, sondern ihm schweigend — wie ein Schildknecht — voranzureiten und nichts von dem zu sagen, was sie um sich her sehe und höre. Es beginnt nun eine neue Reihe von Abenteuern, die eben so viele Proben der Liebe und des Gehorsams Gnites sind: sie bricht wiederholt sein Gebot, um ihn vor Gefahren zu warnen, und wird jedesmal hart dafür von ihm behandelt, ohne jedoch in ihrer Liebe zu wanken, noch ihm untreu zu werden. Durch List werden sie inmitten dieser Abenteuer an König Artus' Hof gelockt; aber Grec läßt sich nicht länger als eine Nacht halten, dann

zieht er mit Einte weiter. Neue Heldentaten folgen. Eines Tages aber brechen Grees alte Wunden infolge eines gewaltigen Kampfes wieder auf, und er stürzt ohnmächtig zu Boden. Einte hält ihn für tot und will sich in das Schwert ihres Mannes stürzen, da erscheint der Graf Dringles von Limors, der sie daran hindert und sie zugleich zum Weibe begehrt. Als sie sich seinem Antrage widersetzt, bringt er sie und den für tot gehaltenen Grec auf seine Burg, wo alle Vorbereitungen zu einem feierlichen Leichenbegängnis getroffen werden. Vorher aber will der Graf Einte zwingen, sich mit ihm zu vermählen; sie erklärt, nicht von der Bahre ihres Gemahls weichen zu wollen — da schleppt Dringles sie mit Gewalt an die gerüstete Hochzeitstafel, ja schlägt sie sogar, als sie noch immer standhaft seinen Bewerbungen widersteht. Ihr Jammergeschrei erweckt plötzlich den Scheintoten aus seiner Betäubung; er springt von der Bahre auf und fährt in seinem Leichentuche wie ein Geist mitten unter die Tischgenossen, ergreift das erste beste Schwert und sticht damit den Grafen und seine nächsten Nachbarn nieder — die anderen ergreifen die Flucht. Noch in der dunkeln Nacht verläßt Grec mit seinem treuen Gemahl die Burg, unterwegs erzählt sie ihm alles, was sie erlebt, während er erstarrt dagelegen. Jetzt, da er ihre Treue hinlänglich erprobt, bitter er sie wegen seines Mißtrauens und seiner Härte um Vergebung. Beide haben sich wohl bewährt, er in harten Kämpfen, sie in unermüdlicher Geduld und Liebe, so feiern beide eine neue, um so reinere und festere Vereinigung, die bis ans Ende ihres Lebens ihnen das höchste Glück gewährt.

2) *Zwein* oder „der Ritter mit dem Löwen“ ist das bedeutendste und vollendetste, wohl auch das späteste aller Gedichte Hartmanns. Frei und selbständig behandelt er darin seinen wie im Grec aus dem „Chevalier au lion“ Chrestiens von Troyes entnommenen Stoff, dessen fremdartiges Äußeres bei ihm ganz verschwindet hinter dem uns tief anmutenden deutschen Gewand, in das er ihn gekleidet. Darum war es auch sein am meisten gelesenes Werk, von dem noch viele Handschriften aufbewahrt sind. Der Grundgedanke des *Zwein* ist wie im Grec der Streit von Minne und Helidentum, der nach langer Dauer mit einer Versöhnung und festeren Vereinigung beider endet. — Die erste Ausgabe des „*Zwein*“ durch Benecke und Lachmann war eine bahnbrechende Leistung der jungen germanistischen Wissenschaft; sie ist erneut durch Emil Henrici. Ins Neuhochdeutsche haben ihn Graf Wolf Vaudissin und Friedrich Rösch übersetzt.

Zwein.

Am Abend eines großen, von König Artus veranstalteten Festes erzählt ein Ritter, wie er vor Jahren bei einem Zauberbrunnen im Walde von Brezilian von einem gewaltigen Rämpan aus dem Sattel geworfen sei und sein Ross außerdem eingebüßt habe. *Zwein*, der diese Erzählung voller Spannung mit angehört hat, erhebt sich, als sie beendet, mit dem Entschluß, das Abenteuer selbst zu wagen und den Freund zu rächen. Um König Artus zuvorkommen, der geschworen, mit seiner ganzen Macht den Zauberbrunnen aufzusuchen, stiehlt er sich alsbald heimlich von dannen und erreicht glücklich sein Ziel. Es gelingt ihm, den Herrn des Brunnens, der zum Rachekampf herbeigeeilt ist, in die Flucht zu schlagen, dann verfolgt er seinen auf den Tod verwundeten Feind bis auf die Zugbrücke seiner Burg, dort aber sieht er sich, nachdem er den Burgherrn erschlagen hat, durch ein hinter ihm niederschlagendes Fallgitter, das ihn überdem das Pferd unterm Leibe zerschneidet, plötzlich zwischen zwei Toren eingeschlossen und gefangen. In dieser Not naht dem Helben eine Dienerin der Königin, die mitleidige Lunete, und entzieht ihn der Verfolgung der rachedürstenden Burgbewohner durch einen unsichtbar machenden Zauberring. Von einem Ruhebett, wohin sie ihn geführt, erblickt er die um den Tod ihres Gemahls wehklagende Königin Laudine, und alsbald überwindet ihn Frau Minne, daß er die schöne Witwe lieben muß. Die kluge Dienerin erkennt und begünstigt seine Neigung und sucht ihn zum Herrn des Landes zu

machen. Sie weiß die Königin zu überzeugen, daß sie sich nach einem neuen Gemahle umsehen müsse, um den Zauberbrunnen wider König Artus zu schützen, auch wisse sie von einem Helden, der noch viel tapferer sei als ihr erschlagener Herr und in heftiger Liebe gegen sie erglühe. Laudine will anfangs nichts davon hören, aber endlich gibt sie nach und befiehlt, Zwein schnell herbeizuholen. Sobald sie ihn erblickt, liebt auch sie ihn und wird seine Gemahlin. Gutmütig verteidigt der Dichter diesen Wankelmuth. „Sie tat,“ meint er, „wie die Weiber immer tun, sie widersprechen aus Eigensinn dem, was ihnen doch gut dünkt. Daß sie oft das thun, was sie vorher verredet haben, das macht ihnen gar mancher zum Vorwurf, doch dünkt mich das eine gute Sitte zu sein — es kommt von ihrer Güte — wer ihnen daher Unstätigkeit vorwirft, dem stimme ich nicht bei. Ich will ihnen nichts als Gutes zugestehen. Möge ihnen alles Gute geschehen!“

Bald danach kommt König Artus mit seiner Schar zu dem Brunnen — Zwein sprengt als jehiger Schuhherr zum Kampfe herbei und wirft nach einem kurzen Gefechte den von Artus ausgesandten Ritter aus dem Sattel. Dann nimmt er das Roß des Besiegten, geht vor den König und gibt sich als Ritter Zwein zu erkennen. Darauf bewirtet er den ganzen Hof sieben Tage lang. Beim Scheiden rät Gawein, einer der Ritter der Tafelrunde, dem Neuvermählten, an Greccs Erfahrung ein Beispiel zu nehmen und sich nicht wie jener um seines Weibes willen zu verlegen. Auf diese Mahnung hin verläßt Zwein seine Gemahlin und verspricht ihr, binnen Jahresfrist zurückzukehren. Am Hofe des Königs Artus vergeht ihm unter Turnieren und ritterlichen Thaten die Zeit so schnell, daß er sein Versprechen nicht pünktlich einhält; da erscheint Lunete plötzlich vor König Artus und verkündet im Namen ihrer Herrin, daß Zwein als ein Treulofer ihre Huld verloren habe. Über diese Nachricht verliert er den Verstand, irrt im Walde umher und lebt dort vom rohen Fleische des von ihm erlegten Wildes. Nachdem er von einigen Frauen, die ihn da liegen finden, durch Bestreichung mit einer wundertätigen Salbe geheilt worden, muß er noch Jahre lang umheritreifen, ehe er zum Frieden kommt. Ein Löwe, dem er im Kampfe mit einem Lindwurm beigekommen, ist auf seinen Irrfahrten sein unzertrennlicher Gefährte, der ihm das Wild ausspürt, an seiner Seite mit ihm speißt und ihm in jeder Weise behilflich ist.

Der Löwe wacht' und lief
um ihn und um sein Roß.
Wie ein kluger Freund und Genosß
hütet' er und bewacht'
mit treuer Sorg' ihn jede Nacht.

Durch einen Zufall gelangt Zwein wieder in seines Weibes Land, wo er Lunete, durch den Haß des Truchsesses Laudines zum Feuertode verurteilt, in einer Kapelle eingeschlossen findet. Er kämpft mit Hilfe seines treuen Löwen siegreich für die unschuldige Lunete gegen deren drei Ankläger und zieht dann, ohne sich Laudine zu erkennen zu geben, seines Weges fort. Auf seinen weiteren Irrfahrten besiegt er noch gewaltige Riesen, erlöst dreihundert Jungfrauen aus ihrer Gefangenschaft und kämpft an Artus' Hof zwei Tage lang unerkannt gegen Gawein für eine Jungfrau, die von ihrer Schwester des Erbes beraubt ist. Endlich geben sich die beiden Helden einander zu erkennen und fallen sich vor freudigem Staunen in die Arme. Der Streit der Schwestern wird darauf geschlichtet, und an Artus' Hofe herrscht große Freude. Sobald Zwein von seinen Wunden geheilt ist, treibt ihn die Sehnsucht nach dem Lande seiner Gemahlin, deren Gunst er durch Lunetes Vermittelung wiedergewinnt. Eine aufrichtige Versöhnung der beiden Gatten findet statt, und so ist auch hier die Liebe wieder versöhnt mit dem Geldentum.

3) Gregorius vom Stein oder „der guote sündaeer“, eine der verbreitetsten Legenden, die noch bis ins 16. Jahrhundert in den Kirchen vorgelesen wurde, war

von Hartmann bald nach dem Erec gedichtet, wobei er wohl auch ein französisches Original vor sich hatte. Es ist eine christliche Ödipusfage, deren Grundgedanke dahin zielt, daß wahre Buße auch die schwersten Sünden tilgt. Wie in den beiden Nittergedichten treten auch in dieser Legende sittliche Gegenfäße einander gegenüber und kommen zum Austrag, wie es schon in dem von Hartmann selbst herrührenden Titel „Der gute Sünder“ ausgedrückt ist. Ausgaben haben wir von A. Bachmann, F. Bsch und G. Paul. Eine Uebersetzung gab Fistes heraus.

Gregorius
vom Stein.

Ein Fürst in Aquitanien hatte zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter, bei deren Geburt die Mutter das Leben lassen mußte. Als die Kinder zehn Jahre alt geworden, stirbt auch ihr Vater — die Geschwister wachsen in zärtlicher Liebe zu einander auf — durch die List des Satans wird ihr Verhältnis aber bald ein fündliches. Von bitterer Neue erfaßt wendet sich der Jüngling an einen alten Freund seines Vaters und entdeckt ihm seine Verirrung. Auf seinen Rat wandert er außer Landes, aber bald bricht ihm das Herz vor Sehnsucht nach der zurückgebliebenen Schwester, die inzwischen im Hause des väterlichen Freundes heimlich von einem Knaben entbunden wird. Dieser Knabe ist der „gute Sünder“, von dem das Gedicht eigentlich handelt. Um die Ehre der unglücklichen Mutter zu retten, soll das Kind ausgefetzt werden; es wird in eine Kiste gelegt, eingehüllt in seidene Gewänder, dazu eine Summe Geldes zu seiner künftigen Erziehung, endlich eine Tafel, auf der vermerkt ist, daß es von hoher Geburt, sowie daß seine Mutter seine Base, sein Vater sein Oheim sei. Die Kiste wird sodann in eine ledige Barke gelegt und dem Meere und den Winden preisgegeben. Die Mutter lebt seitdem ein zurückgezogenes Büßerleben und schlägt alle Bewerbungen um ihre Hand aus.

Unterdes ist die Barke von den Meereswogen an ein fernes Gestade getrieben worden, in dessen Nähe ein Kloster liegt. Fischer sehen das herrenlose Fahrzeug, ziehen es ans Land und bringen das Kindlein dem Abt, der es einem von ihnen zur Erziehung übergibt. In der Taufe empfängt der Knabe den Namen Gregorius. Als er sechs Jahre alt ist, nimmt der Abt ihn zu sich ins Kloster und läßt ihn aufs sorgfältigste unterrichten. So wächst er zum Jüngling heran, da wird er einst spottweise von einem Kameraden ein armer Findling genannt. Der Abt, den er darüber auszuforschen sich beeilt, eröffnet ihm zögernd das ganze Geheimnis seiner Geburt, worüber Gregorius so unglücklich ist, daß er trotz der Warnungen seines frommen Pflegers sich dem geistlichen Stande, für den er bestimmt war, entzieht und beschließt, als Ritter in die weite Welt zu gehen und das Land seiner Geburt aufzusuchen. So verläßt er das Kloster und schiffet sich, ritterlich gekleidet und ausgerüstet, aufs ungewisse ein. Die Winde treiben ihn an seiner Mutter Land, dessen Hauptstadt um ihrer Beharrlichkeit willen von einem Fürsten gerade damals belagert wurde. Er gelangt in die Stadt, entsetzt sie und vertreibt den feindlichen Heerführer mit seinen Kriegern. Zum Dank dafür heiratet die Befreite ihren Nitter, ohne daß beide ahnen, wie nahe verwandt sie sind. Plötzlich offenbart sich das fürchterliche Geheimnis durch die Tafel, die Gregorius bei sich führt, beide werden von einem namenlosen Weh überfallen und wenden sich zur Buße. Er selbst erwählt das härteste Büßerleben auf einsamem Fels im wilden Meer, an eine eiserne Fessel geschlossen. Auf dem Stein, unter freiem Himmel, sitzt Gregorius in härenem Gewande nun siebzehn Jahre lang. Da stirbt der Papst, und den um die neue Wahl Streitenden wird durch Gottes Stimme offenbart, daß in Aquitanien ein Mann auf wildem Fels im Meere sitze, der allein des päpstlichen Stuhles würdig sei. Man sendet Boten dorthin — Gregorius weigert sich anfangs, dem überraschenden Rufe Folge zu leisten, willigt aber endlich ein, als Papst nach Rom zu ziehen. Unter Jubel und Glockengeläut wird er dort empfangen, — die Kunde von seinen wunderbaren Krankenheilungen, die durch alle Lande bringt, veranlaßt seine Mutter nach Rom zu pilgern, um dort Freisprechung von ihren Sünden zu

Erklärender Abdruck zum Anfang des „Armen
Heinrich“

von Hartmann von Aue.

Ditz ist der arme Heinrich.
Got mach uns im¹ gelich².

Ein Ritter so geleret was³,
daz er an⁴ den buchen⁵ las,
was er dar an geschriben vant:
der was³ Hartman genant
unde was ein dinsteman von Owe⁶.
der nam im⁷ eine schowe⁸
an einem ieslichen⁹ buche,
dar an begond er suche,
ob er icht des¹⁰ vunde,
da mit er swere¹¹ stunde
senfter¹² mochte machen,
mit so geweren¹³ sachen,
daz zu gotes eren¹⁴ tōchte¹⁵,
damit er sich mochte
gelieben¹⁶ den leuten.
hie beginnet er uns deuten
eine rede, die er geschriben vant.
dar umbe hat er sich genant,
daz er siner¹⁷ arebeit,
die er an ditz buch hat geleit¹⁸,
ane¹⁹ lon²⁰ icht²¹ belibe²²,

1. ihm. 2. gleich. 3. unterrichtet war. 4. in. 5. Büchern.
6. Aue. 7. sich. 8. Einblick. 9. jeglichem. 10. icht des =
etwas von dem. 11. schwere. 12. leichter. 13. tüchtigen. 14.
Ehren. 15. taugte. 16. beliebt machen. 17. seiner. 18. gelegt,
verwendet. 19. ohne. 20. Lohn. 21. nicht. 22. bleibe.

D iz ist der arme heintich

^{min} Got mach vns im Gelych

In Bitter so gelycher was

Das er an den buchen las

Was er dar an geschriben vant

Der was hartman genant

V n was em dinsteman von ewe

Der nam im eme schilwe

An einem iestlichen buche

Dar an begond er soche

O b er was des vunde

Da mit er swere stunde

S enker mochte machen

Mit so geweren sachen

D az zu gotes eren tochte

Da mit er sich mochte

S elieben den leuten

hie besimmet er vns debten

S in rede die er geschriben vant

Dar vmbes hat er sich genant

D az er smer arebels

Die er an ditz buche hat gelayt

An ne lon ich belibe

erbitten. Mutter und Sohn erkennen sich wieder und leben fortan, von Gott begnadigt, in heiliger Lauterkeit bei einander.

4) Der arme Heinrich, Hartmanns tief sinnigste Dichtung, beruht auf der lateinischen Aufzeichnung einer alten Geschlechts Sage und knüpft an die Familiengeschichte seiner Lehnsherren, der schwäbischen Herren von Aue an. Uhland nennt dieses kürzeste von Hartmanns Epen „eines der gediegensten und ammutigsten Gedichte des deutschen Mittelalters“. Eine Ausgabe nach der Straßburger Handschrift mit Erklärungen veranstalteten 1815 die Brüder Grimm; dieser sind seitdem viele andere gefolgt. (Vgl. Veil. 23.) Ebenso häufig ist es übersezt worden, am vollständigsten von Karl Simrock, zuletzt von G. Voetticher in den „Denkmälern der älteren deutschen Literatur“, in freier künstlerischer Bearbeitung von Adelbert v. Chamisso. Eine freie prosaische Nacherzählung mit sieben charaktervollen Zeichnungen von Joseph Ritter von Führich ist 1878 herausgekommen. Der fromme Grundgedanke dieser Erzählung ergibt sich am besten aus ihrem Inhalt.

Im Schwabenlande lebte einst ein Freiherr, reich an weltlicher Tugend und an Erdengütern, aber innerlich arm, da er wähnte, er könne Ehre und Gut ohne Gott haben: Herr Heinrich von Aue. Da fügte es Gott, daß ihn plötzlich die Miselsucht (Aussatz) ergriß — „nun ward er jedemann zur Last, und alles floh vor seinem Blick“. Und die schwere Krankheit, an der einst Hiob gelitten, traf ihn um so schmerzlicher, als er nicht Hiob's Geduld besaß, sondern sich ungestüm dagegen aufbäumte. Da hört er von berühmten Ärzten in Montpellier und Salerno, und sofort bricht er auf, bei ihnen Heilung zu suchen. Alle halten ihn für unheilbar, endlich erklärt ein Meister in Salerno, daß er gerettet werden könne, wenn eine reine Jungfrau freiwillig ihr Herzblut für ihn dahingebe. Nach diesem Bescheid kehrt er verzweifelt an seiner Genesung und alles Trostes bar zurück in seine Heimat, verachtet seine Güter teils an Verwandte und Arme, teils an Gotteshäuser und behält sich nur einen Meierhof vor, auf welchem ein Bauer als Meier wirtschaftet, dem er früher viel Gutes erwiesen und der ihn nun gern in seine Familie aufnimmt. Dorthin zieht er, um fern von der Welt seine Siechtage zu verleben. Der Meier und seine Frau pflegen ihn aufs sorgfältigste; vor allem aber nimmt sich seiner liebevoll an ihr achtjähriges Töchterchen, ein schönes Mädchen, das fast nie von seiner Seite wich, so daß er es im Scherz sein „klein Gemahl“ nannte und es oft durch kleine Geschenke zu erfreuen suchte —

Der arme
Heinrich.

in ihren Augen war er rein!
Mochten auch seine Gaben
daran mit Anteil haben,
so wirkt es doch zu allermeist,
den Gott ihr gab, der süße Geist.

Drei Jahre schweren Siechtums hatte er dort zugebracht, da fragt ihn eines Tages der Meier, wie es denn käme, daß ihn keiner der großen Ärzte von Salerno habe helfen können, und nun erzählt der arme Heinrich, was ihm von den weisesten Ärzten geraten sei und wie er danach aller Hoffnung auf Genesung entsagt habe. Auch die Tochter hatte diese Mitteilung des Kranken angehört und war darüber so bekümmert, daß sie die Nacht vor Weinen nicht schlafen konnte und durch ihre Tränen die Eltern aufweckte. Diese suchen sie zu beruhigen, aber ihr Herzweh schwindet nicht die ganze Nacht und den folgenden Tag, da kommt ihr, als die zweite Nacht hereinbricht, der Entschluß, ihr Herzblut für den geliebten Herrn hinzugeben. Der Gedanke stimmt sie wohlgenut und freudenreich; sie bleibt den Bitten und Drohungen ihrer Eltern gegenüber fest und unerschütterlich, ja es gelingt ihr endlich durch inständiges Bitten, deren Einwilligung zu ihrem kühnen Entschlusse zu erringen. Ihr zeitliches Heil, da ein gütiger Herr ihnen erhalten bleibe, des Mädchens ewiges Heil, da sie früh aus diesem vergänglichem und hinfalligen

Leben zum ewigen Heile gelange, sind es, worauf die Tochter sie hinweist — niemand als der heilige Geist, meint sie, könne ihr solche Gedanken und Worte einflößen. Auch Heinrich nimmt nach einigem Zögern ihr Anerbieten an und bricht mit ihr nach Salerno auf. Als er dem Arzte das junge Mädchen vorstellt, erstaunt dieser über ihren Mut, der allen seinen Vorstellungen von dem ihr bevorstehenden qualvollen Tode unerschütterlich widersteht. So soll denn die Opferhandlung vor sich gehen — festgebunden liegt die Jungfrau auf dem Tische des Arztes, der sein Messer weht, um zum Herzen hin zu schneiden, da tritt in dem Gemüte Heinrichs, der das Wehen gehört und durch eine Lürrihe sein Opfer erblickt, der Umschlag ein. Er bereut es, ihr Anerbieten aus bloßer Selbstsucht angenommen zu haben, er erkennt, wie töricht es sei, sich eigenmächtig von einem Leiden befreien zu wollen, das Gott über ihn als einen Sünder verhängt hat, nun kann er das Mädchen nicht sterben lassen. Er dringt in das Gemach, teilt dem Arzt mit, daß er ganz in Gottes Willen ergeben die Jungfrau am Leben lassen wolle. Auch ihr Sträuben stimmt ihn nicht um. Obgleich sie jammernd sich beklagt, daß ihr nun die reiche Himmelkrone verloren gehe, die sie gehofft habe zu erlangen, nötigt er sie, ihm in die Heimat zu folgen. Der Herzenskündiger aber hat die treue Hingebung und Opfersfreudigkeit des Mädchens ebenso wie die völlige Sinnesänderung des armen Heinrich hinlänglich erprobt, und der heilige Christ zeigt jetzt, wie lieb ihm diese Gesinnung sei, indem er beide belohnt.

Dô erzeigte der heilige Krist,
wie liep ime triuwe ist,
und schiet (erlöfste) si dô beide

von allem ir leide
und machete in dô zestunt
reine unde wol gesunt.

Dadurch zeichnet sich, wie Uhland betont, Hartmanns Gedicht vor anderen Darstellungen dieser Opfergabe besonders aus, daß nicht das blutige Opfer äußerlich vollbracht und durch ein eben so gewalttames Wunder die Tote wieder ins Leben gerufen wird, sondern daß die freiwillige Hingebung geistig vollendet wird und dann die Genesung nur leise wie ein Tau vom Himmel sinkt.

In seiner Heimat wird der Genesene von den Angehörigen und Freunden mit großem Jubel empfangen. Von nun an widmet er sein neugeschenktes Leben ganz dem Dienste Gottes, gelangt durch dessen Gnade auch wieder zu Gut und Ehren und schenkt dem treuen Meier das Gehöft, auf dem er so lange als Siecher gelebt. Zuletzt ladet er alle seine Verwandten und Mannen ein und gewinnt von ihnen die Einwilligung zu seiner Vermählung mit der treuen Jungfrau, der er sein Leben verdankt.

Jünger und Nachfolger der drei Meister.

Schon das Mittelalter hob die drei Meister der höfischen Epik, Wolfram, Gottfried und Hartmann als die bedeutendsten Dichter jener Zeit hervor, obgleich es sie in ihrer Eigentümlichkeit wohl zu unterscheiden wußte und ihnen durchaus nicht gleiche Gunst erwies. Am beliebtesten waren unzweifelhaft Gottfried und Hartmann, und an sie hielt sich auch die große Mehrzahl der Dichtergenossen; doch auch Wolframs dunkle, gedankentiefe Sprache fand ihre Bewunderer und Nachahmer, wie den Verfasser des „Jüngerer Titurel“ und des „Lohengrin“ (vgl. S. 107) und noch andere, die oft in gespreizter Weise seinen Stil bis zur Karikatur verzerrten. Auf den Inhalt kam es einigen von ihnen dabei gar nicht an; es fertigte z. B. ein solcher Dichterling ein gereimtes Verzeichnis seiner Bibliothek in Wolframscher Manier. Hartmanns und Gottfrieds Stil glich die Mängel Wolframs aus und

förderte die Sprachgewandtheit, die Anmut und Leichtigkeit der ihnen nachcifernden Dichterschule, freilich auch eine sehr freie Auffassung der Moral, da Gottfrieds Einfluß in diesem Punkte sowohl Wolfram als Hartmann nicht zur Geltung kommen ließ. Doch sind unter den zahlreichen Nachfolgern und Jüngern der Meister nur wenige, welche besondere Erwähnung verdienen.

In Hartmanns von Aue Fußstapfen traten zwei Bearbeiter der Artus-
sage, die wir zunächst ins Auge fassen.

1) Wirnt von Gravenberg, ein Franke aus adeligem Geschlecht, dem die Burg Wirnt von Gravenberg gehörte, deren Name bis auf den heutigen Tag dem darunter liegenden Städtchen Gräfenberg, zwischen Nürnberg und Baireuth, geblieben ist, dichtete um 1212 ein Rittergedicht von 11708 Reimzeilen: „Wigalois“, der Ritter mit dem Rabe“, dessen Abenteuer viel phantastischer sind als die des Zwein. Ein welscher Knappe hatte sie ihm einst erzählt, und aus der Erinnerung ging er daran, „sie wieder zu leimen mit ganz neuen Reimen“.

Gawein, einer von König Artus' Rittern, hat sich mit der schönen Florie Wigalots. von Syrien vermählt und über dem Glück der Minne allen Heldenruhm und Latendrang vergessen. Aber plötzlich ergreift ihn die Sehnsucht nach seinem Heldenkönig, und er erbittet von seiner Gemahlin Urlaub. Als er zu ihr zurückreiten will, kann er den Weg nicht mehr finden, da er einen Gürtel von zauberhaften Kräften, den er einst von dem Oheim Floriens geschenkt erhalten, nicht mitgenommen. So muß er endlich nach langem schmerzvollen Umherirren wieder an Artus' Hof ziehen, wo er fern von seiner Gemahlin zwanzig Jahre lebt. Inzwischen ist ein Sohn, den sie bald nach seiner Abreise geboren, zum Manne emporgewachsen, der, als er von seines Vaters Heldentaten hört, ihn kennen zu lernen wünscht. So geht er an König Artus' Hof, wo er sich Gwi von Galois (Wigalois) nennt und der Obhut des besten Ritters, seines eigenen Vaters, übergeben wird, ohne daß beide wissen, in welchem Verhältnis sie zu einander stehen. Kaum hat Wigalois das Ritterschwert empfangen, als eine Jungfrau am Hofe erscheint, die alle edlen Ritter aufruft, die schöne Larie von Korntin, eine Königstochter, deren Vater von dem grausamen Ritter Noaz von Gloyz erschlagen sei, zu retten. Sofort macht er sich auf, um diesem Ruf Folge zu leisten; unterwegs besteht er die wunderlichsten, unerhörtesten Abenteuer mit Riesen, Zwergen, Drachen, Geistern u. s. w. Eines Tages gerät er in große Not. Er muß nämlich ein Tor passieren, vor dem ein mit Schwertern und Kolben bewaffnetes Rad sich mit unglaublicher Geschwindigkeit herumschwingt. Zudem er nun davor steht und nicht hindurch kann, rückt hinter ihm ein undurchbringlicher Nebel wie eine Eisenmauer heran und schließt ihn vollends ein. Keine menschliche Kraft vermag ihn zu retten. Nur Gott kann es tun. Beim fahlen Mondschein schläft er ein, und unterdes kommt, „von der süßen Maide Kind“ d. h. von Christus gesendet, ein starker Wind, der den Nebel zerstreut und das Rad zum Stillstande bringt. Darüber wacht er auf und kann nun bequem durch das Tor gehen. Endlich trifft er auf Noaz, den er zu Boden schlägt, worauf er die schöne Larie befreit und König von Korntin wird. Gawein kommt nun auch herbei, und zu großer gegenseitiger Freude erkennen sich Vater und Sohn.

Das von Graf Wolf Baudissin ins Neuhochdeutsche überfetzte Gedicht ist überreich an langen eingeflochtenen Reflexionen und unglaublich breiten Beschreibungen, die der Dichter zum Überfluß noch zu rechtfertigen sucht. So sagt er, nachdem er Floriens Kleid in über 100 Zeilen beschrieben:

„Wer nun das beneiden wollte,
daß sie trug so schönes Kleid,
das wäre eine große Torheit;
denn es bringt ja niemandem Schaden,

was ich auf sie mag laden
von Seide und von Worten
und von Schmuck mit Worten.“

Dennoch fand dieses Gedicht bei den Zeitgenossen großen Beifall, blieb auch ein Lieblingsbuch der späteren Jahrhunderte, und an den Namen Wirnts knüpfte sich eine allegorische Erzählung „Der Welt Lohn“, von Konrad von Würzburg, deren Inhalt ich hier (in Uhlands Worten) gleich anschließen will.

Der Welt
Lohn.

Wirnt von Gravenberg war ein Muzbund deutscher Ritterschaft, schön, tugendreich, und in allem vollkommen, womit man dieser Welt Preis erwirbt. Er trug ausgewählte Kleider; Birschen und Weizen verstand er wohl, Schachtafel und Saitenspiel war seine Kurzweil. Einem Ritterspiele wär' er über tausend Meilen nachgeritten, um den Sold der Minne zu erstreiten. Einst saß er allein in der Kammer und hatt' ein Buch in der Hand, darin er Aventure von der Minne geschrieben fand. Damit hatt' er den Tag bis zur Besperzeit vertrieben. Da war ein wunderschönes Weib herzugeschlichen, von deren lichter Farbe das Gemach erleuchtet ward. Sie trug kostbare Kleider und eine reiche Krone. Erschrocken sprang Wirnt auf und hieß sie willkommen. Die Frau dankt ihm: er solle nicht so sehr vor ihr erschrecken, sie sei es ja, der er lange her gedient, für die er oft Leib und Seele gewagt; nun sei sie hergekommen, um ihm den Lohn zu zeigen, der ihm für seinen Dienst werden solle. Wirnt wundert sich, daß er der Dienstmann einer Frau sein solle, die er doch nie gesehen; doch wolle er mit Freunden der Ihrige sein, nur möge sie ihm ihren Namen sagen. Da sprach sie: unter ihrer Krone stehen Kaiser und Königsöhne; Herzöge, Grafen und Freie biegen ihr das Knie: „die Welt“ sei sie geheißt, und ihren Lohn solle er jetzt sehen. Da wandte sie ihm den Rücken zu, der überall mit Schlangen, Mattern und Kröten behangen, mit giftigen Blättern bedeckt und von Maden bis auf das Gebein zerfressen war; ihr seiden Kleid war in ein schlechtes Wschentuch verwandelt. So schied sie von dannen. Der Ritter aber erwünschte solchen Dienst, schied von Weib und Kind, nahm das Kreuz an sein Gewand und hub sich über das wilde Meer, um in Gottes Heere gegen die Heidenchaft zu streiten.

Bazilhofen.

2) Ulrich von Bazilhofen, ein Thurgauer Ritter, empfing von Gui von Morville, einer der Geiseln, die für König Richard Löwenherz im Jahre 1194 gestellt und an Kaiser Heinrichs Hof gesandt wurden, ein welsches Buch „Lanzelot vom See“, das er auf die Bitte lieber Freunde ins Deutsche umdichtete. Es ist ein noch schwächeres Machwerk als „Wigalois“, eine kunstlose Anhäufung phantastischer, zum Teil sehr sittenloser Abenteuer.

Lanzelot.

Lanzelot, Artus' Neffe, wird als Kind von einer Meerminne, der Zauberin Viviane, geraubt, über einen See entführt und von ihr erzogen. Fünfzehn Jahre alt, entsendet ihn die Fee auf einem Roß, das er noch nicht reiten kann, in die Welt und sagt ihm, er werde seinen Namen erfahren, wenn er den besten Ritter, Iweret von Dodone, überwunden habe. Nach endlosen Kriegs- und Liebesabenteuern erreicht er dieses Ziel, vermählt sich mit Iwerets Tochter, Iblis, und lebt mit ihr sehr glücklich, bis sie beide an einem Tage sterben.

Da dies Gedicht auch gelegentlich den Tod des Königs Artus in einem Kampfe mit seinem empörerbischen Neffen Morderoth erzählt, bildet es gewissermaßen den Schlußstein der Artussage, deren weitere Bearbeitungen immer geistloser werden und keine Erwähnung verdienen. In der vornehmen Welt schwärmte man jedoch fort und fort auch für die dürftigsten Ausläufer der Artuspoesie; noch im 16. Jahrhundert gaben süddeutsche Ritter gern ihren Kindern Namen, wie Parzival, Wigalois zc. In unseren Tagen zeugt davon allein der Name „Arthur“, wie in der Bretagne noch heute eine Gruppe aufgestürmter Granitfelsen „Arthurs Schloß“ heißt.

Nachlänge
der Artus-
sage.

Aus der Karolingischen Sage (vgl. S. 40 ff.) wählte ein Nachahmer und jüngerer Zeitgenosse Gottfrieds, Konrad Fleck, ein schwäbischer „Meister“, also wohl bürgerlicher Herkunft, von dem wir sonst nichts wissen, sich nach einer altfranzösischen

Quelle einen Stoff, den er u. d. T. „Flöre und Blanscheflur“ (Blume und Weißblume) bearbeitete. Es ist dies eine zarte, anmutige und reine Liebesgeschichte, nächst der von Tristan und Isolde die bekannteste bei den Völkern des Mittelalters, und zwar die sagenhafte Jugendgeschichte der Großeltern Karls des Großen.

Blanscheflur (blanche fleur = Lilie), die Tochter einer von den Sarazenen geraubten Gräfin, die in der Gefangenschaft bei dem König Veniz in Spanien lebt, wird an demselben Tage und in derselben Stunde geboren, in der auch die Heidenkönigin einem Sohne, Flöre (fleur), das Leben gibt. Die beiden Kinder werden von einer Amme gefäugt und miteinander erzogen. Im zartesten Alter lernen sie die Minne kennen, und ihre Liebe nimmt mit den Jahren zu. Als der König davon Kunde erhält, beschließt er die beiden zu trennen; seinen Sohn schickt er nach Mantua. Blanscheflur verkauft er an Handelsleute aus dem Orient, die sie nach Babylon bringen. Als Flöre von seiner Reise zurückkehrt, gerät er außer sich, da sein Vater ihm erzählt, daß Blanscheflur gestorben sei; aber seine Mutter verrät ihm die Wahrheit und ermutigt ihn auszugehen, um die Geliebte aufzusuchen. Zu seinem Schutz gibt sie ihm einen Zauberring mit, der seinen Träger vor dem Tode bewahrt. Nach langem Umherirren gelangt er nach Babylon, wo er seine Geliebte in der Gewalt des Sultans findet, der sie zu heiraten beschloffen hat. Es gelingt Flöre aber, einen Turmwächter zu bestechen, der ihn in einem Korbe, ganz unter Blumen versteckt, in Blanscheflurs Gemach tragen läßt. Doch nur kurz ist die Freude ihres Wiedersehens — sie werden entdeckt und zum Flammentode verurteilt. Da keiner von beiden durch den Zauberring sich allein retten will, werfen sie ihn weg und wollen gemeinsam sterben. Durch diese Liebe gerührt schenkt der Sultan ihnen beiden das Leben und läßt sie nach der Heimat ziehen. Dort finden sie Veniz gestorben und können nun den langersehnten Ehebund schließen, nachdem Flöre zuvor Christ geworden. Ihre Tochter war Berta, Pipins Gemahlin, Karls des Großen Mutter. — Sie leben bis ins hundertste Jahr, sterben beide an einem Tage und werden in einem gemeinsamen Grabe zur Ruhe bestattet.

Flöre und
Blansche-
flur.

Einen weiten und mannigfachen Kreis von Stoffen beherrschte und behandelte Rudolf von Ems. Er führt seinen Namen von der Burg Hohenems im österrreichischen Vorarlberg, derselben Burg, in der zwei der wichtigsten Handschriften des Nibelungenliedes aufbewahrt und der Nachwelt erhalten wurden (S. 71). Er war Dienstmann des Grafen von Montfort und einer der gelehrtesten und fruchtbarsten Dichter seiner Zeit. Der größte Lobredner Gottfrieds und der gelehrigste Schüler seiner Darstellungsweise hat er doch nur Gedichte von höchster Sittreinheit und innerem Frieden uns hinterlassen. Am nennenswertesten sind darunter zwei, nach lateinischer Vorlage verfaßt, mit denen er in Hartmanns Fußstapfen trat, die Legende „Barlaam und Josaphat“ und die poetische Erzählung „Der gute Gerhard“. Außerdem hat er die Alexandersage und den trojanischen Krieg, ferner die romanhafte Geschichte Wilhelms des Eroberers (Wilhelm von Orleans) behandelt. Sein letztes Werk ist die „Weltchronik“, in der er die Geschichte des Alten Testaments, aber auch die der heidnischen Völker erzählte. Als er sie bis auf Salomos Tod fortgeführt hatte, ereilte ihn selbst der Tod in Italien zwischen 1250 und 1254, vermutlich auf einem Kriegszuge im Gefolge des Kaisers Konrads IV. Die auch poetisch nicht unbedeutende „Weltchronik“ war zugleich ein wichtiges Vermächtnis für den Laienstand, der bis auf Luthers Zeiten daraus fast allein Kenntnis des Alten Testaments gewinnen konnte.

Rudolf von
Ems.

Barlaam und Josaphat. Josaphat ist der Sohn eines heidnischen Königs von Indien, vor dessen Palast Barlaam, ein gottgesandter Weiser von der Insel Sennaar, als Juwelier erscheint, der seinen köstlichsten Edelstein nur dem Königssohne selbst zeigen will. Dieses Juwel ist das Christentum, das Jo-

Barlaam
und Jo-
saphat.

Japhat durch den Weisen kennen lernt und zu dem er sich, allen Verböten und Drohungen des Vaters entgegen, befehrt. Der Sohn verbreitet nun in seinem Reiche den Glauben an den Heiland mit großem Segen und herrlichem Erfolge; zuleht gesteht auch der Vater, von harten Unglückschlägen heimgesucht, die Götlichkeit des Christentums zu, zieht sich in die Einsamkeit zurück und überläßt seinem Sohne das ganze Reich. Nachdem Josaphat die Vergänglichkeit alles irdischen Glückes erfahren, legt auch er die Krone nieder, sucht seinen greisen Lehrer auf und beschließt sein Leben unter Fasten und Beten in beschaulicher Einsamkeit. — Die Belehrung über einzelne tiefernste Wahrheiten ist in dieser Legende vielfach in Gleichnisse gekleidet, von denen eines, das von dem Mann in der Grube, wie die ganze Erzählung dem Orient entstammt und das ganze Mittelalter hindurch sehr beliebt war, oft einzeln aufgeschrieben und im Kloster Lorch auch gemalt worden ist. In neuerer Zeit hat es Rückert in seiner bekannten Parabel vom „Mann im Syrerland“ bearbeitet. Von neueren Forschern wird die ganze Legende für eine persisch-arabisch-griechische Umbildung der Buddha-Legende gehalten.

Der gute
Gerhard.

Der gute Gerhard. Kaiser Otto I., der Münsterbauer, ein weiser und gerechter Fürst, aber zu stolz auf seine gottgefälligen Handlungen, „rückt Gott seine Gaben vor“. Da wird ihm durch einen Engel veründet, daß er seinen Lohn schon dahin habe —

Gott suchet Herzensreine,
die hat am Himmel teil,

für die ist ihm alleine
die ew'ge Krone feil.

Ohne Demut und Lauterkeit des Gemütes — wird er befehrt — bleiben alle Opfer wertlos; er hätte es machen sollen wie ein schlichter Kaufmann, des Name in Buche des Lebens in goldener Schrift erglänzt — der „gute Gerhard“ in Köln. Dorthin reist nun der Kaiser, um diesen Mann kennen zu lernen, aber es kostet ihm große Mühe, denselben zu bewegen, seine Geschichte zu erzählen. Endlich beginnt er, in anspruchloser Weise Folgendes mitzuteilen. Es war eine Zeit, wo er nur nach Reichtum und besonders danach trachtete, daß man seinen Sohn den „reichen“ Gerhard nennen möge; da hatte er aber einst auf einer Handelsreise nach dem Morgenlande eine Schar gefangener englischer Ritter und eine norwegische Königstochter in der Sklaverei angetroffen, und das hatte ihn so gerührt, daß er seinen ganzen Handelsgewinn hingab, um sie loszukaufen. Die Königstochter Irene, die einem im See Sturm mit seinem Schiff verschwundenen englischen Könige verlobt war, beherbergte er sodann jahrelang in seinem Hause zu Köln, aber der Bräutigam kam nicht sie abzuholen, und zuleht mußte man glauben, daß er im Sturm sein Leben verloren habe. Inzwischen hatte Gerhards Sohn eine ernste und tiefe Neigung zu der schönen Jungfrau gefaßt, und diese hatte sich entschlossen, ihm ihre Hand zu reichen. Schon ist alles zur Hochzeit gerüstet, da läßt sich ein Pilger im Bettleraufzuge melden, es ist der totgeglaubte König von England. Der junge Gerhard verzichtet auf Minneglück und hohe Ehren; sein Vater rüstet sogar dem Königspaar die Reise nach England und geht ihm voran, um seine Ankunft zu melden. Kaum gelandet wird er von einigen Edelkenten, die er einst aus der Sklaverei errettet, wiedererkannt, und da innere Streitigkeiten das Land verwüsten, wollen sie ihn zum Könige ausrufen. Aber er weist das ganz entschieden zurück, ja schlägt jeden Lohn, jede Anerkennung aus und nimmt nur, „um des roten Mundes Irenez“ willen, die ihn darum bittet, ein Kleinod an und kehrt als einfacher Kaufmann und Bürger nach Köln zurück. — Der Kaiser fühlt Scham und Reue, als der gute Gerhard seine prunklose Geschichte beendet, es war

der Demut duft'ge Blume
in ihm nun aufgeblüht,

von allem falschen Ruhme
geheilt Sinn und Gemüt.

Das Gedicht ist von Simrock ins Neuhochdeutsche übersezt.

Der letzte aller höfischen Epiker war Konrad von Würzburg, um 1220 daselbst geboren, bürgerlichen Standes und als Fahrender von Bürgerlichen und Adelligen mitk unterstützt. Auf seinen Wanderzügen kam er nach Straßburg und Basel, wo es ihm gelang, sich festzusetzen und ein eigenes Hauswesen zu gründen. Hier dichtete er seine bedeutendsten Werke, und hier starb er am 31. August 1287 zugleich mit seiner Frau Berta und zwei Töchtern, Gerina und Agnes, an einer Seuche. Sein Grab ist noch heute in der alten, an den Münsterchor angebauten Marien-Magdalenenkapelle zu sehen. Konrad war ein gelehrter, sprachkundiger Mann, dazu ein Meister der Form, der eine staunenswerte Gewandtheit im Versbau entwickelte, wie er anderseits über einen uner schöpfl ichen Reichthum an dichterischen Gedanken und Bildern verfügte. Wenn es ihm aber auch gelang, Hartmanns Maß mit Gottfrieds Redeglanz, Gründlichkeit mit freischaffender Phantasie zu vereinen, so artet er doch oft in seinen größeren Epen in ein rebseliges Wesen aus, und der Mangel poetischen Gehaltes wird kaum durch die Häufung von Gleichnissen mit Bildern verdeckt. Doch ist er ein Meister der kleinen poetischen Erzählung (mære), welche der Geschmack der Zeit den langen Rittergedichten vorzuziehen begann.

Unter Konrads Werken hebe ich zunächst seine Erzählungen im höfischen Geiste hervor. Die bedeutendste darunter, „Engelhart und Engeltrut“, ist eine Verherrlichung der Freundestreue.

Engelhart, der Sohn eines Edelmanns in Burgund, im Begriff auf Reisen zu gehen, erhält von seinem Vater beim Abschied drei Äpfel. Wenn er jemand auf der Reise treffe, der mit ihm Bekanntschaft anknüpfen will, solle er demselben einen der Äpfel geben. Wenn jener den ganzen Äpfel aufesse, ohne ihm etwas davon zu reichen, so solle er ihn meiden — reiche er ihm aber ein Stück davon, so solle er seine Freundschaft annehmen. Der Sohn verspricht den Rat zu befolgen und reitet davon; ihm begegnen nacheinander zwei junge Leute, mit denen er die angerathene Probe versucht, die aber beide die Äpfel allein aufessen. Danach stößt er auf einen dritten, an Gestalt ihm völlig ähnlich, der nimmt den Äpfel, schält ihn und gibt ihm die Hälfte zurück. Engelhart begrüßt ihn als Freund und wählt ihn zum Gefährten. Er heißt Dietrich von Brabant und wünscht ebenfalls im fremden Lande sein Glück zu versuchen. Sie gelangen miteinander nach Dänemark und werden am dortigen Hofe willkommen geheißen. Der König hält sie ihrer Ähnlichkeit halber für Brüder; sie versichern aber, nur ihre Gesinnungen seien brüderlich, und sie hätten sich verbunden, ihm ihre Dienste anzubieten, um „von seiner Tugend zu lernen“. Bald haben sie sich am Hofe beliebt gemacht, und die treueste Freundschaft verbindet sie miteinander. Der König hat eine Tochter, Engeltrut, die sehr schön ist; ihren Augen und bald auch ihrem Herzen gefallen die zwei Freunde:

denn was den Augen sanfte tut,
das dünket auch dem Herzen gut,
und ist ihm wohl damit.

Da die beiden Freunde so ähnlich sind, gefallen sie ihr gleicherweise, zuletzt aber gibt der Name Engelhart den Ausschlag, weil er am meisten zu dem ihrigen stimmt. Da kommt eines Tages aus Brabant ein Bote an Dietrich, der ihm den Tod seines Vaters meldet und ihn auffordert, sein Land in Besitz zu nehmen. So sehr ihn der Verlust des Vaters betrübt, so schmerzlich ist ihm der Abschied von seinem Freunde, und er bietet alles auf, um diesen zu bewegen, mit ihm zu ziehen. Aber Engelhart hält es für undankbar, so schnell des Königs Dienst wieder aufzugeben, und Dietrich muß allein von hinnen. Bald darauf stirbt die Königin von Dänemark. Engeltrut ist darüber aufs tiefste betrübt und niedergeschlagen. Um sie aufzuheitern, gibt der Vater ihr Engelhart zum Kämmerer. Als derselbe eines Tages ihr bei der Tafel aufwartet, läßt er beim Vorscheiden plötzlich das Messer zu Boden fallen mit einer Verwirrung, die sofort sein Herz verrät. Das

Konrad von
Würzburg.Engelhart
und Engel-
trut.

Verhältnis, das sich nun zwischen ihnen entspinnt, wird aber von dem eifersüchtigen Messen des Königs beobachtet und durch ihn dem König verraten. Ein Zweikampf soll entscheiden, ob Engelhart schuldig oder unschuldig. Engelhart, der sich seiner Schuld bewußt ist, fürchtet einen unglücklichen Ausgang und beschließt, seinen Freund Dietrich für sich kämpfen zu lassen. Er reist zu diesem nach Brabant, und sie verabreden, ihre Rollen zu vertauschen. Engelhart, der für Dietrich gehalten wird, bleibt in Brabant zurück; Dietrich kommt auf den bestimmten Tag in Dänemark an und besiegt seinen Gegner im Zweikampf. Zur Belohnung verspricht ihm der König die Hand seiner Tochter. Die Hochzeit findet statt, aber Dietrich legt ein Schwert zwischen sich und Engelhart. Am folgenden Tage kehrt Dietrich nach Brabant zurück, und Engelhart begibt sich eilends nach Dänemark. Dort erhält er nach dem Tode des Königs die Krone und lebt mit seiner Gemahlin im größten Glücke.

Nicht lange darauf wird Herzog Dietrich von der Miselsucht (Aussatz) befallen. Er läßt sich ein Gartenhaus am Wasser bauen, wo er allein wohnt. Hier erscheint ihm in einer Nacht ein Engel, der ihm rät, zu Engelhart zu reiten und ihn zu bewegen, seine beiden Kinder zu töten und den Kranken mit ihrem Blute zu bestreichen, dann werde er genesen. Nachdem er lange diesem Auswege widerstrebt, entschließt er sich, nach Dänemark zu gehen, wo er von Engelhart aus liebevollste aufgenommen wird. Lange kann er sich nicht entschließen, dem Freunde seinen Traum zu erzählen, endlich tut er es doch, da ihn derselbe immer aufs neue dringend fragt, ob er denn gar kein Heilmittel für seine Krankheit kenne. Engelhart, im Kampfe der Freundschaft mit der Liebe zu seinen Kindern, bittet Gott seinen Entschluß zu leiten und hält sich endlich verpflichtet, dem Freunde, der sein Leben für ihn gewagt hat, seine Kinder zum Opfer zu bringen. Mit schwerem Herzen vollbringt er die schreckliche That, und das Blut seiner Kinder heilt sofort den kranken Freund. Voll Freude über Dietrichs Genesung und doch voll Betrübniß über das dazu angewandte Mittel eilt Engelhart in die Kammer seiner Kinder zurück, da gewahrt er seine Lieblinge spielend auf dem Bett, jedes mit einem roten Faden um den Hals. Ein Wunder hat dem Vater die Kinder erhalten. Dietrich kehrt nach Brabant zurück, und beide Freunde leben von nun an sehr glücklich. Das Gedicht schließt mit folgender Moral:

Daß ein Herze wohlgemut
daran ein selig Wilde gut
zu lauterlicher Treue nehme
und sich der falschen Untreu schäme,

wenn er hört in seinen Tagen
von so fremden Wundern sagen,
als den viel trauten Gefellen zween
um ihre hohe Treu ershien.

Unter Konrads kleineren Erzählungen ist die anmutigste die Sage von Otte mit dem Bart, die Karl Simrock sehr ansprechend ins Neuhochdeutsche übersetzt hat.

Mit Kaiser Otte ist Otto der Große gemeint, obwohl das Gedicht zu seinem Bilde mehrere Züge, wie den schönen roten Bart, bei dem er mit Vorliebe schwur, und die heftige Gemütsart seinem Sohne Otto II., dem Roten, entnommen hat. Einstmals feierte er um Ostern zu Bamberg ein großes Fest. Da ließ sich der junge Sohn des Herzogs von Schwaben verleiten, ein feines Brot, das auf dem gedeckten Tische lag, anzubrechen. Sofort ergriff ihn der kaiserliche Truchseß und züchtigte ihn mit seinem Stabe auf das heftigste. Empört hierüber stellte des Knaben Erzieher, Ritter Heinrich von Kempfen, den Truchseß zur Rede, und da derselbe ihm trotzig antwortete, spaltete er ihm das Haupt. Als der Kaiser von diesem Morde unterrichtet wurde, schwur er bei seinem Barte dem Täter blutige Rache. Heinrich jedoch, der dies gehört hat, saßt den Kaiser bei dem Bart und droht ihn zu ermorden, wenn er den Eid nicht zurücknehme. Otto weicht der Gewalt und schenkt ihm das Leben, verbannt ihn aber für immer von seinem Angesichte. Heinrich kehrt heim nach Schwaben auf sein Lehen. Nach

Otte mit
dem Bart.

zehn Jahren unternimmt der Kaiser eine Heeresfahrt über die Alpen und muß lange vergeblich vor einer starken Feste liegen, die er nicht erobern kann. Neue Streitkräfte werden aus der Heimat herbeigerufen; auch Heinrich wird trotz seines Sträubens von seinem Lehensherrn, dem Abt von Reuppen, gezwungen nach Welschland zu ziehen, wo er es aber sorgfältig vermeidet, vor das Angesicht des Kaisers zu kommen. Da gewahrt er eines Tages, während er im Bade liegt, daß einige Bürger der belagerten Stadt den wehrlosen Kaiser aus einem Hinterhalte überfallen wollen. Rasch springt er aus dem Bade, greift nach Schwert und Schild, stürzt auf die Feinde, haut sie nieder und kehrt, als ob nichts geschehen wäre, zu seinem Bade zurück. Der Kaiser, der ihn nicht erkannt, erkundigte sich, wer sein Retter gewesen, und als er es erfahren, läßt er ihn vor sich kommen, empfängt ihn zuerst scheinbar zornig und umarmt ihn dann lachend, indem er spricht:

„Ich danke dir mein Leben,
du edler Held erwählt,
doch war dir längst vergeben,
dir sei es nicht verhehlt.“

Vom jähen Zorn, dem blinden,
seit du mich hast geheilt,
kein Urteil wieder fänden
sah man mich übereilt.“

(Simrocks Übersehung.)

Aufs reichlichste belohnte er sodann seinen Lebensretter und ließ den Veltgetreuen nie wieder von seiner Seite.

In seinem „Schwanritter“ erzählt der Dichter die Geschichte des Lohengrin; in seinem „Herzemäre“ von einem liebenden Kreuzfahrer, der seiner Geliebten durch seinen Knappen sein Herz schickt. Sein lehrhaftes Gedicht „Der Welt Lohn“ ist schon S. 120 erwähnt.

Gegen das Ende seines Lebens schrieb Konrad von Würzburg sein größtes und umfangreichstes Werk, über dem ihn der Tod überraschte, und das von anderer unbekannter Hand zu Ende geführt wurde, „Den trojanischen Krieg“, der gegen 50 000 Verse lang ist. Konrad vergleicht sein Gedicht mit dem „unendlichen Meere, in welches zahlreiche Wasser sich ergießen, worin wohl ein Felsen versänke und er selbst kaum Grund fände.“ In diese ermüdend lange Dichtung, die vor Paris' Geburt mit Hekubas Traum und Achilles' Erziehung beginnt, sind die Argonautenfahrt, Iphigeniens Opferung u. a. hineingewoben. In dem Kriege selbst treten Ungarn, Russen, Dänen, Portugiesen und als die tapfersten von allen die Deutschen als Hülfsvölker des Menelaus auf, während die Heiden und Mohammedaner für Troja streiten. — Ebenso unvollendet ist die dem Französischen nachgedichtete Erzählung „Partonopier und Meliur“, in welcher übrigens ein ursprünglich deutscher Stoff zur poetischen Verwertung kam.

Der trojanische Krieg

Außer diesen weltlich ritterlichen Erzählungen hat Konrad von Würzburg eine Reihe geistlicher Legenden gedichtet. In dem „heiligen Sylvester“ erzählt er die Befehung des Kaisers Konstantin und seiner Mutter Helena zum Christentum. Sie geschieht dadurch, daß Sylvester, Papst zu Rom, einen wilden Stier, den das Haupt der Juden durch Aussprechung des Namens Jehovah tötet, durch die Kraft Christi wieder lebendig macht. Eine andere Legende, die sehr verbreitet war und häufig bearbeitet wurde, ist die vom „heiligen Alexius“, die nach mittelalterlichen Begriffen ein hohes Muster selbstverneinender Enthaltbarkeit darstellt.

Heiliger Sylvester.

Alexius, eines vornehmen Römers Sohn, der zur Zeit des Kaisers Theodorius lebte, vermählte sich mit einer edlen Jungfrau Adriatika. Am Abend des Hochzeitsfestes, der mit großem Pomp gefeiert wurde, sah Alexius in das brennende Licht, das zwischen ihm und seiner Braut stand. Dasselbe schien ihn an die Wichtigkeit aller vergänglichsten Dinge zu mahnen, und er sprach zu seiner jungen Gemahlin: „Sieh, Adriatika, wie das Licht vor uns hell brennt, das doch schnell dahin sein

Heiliger Alexius.

wird — so ist es um die Welt bestellt: jung und alt wird zuletzt zu Straube. Der Mensch ist ein Schatten, der bald dahin fährt, und eine Blume, die schnell verwehlt. Das tut der Tod: heute schön und klar, morgen mißgefärbt und der Erde gleich. So vergeht alle Herrlichkeit der Welt. Darum wollen wir uns vor der Welt erretten, unsere Seele pflegen und der vergänglichen Freude, der wir jetzt entgegengehen, entsagen.“ Als er so gesprochen, zog er den goldenen Ring von seiner Hand und gab ihn seiner Gemahlin zurück, die gottergeben antwortete: „Gott wolle deiner in Gnaden pflegen, er wolle dich behüten auf Straßen und auf Wegen, ich bleibe treu dir immerdar.“ So scheiden sie von einander. Alexius zieht von Damien, die Braut sinkt ohnmächtig nieder. Nach Pisa richtet er zuerst seine Schritte, dort vertauscht er sein reiches Gewand mit einem Bettlerkleide und kasteit sich, bis sein lichtiges Antlitz erbleicht, sein lockiges Haar dünn und seine Gestalt unkenntlich wird. Die Boten, die sein Vater nach ihm ausgesendet, sehen ihn in Pisa unter der Bettlerschar, erkennen ihn aber nicht. Einige Zeit darauf zieht Alexius weiter nach Jerusalem, wo er zwölf Jahre verweilt, während seine Eltern und seine Braut kommt nach Lukka, da wird dem Kirchenhüter durch eine Himmelsstimme befohlen: vor dem Tore des Heiligtums liege ein Bettler im Gebet, den solle er in die Kirche führen; Gott bedürfe seiner für das Himmelreich. Als das geschehen, läuten alle Glocken der Kirche von selbst, und die Stadt strömt zusammen, um zu erfahren, was das zu bedeuten habe. Als sie es vernommen, loben sie Gott die ganze Nacht, aber Alexius will diesen Ehrenbezeugungen entziehen, deshalb besteigt er ein Schiff, um nach Afrika zu fahren. Doch nie gelangt er dahin, denn Stürme verschlagen sein Fahrzeug nach Rom. Als ein Bettler betritt er das Haus seines Vaters unerkannt, der ihm unter der Treppe seines Palastes ein Lager bereiten läßt. Die Diener verspotten und verhöhnen ihn, er aber erträgt alles geduldig. Vater und Mutter gehen täglich an ihm vorüber, die Geliebte redet ihn an und fragt ihn, ob er Alexius nicht auf seinen Pilgerfahrten begegnet sei, und als er es bejahte, fragte die Getreue weiter, ob er auch ihrer gedacht. „Ja“, antwortete er, „er gedachte des Ringleins, das er dir beim Abschied gegeben, und deiner Traurigkeit; auch war sein Herz voll Kummer um Vater, Mutter und um dich, doch er hat auf alles Verzicht geleistet um des ewigen Lebens willen.“ So unterhielten sie sich täglich miteinander und fanden einen schmerzlich freudigen Trost in diesem Austausch. Endlich fühlte Alexius, daß sein Leben zu Ende gehe; auf ein Pergament schrieb er nieder, was er erlebt und erfahren, schloß das Blatt fest in seine Hand, und bald darauf verschied er. In dem Augenblicke seines Todes begannen alle Glocken in allen Kirchen Roms von selbst zu läuten, und bald ward es bekannt, zu weissen Ehre dieses geschehen. Alexius' Vater trat an die Leiche heran, deren Antlitz verklärt strahlte. Er gewährte den Brief in des Toten Hand, vermochte ihn aber nicht herauszulösen. Ebensovienig gelingt es den beiden Kaisern Arkadius und Honorius, selbst der Papst vermag es nicht. Da tritt Adriatika heran, und sofort öffnet sich ihr die erstarrte Hand. In lautes Weinen und Klagen brechen sie alle aus, als sie erfahren, wer der Bettler gewesen; der Papst aber läßt den Leichnam in die Kirche tragen, wo zahlreiche Wunder an dem Sarge geschehen.

Zum Schlusse sei noch eines Lobgedichtes auf die Jungfrau Maria Erwähnung getan. Es ist betitelt „Die goldene Schmiede“ und gehörte zu den beliebtesten Gedichten jener Zeit, wurde häufig abgeschrieben und vielfach nachgeahmt.

Ronrad tritt darin auf als ein Schmied, der aus Gold und edlem Gestein den köstlichen Schmuck der „Himmelskaiserin“ bereiten will. Das Gedicht hebt an: „Wenn ich in der Tiefe der Schmiede meines Herzens ein Gedicht aus Gold schmelzen und lichten Sinn aus Karfunkel in das Gold fassen könnte, so wollt' ich

ein durchsichtig leuchtendes, glänzendes Lob deiner Würde, hohe Himmelskaiserin, so wie ich wünschte, schmieden. Aber wenn auch meine Rede auf zu Berge flöge wie ein edler Nar, über dein Lob hinaus vermöchten die Schwingen meiner Worte mich nicht zu tragen: eher wird Marmor und Edelstein von einem Halm, der Diamant von weichem Blei durchbohrt, ehe ich zu der Höhe des Lobes gelange, welches dir gebührt; wenn man ausrechnet das Gestirn und der Sonnen Staub, und allen Sand und alles Laub vollkommenlich hat gezählet, dann erst wird dein Preis recht gesungen!" In glänzender Darstellung und fließender Sprache häuft der Dichter darauf — 2000 Verse lang — alles zusammen, was an Bildern und Gleichnissen in der heiligen Schrift, im Gebrauche der Kirche und im Munde des Volkes zum Lobe Mariens sich nur deuten und finden ließ: eine für alle dem Marienkultus Fernstehenden trotz mancher dichterischer Schönheiten doch sehr ermüdende Lektüre.

Einen seltsamen Gegensatz zu diesen bald poetisch überschwenglichen, bald krankhaft asketischen Dichtungen bietet einerseits die schalk- und schwankhafte, anderseits die lehrhafte Richtung dar, die sich in dieser Zeit Bahn zu brechen beginnt.

Beide Richtungen sind am wirksamsten vertreten durch den Stricker (Strickaere), ^{Etzler.} einen Dichter, von dem wir nichts weiter wissen, als daß Österreich seine Heimat gewesen und daß er in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts gelebt und gedichtet hat. Von seiner Bearbeitung des alten Nolandsliedes war bereits in einem früheren Abschnitte (S. 45) die Rede. Mehr zu Hause war er auf dem Gebiete der Komik, das bewies er in seiner Erzählung von dem „Pfaffen Amis“, dessen Schelmenstreiche und Schwänke, obgleich fremden Ursprunges, doch Vorläufer derer des berühmten urdeutschen Till Eulenspiegel sind.

Der englische Pfaffe Amis ^{Pfaffe Amis.} erregt durch seine allzureichen Pfründe den Neid seines Bischofs, der ihm droht, dieselbe einzuziehen, wenn er nicht in einer Prüfung bestehe, die er mit ihm anstellen wolle. Amis weiß aber auf alle verfänglichen Fragen wichtig zu antworten. So entgegnet er auf die Frage, wieviel Tage seit Adam her verfloßen seien: „Sieben, wenn die um sind, kommen dieselben sieben wieder.“ Auf die Frage, wo die Mitte der Welt sei, antwortet er: „Die Kirche, die ich von Euch habe, liegt gerade in der Mitte; lasset es Eure Knechte mit Seilen messen, und wenn ein Halm breit fehlt, so sollt ihr die Kirche mir wieder abnehmen.“ — Wie weit der Himmel von uns sei? — „Soweit ein Mann rufen kann; steigt hinauf, Herr Bischof, und wenn Ihr da oben mich nicht von hier unten rufen hört, will ich verloren haben.“ Da der Bischof sich so geschlagen sieht, stellt er Amis ärgerlich die Aufgabe, er solle einem Esel das Lesen beibringen. „Zwanzig Jahre“, entgegnete der Pfaffe, „braucht ein Mensch, um etwas Rechtes zu lernen, ein Esel kann's nicht unter dreißig Jahren.“ Die Frist wird ihm eingeräumt, und er kauft sich ein Langohr. Diesem legt er ein altes Buch vor und streut Hafer zwischen die Blätter. Der Esel sucht nach der Speise und schlägt ein Blatt nach dem andern um. Als dann der Bischof erscheint, um sich nach den Fortschritten des grauen Schülers zu erkundigen, sagt ihm Amis, daß derselbe schon das A gelernt habe, auch die Blätter des Buches umschlagen könne. Das führt der Schüler denn auch vor dem hohen Inspicienten aus; denn da ihm Amis ein Buch ohne Hafer vorgelegt, dreht er, darüber entrüstet, die Blätter hastig um und läßt dazu sein Eselstied erkönen. Nach einiger Zeit stirbt der Bischof, und Amis, der trotz der guten Pfründe in Not geraten, zieht auf Selberwerb aus in die weite Welt. Bald hat er völlig aufgehört, sich zu grämen und zu schämen, und auch mit heiligen Dingen treibt er seinen Spott und Spuk. Die nun mitgetheilten Schelmenstücke sind charakteristisch für die Zeit, indem sie zeigen, wie tief bereits das An-

sehen der Geistlichkeit gesunken war, daß solche Dinge einem ihr angehörigen Priester in den Mund gelegt und mit Wohlgefallen angehört werden konnten. So begibt sich Amis nach Lothringen, wo er auf Befehl des Herzogs die Kranken heilt, indem er erklärt, den Siechsten unter ihnen töten und mit seinem Blute die anderen heilen zu wollen. Es erklären sich nun alle gesund, und der Betrug wird erst entdeckt, als der Betrüger mit seinem Gewinn längst über alle Berge ist. — Ein anderes Mal sucht er eine reiche und alberne Frau auf dem Lande auf, deren Mann eben nicht zu Hause ist. Er gibt sich für einen sehr frommen Mann aus und bittet sie, die Nacht im Hause bleiben zu dürfen, um zu beten, und sie willigt gern ein. Durch sein scheinheiliges Wesen weiß er sie dann so zu betören, daß sie ihm hundert Ellen seiner Leinwand schenkt, und damit beladen zieht er von dannen. Aber kaum hat der Schelm den Rücken gewandt, so kehrt der Hausherr heim, und als er erfahret, wie sich seine Frau hat anführen lassen, Reigt er zu Pferde und jagt ihm nach. Als Amis ihn von ferne sieht, steckt er eine glühende Kohle in die Leinwand, und als der Reiter näher gekommen, bittet er ihn demütig, es ihn nicht entgelten zu lassen, was seine Frau um Gottes willen getan — sie habe ihm das Geschenk aufgedrungen. Damit reicht er ihm die Leinwand, und der Reiter reitet vergnügt zurück. Doch nicht lange, so entdeckt er den Brand, das Gewissen schlägt ihn, daß er eine Gottesgabe genommen — er hält die Flammen für eine Strafe Gottes — er jagt dem Pfaffen nach, holt ihn zurück und überhäuft ihn mit Ehren und Geschenken. Die schlimmste Geschichte aber, die doch auch den Zeitgenossen anstößig erschien und eine Umarbeitung des Gedichtes veranlaßte, war folgende. Eines Tages führt sich Amis bei einem reichen Propst als Laie ein und weiß sich so beliebt und geehrt zu machen, daß ihm die Verwaltung des Klostervermögens anvertraut wird. Nach einiger Zeit teilt er dem Propst mit, ein Engel habe ihm befohlen, Messe zu lesen. Der Propst versucht es mit ihm, und der angebliche Laie liest die Messe vortrefflich. Auf das Gerücht davon kommen von allen Seiten Geistliche, um den vom heiligen Geist erfüllten Mann zu sehen und zu prüfen. Nachdem er vier Wochen Opfergaben empfangen, macht Amis die Klosterleute insgesamt betrunken und geht mit den Opfergaben und mit dem Gut des Klosters davon. — Endlich nach noch vielen anderen Streichen begibt sich Amis mit seinem Gut in ein neues Kloster, wird daselbst Abt und erwirbt die ewige Seligkeit.

An dieses Gedicht reihten sich verschiedene kleinere Erzählungen, in welchen das schwankhafte Element vorwaltet, die aber durch eine angehängte moralische Nußanwendung bereits einen Übergang bilden zu den lehrhaften „Beispielen“ (bispel), in denen das dürftige epische Element, das sich darin noch findet, bloß noch der Lehre als Unterlage dient.

Bispel.

Diese „Beispiele“ (nebenhergehende Reden, Gleichnisreden, da spel soviel als Erzählung, Rede bedeutet) sind das, was wir heutzutage „Fabel“ nennen; und auch darin zeichnet sich der Stricker selbst dichtend und andere zur Nachahmung anregend aus. Außer Fabeln hat der Stricker mehrere rein lehrhafte Gedichte geschrieben, so die „Klage“, in welcher er über den Verfall der Sitten klagt, über die Zwietracht zwischen Pfaffen und Laien, über die Mißachtung der Frauen, über die Lasterhaftigkeit der Höfe u. In einem anderen Gedichte vergleicht er die Herren von Otterreich mit einem „Fras“; wie ein solcher sich an Speisen, so hätten ihre Gaben an solche verschwendet, woher jetzt Fasten, Mangel und Verfall der Kunst eingetreten sei.

Eine Erzählung volkstümlicher Art — Franz Pfeiffer nennt sie die „erste deutsche Dorfgeschichte“ — welche für die Sittengeschichte des 13. Jahrhunderts,

insbesondere für das Bauernleben jener Zeit höchst charakteristisch und um so bedeutender ist, als sie zum ersten Male eine ernste Geschichte aus dem wirklichen Leben von allgemeiner Bedeutung zum Gegenstande hat, ist der „Meier Helmbrecht“ von Werner dem Gartenäre (Gärtner). Über den Dichter und seine Lebensverhältnisse ist nichts Sicheres bekannt. Vermutlich war er um das Jahr 1250 Klostergärtner im Kloster Ranshofen bei Braunau östlich von München, unweit dessen der Schauplatz der Erzählung liegt. Von seiner Persönlichkeit legt sein Gedicht ein beredtes Zeugnis ab. Mit einem scharfen Blick für die Gebrechen seiner Zeit verbindet er ein tiefes Verständnis der menschlichen Natur und der gesellschaftlichen Verhältnisse, und, von dem Ernste sittlicher Lebensauffassung durchdrungen, fühlt er das Bedürfnis, der heranwachsenden, immer mehr verwilderten Jugend in der Geschichte des Helmbrecht, die er meisterlich aus dem Leben zu formen verstanden hat, ein warnendes Beispiel vor Augen zu stellen. (Bötticher, Denkmäler II, 2 gibt eine gute Übersetzung des Gedichtes. Gustav Freytag hat dasselbe im zweiten Bande der „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ trefflich nachgezählt.)

Meier Helmbrecht ist ein Bauernsohn, der, von seinen Eltern verzogen, der Arbeit überdrüssig geworden, nach einem Ritterhof zu ziehen trachtet, um das müßige Leben der höfischen Leute führen zu können. Deshalb tritt er als Knappe in den Dienst eines Raubritters und treibt sich raubend und plündernd in der Welt umher. Böllig verbildet und dem Stande seiner Eltern entfremdet, kehrt er nach Jahren besuchsweise zu den Seinen zurück, die ihn zuerst freudig begrüßen, dann sich aber über den verdorbenen Sohn entsetzen. Als der Vater eines Tages den Freunden seines Sohnes den Schergen in Aussicht stellt, erklärt der Sohn, er wolle des Alten Gut in Zukunft vor seinen Gesellen nicht mehr schützen. Dann überredet er seine Schwester, mit ihm heimlich das Dorf zu verlassen und einem seiner Spießgesellen sich zu vermählen. Die Hochzeit wird unter den Raubgenossen glänzend gefeiert. Während sie aber noch bei dem Hochzeitsmahl sitzen, erscheint der Richter mit vier Schergen und hebt die ganze Gesellschaft auf. Neun von ihnen werden gehängt, Helmbrecht wird geblendet und, an Hand und Fuß verstümmelt, freigelassen. In so elendem Zustande erscheint er wieder vor seines Vaters Tür, dieser aber will ihn nicht mehr als seinen Sohn anerkennen und treibt ihn mit herben Worten von seines Hauses Schwelle, nur die Mutter gibt ihm ein Stück Brot mit auf den Weg, die von ihm beraubten Bauern rufen ihm Verwünschungen nach. Einige Tage später trifft er mehrere von ihnen im Walde; sobald sie ihn erblicken, fallen sie über ihn her und hängen ihn an den nächsten Baum. So nimmt Helmbrecht ein Ende, wie es der Vater ihm einst vorhergesagt.

Meier
Helmbrecht

Auch die lehrhafte Dichtung dieser Zeit in ihrer nüchternen Auffassung religiöser Wahrheiten wie praktischer Lebensweisheit bietet, wie oben angedeutet, einen auffälligen Gegensatz zu der Legendendichtung.

Lehrhafte
Dichtung.

Schon im zwölften Jahrhundert tritt dieselbe hervor in zwei Gedichten rein geistlichen Inhalts, aber aus Laienmund: das Lied „von dem gemeinen lebene“ und das „von des todes gehigede“ (von der Erinnerung an den Tod), die einen Österreicher, Heinrich von Meß, zum Verfasser haben, der sich selbst einen Laien und „Gottes armen Knecht“ nennt. Mit großer Schärfe strast der Dichter die damals schon unter der Geistlichkeit eingerissenen Laster.

„Wöchte man,“ ruft er, „mit herrlicher Speise das Himmelreich gewinnen und mit wohlgefrähten Bärten und mit hochgeschorenem Haar, so wären sie alle heilig fürwahr!“ Doch auch die weltlichen Stände erfahren seine Rüge in einer Sprache, die in ihrer großartigen Einfachheit oft an die Propheten des alten Testaments erinnert. Selbst die Frauen werden nicht gesont: „Sie sind gesall- und

pusſüchtig; ſie machen ihr Gewand alſo lang, daß der Falten Nachſchwang den Staub erregt, wo ſie hingehen, als ob hierdurch das Reich beſto beſſer ſtehe.“

In dem zweiten Gedicht mahnt er voll tiefen Ernſtes an den Tod und an die Lehren, die ſich aus ſeiner Unvermeidlichkeit für uns ergeben.

Das dreizehnte Jahrhundert iſt viel reicher an didaktiſcher Pöeſie, die bald einen epiſchen Charakter hat, bald in lyriſcher Form auftritt. Zu jener Art gehören „Der Winſbecke“ und „Die Winſbeckin“, zwei Gedichte von unbekanntem Verfaſſern, die uns in der Heidelberger Liederhandſchrift aufbewahrt ſind.

Winſbecke.

Der Winſbecke, vermutlich von einem fränkischen Dichter aus dem Geſchlechte derer von Windeſbach um 1210 verfaßt, enthält Lehren eines Vaters an ſeinen Sohn zu einem tugendhaften, frommen und tätigen Leben.

„Vor allem liebe Gott,“ ruft er ihm zu, „denn Er allein hilft dir aus der Not. Wer ſich der Welt hingibt, muß an Leib und Seele verderben, des Menſchen Leben ſchwindet hin wie das Kerzenlicht, und ſo reich an Gut einer auch war, es ſolget ihm doch nicht mehr nach in das Grab, als was er braucht, um ſeine Blöße zu decken.“ Und an einer anderen Stelle: „Willſt du deinen Leib zieren, ſo minne und ehre die Frauen; ſie ſind ein wonniglicher Stamm, aus dem wir alle geboren ſind. — Sie ſind die beſte Arznei gegen alle Wunden des Lebens; vor ihnen vergeht Kummer und Not wie der Tau.“ Und wieder: „Scheue kein Ungemach und keine Anſtrengung; nur dieſer wird Ehre zu teil, denn ſelten iſt eine Maus der ſchlafenden Kaſe in den Mund gelaufen zc. zc.“

Winſbeckin.

Die Winſbeckin iſt eine ſpättere Nachahmung, in welcher eine Mutter, „ein weibliches Weib,“ wie der Dichter ſagt, ihrer Tochter Lehren der Weißeit gibt. Eine lange Unterweiſung über das Weſen der Minne ſpielt darin eine Hauptrolle, und zuletzt teilt die Mutter die Minneregel mit, die darin beſteht, daß „man Neid meide, den Verſtändigen zu gefallen ſuche und in Züchten wohlgenut ſei“.

 *W*n gaitlich leben in eren hab. das wirt dir gvt und
ist ain lín. des willen. Kvmnd vrth nieman abe. bring in zu
diner grube hin. es wirt an selden din gewin. enr vesse wie
die pfaffen leben. du solt doch gotte dienen an in. sint gvt
ir wort ir werck ze crump. so volgedu ir Worten nach ir
werken niht od du bist tump

Erklärender Abdruck.

*Sun gaitlich leben in eren hab
das wirt dir guot und ist ain sin
des willen kom durch nieman abe
bring in zuo diner grube hin
es wirt an saelden din gewin
enruoche wie die Pfaffen leben
du solt doch gotte dienen an in
sint guot ir wort ir werk ze crump
so volge du ir Worten nach
ir werken niht oder du bist tump.*

Neuhochdeutsche Übersetzung.

*Sohn! geistlich Leben in Ehren führe,
das ist gut für dich und ist verständig,
von diesem Willen (Vorsatz) komm durch niemand ab;
bring ihn zu deinem Grabe hin,
es wird an Seligkeit dein Gewinn,
kehre dich nicht daran, wie die Pfaffen leben.
Du sollst doch Gott dienen an ihnen,
sind gut ihre Worte, ihre Werke zu krumm,
so folge du ihren Worten nach,
ihren Werken nicht oder du bist töricht.*

Abb. 22. Eine Strophe aus dem „Winſbecke“.
Nach der Weingartner Liederhandſchrift (Seite 140).
(Ausgabe des Stuttgarter literariſchen Vereins.)

Ein Gedicht verwandten Inhalts ist der „Welsche Gast“ von Thomaſin von Zircläre, einem friauliſchen Edelmann, um 1216 verfaßt: ein Lehrgedicht in zehn Büchern, das durch ſeine zahlreichen Illuſtrationen ebenſo bemerkenswert wie für die Sittengeſchichte wichtig iſt. Poetiſch wertlos und in ungeſchicktem Deutſch abgefaßt, iſt es doch bedeufam als ein Denkmal der über Deutſchland hinausreichenden Herrſchaft deutſcher Rede und Dichtung.

Der Dichter, der ſich als einen Gaſt in Deutſchland bezeichnet, leitet alle Tugenden von der Beharrlichkeit (ſtate), alle Laſter und Sünden von der Veränderlichkeit (unſtatekeit) ab. Seine Lehren beleuchtet er durch allerlei hineinverwebte Mären, Erzählungen und Fabeln. Neben manchem Zuge kühner Freimütigkeit gegenüber dem Adel und der Geiſtlichkeit iſt er doch nicht frei von Fanatismus; ſo freut er ſich mit graufamem Spotte, wie der Herzog von Oſterreich die Keher ſo ſchön ſieden und braten laſſe. Wie tiefen ihm das Weſen echter Poeſie, davon zeugt, daß der Maßſtab der gemeinen Wahrheit und des pädagogiſchen Nutzens ihm das entſcheidende Merkmal für den Wert eines Gedichtes iſt. Darum erklärt er ſich auch gegen die höfliche Poeſie: „die Abenteuer im Parzival und Grec, wie ſie in Lüge gekleidet ſind, mögen wohl des Kindes Gemüt erfreuen“ — meint er. „So mag auch der ungelehrte Mann, der tiefen Sinn nicht faſſen kann, die Abenteuer leſen und ſich an ihnen wohl ſein laſſen, — wer aber mehr verſtehen kann, der ſoll ſeine Zeit nicht an den Erzählungen von Abenteuern verlieren, ſondern der Lehre gute Zucht und der Wahrheit folgen.“

Der welsche Gast.

Ein dem Werke Thomaſins in mancher Beziehung verwandtes, wenn auch weniger ſystematiſch durchgeführtes Werk iſt der „Renner“ von Hugo von Trimberg, eines ſehr gelehrten Schulmeiſters am Kollegiatſtift zu Theuerſtadt, einer Vorſtadt von Bamberg, der in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts lebte und faſt fünfzig Jahre ſeines Amtes waltete.

Die in ſo langjähriger Tätigkeit geſammelte Weiſheit und Erfahrung legte er in dem ungeheuerlich gedehnten moralischen Gedichte nieder, das nicht weniger als 25000 Verſe umfaßt, in das aber durch manche hübsche Fabel und Erzählung etwas Abwechſlung und Leben kommt. Den ſeltſamen Namen „Renner“ gab er ſeinem Werke, um die Planloſigkeit deſſelben gleich von vornherein zu charakteriſieren; wie ein wildes Roß ſolle es rennen durch die Lande:

Der Renner.

Renner iſt diz buoch genannt,
wan ez ſol rennen durch diu lant.

Dieſes Rennen treibt er denn auch in ſolchem Maße, daß, wie er es ſelbſt naiv zugeſteht, das Roß mit ſeinem Reiter geradezu durchgeht. Und zwar giht das innerlich wie äußerlich: von dem ſchönen Gedanken, daß chriſtliche Weiſheit die höchſte ſei, ausgehend verſteht er ſie doch nur zu empfehlen, indem er die glaubensloſe Torheit und Verderbtheit ſchildert und ohne Erbarmen gegen die höheren Stände und ihre Laſter eifert. Mit alledem hatte er aber den rechten Ton für ſeine Zeit getroffen, die er getreu wiederſpiegelt. Sein Buch war beliebt wie wenige und blieb es bis ins 16. Jahrhundert, wo es zu Frankfurt (1549) gedruckt erſchien.

Das bedeutendſte Lehrgedicht der mittelhochdeutſchen Zeit und eine reiche Fundgrube der Volksweiſheit iſt aber unbedingt die um 1229 entſtandene „Weſcheidenheit“ des Freidank (Vridanc).

Freidank's Weſcheidenheit.

Der Verfaſſer war vermuthlich ein bürgerlicher Mann, vielleicht ein Fahrender, der mit dem Kreuzheer Friedrichs II. nach dem heiligen Lande kam und ſeine Dichtung zum Teil dort verfaßte. Wegen der vielfachen Berührungen ſeiner Lebensanſchauung und ſeines Ausdrucks mit Walthers von der Vogelweide meinten Forſcher wie

Wilhelm Grimm und Wackernagel, dieser sei der unter dem Namen Freidank verborgene Verfasser. Doch läßt sich diese Vermutung nicht begründen.

Freidanks Gedicht nennt sich „Bescheidenheit“:

Ich bin genant bescheidenheit,
diu aller tugenden kröne treit (trägt) —

worunter die damalige Sprache die richtige, maßvolle Beurteilung der Dinge, überhaupt dasjenige versteht, was klug und ehrenhaft ist und zugleich darin Bescheidenheit gibt. Der Dichter, dessen Persönlichkeit anspruchslos zurücktritt, bietet uns einen „Weltspiegel, in welchem die verschiedenen Stände von dem Papst und Kaiser herab zu den Knechten, die öffentlichen und häuslichen Verhältnisse, der christliche Glaube, die gute Sitte, Tugend und Laster in mannigfaltiger Abwechslung dargestellt werden“. Kurz und klar hat Rudolf von Ems den Freidank und sein im Mittelalter vielgelesenes und allbeliebtes Werk charakterisiert. Er sagt im „Alexander“:

Die Torheit strafen und den Spott,
die Welt erkennen, lieben Gott,
des Leibes und der Seele Heil,
weltlicher Ehre einen Teil,
hat in des Lebens kurzen Tagen

kunstvoll gelehret zu erjagen
der sinnreiche Freidank,
dem ohne Falsch und ohne Mant
gehorsam jedes Wort erklang,
was er in deutscher Zunge sang.

So kam es denn, daß nicht nur die beiden nachfolgenden Jahrhunderte Freidanks Sprüche lasen, sondern daß 1508 Sebastian Brant eine neue Ausgabe der „Bescheidenheit“ veranstaltete, die noch 1583 in achter Auflage erschien. Neudeutsch bearbeitet haben sie Simrock und Bacmeister; nach dem letzteren teile ich ein paar für das Werk charakteristische Sprüche mit:

Wer da für diese kurze Zeit
die Freude gibt der Ewigkeit,

der hat sich selber sehr betrogen
und zimmert auf den Regenbogen.

Sich selbst kann niemand überwinden,
der sich die Welt nicht läßt entschwinden.

Ob du Knecht oder Freier bist —
wer von Geburt nicht edel ist,

der soll mit edlem Leben
sich selbst den Adel geben.

Am stärksten tritt des Dichters Freimut gegenüber Rom und dem Papst zu Tage, oft in einer ganz reformatorischen Weise:

Sanct Peter war ein rechter Degen,
den hieß Gott seine Schafe pflegen,

sie scheren aber hieß er nicht,
wie's heutzutage dort geschieht.

Die Sünde niemand mag vergeben
als Gott; zu diesem sollst du streben.

Der Ablass dünkt nur Loren gut,
den da ein Schelm dem andern tut.

Dabei geht ein einfach frommer Sinn durch das ganze Buch, der zum Schluß in einem kurzen Gebet einen beredten Ausdruck findet.

Der Minnesang.

Unter den Hohenstaufischen Kaisern begann auch in Deutschland die lyrische Dichtung sich zu entfalten, die in Frankreich bereits am Schluß des 11. Jahrhunderts in voller Blüte stand.

In den Tälern der Provence ist der Minnesang entsprossen, | Kind des Frühlings und der Minne,
singt Umland, aber er weist auch in seiner trefflichen Charakteristik des | holder, inniger Genossen —
deutschen „Minnesanges“ nach, daß er keineswegs eine bloße Nachahmung |
des provenzalischen oder französischen war, wenn er auch daher unzweifelhaft |
manche Anregung empfing.

Wohl sang man hüben und drüben zu Ehren der Frauen, wohl war das Leben des Herzens und die Liebe der beiden Völkern gemeinsame Grundton und so vorherrschend, daß die Lyrik fast nur durch die Minnedichtung vertreten wurde, aber dennoch entfaltete sie sich eigenartig auf deutschem Boden aus heimischer Wurzel, und bei mancher allgemeinen Ähnlichkeit sind die Troubadours und die Minnesänger doch grundverschieden. Den Troubadours ist die tiefe Achtung vor den Frauen, das zarte Verhältnis zwischen Mann und Weib, wodurch sich von jeher unser Volk auszeichnet, fast durchaus fremd. Während bei den Welschen der Leichtsin, die Untreue der Frauen, die Eiferucht in den Vordergrund der Poesie treten, herrscht bei den Deutschen das stille Sehnen des Herzens, die Treue, die edle Weiblichkeit vor. Es liegt das schon in dem Wort „Minne“ tiefinnig ausgedrückt; denn dieses bedeutet das treue Gedenken an die Geliebte und charakterisiert das Reine und Geistige der deutschen Liebe, die vor allem in der Seele ruht. Reinmar von Zweter sagt von ihr:

Minne ist das beste Wort, eine Vergoldung des Unbesen, ein Schutz über aller Tugend, ein Schloß des Geistes, das gute Werke hütet und verschließt. Sie ist ein Lehrer reiner Sitte, ein Hausgenosse der Keuschheit und Treue, das Edelste, was in der Welt ist, dem nur das Weib sich vergleichen läßt. Den Toren scheut sie, dem Weisen gefellt sie sich, Ehre, Treue und Scham stärkt die Minne,

und Walthar von der Vogelweide besingt sie in folgendem Spruch:
Die Minne ist weder Mann noch Weib, |
sie hat nicht Seele, hat nicht Leib. |
Wie auch ihr Name sei bekannt, |
ihr Wesen keiner noch erfand. |
Nicht läßt sie sich vergleichen,

und doch kannst nie erreichen
du Gottes Gnade ohne sie.
In falsche Herzen kam sie nie —
sie ist nur edlen eigen.

(Abalb. Schroeter.)



Abb. 23. Zur Minnedichtung: Darstellung der Frau Minne. Eisenbetourne Spiegelkapsel aus dem 13. bis 14. Jahrhundert. Berliner Museum. Diese anmutige Schätzeret kann als höchst bezeichnende gleichzeitige Veranschaulichung des Minnedienstes gelten.

Allerdings ist das Wort „Minne“ wie so manches ihm ebenbürtige vor dem Mißbrauch nicht bewahrt geblieben, ja es ist später oft im schlechten Sinne gebraucht worden, namentlich in der Zeit des Verfalles des Minnesanges; aber als derselbe zuerst um 1170 an den Höfen der deutschen Fürsten und Edeln zu ertönen anfing und bald in tausend Herzen einen hellen Wiederklang fand, da hatte die Minne jene erste Bedeutung, da war sie „ein Hort aller Tugend“, da gab sie „Lieb“ und Freude“ reinsten Art.

Frauen-
dienst.

So war auch der Frauendienst, der vorzugsweise Gegenstand des Minnesanges war, anfangs vorwiegend idealer Natur. Es war allgemein Sitte, daß jeder Ritter einer Frau diente, um eine Schöne warb und von Minne sang, und nicht selten steigerte sich die Verehrung bis zur törichtesten Schwärmerei, zuweilen auch bis zur sittlichen Verirrung. Neben tiefem Gefühl äußert sich darin oft eine krankhafte, feuzzerreiche Empfindsamkeit, neben echter Herzensglut eine erkünstelte, manierierte Gefühlserregung und Wortspielerei. Ueberhaupt darf nicht geleugnet werden, daß die Sprache des Minnesanges oft ungelent und breit war und bei allem warmen Gefühl und großer Naivetät und Innigkeit sich in einem engen Gedankenkreise bewegte. Bei den wenigen Grundtönen dieses Gesanges konnte es natürlich an ermüdenden Wiederholungen nicht fehlen, und nachdem er ein volles Jahrhundert rastlos erklingen, entartete und verfiel er wie die Welt des Rittertums, aus der er geboren war. Nur die edelsten und ernstesten unter den Minnesängern, deren Namen zugleich die Blütezeit der höfischen Lyrik bezeichnen, wie Hartmann von Aue, Walther von der Vogelweide haben neben dem Frauendienst auch dem Gottesdienst (Gottes Minne), den tieferen Gedanken des Glaubens, in ihren Dichtungen gehuldigt, so daß sie auch das, was sie auf den Kreuzzügen sangen, im Dienste Gottes sangen und nicht wieder im Dienste der Frauen wie so manche andere. Endlich widmeten viele, die als fahrende Sänger von Hof zu Hof zogen, aus freier Neigung oder um die „Milde“ der Fürsten bittend, auch darauf pochend, ihre Lieder und Sprüche dem Herrendienst; aber nur wenige vermochten sich darin von Schmeichelei einerseits, von selbstsüchtiger Unzufriedenheit und aufbegehrelichem Wesen anderseits freizuhalten. Alles in allem genommen aber war der deutsche Minnesang doch „der gemütreiche Erstlingstrieb“ der Lyrik, wie Schefffel ihn nennt, der in seiner „Frau Aventure“ einen Strauß von Liedern uns dargeboten hat, die in verjüngter Form uns wie Nachklänge jenes Dichterfrühlings unseres Volkes anmuten.

Gottes-
dienst.

Herren-
dienst.

Lenz und
Liebe.

Das Leben der Natur pulsiert durch alle Erzeugnisse des Minnesanges, vor allem der Frühling, dem im Mittelalter ja in froher Lust so viel gehuldigt ward. „Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger gold'ner Zeit“ kann es von den Minnesängern allzumal heißen. Mit unaussprechlichem Jubel wurden die ersten Zeichen des wiederkehrenden Frühlings begrüßt, und die Maientänze fanden in den Tanzliedern einen lebhaften Wiederklang. Der Sänger ladet zum Tanz mit den Worten:

Laß springen den Reichen
uns, Fraue mein,

uns freuen des Maien,
 uns kommet sein Schein.
 Der vordem der Heide
 bracht' schmerzliche Not,
 der Schnee ist zergangen,
 und sie ist umfangen
 von Blumen so rot. (R. Kinzel.)

„Zu der blühenden Linde, dem liebsten und gefeiertsten Baum unserer Sänger, zieht die fröhliche Schar, die sich mit Rosenkränzen geschmückt hat. Eine Jungfrau in ihrem besten Feiertagskleide trägt den Maien vor, von dessen Spitze ein langer Schleier weht. Aus rotem Munde gleich einer Blüte singt die Trägerin vor, alle anderen singen nach. Wenn sie bei der Linde ankommen, hebt sich mit lautem Schalle der Maientanz. Die Jungfrau und ihre Gespielen singen den Reigen. Wer es hört, der eilt herbei. Jeder trachtet, mit der an den Tanz zu treten, die ihm in die Augen leuchtet:

Wo nun Lieb' bei Liebe geht,
 da gibt Maie süßen Rat.

So werden die Zustände des liebenden Herzens fortwährend mit dem Leben der Natur in Beziehung gesetzt.“ Aus der Blumenwelt sind die Bilder zum Preise der Geliebten entnommen: „Sie ist meine blühende Rose gewachsen sonder Dorn“ — „dein Mund ist röter denn eine lichte Rose in Laues Blüte“ heißt es. Aber ein Wehklagen beginnt mit dem einbrechenden Winter. So singt Heinrich von Veldeke:

Seit die Sonne ihren Schein
 vor der Kälte mußte neigen
 und der kleinen Vögelein
 süße Sommerlieder schweigen,
 traurig ist das Herze mein.
 Denn es muß nun Winter sein,
 der uns seine Kraft will zeigen
 an den Blumen und dem Klee.

Ihre Kleider
 bleichten leider.
 Davon ich viel Weh,
 nimmer Freude seh'. (R. Kinzel.)

Anderseits spielt das Ritterleben mit seinem Glanz und seinen Festen hinein in die Minnedichtung. Mancherlei Herzenskämpfe ergeben sich aus der scharfen Abgrenzung der Stände im Mittelalter nach den Rechten der Geburt, nach den Rangstufen des Heerschildes, nach den Lebensverhältnissen.

Da klagen denn die Sänger, daß sie die Geliebte so selten sehen, da senden sie ihre Lieder, die der Sehnsucht einen Ausdruck geben, als Boten (Botenlieder), da suchen sie ein heimliches Stellbichlein mit ihr, da werden sie um die Geliebte unermüdetlich mit Dienst und Gesang, mit Schild und Speereskrachen durch Jahre, ja durch Jahrzehnte; da ziehen sie auf ihr Geheiß mit dem Zeichen des Kreuzes auf der Brust zur Befreiung des heiligen Grabes (Kreuzlieder). Sehr beliebt waren die Taglieder, in denen geschildert wird, wie zwei Geliebte bei Tagesanbruch leidvoll voneinander scheiden.

Das Lob der Frauen, die in ihren weiblichen Tugenden, später freilich auch von den goldglänzenden Haaren bis zu den schmalen Füßchen gefeiert werden, erhält bisweilen eine religiöse Weihe und gipfelt gewissermaßen in dem Preise der Jungfrau Maria, welcher zahlreiche Lieder gewidmet sind.

Sonst tritt das Christliche oft ganz zurück. „Frau Sælde“, „Frau Zucht“, „Frau Minne“ werden angerufen, wenn auch nicht als Götinnen, so doch „in lebendiger Erinnerung an das Walten geheimer Mächte, welche das Gemüt der Menschen regieren“. In der Zeit des verfallenden Minnesanges wagen sich sogar in geistliche Handlungen unchristliche Gestalten; so kam der Ritter Ulrich von Lichtenstein als „Frau Venus“ verkleidet in die Messe, und niemand nahm daran Anstoß.

Formen.

Von großer Mannigfaltigkeit waren die Formen des Minnesanges, bei welchem Wort und Weise, d. h. Text und Melodie (auch Versmaß) immer zusammen gingen. Da aber die Weisen uns bis auf geringe Reste verloren gegangen sind, vermögen wir nicht mehr die volle Wirkung der Dichtungen auf die Hörer zu bemessen.

Alle Lieder wurden gesungen, zuweilen zum Tanz wie die „Reihen“; dazu kam die Begleitung eines Saiteninstrumentes, gewöhnlich der Fidel oder Geige. Wort und Weise zusammen machten den „Ton“ eines Liedes aus, und einen solchen neu zu erfinden war das Trachten eines jeden Dichters; Walther von der Vogelweide allein erfand hundert verschiedene Töne; wer den Ton eines anderen gebrauchte, hieß ein „Tönedieb“. Das mußte natürlich zur Überfüllung führen.

Lieder.

Die vorherrschende Form war das Lied (daz liet), worunter man ein meist aus drei Teilen bestehendes „Gesäze“, eine dreiteilige Strophe verstand. Eine Reihe solcher Strophen, die wir jetzt ein Lied nennen, hieß diu liet (die Lieder).

Jede Strophe hob mit zwei gleichen Teilen an, dem Aufgesang, von den Meisterfängern „Stollen“ genannt, d. h. die beiden aufrecht stehenden Balken eines Bauwerkes, auf denen ein dritter ruht, der beiden eine feste Verbindung gibt; — sie löste aus und löste sich in einem dritten, meist längeren Teil, dem Abgesang. Der Inhalt des Liedes war von dieser Dreiteilung ganz unabhängig. So ruhte die lyrische Strophe gewissermaßen auf zwei Pfeilern, die durch eine gemeinsame Überdachung zu einem Ganzen verbunden wurden. Anschaulich wird diese Form durch folgendes Lied Walthers von der Vogelweide:

Wer gab dir, Minne, die Gewalt, daß du so gar gewaltig bist?	} erster Stollen	} Aufgesang.
Du zwingest beides, jung und alt; dawider frommt nicht Kunst noch List.		
Doch lob' ich Gott, da doch dein Band mich fesseln soll, daß ich das rechte Ziel erkannt, dem man mit Ehren Dienste weihet!	} Abgesang.	
Da will ich immer werben: Gnade, Herrin Minne! Laß mich dir leben meine Zeit.		

Sprüche.

Der Spruch bestand dagegen nur aus einer selbständigen Strophe. Der Inhalt der Sprüche war meist religiöser, ethischer oder politischer Art; dem Frauen dienste bequemen sie sich nicht an. Sie wurden gesagt, d. h. mehr in melodramatischer Weise vorgetragen, nicht gesungen.

Leiche.

Eine merkwürdige Form der damaligen lyrischen Poesie sind die Leiche, Gedichte größeren Umfangs, die in freierem Versmaß aus mehreren ungleichen Strophen von verschiedenen Versen bestanden und sich in mannigfaltigeren Reimverschlingungen als das Lied bewegten. Sie werden schon in den alten Heldenliedern erwähnt, erhielten aber erst später ihre kunstvolle Ausbildung. Sie hatten einen ganz musi-

italischen Charakter, wie denn auch das Wort „Leich“ so viel als „Spiel, gespielte Melodie“ bedeutet, und ihre Form entstammte dem alten lateinischen Kirchengesange. Deshalb hatten sie meist einen ernsten und häufig einen religiösen Inhalt, doch gab es auch „Tanzleiche“, die oft mit einer Liebesklage anheben, worauf sich der Betrübe in den Wirbel des Tanzes wirft, um sein Leid zu vergessen:

Was ich singe, das freut mich im Herzen nicht,
ich tanze, ich springe, eh daß mir Lieb von ihr geschicht.

Die vorherrschende Form war aber immer das Lied, das übrigens — wie Lied. vorhin angeführt — in zahlreichen Einzelarten auftrat. Nach dem Inhalt gab es Frühlings-, Minne-, Klage- und Freudenlieder, Loblieder u. s. w.

Von Mund zu Mund getragen verbreiteten sich die Lieder durch das deutsche Land, oft darüber hinaus bis nach Italien. Der Name der Geliebten wurde stets mit zartem Takte verschwiegen, da des Liedes Inhalt niemals unter zweien blieb und der Frauendienst Heimlichkeit heischte. Schriftlich aufgezeichnet wurden die Lieder von den Dichtern, besonders anfangs, nur selten: der Edle und der reißige Dienstmann (Ritter) vermochten meist nicht zu schreiben, ebensowenig wie sie lesen konnten, so daß sie manchmal ein Brieflein der höher gebildeten Geliebten wochenlang ungelesen bei sich tragen mußten, wenn sie nicht gerade ihren vertrauten Kaplan oder Schreiber in der Nähe hatten. Dadurch ist es zu erklären, daß so viele Lieder und Leiche, von manchen Dichtern sämtliche, verloren gegangen sind.

Vortrag
und Ver-
breitung.

Der Begehr vornehmer Frauen, welche die Lieder ihrer Dichter, auf lange breite Pergamentstreifen geschrieben, sorglich zu Gedichtbüchlein zusammenhefteten, verdanken wir zu allermeist und allererst die Erhaltung zahlreicher Lieder; dazu kamen die Aufzeichnungen fahrender Spielleute, die das Bedürfnis fühlten mochten, ihrem Gedächtnis so zu Hilfe zu kommen. Zur größeren Bequemlichkeit befestigten sie die Pergamentstreifen an einem Stabe, um den sie dieselben rollten.

Von den Liedern der Minnesänger haben sich mehrere handschriftliche Sammlungen erhalten, von denen die

Große Heidelberger (sogenannte Manessische) Liederhandschrift

die bedeutendste ist. Es soll eine Zusammenstellung der Liederbücher sein, welche nach Angabe des Sängers Hadlaub der im 14. Jahrhundert lebende Züricher Ratsherr Ritter Rüdiger Manesse besaß, daher hat man sie auch Manessische Handschrift genannt. Dies zwar läßt sich nicht nachweisen, doch stammt sie wohl aus Zürich. Ein schönes Denkmal hat Gottfried Keller den Manesses als Liederfreunden und Sammlern in seinen „Züricher Novellen“ (Hadlaub. Der Narr auf Manegg) gesetzt.

Prächtig ist dieses merkwürdige Liederbuch, welches 7000 Strophen von 140 Sängern enthält, ausgestattet. Es ist ein stattlicher, in rotes Leder gebundener Foliant, auf dessen Deckel das Wappen der Könige von Frankreich in reichem Golde prangt, mit 429 Blättern von starkem Pergament, auf die in schöner, gerader, deutlicher Schrift die Lieder verzeichnet stehen. Die Anfangsbuchstaben der Strophen sind in bunten Farben gemalt; den meisten Sängern ist ihr Bildnis voran gestellt, das immer eine ganze Seite einnimmt und noch jetzt in Gold und frischen Farben

Große Hei-
delberger
Handschrift

glänzt. Jeder Sänger erscheint in einer für ihn charakteristischen Stellung oder Handlung, dazu sein Helm und Schild, allen voran Kaiser Heinrich VI. († 1197) im Purpurmantel mit Scepter und Krone und Konradin, der letzte Hohenstaufe, der jugendlich zu Ro ansprengt, mit zwei bellenden Hunden, die Hand nach dem Falken aufgehoben, der in der Verfolgung eines kleinen Vogels sich empor-schwingt. Auf sie folgen Fürsten und Grafen, dann die alten Meister und ihre Jünger. Als

Künig Konrad der Jünger



Abb. 24. Konradin auf der Falkenjagd.
Verkleinerte Nachbildung eines Blattes der Großen Heidelberger
(Manessischen) Handschrift.

trägers eine Pergamentrolle. Zu Füßen des Königs heben ein Pfeifer und ein Geiger lebend die Hände empor.

Ende des 16. Jahrhunderts befand sich diese reiche Sammlung im Besitz des Freiherrn von Hohenhausen, der sie auf seiner Burg Forstek in Rheintale bei Heidelberg sorgfältig aufbewahrte. 1607 wurde sie für die kurfürstliche Bibliothek in Heidelberg angekauft; von da kam sie im dreißigjährigen Kriege auf noch unangefahrte Weise nach Paris (weßhalb sie seitdem die Pariser Handschrift hieß), wo sie über zwei Jahrhunderte lang eines der kostbarsten Schaustücke im Handschriften-saal der großen Nationalbibliothek ausmachte. Im Jahre 1888 ist sie — dank den deutschen Kaisern Wilhelm I. und Friedrich III. und durch die Vermittlung des

Freund und Beschützer der Minnesänger und von den zeitgenössischen Dichtern hochgepriesen tritt gegen Ende des 13. Jahrhunderts noch auf König Wenzel II. von Böhmen (König Wenzel von Leheim), der Sohn des im Kampf gegen Rudolf von Habsburg 1278 gefallenen Ottokar (vgl. Grillparzers Drama: „Ottokars Glück und Ende“ Bd. II.). Seine eigenen Lieder gehören zu den unbedeutendsten der Sammlung. Auf unserem Bilde (S. 139) erscheint er als König auf dem Throne, zu beiden Seiten die Wappen von Böhmen und Mähren. Mit der linken Hand reicht er einem zu ihm ausblickenden Manne einen goldenen Becher, ein anderer, der neben ihm kniet, hält in beiden Händen eine goldene Kugel (oder Schale?) empor, die er wohl auch vom Könige geschenkt erhalten hat. Zur Rechten Wenzels empfängt ein knieender gefarnischter Ritter aus der Hand eines königlichen Schwert-



Abb. 25. König Wenzel von Böhmen als Beschützer der Minnesänger.
 Nach der Großen Heidelberger (Manesse'schen) Handschrift.

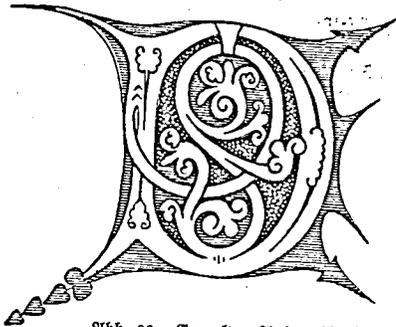
Buchhändlers Trübner — an ihre rechtmäßige Besitzerin, die Ruperto-Karola von Heidelberg, zurückgegeben worden und heißt nunmehr die Große Heidelberger Liederhandschrift, im Unterschiede von einer dort schon früher befindlichen kleineren, aber noch wichtigeren Handschrift.

Weingartner
Handschrift.

Diesem großen Liederbuch hat eine ältere kleinere, nur fünfundzwanzig Minnesänger umfassende, aber auch illustrierte Sammlung zum Muster gedient, die im 16. Jahrhundert dem Schultheißen Marx zu Konstanz gehörte, der sie 1613 der Benedictinerabtei Weingarten zum Geschenk machte, wonach sie die Weingartner Handschrift heißt. Einen mehr meisterfängerischen Charakter trägt die Jenaer Liederhandschrift.

Im Jahre 1810 kam die Weingartner mit anderen Handschriften nach Stuttgart in die Privatbibliothek des Königs von Württemberg, wo sie noch jetzt aufbewahrt wird. Sie ist zu Anfang des 14. Jahrhunderts auf Pergament von mehreren Händen geschrieben und zählt 312 Seiten in Oktav zu je 28 Zeilen. Die Reimzeilen sind nicht abgesetzt, sondern nur, aber nicht immer genau, durch Punkte getrennt. Die Anfänge der Strophen sind durch abwechselnd rote und blaue Anfangsbuchstaben bezeichnet. (Vgl. S. 130.)

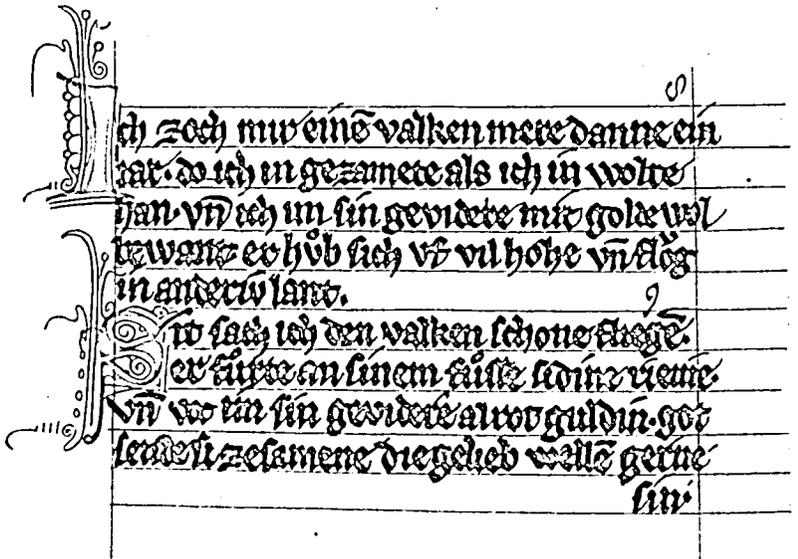
Die ältesten lyrischen Gedichte sind uns ohne Namen und Verfasser überliefert. Das schönste derselben findet sich am Schlusse eines merkwürdigen lateinischen Briefes, welchen ein Mädchen an ihren Freund, wie es scheint ihren Lehrer, einen Geistlichen, schrieb. Er ist erhalten in einer in der Münchener Bibliothek aufbewahrten Briefsammlung, des Mönches Wernher von Tegernsee, abgedruckt in Lachmanns und Haupts „Des Minnesangs Frühling“ (einer Ausgabe aller erhaltenen Lieder und Sprüche vor Walther von der Vogelweide), und übersetzt in G. Freytags „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“ (Ges. Werke Band 17). Das Lied lautet im Urtext:



û bist mîn, ih bin dîn.
des solt dû gewis sîn.
dû bist beslozen
in mînem herzen;
verlor'n ist daz slüzzelin:
dû muost immer dar inne sîn.

Abb. 26. Gemalter Anfangsbuchstabe aus Wernhers „Martenleben“. Im Original ist das hier in schwarz wagerecht Schraffierte blau, das Geschrotene grün. Sonst genau wie in der Abbildung.

Solche kleine einfache Liebesliedchen mag es wohl schon länger im Volke gegeben haben. Aber zur Entfaltung kamen diese lyrischen Reime erst um die Mitte des 12. Jahrhunderts, als sich das ritterliche, höfische Leben reicher entwickelte. Als man sich der erwachenden Liebe künstlerisch bewußt wurde, öffnete sich auch das Auge für das grüne Laub, die blumige Heide und der kleinen Vögel süßen Sang. Hoffnung auf Wiedersehen, Kummer über die



Zwei Strophen des von Kürnberg.

Faksimile-Nachbildung der grossen Heidelberger (Manessischen) Handschrift.

Erklärender Abdruck.

Ich zōch mir einen valken mēre danne ein jār;
dō ich in gezamete, als ich in wolte hân,
und ich im sîn gevidere mit golde wol bewant,
er huob sich ū vil hōhe und sloug in anderiu lant.

Si sach ich den valken schōne fliegen:
er fuorte an sinem fuoße sidine rieme,
und was im sîn gevidere alrōt guldin:
Got sende si zesamene die gelieb wellen gerne sîn!

Trennung, Erinnerung an genossenes Glück kommen zum Ausdruck in des Minnesangs Frühling.*)

„Der Nachtigallen der ist viel,“ sagt Gottfried von Straßburg im „Tristan“ schon 1210 von den Minnesängern, und gewiß enthalten die uns überlieferten Liederhandschriften nur eine kleine Zahl von ihnen. Zu den ältesten gehört Der von Kürnberg, welcher aus dem ritterlichen Geschlechte Kürnberg an der Donau in der Nähe von Linz stammte und um die Mitte des 12. Jahrhunderts lebte. Seine fünfzehn Lieder, von denen dreizehn in der Nibelungenstrophe gedichtet sind, zeichnen sich durch volkstümlichen Ton und innige Empfindung aus. Das schönste ist die Klage einer Frau, von Gottfried Keller (in den „Züricher Novellen“) überetzt (Beilage 24).

Ich zog mir einen Falken
länger als ein Jahr,
Und da ich ihn gezähmet,
wie ich ihn wolte gar,
Und ich ihm sein Gefieder
mit Golde wohl umwand,
Stieg hoch er in die Lüfte,
flog in ein anderes Land.

Seither sah ich den Falken
so schön und herrlich fliegen,
Auf goldrotem Gefieder
sah ich ihn sich wiegen,
Er führt' an seinem Fuße
seid'ne Riemen sein:
Gott sende sie zusammen,
die gerne treu sich möchten sein.

Gleichen Alters ist Dietmar von Aist, welcher vermutlich zwischen 1170 und 1200 in Diensten eines Herrn von Aist (in Oberösterreich) stand.

Das Gemälde der Heidelberger Liederhandschrift zeigt uns eine Frau, die ein Bündchen auf dem Arme trägt, vor ihr den Dichter als Kaufmann verkleidet, neben ihm einen beladenen Esel; vielleicht war die Frau dieselbe, von der er gesungen:

Ez stuont ein frouwe alleine
und warte uber heide
und warte ir liebes:
só gesach si valken fliegen.
„Só wól dir, valke, daz du bist!
du flügest, swar dir lieb ist;
du erküestest in dem walde
einen boum, der dir gefalle.
alsó hân ouch ich getân:
ich erkôs mir selbe man:
den welten miniu ougen.
daz nident schône frouwen.
owê, wan lânt si mir mîn liep?
joh engerte ich ir deheiner trütes niet.“

Es stand ein Weib alleine
und blickte über die Heide
und harrete des Geliebten.
Da sah sie Falken fliegen.
„O Falke, wie du glücklich bist!
Du fliegst, wohin dir lieb ist;
du erwählst dir im Walde
einen Baum, der dir gefalle!
Also hab' auch ich getan.
Ich erkor mir einen Mann,
den wählten meine Augen.
Des neiden mich die Frauen.
O lieben sie den Freund mir noch!
Begehr' ich ihrer Trauten keines doch!“ (K.)

Dem 12. Jahrhundert gehörte auch der Ritter Albrecht von Johansdorf an, jener Dienstmann des Bischofs von Passau, von dem Gustav Freytag sagt, daß „seine Klage über sieben Jahrhunderte hinweg vertraulich in unser Herz tönt“.

*) Vgl. „Walthar von der Vogelweide und des Minnesangs Frühling“, ausgewählt, übersetzt und erläutert von Prof. Dr. Karl Kinzel (Denkmäler der älteren deutschen Literatur II, 1. 8. Aufl.), dem die mit K. bezeichneten Lieder entnommen sind.

„Als sie an meinem Kleide das Kreuz sah,“ singt er, „sprach die Gute, da ich ging: Wie willst du jetzt zwei Pflichten erfüllen, fahren übers Meer und doch hier sein: — — — Oft fühlte ich Weh, doch nie so großes Leid.“

Sprüche voll kernhafter Lebensweisheit und geistlichen Inhalts dichtete in dieser ältesten Zeit *Spervogel*, vermutlich ein Spielmann aus Bayern, den die Heidelberger Handschrift mit einem Speer in der Hand darstellt, an welchem Vögel angespießt sind.

Von ihm stammt das älteste deutsche Weihnachtslied, das anhebt:

Er ist gewaltig unde starc,
der ze wihen naht geborn wart:
daz ist der heilige Krist.
jâ lobt in allez, daz der ist.
niewan der tievel eine.
durh sinen grözen übermuot
sô wart ime diu helle ze teile.

Gewaltig ist er und ist stark,
Der zur Weihnacht geboren ward:
Das ist der heilige Christ.
Es lobt ihn, was erschaffen ist.
Allein der Teufel nicht;
Dem ward für seinen Übermut
Zur Straf' zu teil der Hölle hart Gericht. (K.)

Von der Allwissenheit Gottes handelt der Spruch:

Wurze des waldes
und erze des goldes
und elliu apgründe,
diu sint dir, hêrre, künde;
diu stênt in dîner hende.
allez himeleschez her
dazn möht dich niht volloben an ein ende.

Wurzeln des Waldes
und Erze des Goldes
und jeder tiefe Abgrund
sind dir, Herr, alleine kund.
Alles steht in deinen Händen;
und das ganze Himmelsheer
könnte nie, o Herr, dein Lob vollenden. (K.)

⚔ *Welfete.* Mit dem Ritter *Heinrich von Welfete*, der uns schon als epischer Dichter (S. 54 ff.) bekannt ist, trat um 1180 der *Minnefang* in seine Blüte.

„Wie wohl sang er von Minnen!“ rühmt *Gottfried von Straßburg* von ihm. Mit Vorliebe singt er von Mai und Minne und schildert gern das reiche, aber kurze Freudenleben der Vögel, wenn „die Blumen entspringen, die Linden lauben und die Buchen grünen.“ Siehe das S. 155 abgedruckte Lied.

⚔ *Friedrich von Hausen.*

Sein Zeitgenosse war *Friedrich von Hausen*, ein Pfälzer Edelmann aus der Nähe von Worms, der seinem Kaiser *Friedrich Rotbart* auf dem Kreuzzug in das Morgenland folgte, nachdem er, mehrmals von ihm mit wichtigen Aufträgen betraut, in Italien gewesen war. Er neigte schon vielfach, wie der spätere *Minnefang* überhaupt, zur Künstelei romanischer, insonderheit provençalischer Lieder, welche die Muster seiner Poesie waren. Dennoch liegt in der Eigenartigkeit seiner Gedanken oft ein feiner, ansprechender Sinn.

Zur Kreuzfahrt gerüstet scheidet er voll Wehmut von seiner geliebten Herrin und singt im Andenken an sie:

Es will mein Herze und mein Leib sich scheiden;
so lange waren innig sie gesellt!
Mein Leib will einzig kämpfen mit den Heiden,
doch hat mein Herz ein andres sich erwählt
vor aller Welt. Wie quält es mich so sehr,
daß Herz und Leib sich nicht mehr folgen beide!
Viel taten meine Augen mir zu leide.
Entscheiden kann den Streit allein der Herr.

Von solchen Nöten glaubt' ich mich errettet,
da ich das Kreuz annahm zur Ehr des Herrn,
mein Herze enger nur mit mir verketet:
doch bleibt beständig es in weiter Fern.
Welch reiches Leben sollte mir erstehn,
ließ fahren nur mein Herz sein töricht Streben!
Doch fragt es — merk' ich — nichts nach meinem Leben,
und wie es mir am Ende soll ergehn.

Doch, da ich, Herz, es nimmermehr kann wenden,
daß du mich traurig läßt und einsam hier,
so bitt' ich Gott, daß er dich wolle senden
dahin, wo man sich freundlich neiget dir.
O weh! Wie wird sich enden noch dein Wahn!
Wie durfstest du entfliehen meinen Händen?
Wer soll dir deinen Kummer helfen enden
so treulich, wie ich sonst es hab' getan? (K.)

Und so zieht er von dannen und sendet über das Meer an sein fernes Lieb noch manchen heißen Gruß; daher stellt ihn die Große Heidelberger Handschrift dar, wie er kühn und fest auf dem dahingleitenden Schiffe steht und ein Blatt an die Geliebte in die Wogen wirft, daß sie es tragen in ihre Heimat, wo auch sein Herz noch weilt. So singt er auch manches Kreuzlied; in einem derselben tadelt er solche, die das Kreuz genommen haben und doch zu Hause geblieben sind:

Die wähen dem Tode entronnen zu sein,
welche Gott um seine Fahrt betrügen;
aber einst wird ihnen die Pforte versperrt,
die Er aufstut Seinen Knechten.

Friedrich von Hausen kehrte nicht heim. Wegen seiner Tapferkeit und seines Edelmutz im ganzen Kreuzheer geliebt und geehrt, fiel er wenige Tage vor seinem großen Kaiser in dem Treiffen bei Philomelium in Kleinasien am Montag nach Himmelfahrt im Jahre 1190. Über seinen Tod entstand unter den Kreuzfahrern eine solche Trauer, daß sie alle vom Kampfe abließen und statt des Siegesgeschreis laute Wehklagen erhoben.

Ich wil nu den wolgemuoten singen. den so rehte vroede sanc
te tuot. wer sol den verzagten vroede bringen. die man selten
vindet wolgemot. wol in die so schone sich versinnent. das
si vroede minnent. vñ das man goten wiben sprichet got.

Erklärender Abdruck.

*Ich wil nu den wolgemuoten singen
den so rehte vroede sanfte tuot
wer sol den verzagten vroede bringen
die man selten vindet wolgemot
wol in die so schone sich versinnent
das si vroede minnent
und das man goten wiben sprichet gut!*

Neuhochdeutsche Übersetzung.

*Ich will jetzt den Frohgesinnten singen,
denen so rechte Freude wohl tut (angenehm ist).
Wer soll den Verzagten Freude bringen,
die man selten findet frohgestimmt?
Wohl ihnen die so schön sich besinnen,
daß sie die Freude lieben,
und daß man zu guten Weibern spricht gut!*

Unter den Minnesängern dieser und der folgenden Zeit sind zwei Namensvettern hervorzuheben: 1) Reinmar von Hagenau, gewöhnlich Reinmar der Alte genannt.

Reinmar
der Alte.

Er lebte längere Zeit am Hofe des Herzogs Leopolds V. von Österreich, mit dem er an dem Kreuzzuge von 1190 teilgenommen haben soll und auf dessen Tod (1194) er ein schönes Klagelied verfaßte. Hier wurde er auch der Lehrer Walthers von der Vogelweide. Er hat viele innige, seelenvolle Lieder gedichtet:

Wo Reinmar singt, da währt kein Jammer lang —

läßt ihn Schefel sagen. Er übertraf seine Vorgänger durch Feinheit der Empfindung wie durch glücklichen Ausdruck und Fruchtbarkeit und hat die von französischen Mustern beeinflusste Kunst nach Österreich verpflanzt. Gottfried nannte ihn die „leitefrouwe“ (Anführerin) des Nachtigallenheeres, und zahlreich sind seine Nachahmer. Sein Stil ist einfach, seine Form ernst und streng, seine Lieder fast schmucklos, aber innig und herzlich: „Sie ist mein osterlicher Tag und hab' sie in meinem Herzen lieb, das weiß er wohl, dem ich nicht lügen mag“, singt er von der Geliebten. Insbesondere hat er die Botenlieder (vgl. S. 135) zuerst mit großem Glücke bearbeitet und es verstanden, durch den darin herrschenden Gesprächston die Eintönigkeit des Minnegedankens angenehm zu beleben. Auch manches Kreuzlied hat er gesungen, in dem er den Streit seiner frommen Gedanken mit den Liebesgedanken hervorhebt:

Des Tages, da ich das Kreuze nahm,
da behütete ich meine Gedanken,
wie dem Zeichen ziente, das ich trug,
und als ein rechter Pilgrim;
da glaubte ich sie bei Gott so stäte,
daß nimmer mein Fuß aus seinem Dienste träte.
Nun wollen sie aber ihren eigenen Willen haben
und so ungebunden fahren wie früher.
Diese Sorge ist nicht bloß mein,
sie tut auch anderen Leuten weh.

2) Der spätere Reinmar von Zweter, ein Rheinländer von Geburt, aber in Österreich aufgewachsen, der in seinen Sprüchen (Lieder hat er nicht hinterlassen) das politische und sittliche Leben seiner Zeit darstellt. Warm preist er den Segen der Ehe:

Ein Leib, zwei Seelen, ein Mund, ein Mut,
die Treue rein und in der festesten Gut!
Wo Liebe mit Liebe so mag sein,
da gilt das Silber nichts, noch Gold und Edelstein.

Nach längerem Aufenthalte am Prager Hofe, von 1236—1240, lebte er wieder am Rhein und soll zu Eßfelden in Franken begraben sein.

Als Reinmar von Hagenau starb, reichten die Zeitgenossen den dichterischen Ehrenkranz einem Sänger, dessen Name seitdem durch alle Jahrhunderte bis auf unsere Tage als der herrlichste geleuchtet hat, dem edlen

Walter von der Vogelweide.

Gottfried von Straßburg erklärt ihn in seinem „Tristan“ für den Würdigsten, nach Reinmars Tode Anführer und Bannerträger der Sängerschare

Reinmar
von Zweter.

O die blümē v̄ dem grāle dringē,
 sam si lachen gegen dem spunden
 sonnen. in einem meien an dem morgen
 fru. v̄ die kleinē vogellin wol singet:
 in ir besten wise die si künne. wūne
 kan sich da geliche z̄v. es ist wol halb
 ein himelriche. nu sprechēt alle was sich
 dem geliche. so sage ich w̄ mir dike be
 i minen ogen hat getan v̄ tete och noch
 gesehe ich das.

162

Wa ein edeliu frowe schöne reine,
 wol bekleit v̄ daz z̄v wol gebun
 den. dvr kurzewile z̄v vil liute gat ho
 ueliche hoh gemuot niht eine. umbe se
 hende ein wenic vnder stunde. alsam d
 sunne gegen dē sternē stat. der meie
 bringet vns al sin wunder. w̄ ist da
 so wūneklisches vnder. als ir vil mine
 klucher lib. wir lassen alle blümē stan
 v̄ kapfen an dē w̄de wib.

163

Faksimile-Nachbildung der Strophen 161 und 162 von Blatt 130 aus der
 Grossen Heidelberger (Manessischen) Liederhandschrift.

Erklärender Abdruck.

So di blumen us dem grase dringent,
 sam si lachen gegen dem spilnden sunnen,
 in einem meien an dem morgen fru,
 und die kleinen vogellin wol singent
 in ir besten wise di si künnen,
 [waz] wunne kan sich da gelichen zuo.
 es ist wol halb ein himelriche.
 nu sprechent alle was sich dem geliche,
 so sage ich, waz mir dike baz
 in minen ogen hat getan und tete ouch noch, gesehe ich das.

Swa ein edeliu frowe schöne reine
 wol bekleit und darzuo wol gebunden
 dur kurzewile zuo vil liuten gat,
 hovelichen hoh gemuot, niht eine,
 umbe sehende ein wenic under stunden.
 alsam der sunne gegen den sternē stat:
 der meie bringet uns al sin wunder,
 waz ist da so wūneklisches under
 als ir vil minneklicher lib?
 wir lassen alle blumen stan und kapfen an daz werde wib.

712
E solt spechē willekomē der mete brin-
 gen do bin ich. alles do it habent v̄nomē.
 das gab ein wunt nu frageht mich. ich
 wil mete. v̄n wirt mit loy icho gut.
 ich sage l̄hre do iv sanfte tut. seher wo
 man mir eren biere. 204

Ich wil t̄rtichen frowē sage. solhu mete
 do si t̄ste bas. alder wite soln behagen.
Ane grosse miere t̄in. ich do. z̄richemē
 lone sint si mit zehete. so bin ich gefū-
 ge v̄n biere s̄raktes mere. wan do s̄imh
 gr̄ssen schonz. 298

M̄itche man sint dool gezogē. als ein
 gel sint dū wib getan. swer si schul-
 der der ist betrogen. ich enkan sin ander
 niht v̄stan. v̄gent v̄n teine m̄ine. si vel
 die s̄ohen wū. der sol komē in v̄nser
 lant da ist wūne vil. lange m̄isse ich le-
 ben dar l̄ine. 406

Ich han lant vil gesehen. v̄n nam d̄ be-
 sten getne wat. ul̄el m̄isse mit gesche-
 hen. kan̄te ich ie min k̄ze bringē dar. do
 ime wote wol gefallen. s̄romder sitte.
 Das h̄ilte mich ob ich v̄nrehte st̄itte in
 t̄schū z̄vht gat vor in allen. 207

Von der elbe v̄tz an den t̄in. v̄n wid-
 v̄nz in v̄ngetlant. so m̄igen wol d̄
 besten sin. die ich in der w̄lde han lek̄t.
Kan ich s̄hōwen. ḡyt gelese v̄n den l̄b-
 tem mit got so sw̄ire ich wol do da d̄
 wib. beset sint danne en̄d̄wa die frowē.

Erklärender Abdruck.

Ir sult sprechen willekomen:
der [iu] mere bringet, daz bin ich.
alles daz ir habent vernomen,
daß [= das ist] gar ein wint: nu fragent mich.
ich wil [aber] miete:
und wirt min lon icht guot,
ich sage lihte, daz iu sanfte tuot.
seheth, waz man mir eren biete.

Ich wil tiutschen frouwen sagen
solhiu mere, daz si deste bas.
al der werlte suln behagen:
ane groffe miete tuon ich daz.
ze richeme [waz wold' ich ze] lone?
sint si mir ze here:
so bin ich gefüge und bitte si nihtes mere,
wan daz si mih grüffen schone.

Tiutsche man sint wol gezogen,
als engel sint diu wib getan.
swer si schildet, der ist betrogen:
ich enkan sin anders niht verstan.
tugent und reine minne,
swer die suochen wil,
der sol komen in unser lant: da ist wunne vil.
lange müffe ich leben dar inne.

Ich han lande vil gesehen
und nam der besten gerne war:
übel müffe mir geschehen,
kunde ich ie min herze bringen dar,
daz ime wolde wol gevallen
frömder sitte.
was hulfe mich, ob ich unrehte stritte?
tiutschiu zuht gat vor in allen.

Von der Elbe unz an den Rin
und wider unz in Ungerlant
fo mugen wol die besten sin,
die ich in der werlte han bekant.
kan ich schouwen
guot geleffe und den lib,
fem mir got, so swüre ich wol, daz da diu wib
besser sint danne anderswa die frouwen.

Erklärender Abdruck.

1) In dürestet fere nach der lere, als er von Rome
 was gewon:
 der im da schancte und in da trancet als e, da wurde
 er varnde von.

Swas im da leides ie gewar,
 daz kam von simonie gar:
 und ist er da so friunde bar,
 das er en getar
 niht sin schaden gerüegen,
 kristentuom und kristenheit,
 der disiu zwei zesamme leit sancit
 gelich lanc, gelich breit,
 lieb und leit,

der wolte ouch, das wir trüegen
 in Kriste kristenliches leben. Sit er uns hat uf eine
 gegeben, so suln wir uns niht scheiden.
 Swelh kristen kristenhebes tuomes pfiget an worten und
 an werken niht, der ist wol halb ein heiden.
 Daz ist unser meiste not: daz eine ist an daz ander
 tot. Nu stiuere uns got an beiden,

Und gebe uns rat,
 sit er uns hat
 sin hantgetat
 geheiffen offenbare.
 Nu senfte uns, frouwe, sinen zorn,
 barmherzig muoter us erkorn,
 Du frier rose sunder dorn,
 du sunnevarwiu clare!

Dich lobet der hohen engel schar:
 doch brahten si din lob nie dar,
 daz es vollendet wurde gar.
 daz es ie wurde gesungen
 in stimmen oder us zungen
 us allen ordenungen
 ze himel und uf der erde,
 ich mane dich gotes werde.

wir bitten umb unser schulde dich,
 daz du uns sist genedelich,
 so das din bette erklinge
 vor der barmunge ursprunge:
 So han wir den gedinge,
 diu schulde werde ringe,
 damit wir sere sin beladen,
 hilf uns, daz wir sie abe gebaden
 mit stete wernder riuwe umbe unser missetat,
 die nieman ane got und ane dich ze gebenne hat.

2) Ich sas uf eime steine
 do dahte ich bein mit beine,
 dar uf safte ich min ellenbogen;
 ich hete in mine hant gesmogen
 daz kinne und ein min wange.
 do dahte ich mir vil ange,
 wie man zer werlte solte leben,
 deheinen rat kunde ich mir gegeben,
 wie man driu ding erwurbe,
 der deheines niht verdurbe.
 diu zwei sint ere und varnde guot,
 der ietweders dem andern schaden tuot;
 daz dritte ist gotes hulde,
 der zweier ubergulde,
 die wolde ich gerne in einen schrin.
 ja leider des mac niht gesin,
 daz guot und weltlich ere

und gotes hulde mere
 in einen schrin mugen komen.
 stige und wege sint in genomen;
 untriuwe ist in der fasse,
 gewalt ist uf der straffe,
 vride und reht sint beidiu wunt:
 diu driu habent geleites niht,
 diu zwei werdent e gesunt.

3) Ich sach mit minen ougen
 man und wib tougen,
 da ich gehorte und gesach
 swas iemen tet, swaz ieman sprach.
 ze Rome horte Ich liegen
 und zwene künige kriegen (I. triegen).
 da von huob sich der meiste strit,
 der e wart oder sit,
 do sich begunden zwaien
 pfaffen und leien.
 da was ein not vor aller not:
 lib und sele lag da tot,
 die pfaffen stritten sere:
 doh wart der leien mere.
 diu swert legten si danider:
 si griffen an die stole wider:
 si bienen die sie wolten
 und niht den sie solten.
 da storte man diu gotes hus,
 do horte ich verre in einer kius
 vil michel ungebere:
 da weinde ein kloscnere,
 er klagte gote siniu leit:
 owe, der babst ist ze jung;
 hilf, herre, diner kristenheit!

4) Ich horte diu wasser dieffen
 und sach die vische stieffen,
 ich sach was in der werlte was,
 walt velt loub ror und gras;
 swaz flüuffet oder flüiget
 oder bein zer erde biuget,
 daz sach Ich und sage iu daz:
 deheines lebet ane has,
 daz wilt und daz gebirge gewürme
 die stritten starke stürme,
 also tuon die vogel under in;
 wan daz sie habent einen sin;
 si weren anders zenihete,
 si schaffent guot gerihte.
 si setzent gesa künige und reht,
 und schaffent herren und kneht,
 so we dir, tiutschiu zunge,
 wie stat din ordenunge,
 daz nu diu mugge ir künig hat
 und daz din ere also zergat!
 bekera dich, bekere!
 die cirkel sin ze here,
 die armen künige dringent dich:
 Philippe, setze den weisen uf und heis si
 tretten hinder sich!

5) Mehtiger got, du bist so lanc und bist so breit:
 gedehnten wir da nach, das wir unser erebeit
 niht verluorn dir sint beide ungemessen maht und ewikeit.

Aus Walthers von der Vogelweide Liedern:

- 1) Schluss des Leiches: *Got, diner trinitatel 2—4) Der Wahlstreit* (vgl. S. 164. 166.)
 5) Anfang des Spruches von *Gottes Unerforschlichkeit*.

In dinstere sere nach der lere als er von
 romē was gewon der im da schande
 vñ in da crande als e da wunde er vñ
 de von swas im da lere te gewun de
 kamp de symonie gar vñ ist er da so fal
 de bet das er engeat nup sin schaden
 geschigen kristen röm vñ kristenheit der
 tū z vñ zefanne lere fruct geluch lere
 geluch wert heb vñ lere der wohe o ch
 das wir milgen in kirche kristenliches
 leben der er vns hat of eine gegeben
 so soln wir vns nup schaden swelch
 kristen kristenliche rōmes pfleger an
 waere vñ an werken nup der id wol
 halb ein heden de id vnser meiste nōr
 de eine ist an de ander tot. sy stūc
 vns god an beyden vñ gebe vns mit sin
 er vns hat sin hant getat geschick offe
 bare. No senste vns siowe sinen zep
 bare hettig miter vs erkorē do fruct
 toles vnder com. dy sunne var vñ dāre
 Dū lobet der hohen engel schar doch
 machien si dia lob nie dar de es wol en
 ter warte gar de es se wurde gefonge
 schammē oder vs z vngen vo allen er
 demungen zehumel vñ of der erde ich
 mane dich gotes vñde wir brett vñd
 vnser scholde dich de dy vns list gene
 delich. So das din bette erklunge wa
 der barmhertig vspunge so han wir
 ten gedunge dy schulde werde ringer
 da vñde wir fere sin beladen hylf vng
 de wir si abe gebaden our here wern
 der rulle vñde vnser misstat die nie
 gman ane got vñ ane dich zgebenne
 hat.

1)
 Ich las vñ came stene do dāhtē ich dem
 mit beine dar vñ lasse ich min ellenbo
 gen ich hete in mine hant gefmoge de
 kame vñ ein min vange do dāhte ich
 mit vil ange wie man zervite sohe le
 ben de hēintz mit konte ich mit gegelt
 wie man derz dūng er wurde der dehen
 nes nup vdyre. dy zwer sint ere vñ
 vñrade got der veruadē dem andern
 schaden tāt de warte ist gotes holde der

zwer vber gulde die wolde ich gnein
 emen schin. i leder des mac nup ge
 sin de got vñ weidlich er vñ gotes
 hulde mere in eine schin mgen komē
 stige vñ wege sint in genomen vntū
 we id in der sille gewald ist vñ ter stūc
 se vñde vñ reht sint bedi vñunt dy
 du habent geleites nup dy zwer wer
 tem e gelunt.

Ich sach mit mine oge man vñ vñd mē
 da ich gehare vñ geluch swas remē ter
 soe itman sprach. ze wome harte ich ue
 gen vñ z wene kouige kriegē da von
 hūb sich der meiste str. der e wart our
 fir do sich begonden z wain pfaffen vñ
 lere da was ein not vñ aller not. id vñ
 sele lag da tot die pfaffen stritē sere dō
 warte der lere mere. di siob legten si da
 nider si griffen an die stole wider si die
 nen die si wolte vñ nup ten si solt. do
 sture man di gotes hys do harte ich ver
 re in einer klus vil mūchel vngeders da
 weunde ein klosterre er lāge gote si
 nū lere. o we der babst ist zering hūf
 terre dūre kirchenheit

ich harte dū wasser dieffen vñ sach die
 vñsche stūellen ich sach was in der wāre
 vñd wale vñ lob rū vñ glās. hū stūc
 ser oder flūgen oder ten zee erē bēger
 de sach ich vñ sage id dso. rehtines ledē
 me has de wir vñ z gebūge gewar
 me die struten starke stūcke. also rñ
 die vñgel vñter in vñ de si habent emē
 sin. si wern amers z enire si schaffē
 got gerūte. si serent got künige vñ
 reht vñ schaffē hēren vñ künch. so we
 die nūschū z vñge wie hat din odenm
 ge de nū dūm vñge ir künig. hat vñ
 de din ere also zergat. de kera dich beke
 re die arkel sin zehere die armē kū
 nige dūngent dich phippe setze den
 weisen vñ vñ has si tēren hūter sich

Ad chinger got dy vñd so lant vñ dūb
 so wart gewēren wir da nach das
 wir vnser arbeit nup vñden die sint
 beide vngemessen. mahp vñ ewikere



zu sein; und je besser wir durch den Forscherfleiß unserer Gelehrten und die Übersetzungskunst unserer Dichter ihn verstehen lernen, desto näher tritt er auch uns, und desto mehr stimmen wir dem zeitgenössischen Urtheile bei.

Im Tiroler Lande, oberhalb der Brennerstation Waidbruck, unweit Bozen, ^{Walthers} ^{Leben.} liegen eng beieinander zwei Höfe, die noch heute die Vogelweide (ahd. fogilweida, ein Ort, wo Vögel entweder gehegt wurden oder sich zu sammeln pflegten) heißen. Dort stand nach einer ansprechenden, wenn auch nicht zu begründenden Vermutung die Wiege Walthers, der um 1170 geboren ritterlicher Herkunft war. Dort mag der Knabe in stiller, nur vom Vogelgesang belebter Waldesinamkeit aufgewachsen, dort mag die Lust zum Gesange zuerst in seinem kindlichen Herzen erwacht sein. Die Dürftigkeit seines Elternhauses trieb ihn wohl schon früh aus dem heimatischen Thal hinaus in die Welt. In Oesterreich lernte er, wie er sagt, „singen und sagen“; denn sein ganzer Reichtum war sein „Lied“, und daraus mußte er ein Gewerbe machen, um leben zu können. So gelangte er an den glänzenden Hof des Herzogs Friedrich zu Wien; dort erhielt er eine ritterliche Erziehung und in Reinmar dem Alten einen Meister, wie er ihn nicht vortrefflicher sich hätte wünschen können. Rasch entwickelte sich seine Dichtergabe. Frühlings- und Liebeslieder, Wechselgespräche und Reihen, Walthers schönste und frischeste Dichtungen entstanden in diesen glücklichen Wiener Jahren und fanden rasch in der Nähe und in der Ferne Anerkennung.

Über sein eigenes Leben und Lieben geben seine Minnelieder wenig Aufschluß; allenfalls kann man daraus abnehmen, daß sein Herz von der Liebe zu einem niedrig geborenen Mädchen erfüllt war, dem er seine ersten Lieder widmete. Auch ein Name wird genannt; doch liegt darin wohl nur eine Anspielung auf die Sage von Walther und Hildegunde:

Meines Herzens tiefe Wunde,
die muß immer offen stehen,
sie werde denn heil von Hildegunde.

Die Liebe zu ihr machte ihn glücklich und trieb ihn immer aufs neue zum Preis der Geliebten und der Frauen insgemein; so in einem Maitied: „So die bluomen üz dem grase dringent“ — (Siehe Beilage Nr. 25)

Wenn die Blumen aus dem Grase dringen
und dem Spiel der Sonne sie entgegen
fröhlich lachen in des Maitags Früh',
wenn die Kleinen Vögelein wohl singen
helle Frühlingsweisen, wie sie pflegen:
dem kann andre Wonne gleichen nie.
Ist's doch fast ein Himmelreich.
Fragt ihr mich, was diesem gleich,
sag' ich euch, was besser doch
meinen Augen stets getan und tät' auch wieder heute noch.

Wenn ein' edle Frau, hold anzuschauen,
zierlich angetan, das Haar bekränzet,
tritt zur Kurzweil ein in frohen Kreis,
stattlich, hochgemut, mit ihren Frauen,
züchtig umschaut und durch Sitte glänzet:
wie vor Sternen trägt die Sonn' den Preis, —
dückt der Mai uns wonnereich,
welche Wonne käme gleich
solches Weibes Guldgestalt?
Unsre Augen sehn nur sie, — vergessen sind die Blumen bald.

Nun wohl an, wollt ihr die Wahrheit schauen,
 laßt uns mit gehen zu des Maien Feste!
 Seine ganze Schönheit steht uns offen,
 Schauet ihn und schaut die edlen Frauen:
 Sagt, was dünket euch nun wohl das Beste?
 Hab' ich nicht die rechte Wahl getroffen?
 O, wer da mich wählen hiesse,
 daß ich dies um jenes Liebe,
 meine Wahl wär' schnell geschehn:
 Du, Herr Mai, würdest eh' zum März, eh' ich dich, Herrin, liebe gehn. (K.)

Noch manches schöne Lied hat er im Dienste der Frauen gesungen, die schönsten aber, wenn er seine Stimme zum Preise der deutschen Frau überhaupt erhob:

Durchsüßet und geblümet sind die deutschen Frauen,
 so Sonnigliches gab es niemals anzuschauen
 in Lüften noch auf Erden noch in allen grünen Auen.
 Lilien und der Rosen Blumen, wo die leuchten
 im Maientane durch das Gras, und kleiner Vögel Sang
 sind gegen diese Wonne ohne Farb und Klang,
 so man sieht schöne Frauen. Das kann den trüben Mut erquickten
 und löschet alles Trauern in derselben Stund,
 wenn lieblich lacht in Lieb' ihr süßer roter Mund,
 ihr glänzend Auge Pfeile schießt in Mannes Herzensgrund. (Einrock.)

Da Walthar bis in sein vorgerücktes Alter der Minne gehuldigt und im Frauendienste gesungen hat (wohl vierzig Jahre und darüber habe er von Minne gesungen, versichert er selbst einmal), so ist es erklärlich, daß manche seiner Minnelieder, wie Ulrich bemerkt, „an einer gewissen Trockenheit leiden und daß das Selbstbewußtsein, die Überlegung in manchen vorherrschen“. Endlich wurde ihm der Kreis des Minnesanges zu enge, er fühlte das Bedürfnis einer umfassenderen Weltanschauung. Durch sein eigenes Leid und durch die Stürme, die gegen das Ende des 12. Jahrhunderts über das Reich hereinbrachen, gedrängt richtete er das Lied auf die wichtigsten Angelegenheiten des Vaterlandes und der Kirche. Zuletzt sagte er sich feierlich von der Minne los; sein Minnegefang möge nun anderen dienen, und ihre Guld werde dafür sein Teil. Er segnet sich, daß er auf der Welt so manche froh gemacht, Mann und Weib. Und von der vergänglichen Minne, die nichts weiter ist als „vom Fische der Grat“, wendet er sich jetzt zu der steten, ewigen Minne.

Im Jahre 1198 starb Walthers fürstlicher Gönner in Palästina, und in demselben Jahre trat auch ein verhängnisvoller Wendepunkt unserer Geschichte ein: der Beginn der langwierigen bösen Kämpfe der Gegenkönige. Da ergriff der Dichter, der in Friedrichs Nachfolger, dem Herzog Leopold VI. von Babenberg, seinen Gönner fand, den Wanderstab und ging von Wien nach Mainz, wo die Krönung Philipps von Schwaben soeben vor sich gehen sollte. Denn für ihn, des Rotharts jüngsten schönen, liebenswürdigen Sohn, hatte Walthar sich sofort entschieden. Der verderbliche Wahlstreit brachte einen Wendepunkt in Walthers Poesie — gleich im Beginn desselben entstand wohl jener für den Dichter so charakteristische Spruch: „Ich saz af eime steine —“, der uns den tiefen Ernst seiner christlichen Lebensanschauung zeigt (siehe Beilage Nr. 27):

Ich saz auf einem Stein
 und schlug Bein über Bein,
 den Ellenbogen setz' ich auf
 und schmieg' in meine Hand darauf

das Kinn und eine Wange.
 Da dacht' ich bei mir hange,
 wie man in dieser Welt sollt' leben.
 Und keinen Rat konnt' ich mir geben,

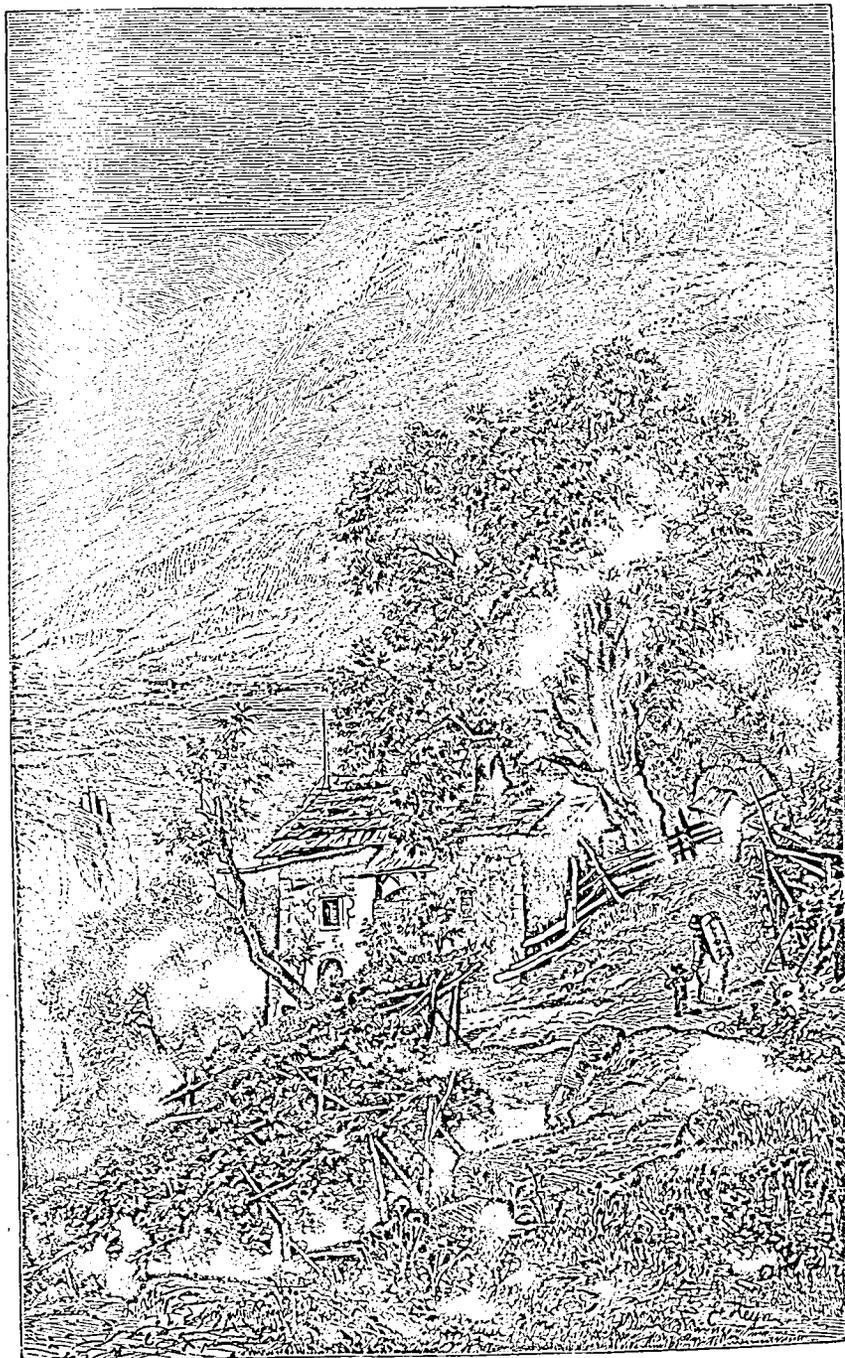


Abb. 28. Die Vogelweibe bei Bozen. Vermutliche Heimat Walthers von der Vogelweibe.

Walthers

wie man drei Ding' erwerbe
und keins dabei verderbe.
Der zwei sind irdisch Gut und Ehr',
die oftmals sich vertragen schwer,
und Gottes Gulb das dritte,
das Gold in ihrer Mitte.
Die hätt' ich gern in einem Schrein.
Doch leider, das kann nimmer sein,
daß Gut und weltlich Ehre

und Gottes Gulb einkehr
zusammen in ein Menschenherz.
Gehemmet sind sie allerwärts:
Untreue liegt im Hinterhalt
und auf der Strafe fährt Gewalt.
Denn Recht und Fried sind tödlich wund.
Die dreie sünden kein Geleit,
eh' diese zweie sind gesund. (K.)

Und mit dem folgenden Spruch greift dann Walthar in den Wahlstreit ein:

Konnt' oft der Wasser Rauschen,
der Fische Spiel belauschen,
betschaute alles in der Welt,
Wald, Laub und Rohr, und Gras
und Feld,
was kriechet und was flieget,
das Wein zur Erde bieget,
das sah ich und ich sag' euch das:
Der keines lebet ohne Haß.
Das Wild und das Gewürme
die streiten starke Stürme,
wie auch die Vögel unter sich.
Doch darin sind sie einiglich:

Sie glaubten sich verloren,
wår' nicht ein Herr erkoren.
Sie wählen Könige und Recht,
sie sehen Herren ein und Knecht.
O weh dir, deutsches Land,
wie ist's um dich bewandt,
daß einen Herrn die Müde hat,
doch deine Ehr' ist todesmatt.
Befehre dich, bekehr, bekehr!
Die Fürsten dünken sich zu hehr.
die armen Kön'ge drängen dich.
So seh Philipp den Waisen auf! Dann
sollen sie bescheiden sich! (K.)

So fordert er das deutsche Vaterland auf, die hochmütige Macht der kleinen Fürsten niederzudrücken, die „armen Könige“, die mit um seine Krone warben, zurückzudrängen und dem Hohenstaufen Philipp „den Waisen“, den einzigartigen Edelstein in der deutschen Kaiserkrone, den der Sage nach Herzog Ernst einst aus dem Zauberberge im Morgenland mitgebracht, aufzusehen. Bald darauf hatte Walthar die Freude, Philipp gekrönt zu sehen.

Das Bild, wie er jugendlich, eine Herrenmütze mit hohem zackigem Pelzbräm auf den kurzen blonden Locken, auf einem blumigen Steine sitzt, sinnend ein Bein über das andere geschlagen, den Ellenbogen darauf gestützt, die Wange in die Hand geschmiegt und so über die Welt nachdenkend, bezeichnet treffend das Wesen seiner Dichtung, und ganz angemessen ist es, daß er in der Heidelberger Handschrift, der unser Bild entnommen, vor seinen Liedern in dieser Stellung abgebildet ist. Das Ritterschwert mit herabhängendem Gurt steht zu seiner Linken an dem blumigen Steine; in der Rechten hält er den Anfang der über sein Haupt emporschwebenden Schriftrolle. Der Wappenschild hinter ihm führt in hellrotem Feld einen viereckigen Käfig mit gelbem Rahmen und einer Kugel an jeder der vier Ecken und sechzehn dünnen weißen Stäben, die oben und unten kleine Knöpfe haben. Dahinter, auf rotem Grunde, schreitet ein grüner Vogel mit krummem Schnabel. Auf dem von der Seite gesehenen Helme mit Nasenband, Augen- und Luftlöchern der Helmmaske und beider Schnüre steht ein ebensolcher Vogelkäfig, nur kleiner, mit elf Stäbchen. (Siehe Beilage Nr. 28.)

Die weitere Entwicklung der Dinge nötigt dem Dichter manche bittere Klage ab: die Aufstellung Ottos von Braunschweig zum Gegenkönig, der Verfall der Sitten und des Rechts wie der geistlichen Orden, worin er die schrecklichen Zeichen des nahenden Weltgerichts erkennt, endlich Philipps Niederlage und Ottos Krönung. Aber seine Vaterlandsliebe dringt immer durch, und wenn er oft bitter klagt und tadeln, kündigt er doch auch begeistert den Preis des deutschen Landes vor allen anderen, die er durchwandert. So heißt es in dem Liede: „I'r sult sprechen willekomen.“ (Siehe Beilage Nr. 26.):

Heißt mich froh willkommen sein!
Der euch neues bringet, das bin ich;
eitle Worte sind's allein,
die ihr noch vernahmt: jezt fraget mich!

Wenn ihr Lohn gewähret
und den Sold nicht scheut,
will ich manches sagen, was die Herzen
freut:
seht, wie ihr mich würdig ehret.

Ich verkünde deutschen Frauen
solche Dinge, daß sie alle Welt
noch begier'ger wird zu schauen:
dafür nehm' ich weder Gut noch Geld.
Was wollt' ich von den Süßen?
Sind sie doch zu hehr!
Drum bescheid' ich mich und bitte sie
nichts mehr
als mich freundlich stets zu grüßen.

Lande hab' ich viel gesehen,
nach den besten blickt' ich allerwärts:
übel möge mir geschehn,
wenn sich je bereden ließ mein Herz,

daß ihm wohlgefalle
fremder Lande Brauch:
wenn ich lügen wollte, lohnte mir es auch?
Deutsche Zucht geht über alle.

Von der Elbe bis zum Rhein
und zurück bis her an Ungarland,
da mögen wohl die Besten sein,
die ich irgend auf der Erde fand.
Weiß ich recht zu schauen
Schönheit, Guld und Zier,
hilf mir Gott, so schwör' ich, daß sie besser
hier

sind als andrer Länder Frauen.

Züchtig ist der deutsche Mann,
deutsche Frau'n sind engelschön und rein;
fürcht, wer sie schelten kann,
anders wahrlich mag es nimmer sein.

Zucht und reine Minne
wer die sucht und liebt,
komm in unser Land, wo es noch beide gibt.
Lebt' ich lange nur darinne!*)

(Simrock.)

So führte Walther, seitdem er die Kaiserstadt an der Donau verlassen, das Leben eines fahrenden Sängers. Zu Pferde durchstreifte er die Lande, trug seine Vieler vor und begleitete sie mit der Geige auf Ritterburgen und an Königshöfen. Von der Elbe bis an den Rhein und wieder bis ins Ungarland ist er gewandert; von der Seine bis an die Mur, von dem Po bis an die Trave hat er die Menschen studiert. Zwischendurch (zwischen 1204 und 1211) weilte er am Hofe von Thüringen; im österreichischen Zeiselmauer hielt er sich im November 1203 auf, wo er nach dem einzigen über ihn erhaltenen urkundlichen Zeugnis von einem Bischof einen Pelzrock erhielt.

Hermann, Landgraf von Thüringen († 1217), war, wie wir früher gesehen, ein großer Förderer der Dichtkunst. Er hatte Heinrich von Veldese in den Stand gesetzt, seine „Gneit“ zu vollenden und Wolfram von Eschenbach veranlaßt, den „Wilhelm von Dranse“ zu bearbeiten. Vornehmlich ist er durch den sagenhaften Sängerkampff berühmt, den in unserer Zeit Moriz von Schwind an der Wand des Sängersaales der thüringischen Landgrafenburg durch ein Gemälde verherrlicht hat. Dieser Sängerkrieg soll im Jahre 1207, dem Geburtsjahr der heiligen Elisabeth, auf der Wartburg stattgefunden haben. Die Heidelberger Handschrift enthält die auf S. 151 nachgebildete Darstellung desselben. Sie besteht aus zwei Feldern: oben sitzen auf einem Throne der Landgraf Hermann von Thüringen mit der achteckigen Fürstenmütze auf dem kurzgelockten Haar und die Landgräfin Sophia im Hermelinmantel mit dem Barett auf den langen Locken als fürstliche Beschützer der unten versammelten sieben Kämpfer: in der Mitte der ungarische Zauberer Klingsor; ihm zur Linken Reinmar der Alte, dann Walther v. d. Vogelweide, abgewandt mit dem aufgehobenen Zeigefinger der Rechten zu seinem Nebenmann, dem „tugend-

Hermann
von Thü-
ringen.

*) Die Reihenfolge der Strophen in der Simrock'schen Übersetzung entspricht einer älteren und kleineren Heidelberger Handschrift aus dem 13. Jahrhundert, die auch im Textlaut hier und da von der großen, aus Paris dorthin zurückgekehrten sogen. Maness'schen Handschrift abweicht. (Vgl. die Beilage Nr. 26.)

haften Schreiber“, d. i. Kanzler Heinrich von Rispach, deutend. Am anderen Ende sitzt barhaupt im Oberleid mit kurzen weiten Ärmeln, bedeutung den rechten Zeigefinger gegen Klingsor aufhebend, Herr Biterolf, von des Landgrafen Hofgesinde, den Rudolf von Ems seinen Freund nennt; neben ihm Wolfram von Eschenbach, mit achteckiger Herrenmütze gleich Klingsor, die offene Rechte gegen ihn gewandt; zwischen ihm und Klingsor endlich der sagenhafte Heinrich von Osterdingen in ruhiger Haltung, mit der Linken vor der Brust.

Inhalt des
Sängers-
streiches.

Das Gedicht, das diesen Wettstreit im Wechselgesange mit untermengter Erzählung darstellt, stammt aus der Zeit gegen 1300 und gehört dem Verfall des Minnegesanges an. Die sieben erwähnten Dichter sind auf der Wartburg zusammengelassen, um über die Vorzüge milder Fürsten zu streiten. Heinrich von Osterdingen erhebt den Herzog Leopold von Osterreich, ihm treten Wolfram von Eschenbach und andere entgegen, die den Landgrafen von Thüringen verherrlichen. Walther von der Vogelweide zeigt sich anfangs ungehalten auf Osterreich und gibt dem König von Frankreich zu haben und vergleicht Leopold mit der Sonne, aber über die Sonne stellt er den Tag, Hermann von Thüringen. So wird Heinrich von Osterreich überwinden, da ruft er den Zauberer Klingsor aus Ungarland zu Hilfe, der in der Magie wohl erfahren mit dem Teufel im Bunde stand. Dennoch wird auch dieser Kämpfe von Wolfram, „dem rechtgläubigen Laien“, überwinden. — Das poetisch ganz wertlose Gedicht, das wohl einen späteren mainzischen Meister zum Verfasser hat, ist von R. Simrock herausgegeben und überseht, von G. L. H. Hoffmann in seiner Novelle: „Der Kampf der Sängere“ frei bearbeitet worden, die zusammen mit Heines Lannhäuserballade Richard Wagner zu seiner Oper „Lannhäuser“ anregte.

Walther
am Hof.

In manchen Liedern äußert sich Walther über sein Verhältnis zu dem Hof von Thüringen, rühmt des Landgrafen Tugenden, vor allem seine Milde und Gastfreiheit (S. 94 f.). Doch hat er sich nie zur gemeinen Schmeichelei und Herrendienerei erniedrigt, vielmehr erhielt er sich mitten im Getriebe der Höfe einen freien Blick und einen würdigen Sinn und rügte stets offen, was ihm mißfiel. Andererseits stellte er auch an sich die höchsten Ansprüche und trachtete danach, seiner selbst mächtig zu sein. So hebt einer seiner Sprüche an:

Wer schlägt den Löwen? Wer schlägt den Riesen?
Wer überwindet jenen und diesen?
Das tut jener, der sich selber zwinget.

Nach Philipps Tod war Otto von Braunschweig einmütig auf den deutschen Thron erhoben und bald danach zum römischen Kaiser gekrönt worden. Aber schon 1210 trat der unheilbare Bruch zwischen Kaiser und Papst ein, und der kurz vorher Gesalbte wurde von Innocenz III. mit dem Bann belegt. Neues schweres Unheil drohte dem deutschen Reiche — da wachte nach längerem Schweigen Walthers patriotische Muse wieder auf und erhob sich mächtig gegen Roms Machtprüche und Ränke. Er hielt dem Papste vor:

Walther und
der Papst.

Ihr selber segnetet ihn ein,
daß wir ihn hießen Herr und vor ihm knieten —
und demselben Herrn fluche er nun —

Gewiß ist, daß ihr eines logt,
zwei Zungen passen schlecht in einem Munde.

Auch weiterhin tritt Walther der Priesterherrschaft freimütig gegenüber: er eifert gegen die Eingriffe der Kirche in die Rechte des Staates, gegen die Habsucht und Verschwendung des römischen Hofes, gegen den Ablasshandel, gegen die will-



Abb. 29. Der Sangerstreit auf der Wartburg.

Nach der großen Heidelberger (Manessischen) Handschrift.

Eben: Landgräfin Sophia und Landgraf Hermann von Thüringen. Heinrich Walther
 Unten: Herr Wolfram Heinrich Klingeloz Reinmar der Alte. v. d. Vogelweibe. v. Rispach.
 Biterolf. v. Eschenbach. v. Osterdingen. v. Ungarland.

kürlichen Bannsprüche, gegen das umerbauliche Leben der Geistlichen — durch alle seine antirömischen Lieder und Sprüche geht ein reformatorischer Zug hindurch. Der Mann aber, um deswillen er zuerst den Kampf wider das Papsttum begonnen, der Mann, dem der Dichter so treu gedient hatte, Kaiser Otto, vergalt ihm mit Undank, ja mit Demütigungen aller Art. Dennoch hielt er treu bei ihm aus, solange er ihn als den rechtmäßigen Kaiser betrachten durfte; aber als die Sonne des Stauferhauses wieder aufging, als der junge König Friedrich II. in sein Erbe kam, verließ auch der Dichter den im Unglück noch trotzigem Otto und wandte sich dem, wie er hoffte, kräftigeren und glänzenderen Verfechter deutscher Ehre zu.

Walthers
Lehen.

Wis ins Alter hatte Walthar ein unjütetes Leben geführt. So sehr er sich nach einem dauernden Heimwesen sehnte, so war doch seines Bleibens an keinem Hofe, wo seine Klagen und Strafreden ungehört verhallten, und unabhängigen Sinnes zog er weiter: die Wahrheit, das Recht und die Größe seines geliebten Deutschlands standen ihm höher als sein persönlicher Vorteil. Nun aber, da sein Haar bereits ergraute, nahte sein Lieblingswunsch der Erfüllung. Friedrich belohnte des Dichters große Verdienste um Kaiser und Reich mit einem Lehen, das ihm Otto längst versprochen, aber nie gegeben hatte. Walthar erhielt ein Gut in der Nähe von Würzburg; da rief er jubelnd aus:

Ich hab' mein Lehen, alle Welt; ich hab' mein Lehen!

und glücklich, endlich ein Heim zu besitzen, zog er sich in die stille Abgeschiedenheit seines Besitztums zurück, die er nur einmal noch verlassen haben soll, um den Kaiser auf der Heerfahrt nach dem heiligen Lande zu begleiten. In einem schwungvollen „Kreuzliede“ hat er jedenfalls seiner Begeisterung dafür einen beredten Ausdruck geliehen; in einem anderen singt er, verloren in den Anblick des ersehnten heiligen Landes:

Schöne Lande, segensreiche, hab' ich Wandrer viel gesehn,	keines, das sich dir vergleiche! Was sind Wunder hier gesehn!
--	--

und nachdem er alles Wunderbare aufgezählt, was auf diesem merkwürdigen Boden einst geschehen, schließt er mit den Worten:

Christen sagen, Juden, Heiden, daß dies Land ihr Erbe sei: möge Gott den Streit entscheiden, Er durch Seine Namen drei.	Alle Welt hierher begehrt; uns nur ward ein Recht beschert: Recht ist, daß Er's uns gewährt!
--	--

Am Abend seines Lebens wendet der Dichter seine Seele ganz den ewigen Dingen zu. „Das Irdische schwindet ihm,“ sagt Uhlend, „so wie beim Sinken der Sonne die Täler sich in Schatten hüllen und bald nur noch die höchsten Gipfel beleuchtet stehen.“ Das Beste ist ihm in seiner Kunst gelungen, als er im Alter seine Heimat wieder sah, in seinem „Schwanengesang“ genannten Liede:

O weh! Wohin entschwanden alle meine Jahr!
Hab ich geträumt mein Leben, oder ist es wahr?

Zeit seines Lebens war Walthar ein frommer Mann gewesen und hatte noch in frischster Manneskraft oft einen ernsten Ton angeschlagen. Jetzt erscheint ihm die irdische Freude gegenüber der Ewigkeit vollends bedeutungslos und nichtig:

Da uns der kurze Sommer zu seinen Freuden bat,
bracht' er uns fall'nde Blumenzier und Blatt;
da täuschte uns der kurze Vogelsang.
Wohl dem, der nur nach steten Freuden rang.

Von des Dichters letzten Lebensjahren, von seinem Tode wissen wir nichts, davon jedoch haben wir Kunde, wo seine irdische Hülle bestattet worden ist. In

dem Aufsehgarten des Neu-Münsters zu Würzburg fand der vielumtriebene Dichter um 1230 seine letzte Ruhestätte. Eine anmutige Sage erzählt, daß er in seinem letzten Willen verordnet habe, auf seinem Grabsteine den Vögeln Weizenkörner zu streuen und Wasser zum Trinken hinzugießen. Dazu habe er in den Stein, unter dem er begraben sein wollte, vier Löcher machen lassen zum täglichen Füttern der Vögel. Das Kapitel des Neu-Münsters hat aber dieses Vermächtnis für die Vögel in Semmeln verwandelt, welche an Walthers Jahrestage den Chorherren gegeben werden sollten, und nicht mehr den Vögeln. Ein amerikanischer

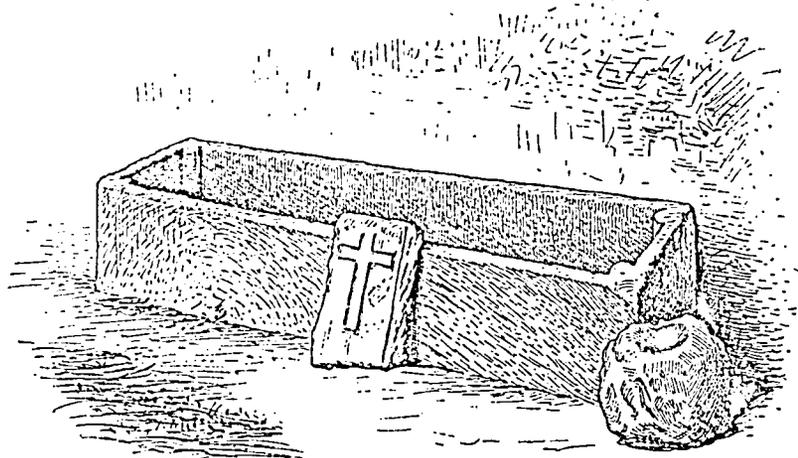


Abb. 30. Der im Aufsehgarten des Neumünsters zu Würzburg 1833 gefundene Steinfarg, vermuthlich Walthers von der Vogelweide. (Dabei befindet sich ein Stein mit einer Futtergrube für Vögel.)

Dichter, Longfellow, hat diese Legende in schöne Verse gebracht, und Justinus Kerner hat dieselben verdeutschte; darin heißt es zum Schluß:

Wenn die Mittagsglocke tönte, flogen wohl vom Turm herab
von der Linde, aus dem Walde, all die Vögel noch auß' Grab;
doch bald kreischend, doch bald klagend flogen sie dem Turm ums Haupt,
klagend an den Abt, die Mönche, die des Erbes sie beraubt.
All der Klostergräber Namen sind dahin schon lange Jahr,
nur die Sage noch erzählt, wo das Grab des Sängers war.
Auch die Linde ist gefallen, aber oft tönt süßer Schall
nächtlich aus des Kreuzgangs Garten, Flöten einer Nachtigall.

Im Kreuzgang des Neu-Münsters zu Würzburg aber las man eine Grabchrift in lateinischen Versen, in Stein gehauen, die — heute nur in einer Chronik erhalten — in deutscher Sprache lautet:

„Der du, o Walthar, im Leben der Vögel Weide gewesen,
bist nun, Blume der Kunst, der Pallas Mund, uns gestorben!
Weil denn also dein Wert die goldene Krone dir fordert,
sprache, wer immer dies liest: o Gott, erbarme dich seiner.“ (K.)

Im Jahre 1877 wurde dem edlen deutschen Sänger zu Junsbruck, 1889 in Bogen „als der südlichsten Warte deutschen Wesens“ ein überlebensgroßes Standbild errichtet. Sein Leben und Dichten haben uns Uhland vom poetischen, Burdach und Wilmanns vom wissenschaftlichen Standpunkt vortrefflich erzählt; Ausgaden des Urtextes besitzen wir von Lachmann, Wilmanns, Pfeiffer u. a.

Simrock, Adalbert Schröter, Karl Kinzel u. a. haben seine Lieder in unser heutiges Deutsch übertragen.

Wolframs
Tagelieder.

Auch die Meister des Nitterepos erscheinen in der Reihe der Minnesänger, so Wolfram von Eschenbach, berühmt durch das „ahnungsschwüle Hellbunkel“ seiner Tagelieder, in denen er auch Walthers Vorgänger und Vorbild war; ja, er gilt als Erfinder dieser Gattung von Minneliedern.

In einem derselben beginnt der Wächter mit folgendem kühnen Wilde:

Seine Klauen
durch die Wolken sind geschlagen,
er steigt empor mit großer Kraft;
ich seh' ihn grauen

täglich, wenn er kommt zu tagen,
den Tag, der lieber Nachbarschaft
berauben will den werten Mann,
den ich herein mit Sorgen ließ.

Gottfrieds
und Hart-
manns Lie-
der.

Von Gottfried von Straßburg besitzen wir ein Frühlings- und ein Minnelied; vorzüglich aber eine ganze Reihe schöner Lieder von Hartmann von Aue, der sich auch in der Lyrik durch Frömmigkeit und Innigkeit auszeichnet.

In der Beingartener Handschrift, der ich das Bild (Beil. 29) entnommen habe, ist Hartmann vor seinen Liedern ritterlich auf rotem Roß mit Schwert und Lanze dargestellt. Schild, Wassenrock und Pferdebede sind schwarz und mit weißen Vögelköpfen bestreut. Auf dem rot und goldenen Helm ist ein Adlerkopf mit gelbem, gerade emporgestrecktem Schnabel. (Das Gemälde in der Heidelberger Handschrift hat dagegen einen blauen Schild und drei weiße Adler darauf mit goldenen Schnäbeln.) Ein charakteristischer Grundzug seiner Minnelieder ist, daß er darin der oft ermüdenden Gefühlschwärmerei seiner Sangesgenossen scharf gegenübertritt und es deutlich betont, wie es seinem männlichen Stolz zuwider sei, um einer Geliebten willen endlos zu seufzen und zu schmachten. Doch am schönsten zeigt sich sein treues und edles Gemüt in seinen „Kreuzliedern“, die im Dienste der „Gottesminne“ gesungen sind. „Ihr Minnesänger“, so ruft er, „was ist eure Minne gegen meine? Ich darf jetzt mich rühmen, wohl von Minne zu singen. Nie hatt' ich sorgenlose Freude bis zu dem Tag, da ich mir Christi Blume erkor, die ich nun trage. Sie kündet uns eine Sommerzeit, die so ganz in süßer Augenweide liegt.“ Das schönste Kreuzlied aller Zeiten ist das folgende:

Dem Kreuze ziemt ein keusch Gemüt
und züchtig Wesen.
Dann mag man Heil und alles Gut
dadurch erlesen.
Auch ist's dem unerfahrenen Mann
ein fester Halt,
der seines Sinns Gelüsten nicht
hat in Gewalt.
Es will nicht, daß man sei
der Werke drunter frei.
Was taugt es dem, der's trägt
am Kleid, des Herz nicht danach schlägt!

So gebt denn, Ritter, euer Leben
mit Herz und Mut
für ihn, der euch erst hat gegeben
Leben und Gut!
Wes Schild je war zum Kampf bereit
Um irdischen Preis

und weigert seinem Gott den Streit,
der ist nicht weis'.
Denn wem das ist verliern,
als Sieger heimzuziehn,
der findet beide Teil':
Der Menschen Lob, der Seele Heil.

Die Welt lacht mich betrüglich an
und winket mir,
und ich bin als einfältiger Mann
gefolget ihr.
Der Hege ich wohl manchmal nach
gelaufen bin;
wo niemand Ruhe finden mag,
da strebt' ich hin.
Nun hilf mir, Herre Christ:
der mir nachstellt mit List,
daß ich mich dem entsage
kraft deines Zeichens, das ich trage! (K.)



BILDNIS HERRN HARTMANN'S VON AUE.

Aus der Weingärtener Liederhandschrift

Nach der Ausgabe des Stuttgarter Litterarischen Vereins.

Einer in Berlin aufbewahrten Liederhandschrift des 15. Jahrhunderts sind die von mir in der Beilage Nr. 30 mitgetheilten Verse des **Schenkens von Limburg** entnommen. Schenk von Limburg.

Voran steht ein großes Bild, mit Silber, Gold und Farben ausgemalt, das den Sänger darstellt. Derselbe war vermutlich der den Hohenstaufen befreundete, 1230 bis 1287 in Urkunden häufig vorkommende Hof- und Reichsschene **Walther von Limburg** (bei Hall am Kocher ansässig), welcher den letzten Hohenstaufen auf seinem verhängnisvollen Zuge nach Italien begleitete. Die Heidelberg'sche Handschrift enthält sechs seiner Lieder „voll jugendlicher Zartheit und Sehnsucht nach der Geliebten, die er aus Bescheidenheit nicht nennt.“ Um sie ruft er die Frau Minne an und freut sich mit dem Herrn Mai und der Frau Sommerzeit, wenn sein Lieb ihn lieb habe.

Von einem einzigen Minnesänger ist die ausführliche Lebens- und Liebesgeschichte erhalten, und zwar von ihm selbst geschrieben. Es ist der **Frauen- dienst von Ulrich von Lichtenstein**, den **Ludwig Tieck** in neuerer Zeit zuerst ans Licht gezogen, bearbeitet und herausgegeben hat. Ulrich von Lichtenstein.

Dieses Buch, in dem der Ritter aus dem steirischen Geschlecht der **Lichtensteiner** mit seltener Offenheit und großer Geschwägigkeit seine Liebestorheiten und die wunderlichen Abenteuer seines Minne- und Ritterlebens erzählt, ist sowohl für die Geschichte des Minnesanges, dessen Verfall es kündigt, bedeutsam als für die innere Geschichte und das höfische Treiben der Zeit. In seine Erzählung sind zahlreiche Minnelieder und sogen. „Büchlein“, d. h. Liebesbriefe eingeflochten, oder vielmehr sie gehen aus dem äußeren und inneren Leben des Dichters hervor.

Schon als Kind, da er noch auf Gerten ritt, hörte Ulrich die Weisen sagen, daß niemand Würdigkeit und Freude erwerben möge, der nicht ohne Wank guter Frauen Dienstes bereit sei. Da schon gedachte er, ihnen immer zu dienen mit Leib, Gut, Mut und Leben. Als zwölfjähriger Knabe in den Dienst einer hohen fürstlichen Frau getreten verliebte er sich alsbald in sie, brach ihr schöne Blumen, und wenn diese sie in ihre weiße Hand nahm, so dacht' er in seiner Freude: „Wo du sie angreifst, hab' ich ihnen ebenso getan.“ Wenn man ihr Wasser über die Hände goß, so trug er es heimlich davon und trank es aus vor Liebe. Das war sein kindischer Dienst. Inhalt des Frauen- dienstes.

Danach kam er zu **Markgraf Heinrich von Österreich**, bei dem er lernte, über die Frauen zu sprechen, in „Briefen“ süße Worte zu dichten, auf Rossen zu reiten und Lanzen zu brechen. Im Jahre 1222 wurde er zu Wien von **Herzog Leopold VI. von Österreich** zum Ritter gemacht. Es geschah bei Gelegenheit der Hochzeit der Tochter des Fürsten. Viele Frauen waren da, auch Ulrich's „Freudenschein“, aber er konnte sie nicht sprechen, doch gelobte er ihr in seinem Herzen Treue und ritterlichen Dienst sein Lebenlang. Nach einiger Zeit entlockt ihm eine Verwandte sein Geheimnis und bietet sich ihm zur Vermittlerin an, da sie ihn von seiner Liebe nicht abbringen kann. Die hohe Frau aber nimmt seine Dienste nicht an; denn „wär' er auch in aller Würdigkeit ganz vollkommen, wie sie von ihm noch nicht gehört, so müßte einem Weibe doch immer sein übelstehender Mund leid sein.“ Auf der Stelle entschließt sich Ulrich, von den Lippen, deren er drei hatte, eine (wohl eine Hasenscharte) abschneiden zu lassen, reitet nach Graz in Steiermark und unterwirft sich herzhast der Operation in Gegenwart des Knechtes seiner Geliebten, der er sagen läßt: „Wenn sie sagte, meine rechte Hand gefiele ihr nicht, so schlage ich sie ab.“ Nachdem er ein fünfwochentliches Krankenlager ebenso mutig ausgehalten, erhält er zwar die Erlaubnis, sie zu begrüßen, aber als er ihr nahe kommt, fehlt ihm der Mut, sie anzureden. Das Herz springt ihm in der Brust, es sagt: „Nun sprich! nun sprich! nun sprich, da dich niemand hindert!“ Wohl

zehnmal tut er den Mund auf, aber die Zunge liegt nieder. Zur Strafe für seine Zaghaftigkeit reißt sie ihm eine Haarlocke aus, als sie auf dem Weiterritt zur Nachtrast gelangt sind und er sie vom Hofsse hebt. Als er dann endlich Mut faßt und sie ansieht, seinen Ritterdienst anzunehmen, fährt sie ihn an: „Schweig! Ihr seid ein Kind und so hoher Dinge unverständig, reitet gleich fort von mir, so lieb euch meine Guld ist!“ Er läßt sich aber dadurch nicht abschrecken, um sie zu werben, und besticht ein Speerstechen nach dem anderen zu Ehren der Frau, der sein Herz gehört; auch sendet er ihr durch seine Verwandte zuweisen ein Lied oder ein „Büchlein“. Sie antwortet auch einmal, er muß es aber zehn Tage ungelesen lassen, weil sein vertrauter Schreiber nicht bei ihm ist, endlich kommt derselbe und liest, was dreimal wiederholt dasieht:

„Wer wünschet, was er nicht soll,
der hat sich selbst versaget wohl.“

Aber ihm dünkt alles gut, was von ihr kommt, und er setzt unermüdet seine Bewerbungen fort. Einige Zeit danach wird ihm in einem Turnier zu Brizen ein Finger ausgestochen, so daß er nur noch an der Hand hängt. Alle beklagen ihn, er jubelt; denn es ist ja in dem Dienste seiner Frau geschehen. Sie bedauert ihn auch, aber als sie hört, daß der Finger noch an der Hand sitze, zeigt sie ihn der Lüge. Da läßt er sich den inzwischen geheilten, obwohl gekrümmten Finger durch einen Freund abschlagen, ihn in ein Futteral von grünem Sammet mit goldenem Deckel und goldenen Spangen legen, dazu dichtet er ein „Büchlein“ und sendet beides als Geschenk an die Schöne. Als diese den Finger sieht, ruft sie sehr kühl aus: „O weh! die Torheit häßt ich ihm nicht zugetraut, daß je ein verständiger Mann so etwas tun würde.“ Er läßt sich aber dadurch keineswegs entmutigen, sondern sinnt nur auf neue phantastische Abenteuerlichkeiten, um dadurch ihre Aufmerksamkeit und ihren Dank zu gewinnen. So beschließt er denn, eine neue große Ritterfahrt bis an die böhmische Grenze zu unternehmen, und zwar als Königin Venus verkleidet. Und wirklich zieht er so in prachtvollen Frauenkleidern, von einer Schar Diener begleitet, weit und breit in den österreichischen Landen umher, verstimmt 307 Speere gegen die Ritter, welche den Kampf mit ihm bestehen, und die Frauen nehmen aller Orten lebhaften Anteil an den herrlichen „Rumieren“, und alles das zu Ehren einer verheirateten Frau, und von einem Manne, der, wie er selbst ganz harmlos erzählt, damals schon Frau und Kinder hatte, die er dazwischen auch einmal besucht. Am Ende wird die also wider ihren Willen gefeierte fürstliche Frau des Treibens ihres verrückten Anbeters doch müde; um ihn einmal los zu werden, gewährt sie ihm eine Zusammenkunft und läßt ihn in ihr Gemach kommen, wo sie ihn von acht Edeldamen umgeben empfängt, dann aber läßt sie ihn auf höchst listige und lächerliche Weise durch das Fenster, durch das er hineingelangt, wieder hinauspedieren — unter lautem Wehrufe springt er auf und läuft davon. Aber so tief ihn dieser Streich gekränkt hat, der wunderliche Minneritter ist dennoch nicht völlig geheilt. Nachdem er sich von dem Schrecken erholt, fängt er alsbald wieder seine Minnelieder und seine Büchlein zu dichten an. Da verlangt die Fürstin, daß Ulrich ihr zu Dienst eine Fahrt übers Meer tue, d. h. sich an dem Kreuzzuge Kaiser Friedrichs II. beteilige, dann werde sie ihm lohnen, daß all sein Leid verschwinde. Er erklärt sich dazu bereit, wird aber wieder schwankend und führt seinen Plan nicht aus. Vier Jahre setzt er sein tolles Werben fort, da spielt ihm die Fürstin einen noch schlimmeren Streich, als die Hinausschaffung durch das Fenster war, sie tut ihm ein Leid: „dürst“ er aus Zucht das melden, so würden ihm die Biedern beklagen helfen, daß ein so werthes Weib ihren Freund so beschweren durfte.“ Nun läßt er ab von ihr und singt klagende Lieder gegen diejenige, die ihn wie eine Mörderin aller Freude beraubt, deren Laune wittert wie Aprilwetter, der er dreizehn Jahre ohne Mant und ohne Lohn gedient. Bald tröstet

(Text mit Auflösung der Abkürzungen und wörtliche Übersetzung.)

Wol mich dirre stunde.
 Wohl mir dieser Stunde (Zeit)!
 die solde ich empfahen
 die sollte ich empfangen
 mit gefange es ist rechte an der zit.
 mit Gesang — es ist gerade an der Zeit;
 ob ich das wol kunde.
 wenn ich daß wohl verstünde,
 5 dar so solde ich gahen.
 dahin so sollte ich eifen;
 wan hoirt vogel singen wider strit.
 denn höret Vögel singen (im) Wettstreit;
 dar zu dringen dur das gras.
 dazu bringen durch daß Gras
 blumen manger leie.
 Blumen mancher Art.
 ich kan (kam) selbe dar daz was.
 Ich kam selber dahin, wo daß war.
 10 willekome er meije.
 Willkommen, Herr Meie,
 mir vnd ouch der frowen min.
 mir und auch der Frauen mein.
 ich wil sin.
 Ich will sein,
 swie so si gebiutet mins herzen trosterinne.
 so wie sie gebietet, meines Herzens Trösterin.

Herzelieber mere.
 Herzerfreuender Kunde,
 15 der warte ich vil dike.
 der warte ich gar oft,
 von der minneleichen frowen min.
 von der minniglichen Frauen mein.
 ich were ane swere.
 Ich wäre ohne Leid,
 wan das ich irschrike.
 nur daß ich erschreke:
 dur die lieben trage ich senden pin.
 Um der Geliebten willen trage ich Sehnsuchtspein,
 20 das ist endelichen war.
 daß ist durchauß wahr.
 liebe nimt die sinne.
 Liebe (he)nimmt die Sinne,
 liebe machet misseuar.
 Liebe machet bleich.
 wissent das ich brunne (brinne).
 Wisset, daß ich brenne
 in der liebe als ein glut.
 in der Liebe wie eine Blut.
 25 frowe tut.
 Frau, tut
 wol an mir vil tumben defwar so sit ir gut.
 wohl an mir, dem gar Betörten; wahrlich dann seid ihr gut.



Wol mich dinc
staude die solde
ich empfangen
mit gefange es
ist rehte ander
zit. ob ich das
wol künde dar so solde ich gahē
wan hort vogel singen wider
Art dar zu dringen dur das gms
blumen maniger lere ich kan sel
be dar de was willekome er mei
se mir vud och der frowen mir
ich wil sin swie so si gebittet uns
herzen trosteynne

Deizelieber mere der war
te ich vil dike von der min
nedlichen frowen mir ich were
sine swere wan das ich in schrike
dur die lieben trage ich senden p
das ist endlichen war liebe mit
die sime liebe machet missewar
wissent das ich brinnue in der lie
be als ein glut swie tut wol
an mir vil tumben des war so sit
in gut

ihn indes eine andere Frau, für die er manch freudiges Minnelied singt und aufs neue eine Fahrt unternimmt. Diesmal aber erscheint er als König Artus, der vom Paradiese zurückkehrt, um die Tafelrunde herzustellen. „Wer, ohne zu fehlen, drei Speere mit ihm verflucht, der soll das Recht haben, zur Tafelrunde niederzusitzen.“ Später (1216) zieht er auch einmal in einen ersten Kampf gegen die Ungarn, hat nachher manch wirkliches Leid zu bestehen, aber er bleibt trotz alledem froh und singt seiner Frauen Lieder. „Guten Weibern gehört dies Buch!“ so schließt er, „manches süße Wort hab' ich ihnen darinnen gesprochen, und Frauendienst sei es genannt!“

Sechshundfünfzig Jahre alt war dieser Mann, als er seine Geschichte niederschrieb, von der er ausdrücklich versichert, daß sie nur Wahrheit enthalte. Sein Schwager Heinrich von Wasserberg war so entzückt davon, daß er auf beiden Knien dem Himmel dankte, weil er „den vollkommensten Liebenden gesehen“. Und viele andere mochten ähnlich darüber denken. Man sah eben in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts in solchem Verhältnis eines Ehemannes zu der Ehefrau eines anderen nichts Ungewöhnliches, und auch darin kennzeichnet sich der Verfall des Minnesanges, in dessen Blütezeit eine solche Verletzung ehelicher Zucht und Treue wohl selten vorkam. Ulrich überlebte noch um zwanzig Jahre die Vollendung seines Buches, denn er starb als fünfundsechzigjähriger Greis im Jahre 1275. In der großen Heidelberger Handschrift erscheint er in voller Stahlrüstung zu Pferde mit einem langen Schwert in der Rechten, auf seinem Helm eine wunderliche Figur, die wohl die Frau Minne darstellen soll, mit einem Pfeil in der rechten- und einer kurzen Fackel in der linken Hand. So sprengt er, am linken Arm den Wappenschild, durch ein wogendes Meer, in dem Seeungeheuer mit Pfeilen aufeinander schießen. (Siehe Beilage Nr. 31.)

Es konnte nicht fehlen, daß eine solche Entartung des Minnesanges den ^{Gegen-}Spott herausforderte, wie schon die Überzartheit der edleren Sänger einen ^{sang.} „Gegenfang“ hervorgerufen hatte, der, wie Uhland sagt, in „komisch entstellendem Spiegel die schmachtende Minne des Minneliedes wiedergibt“.

So tritt Steinmar, ein Ritter aus dem Thurgau und Zeitgenosse Rudolfs von Habsburg, den Minneliedern mit Trink- und Tischliedern entgegen, und anstatt des „minniglichen Frühlings“ rühmt er den männlichen Herbst:

„Herbst, trauter Geselle, nimm mich zu Ingesinde!

Aber er verhöhnt auch die Minnesänger in oft sehr berber Weise, indem er Wendungen, die ihnen eigen waren, aufs größte übertreibt; so sagt er in einem jätlich klagenden Frühlingsliede:

Vor Minneschrecken tauch' ich mich,
wie eine Ente tauchet sich,
die schnelle Falken jagen in einem Bache —

oder in geradezu roher Weise:

Wie ein Schwein in einem Sacke
fährt mein Herze hin und her.

Ein viel bedeutenderes Gegenbild des höfischen Minnesanges bietet die ^{Höfische} sogenannte „höfische Dorspoesie“ dar, die das bäuerliche Leben in vollständig ^{Dorspoesie.} scherzhafter Weise behandelte; es flüchteten sich darin die höfischen Sänger gewissermaßen aus der Überverfeinerung ihrer Umgebung in die Einfachheit der ländlichen Verhältnisse.

Neidhart.

Als Erfinder dieser Gegenrichtung des Minnesanges gilt der adelige Sänger Neidhart von Neuenthal, so benannt nach einem von seiner Mutter ererbten Gute, ein Bayer von Geburt, der 1217—19 an dem Kreuzzuge Leopolds VI. von Österreich teilnahm, später in Wien am Hofe Herzog Friedrichs des Streitbaren (seit 1230 Nachfolger seines Vaters Leopold) lebte und in der Stephanskirche begrabt ward.

Der Schauplatz seiner Dorflieder und Schwänke ist auch die Gegend um Wien, die er nach Abenteuer durchstreift, um mit seinen Beobachtungen und Erlebnissen seinen fürstlichen Herrn zu belustigen. Da stellt er den Dorfschönen nach; die „Dörper“ (Dorfbewohner) werden ihm gram, und er kommt oft mit ihnen derb zusammen. Vor allem aber macht er sich über die Bauernhoffart lustig, die in der Kleiderpracht und in dem Prunken mit Waffentragen hervortritt; mit glücklichem Humor schildert er die Bauertänze und die Schlägereien, mit denen dieselben gewöhnlich enden; um so drastischer wirken seine Scherze, als er sie in den Rahmen des ritterlichen Minnesanges faßt. Im Eingange seiner Lieder wird meist der Frühling farbenreich geschildert, oder das Lob schöner Frauen erklingt darin, auch wohl eine zärtliche Klage über die spröde Geliebte, dann aber gehen diese „sehnelichen Klagelieder“ über in ausgelassene Schwänke, in die sich oft etwas unsaubere Späße mischen. Seine Lieder blieben bis ins 15. und 16. Jahrhundert hin berühmt und wurden häufig gedruckt, freilich manchmal mit späteren Liedern vermischt. Er selbst wurde durch seine Abenteuer mit den Bauern zu einer mythischen Persönlichkeit; man nannte ihn „Bauernfeind“ und machte ihn zum Träger alter und neuer Dorfschwänke nach Art des Kalenbergers und des Culenspiegels.

An Neidhart schloß sich — neben vielen anderen — nachahmend an der Lanhäuser, vermutlich ein fahrender Ritter aus dem in Salzburg und Niederbayern begüterten Geschlecht der Lanhäuser.

Lanhäuser

Er lebte ebenfalls am Hofe des Herzogs Friedrichs II. von Österreich, verpraßte aber nach dem Tode desselben alles, was ihm der freigebige Fürst geschenkt hatte. Danach führte er ein Wanderleben der buntesten Art, das er aber noch in guten Tagen bereute und für das er Buße tat. Seine Dorflieder sind weniger derb als die Neidharts, aber auch weniger bedeutend, und sein Name würde vielleicht schon vergessen sein, wenn sich nicht später an ihn die bekannte Sage vom Lanhäuser im Venusberge geknüpft hätte, die in einem Volksliede des 16. Jahrhunderts behandelt und durch Richard Wagners Oper (vgl. S. 150) belebt wurde.

Durch die „Dörperheit“ dieser Dichtung sank der Minnesang immer tiefer ins Gemeine, und nur selten sind Nachklänge edlerer Art, freilich bei meist geringem poetischen Werte.

Hierzu darf man die Lieder eines Mannes rechnen, der zugleich den Übergang vom höfischen Minnesang zum bürgerlichen Meistergesange in sich darstellt, des unter seinem Beinamen „Frauensob“ (Frauvenlop) am meisten bekannten Heinrich von Meissen. (Vgl. S. 161. 172.)

Heinrich von Meissen.

Um 1250 in Meissen geboren erwarb er in der Domschule seiner Vaterstadt eine große Gelehrsamkeit, mit der er leider zum Nachteil seiner Gedichte nur zu gerne prunkte, und war ein fahrender Sänger, nach der Überlieferung der Meisterfinger freilich Doktor der Theologie und Domherr zu Mainz. Bis zum Jahre 1312 scheint er ein Wanderleben geführt zu haben und bis nach Böhmen, Kärnten, Dänemark zc. gekommen zu sein. Danach ließ er sich in Mainz nieder, heiratete und stiftete — der Sage nach — die erste Meisteringerschule. Am 29. November 1318 starb er dort, und so groß war die Liebe und Verehrung der Frauen für ihn, daß — nach den Berichten eines alten Chronisten — „Frauen ihn laut weinend zu Grabe



Ulrich von Lichtenstein.

Nach der Grossen Heidelberger (Manessischen) Liederhandschrift.



Abb. 31. Neidhart von Reuenthal inmitten seiner fröhlichen Bauern.
 Miniatur aus der Großen Heidelberger Liederhandschrift.

trugen und seinen Grabstein im Kreuzgang der Domkirche mit reichlichen, durch den ganzen Gang hinströmenden Weinspenden begossen.“ Sein im vorigen Jahrhundert zerstörtes Grabmal ist im Jahre 1842 erneuert worden.



Abb. 32. Bildnis Heinrichs von Meissen (Frauenlobs) von seinem Sarkophage im Kreuzgange des Doms zu Mainz. Unten die Darstellung der von Frauen getragenen Bahre. Umschrift: „† Anno Domini MCCCXVIII (1318) (unleserlich). henricus frowenlob dem got genadt.“ Die Schrift auf den beiden Tafeln zu Seiten des Kopfes nicht zu entziffern, wahrscheinlich Angabe des Sterbetages.

denn seit jener Zeit ist das Wort „Frau“ zur Herrschaft gekommen, während „Weib“ unverdienterweise herabgesunken ist.

Heinrich von Meissen war ein un-
gemein fruchtbarer Dichter, leider aber oft
so dunkel im Ausdruck und so übergelehrt,
daß eine große Zahl seiner Lieder uns heute
ganz unverständlich ist, dabei sehr selbst-
bewußt. Andere Lieder sind ungenießbar
durch die große Künstlichkeit der Form; er
ersand viele neue Töne, darunter einen so-
genannten zarten Ton, der 21, und einen
überzarten, der sogar 34 Reime in der
Strophe hat. Dennoch hat er manchen
guten Spruch und manch ansprechendes Lied
gedichtet, namentlich zum Lobe der Frauen
(Frauenlob):

Ich lob' die Frau für des Spiegels Wonne:
dem Manne bringt sie große Freud';
recht als die klare Sonne
durchleucht den Tag zu dieser Zeit,
also erfreut die Frau des Manns Gemüte —

singt er und wird nicht müde, in immer
neuen Wendungen es zu wiederholen; sein
Preis gilt aber nur der reinen keuschen
Liebe und dem Glücke des ehelichen
Lebens. Davon erhielt er wohl seinen
Namen „Frauenlob“; besonders aber
ward ihm derselbe beigelegt, weil er die
Behauptung aufstellte und gegen Barthel
Regenbogen verteidigte, daß das Wort
„Frau“, das bei den alten Minnesängern
Herrin, Herzensgebieterin bedeutet,
edler sei als „Weib“, was bei ihnen
im besten Sinne „das rechte weibliche
Weib“, das „Ehegemahl“ vertrat und
von Walthar von der Vogelweide
hoch über Frau gestellt wurde. „Weib,
singt Walthar, „muß stets der Frauen
höchster Name sein, der mehr als Frau
sie, dünkt mich, ziert und kleidet.“ In-
des meinte Frauenlob nichts anderes als
Walthar; denn er wollte unter „Frau“
die verehelichte Frau verstanden wissen,
und er hat den Sieg davongetragen,

Die Anfänge der Prosa.

In der Prosa dieses Zeitraumes herrschte die der Kanzelberedsamkeit
und des geistlichen Lebens überhaupt noch immer vor. Wie hier diente
sie auch sonst praktischen Zwecken. Insbesondere sind im 13. Jahrhundert

zwei bedeutende Geistliche zu nennen, die uns Predigten und geistliche Traktate hinterlassen haben. Die Franziskanermönche David von Augsburg und sein ihn noch weit überragender berühmter Schüler Berthold von Regensburg, „der suzze Perhtold,“ wie ihn seine Zeitgenossen gerne nannten.

David von Augsburg († 1272), Franziskaner und längjähriger Novizenmeister an dem Kloster von Regensburg, am längsten aber im Minoritenkloster zu Augsburg tätig, leistete Hervorragendes als theologischer Lehrer und zählt als solcher zu den „Ältesten der deutschen Mystik“. Von seinen deutschen Predigten ist uns keine erhalten; unter seinen Abhandlungen ist hervorzuheben „der Spiegel der Tugend“.

David von Augsburg.

Berthold von Regensburg, ums Jahr 1220 vielleicht in Regensburg geboren, jedenfalls dort von David von Augsburg herangebildet, durchzog seit 1250 als Reiseprediger die deutschen Lande und die Schweiz, später Österreich zc. Wohin er kam, lief das Volk in großen Mengen zusammen. Da er meist im Freien predigte, mag die Zahl von 60000 bis 100000 Zuhörern, welche die Chronisten angeben, nicht so gar übertrieben sein. Oft sprach er von einem Turme, oft von einem Baum herab, auf dem man ein Gerüst für ihn zurecht gezimmert hatte, wie denn im 17. Jahrhundert eine Linde bei Glas noch den Namen „Bertholdslinde“ führt. Seine durchaus volkstümlichen, gemütreichen, dabei gegen Ablaßfrämer und weltliche Gewaltige gleich freimütigen Predigten waren von gewaltigem Einfluß und wirkten noch lange nach, als er am 14. Dezember 1272 zu Regensburg starb. Heinrich Frauenlob feierte ihn lange nach seinem Tode in mehreren Liedern. Seine Predigten wurden zuerst 1824 auf August Neanders Anregung von Kling ans Licht gezogen und in einer Auswahl (11) herausgegeben. Eine vollständige Ausgabe begann Franz Pfeiffer.

Berthold v. Regensburg.

Auch im Rechtsleben kam die Prosa zur Geltung, wovon einige wichtige Denkmäler zeugen.

Im 12. Jahrhundert ist der Erfurter Judeid (juden heit den di biscop Judeneld. Cuonrat — Konrad von Mainz — dirre stat gegeben hat) hervorzuheben. Im 13. sind — außer einigen Urkunden, Stadtrechten zc. — zwei Rechtsbücher von Wichtig-



Abb. 33. Ziegelöhner, welcher zur Buße Handschuhe und Mistgabel erhält.

Seidelberger Handschrift des Sachsenspiegels.

keit: 1) der von Eike (Esko) von Regow, einem Anhaltischen Edelmann, um 1230 zusammengestellte Sachsenspiegel, das älteste deutsche Rechtsbuch überhaupt, dessen gereimter Prolog anhebt:

Spiegel der Sachsen soll dies Buch sein genannt; denn Sachsenrecht wird hieraus erkannt,

wie in einem Spiegel die Frauen ihr Antlitz mögen beschauen.

Er war für das Rechtsleben der Zeit von großer Bedeutung. Auch findet sich darin mancher Charakterzug zur rechtlichen Stellung der Frauen im Mittelalter; so heißt es u. a.: „Mann und Weib haben kein gezwieiet Gut



Sachsenspiegel.

Abb. 34. „Spilluyte un alle di sich zu eigen geben, den gibit man csu buze den schaten eines mannes.“

Aus den Bildern des Sachsenspiegels, Seidelberger Handschrift.

bei ihrem Leben.“ — — „Die Frauen genießen alle Tage und alle Zeit an ihrem Leibe und Gute Frieden etc.“ (S. Bilder daraus S. 161.)

Schwaben-
spiegel.

2) Der früher David von Augsburg zugeschriebene, aber erst nach 1275 beendete Schwabenspiegel, der auf Grund des Sachsenspiegels das in Süddeutschland geltende Recht festhalten sollte.

Zwischen beiden entstand um 1250 der neuerdings aufgefundenen Spiegel deutscher Leute.

Sachsens-
chronik.

Die geschichtliche Prosa wird durch die Sächsische oder Neppowische Chronik, welche die Weltgeschichte bis 1248 im Anschluß an die Reihenfolge der Kaiser erzählt, vertreten. Der Verfasser ist ein Geistlicher von Neppau im Anhaltischen.

III. Verfall der Dichtkunst des Mittelalters (1300—1500).



216b. 35. Aus Goldweins
kleinerem Totentanz-
alphabet.

Die „kaiserlose, die schreckliche Zeit“ war vorüber. Deutschland hatte wieder einen Herrn und Richter: aber für die Poesie war der Frühling und Sommer vergangen; von Rudolfs von Habsburg Hofe mußten die Sänger bitter enttäuscht abziehen, und als das vierzehnte Jahrhundert anbrach, brauste „des Herbstes banges Treiben“ über die Stoppelfelder der deutschen Dichtung. Im fünfzehnten Jahrhundert wurde es vollends winterlich, und doch bedurfte die Blüte unserer Literatur zweier ganzer Jahrhunderte, um „voll abjudorren“, wie Wackernagel es ausdrückt.

Zustände
im Reich.

Es konnte nicht anders sein. Die Poesie bedarf des Friedens, um zu blühen; und im Reich herrschte Zwiespalt und wachsende Zerspaltung. Die Kämpfe um die Kaiserkrone, die Befehdung der Gegenkaiser, die Eifersucht der einzelnen Fürsten wirkten schlimmer als der Krieg mit dem Auslande: die unter Rudolf von Habsburg neuerstandene Ordnung wurde wiederum untergraben. Dazu kam das verderbliche Streben der Kaiser wie der Fürsten, ihre Hausmacht zu vergrößern, anstatt für das Wohl des Ganzen zu sorgen, und auch dadurch ward der Friede und die Eintracht unmöglich. Noch verderblicher für das Reich war das Raubrittertum, in welches der niedere Adel verfiel: die Entel der höfisch-dichterischen Kreise waren zu Wegelagerern geworden, die an den Straßen den Kaufleuten auflauerten und sie plünderten, die — wie es hieß — vom Sattel sich nährten und aus dem Stegreife lebten. Wie hätten solche Fürsten und Edle den Sinn haben sollen, für die Poesie durch milde Gunst oder gar durch eigene Beteiligung etwas zu tun! Wohl hielt mancher Fürst einen Hofnarren, aber dem Sänger war der Zutritt verwehrt.

Ritter-
bücher.

Hier und da las man noch die alten Lieder- und Ritterbücher, man sammelte sie, wie es Manesse in Zürich, aber auch zuweilen ein deutscher Edelmann tat z. B. Jakob Püterich von Reicherzhausen, der eine vollständige Bibliothek von Ritterbüchern zusammenbrachte, die er in einem gereimten Briefe an die Bücher-

freundin Mechthild Erzhherzogin von Osterreich aufzählt. Immer wieder wurden die Handschriften deutscher Gedichte abgeschrieben und illustriert, auch für Lohn und zum Verkauf; selbst eine Nonne wird uns genannt, Clara Sätlerin zu Augsburg, von der wir ein nicht gerade durchweg sauberes Liederbuch haben. Die meisten Bilderhandschriften stammen aus diesen Jahrhunderten. Noch lieber lasen die vornehmen Herren die alten Epopöen, wenn sie in prosaische Fassung umgesetzt waren, oder Übersetzungen französischer Prosaerzählungen; damit gaben sich vornehmlich Damen hochadeligen Standes wie Elisabeth von Nassau und Leonore von Osterreich ab; auch bestellten sie häufig Abschriften deutscher Handschriften; Mechthild von Osterreich besaß eine stattliche Sammlung davon.

Clara Sätlerin.

Nicht besser als im Staat sah es in der Kirche aus. Die päpstliche Macht war ebenso gebrochen wie die kaiserliche, und der päpstliche Bann über Ludwig den Bayer ebenso ohnmächtig wie Karls IV. goldene Bulle erfolglos. Eine fürchterliche Entartung des geistlichen Standes war eingerissen: Zuchtlosigkeit ging mit Unwissenheit Hand in Hand.

Die Kirche.

In Klöstern, die einst Heimstätten der Wissenschaft gewesen wie Sankt Gallen (vgl. S. 30), konnten schon zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts weder der Abt noch die Mönche ihre Namen schreiben, und im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts fand ein gelehrter Besucher in demselben altberühmten Kloster zahlreiche Handschriften alter Klassiker modernd auf dem Grunde eines Turmes.

Nicht besser stand es um die Sitten der Geistlichkeit, und der Gottesdienst war zu einem äußerlichen Formelwesen herabgesunken. Die gewaltigen Heimsuchungen, Überschwemmungen, Erdbeben, Hungerernte, vor allem der schwarze Tod, erzeugten wohl schwärmerische Ausbrüche, wie sie in den Bußfahrten der Flagellanten zu Tage traten, aber eine innere Umkehr bewirkten sie nicht.

Flagellanten.

Wenn es so um Reich und Kirche stand, war es da zu verwundern, daß die deutsche Treue und der christliche Glaube wankten? Mit ihnen, die Wilmar treffend „die Säulen der deutschen Poesie“ nennt, mußte auch der ganze Kunstreich darauf errichtete Bau wanken.

Der neue Aufschwung der Gelehrsamkeit konnte der Poesie keine Flügel verleihen. Wohl erhob sich eine Reihe von Universitäten, von der zu Prag (1348) bis zu der Tübingen (1477), in dieser Zeit, an denen auch Laien als Lehrer wirkten; wohl wurden durch die Erfindung der Buchdruckerkunst die Wissenschaften immer größeren Volksschichten zugänglich — dazu kamen die anderen großartigen Erfindungen und Entdeckungen dieser Jahrhunderte; auch entfaltete sich unter allen diesen Einflüssen die Prosa zu größter Mannigfaltigkeit, aber der Poesie war dies zunächst eher nachteilig als förderlich. Die Gelehrsamkeit wurde immer mehr ihre tödliche Feindin, und durch die Erfindung der Buchdruckerkunst wurde das Lesen der Dichtungen allerdings erleichtert, aber ihr bisheriger lebensvoller Strom von Mund zu Mund gehemmt. Die einzige wahre Poesie dieser beiden Jahrhunderte blühte bei den Ungelehrten im Volksliede.

Gelehrsamkeit.

Die einst so blühende Kunstlyrik war herabgesunken zum junstmäßigen Meistergesang in den trotz des Hasses der Fürsten mächtig emporblühenden

Ausflühen
der Städte.

Städten mit ihrem regen Handel und Verkehr, mit ihrem reichen, herrlichen Kunstgewerbe, von dem unser Geschlecht jetzt wieder zu lernen begonnen hat, mit ihrer Begünstigung und Förderung der bildenden Künste.

Herrliche spätgotische Bauwerke unserer Städte entstanden im 14. und 15. Jahrhundert: die Stephanskirche zu Wien, der Magdeburger Dom, das Münster zu Ulm und so viele andere Gotteshäuser, daneben Rathhäuser und Schlösser, der Gürzenich in Köln und der Artushof in Danzig. Die Skulptur erblühte zu anziehender Mannigfaltigkeit in Stein, Holz und Bronze und erreichte beim Beginn der neuen Zeit unter den Händen eines Adam Krafft, Veit Stosch, Peter Vischer u. a. eine ungeahnte Höhe. Die Malerei fand reiche Pflege; schöne Glasgemälde schmückten die Kirchenfenster, die merkwürdigen Totentanzbilder Kapellen und Kreuzgänge. Albrecht Dürer und Hans Holbein begannen ihre reiche künstlerische Thätigkeit noch vor Ausgang des 15. Jahrhunderts.

Aber die Poesie, so sehr sie mit treuem Eifer und redlichem Bemühen gepflegt und geübt wurde von den braven Handwerksmeistern, wollte nicht gedeihen, und die überkünstlichen Verse verdeckten kaum die Phantasiedürftigkeit und die Empfindungsarmut hinter dunkel geheimnisvoller Rede. Die Lehrhaftigkeit herrschte in dieser zünftigen Dichtung vor, und selbst die neue, von der Geistlichkeit an die Bürgerschaft gelangende Dichtungsart, das Drama, konnte sich darüber in dem von uns betrachteten Zeitraum nicht erheben.

Epische
Dichtun-
gen.

Wenn wir nun den einzelnen Erzeugnissen der Poesie näher treten, so begegnen wir im Gebiete des epischen Volksgesanges Bearbeitungen der alten Stoffe der lombardischen und Dietrichsage, welche schon in einem früheren Abschnitte behandelt worden sind: König Laurin, der Rosengarten u. a. (S. 75—77), die in verschiedenen Handschriften und Drucken uns erhalten, zum Teil auch in dem im 15. Jahrhundert zweimal gedruckten „Heldenbuch“ gesammelt sind. Zuerst ist es wahrscheinlich 1470—1480 zu Straßburg gedruckt. Diesem ältesten Drucke ist das hier beifolgende Bild entnommen, welches den S. 79 erwähnten Vorgang darstellt.

In diesen Umbichtungen trat an die Stelle der Nibelungenstrophe eine Strophe von acht kurzen Zeilen, die abwechselnd — ab ab — reimen und die man den „Silbebrandston“ (vgl. S. 80) nach dem darin gedichteten beliebten jüngeren Silbebrandskiede nannte. Diese Strophe hat sich fort und fort in unserem Volke erhalten bis auf unsere Zeit; wir singen sie in der Kirche, wenn wir anstimmen: „Befehl du deine Wege,“ wir singen sie in Feld und Wald: „Früsch auf zum fröhlichen Jagen“ etc., während die alte (aber verkürzte) Nibelungenstrophe nur vereinzelt in unserer Zeit sangbar gemacht worden ist, z. B. in C. M. Arndts „Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!“

Kaspar
von der
Roen.

Eine nochmalige Umbichtung enthält das um 1472 geschriebene Dresdener „Heldenbuch“, welches nach einem der beiden Schreiber gemeinhin das „Heldenbuch Kaspars von der Roen“ genannt wird, obgleich derselbe keinen selbständigen Anteil daran gehabt zu haben scheint.

Es ist darin aber wenig oder nichts von dem alten Heldengeist übrig geblieben; denn der neue Bearbeiter hatte den Grundsatz, die Gedichte so von allen „unnützen Worten“ zu befreien, daß „man auf einen Sitzen dick müß hoern Anfang und Ent,“ und das durchzuführen ist ihm denn auch so vortrefflich gelungen, daß er alle

Wie hencke münch pflan die münch mit den betren über ein kranz / ope
vngewoulig waren / das er in die krenzelein in ir baubr getrucke ber.



Wie Ilfan die Mönche reihenweise mit zusammengeknüpften Bärten
an eine Stange hängt.

Abb. 38. Bild und Druckprobe aus dem ältesten Drucke des „Guldenbuches“.
(Von Blatt 255 a.) Nach dem Exemplar der Darmstädter Hofbibliothek.

poetisch wirksamen Stellen entweder bis zur Unkenntlichkeit verwischt oder ganz beseitigt hat.

Der Kunstdichtung erging es übrigens nicht besser. Die Gral- und Artus-
sage wurde auf das geschmackloseste verarbeitet; namentlich versündigte sich ein
bayrischer Wappenmaler, Ulrich Güterer, daran, der zwischen 1475 und 1508
ein „Buch der Abenteuer“ herausgab, in dem er die sämtlichen einzelnen
Sagen in geschmacklosester Weise mit dem Argonautenzuge und dem trojanischen
Kriege zusammenschweißte und entstellte.

Ulrich
Güterer.

Nur die didaktische Poesie trieb einige beachtenswerte Blüten. Zu
Stein am Rhein entstand 1337 das Schachzabelbuch, in welchem der Mönch
und Leutpriester Konrad von Ammenhausen das Schachspiel allegorisch
ausdeutete. Viel bedeutender aber war die u. d. L. „der Edelstein“ bekannte
Fabelsammlung des Ulrich Boner, eines Schweizers.

Ulrich
Boner.

Ulrich Boner stammt aus einem bürgerlichen Geschlechte zu Bern, wo er als
Predigermönch zwischen 1324—49 oft in Urkunden genannt wird. Um 1330 entstand
auch sein Werk: „der Edelstein“, hundert „Beispiele“ (bispiel vgl. S. 128) oder
Fabeln in altschweizerischer Mundart, die er „aus dem Latein zu Deutsch gebracht“
und deren erste von dem Hahne handelt, der ein Gerstenkorn einem Edelsteine vor-
zieht; daraus zieht er die Moral, die ihm bei Wahl des Titels zugleich maßgebend ist:

dem tören sint al die gelich,
die wisheit, kunst, er unde guot
versmähent durch ihr tumben muot;
die nützet nicht der edel stein.

Ebbelstein.

In diesen Fabeln, die „gutgewählt und gut verdeutsch, sich von aller prunkenden Gelehrsamkeit fernhaltend, mit lebendiger Frische und guter Laune erzählt sind und durchweg einen ernstfittlichen Kern enthalten“, bot der Dichter wirklich unserem Volke einen Edelstein dar, welcher — lange vergraben — von Bodmer und Breitinger aus einer alten Handschrift wieder ans Licht gefördert und dann von Lessing insbesondere uns wieder ganz zurückgewonnen wurde. Denn obgleich er im Jahre 1461 bald nach Erfindung der Buchdruckerkunst als erstes deutsches Buch zu Bamberg gedruckt wurde, haben sich doch nur zwei Exemplare davon erhalten, wovon das eine sich in der Herzogl. Braunschweigischen Bibliothek zu Wolfenbüttel befindet. Eine kritische Ausgabe des Originals besorgte Franz Pfeiffer 1844.

Der äußersten Grenze dieses Zeitraumes gehört eine Dichtung an, die ihre Berühmtheit vornehmlich ihrem Verfasser verdankt, Kaiser Maximilian, dem von Anastasius Grün besungenen „letzten Ritter“. Es ist der „Teuerdank“, ein gereimter, allegorischer Roman, der in einer für die Zeit ganz ungewöhnlich prachtvollen Druckausstattung mit eigens dazu gegossenen Lettern und großen geschnörkelten Initialen auf Pergament gedruckt, dazu mit zahlreichen Holzschnitten aus Dürers Schule illustriert, im Jahre 1517 zu Nürnberg unter dem Titel:

„Die geneerlichkeiten (Gefährlichkeiten) und einsteils der geschichten des loblichen freytraren und hochberühmbten Helts und Ritters Herr Teuerdankhs“

herauskam.

In diesem dünnen und ungenießbaren Reimwert erzählt Kaiser Maximilian (1493 bis 1519), von der nachhelfenden und regierenden Hand seines Geheimschreibers und Rates, des Nürnberger Propstes Melchior Pfinzing (1481—1535), unterstützt, seine Brautwerbung um Maria von Burgund und einige andere seiner Taten und Erlebnisse in romanhafter, durch die allegorischen Masken ermüdender Gestalt. In dem Widmungsschreiben Melchior Pfinzings an den spanischen König Karl aus Nürnberg vom 1. März 1517 nennt er sich als Verfasser, nicht bloß als Herausgeber des „Teuerdank“. Er war indes nur der Überarbeiter des Werkes Maximilians.

Teuerdant.

Teuerdank, d. h. einer, der seine Gedanken auf Teures, Herrliches, d. i. Abenteuer richtet, ist Maximilian selbst. Im Jahre der Welt 1444 bewarb er sich um die schöne und treffliche Jungfrau Ehrenreich (Maria von Burgund), die einzige Tochter des mächtigen Königs Ruhmreich. Zu ihrem Besitz konnte er jedoch erst nach vielen, im festen Vertrauen auf Gott glücklich überstandenen gefährlichen Abenteuern und heldenmütigen Taten gelangen. Diese von dem Kaiser meist in seiner Jugend wirklich bestandenen Kämpfe werden als Gefahren dargestellt, welche ihm von seinen Feinden, den Hauptleuten Fürwittig, Unfalo und Neidelhart an drei aufeinander folgenden Engpässen bereitet werden. Diese drei, welche die jugendliche Unbesonnenheit, die Reiseunfälle und die politischen Intriguen darstellen sollen, trachten dem Helden nach dem Leben, aber er besiegt sie schließlich alle drei und läßt sie hincichten. Trotz aller dieser Anstrengungen erhält er die Hand der Königsstochter noch nicht sogleich — er soll zuvor ihr Heer gegen die Ungläubigen führen, die ihr Land verwüsten. Bei diesem Rate und dem darauf folgenden Entschlusse des Helden ist ein Engel Gottes durch seine Gegenwart und Ermahnung wirksam. Nun wird Teuerdank durch den Priester mit Ehrenreich zusammengegeben,



Maximilianus, Dei gratia Imperator semper Augustus
Archidux Austriae, Dux Burgundiae et Belgarum Princeps

L. Vind. Legim. Franci
P. Scaevola Effudit et Luiti

I. Apollonius Sulpici
Cuius Præsid. In. Co. M.

Maximilianus

Wieder Kien Edel Held Teurdanck an einem streyff
vilder heindt vmbbrachte.



Abb. 88. Nachbildung eines Holzschnittes von Leonhard Schaufeltn aus dem „Teurdank“.

Inns Durchleuchtigsten Großmäch-
 tigen Fürsten und Herrn Herrn Carolo kunigen
 der Hispanischen Reiche, Erzherzog zu
 Österreich, Herzogen zu Burgund, zu
 meinem gnädigsten Herrn
 Empewt Ich Melchior Pffinzing, bairer Bischof
 zu Sanct Alban bey Maynz, und
 Sanct Sebold in Nürnberg Brobst/
 mein vleissig gepett zu got auch
 diemuetig gehorsamen willig diennst
 Gnädigster Herr, König, und Herr

Eingangszeilen des Widmungs Schreibens, das Melchior Pffinzing aus Nürnberg
 am 1. März 1517 an den spanischen König Karl, Erzherzog von Österreich und
 Burgund, zu Anfang des „Teuerdant“ richtete.

Abb. 30. Verkleinertes Facsimile aus dem Heder der R. R. Hofbibliothek (2934 auf Blatt 52 ff.)
 zu Wien.

Erklärender Abdruck.

Dem Durchleuchtigsten Großmäch-
 tigen Fürsten und Herrn Herrn Carolo kunigen
 der Hispanischen Reiche, Erzherzogen zu
 Österreich, Herzogen zu Burgund, zu
 meinem gnädigsten Herrn
 Empewt Ich Melchior Pffinzing bei der kirchen
 zu Sanct Alban bey Maynz, und
 Sanct Sebold in Nürnberg Brobst
 mein vleissig gepett zu got auch
 diemuetig gehorsamen willig diennst
 Gnädigster kunig, und Herr



216b. 40. Melchior Pfintzing, Überarbeiter des Teuerdant. Nach einem alten Stich.

muß aber sofort nach vollzogenem Trauakt ins Feld ziehen. Dann schließt das in kurzen Reimpaaren abgefaßte Gedicht:

Gott will durch unsern kühnen Held
 viel wirken noch in dieser Welt,
 noch viel der Christenheit zu gut,
 drum lebt er in der Engel Gut,
 sonst wär' er längst gelegen tot
 in Drangsal, Müß' und Kriegenot.
 Gott schirm' hinfort den Herren mein;
 denn wir bedürfen alle sein.

Wiederholt wurde das Gedicht gedruckt und noch im 17. Jahrhundert umgedichtet; der ursprüngliche Text ist 1836 von Karl Galtaus und 1878 mit einer trefflichen Einleitung von Karl Goedeke neu herausgegeben.

Unter den Lyrischen Dichtungen tönen bis in den Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts noch die Nachklänge des Minnesanges fort; ja selbst ein Edler wird hie und da gefunden, der Lieder dichtete. So der Schweizer Graf Johann von Habsburg, Herr von Rapperswil, der während seiner dreijährigen Gefangenschaft (1350—52) auf dem Wellenberge bei Zürichsee das „Liedli“:

Lyrische
Dichtung.

Ich weiß ein blaues Blümlein

dichtete, das nachher zum Volksliede geworden ist. Eine ganze Sammlung von Minneliedern und „Minnebriefen“ hinterließ Graf Hugo von Montfort, Herr von Bregenz († 1423 in hohem Alter), in einer prächtigen Pergamenthandschrift, die sich noch auf der Heidelberger Bibliothek befindet; zuletzt herausgegeben von J. Wackernell 1881.

Hugo von
Montfort.

Dieselbe ist mit Singnoten, die sein vertrauter Diener Burt Mangold dazu setzte, ausgestattet (nach dem alten Ausdrucke: „in weissen gemessen“) und mit gemalten Anfangsbuchstaben, dazu am Schlusse mit dem goldglänzenden Wappen des Montfortischen Grafenhauses geziert. Von seinem Stammsitz, der längst gebrochenen Burg Hohenzwenz, streifte er durch Wälder und Auen und dichtete seine Lieder, teils geistliche, teils weltliche, meist zu Hofe; darum solle niemand lachen, wenn er der Silbenzahl nicht gewaltig sei und wenn er sich in den Reimen zuweilen vergessen habe. Ein schwermütiger Zug geht durch seine „Minneliedli“: er macht sich Gewissensbisse, ob er nicht sich damit verfühndige:

Ez möcht licht sin, ich red ze vil,
miner sel tet baz ein swigen.

Gleichzeitig mit ihm lebte und sang der tirolische Landherr Oswald von Wolfenstein (1367—1445). Seine Gedichte sind 1870 von Zingerle herausgegeben.

Oswald
von Wolf-
enstein.

Sein Leben war ein wildes, sturmbevegtes: er kämpfte wider die Polen unter der Fahne des deutschen Ordens, machte mit Herzog Albrecht IV. von Osterreich eine Fahrt ins heilige Land, mit König Sigismund eine Reise nach Frankreich und Spanien, sprach — wie er behauptet — zehn Sprachen: „auch kund ich sidlen, irumen, pauken, pfeifen“ schließt er die Aufzählung seiner Künste. In seinen Liedern, von denen er viele selbst in Musik setzte, feierte er besonders die schöne Königin von Arragon: „vor ihr knieend reichte er ihr den Bart, mit weissen Händlein hand sie einen Ring daran: von ihren Händen ward er mit einer Nadel durch die Ohren gestochen, darein sie ihm zween Ringe schloß.“ Aber er versteht es auch, in kecken, wilden Tönen das Leben seiner Bauern und Hirten darzustellen und ihr Jodeln nachzuahmen. Nachdem er so 33 Jahre in unstem Leben zugebracht, verhehlichte er sich, obgleich er „ser elicher weibe bellen“ fürchtete, und wurde Ahnherr eines stattlichen Geschlechtes.

Bald verschwanden auch diese vereinzelt Gestalten in der Ritterwelt, die, wie Hugo von Montfort es selbst ausdrückte, „den edlen Minnesang nach Kräften zu fristen suchten“, und ihr Erbe ging in die Hände der Bürger über; aus dem Minnesang wurde

Der Meistergesang.

Die Meisterfinger erzählten den Ursprung ihrer zunftmäßig verbundenen Kunstgenossenschaft in ganz sagenhafter Gestaltung also:

Enttöhung
des Meister-
gesanges.

Zur Zeit Kaiser Ottos I. und des Papstes Leo's VIII. im Jahre 962 erweckte Gottes Gnade zwölf Männer, die — ohne voneinander zu wissen — in deutscher Sprache zu dichten und zu singen anfangen und so den „Meisterfang“ in Deutschland stifteten. Unter dieser Zwölfszahl steht Heinrich Frauenlob obenan, demnächst gehört Walthar von der Vogelweide dazu, auch Wolfram von Eschenbach, den sie Wolfgang Kohn nannten, Regenbogen der Schmied, Konrad von Würzburg und einige weniger bekannte. Der Anhang des Papstes bezichtigte aber diese Meister bei dem Kaiser der Keterei. Der Kaiser meinte anfangs in der That, es sei eine neue unreine Setze, und beraumte einen Tag an, an welchem sie sich auf der hohen Schule zu Pavia stellen sollten. Das geschah, und vor dem Kaiser, seinem ganzen Räte und vielen Doktoren und Magistern, auch päpstlichen Legaten wurden die zwölf Sönger nach Zahl, Maß und Wort genau abgehört. Der Eindruck war ein günstiger, alle hörten mit Wohlgefallen zu, und der Kaiser und seine Begleiter überzeugten sich, daß die Zwölf keine Rottengeister seien. Als dann auch Papst Leo vernommen, wie die Lieder dieser Meister Gott nicht zuwider seien, erlaubte er den Meistergesang jedermann und ermahnte sonderlich die Deutschen, weil ihnen Gott die Kunst bekannt gemacht, dieselbe auszubreiten. So erhielt Gott den Meistergesang über sechshundert Jahre bei gutem Klange.

Mainz.

Als den ersten Sammelplatz ihrer Genossenschaft betrachteten die Meisterfinger die Stadt Mainz und versicherten, daß Kaiser Otto die ihnen zu Pavia erteilten Freiheiten auf einem Reichstage in Mainz bestätigt und vermehrt habe. Die älteste Urkunde, auf welche sie sich demnächst beriefen, datierte vom Jahre 1377; es war ein Freibrief Kaiser Karls IV., worin er den Meisterschulen das Wappenrecht bewilligte.

Dieses Wappen ist ein geviertes Schild, das in zwei Feldern den schwarzen Reichsadler, in den beiden anderen den silbernen mit Gold gekrönten böhmischen Löwen zeigt; über dem Ganzen prangt ein blaues Schildlein mit einer goldenen Königskrone.

Stifter der
Mainzer
Schule.

Als Stifter der Mainzer Meistersingerschule gilt Heinrich Frauenlob (S. 158 f.), und das seinen Liedern in der großen Heidelberger Handschrift vorgesezte Bild (S. die Beilage 32) scheint dies zu bestätigen.

Da sitzt er erhaben auf einem Stuhl in Hermelinmantel und Mütze, mit aufgehobenem Zeigefinger und gesenktem Latzstock, und dirigiert die unter ihm stehende kleine Kapelle von neun Musikern, die meisten mit Saiten- und Blasinstrumenten, einer mit einer Geige, zwei ohne Instrumente, wohl als Sönger gedacht. Aber ob nun Frauenlob Haupt einer Singschule gewesen oder nicht, gewiß ist, daß der in seinen Liedern herrschende Geist der Zehrfähigkeit und Erbaulichkeit, dazu der verworren gelehrte Anstrich sich in den Singschulen fortpflanzte, nur daß er an Steifheit und Trockenheit noch immer zunahm.

Im 14. Jahrhundert blühte jedenfalls der Meistergesang bereits außer zu Mainz auch zu Straßburg, Colmar, Frankfurt, im 15. zu Nürnberg und Augsburg, später auch in Breslau, Görlitz, Danzig, vorwiegend aber in den süddeutschen Städten. Gemeinsam allen dort bestehenden Singschulen waren gewisse Satzungen.

Meister Heinrich Bröwenlob. Cviij.



Meister Heinrich Frauenlob. (Heinrich von Meissen.)
 Nach der Grossen Heidelberger (Manessischen) Liederhandschrift.

Die Genossenschaften oder Zünfte der Meistersinger bestanden hauptsächlich aus Bürgern oder Handwerkern, welche nach bestimmten Regeln die Sing- und Dichtkunst zur gemeinsamen Erbauung und Belehrung „Gott und der Welt gefällig“ betrieben. In der Mehrzahl der Städte verbanden sich die sanglustigen Meister aus verschiedenen Handwerken zu einer Sängergesellschaft, selten nur die Meister eines und desselben Handwerkes.

Obgleich sie für keine Sängerkunst gelten wollten, ging doch alles streng kunstmäßig bei ihnen zu.

Nach der Tabulatur, d. h. einer sehr umständlichen Sammlung von Gesetzen, Vorschriften, Rügen und Strafbestimmungen über die Wörter, Silben und Reime, deren es zweieunddreißig gab, wurde der Gesang wie jedes andere Handwerk bei einem anerkannten Meister erlernt, — nur mit dem Unterschiede, daß dieser dem „Schüler“ den Unterricht nur aus Liebe zur Kunst ganz umsonst erteilte. Hatte der Schüler sich „wohl gehalten“, so wurde er nach einer feierlichen Prüfung durch die „Merker“ und nach Ablegung des vierfachen Gelübdes: „der Kunst treu bleiben, überall für sie eintreten, mit den anderen Gesellschaften Frieden und Freundschaft halten und kein Meistersied auf den Gassen und bei wüsten Gelegenheiten singen zu wollen“, in die Gesellschaft aufgenommen. Konnte er dann „etliche Töne etwan 5 oder 6 fürsingen, so wurde er ein Singer; konnte er nach anderen Tönen Lieder machen, so hieß er ein Dichter. „Meister“ aber wurde nur der, welcher einen neuen Ton oder Bar, d. h. eine eigene Strophenform erfand. Am Ende des 17. Jahrhunderts gab es solcher Töne oder Weisen 222 in Nürnberg. Ihre Namen waren oft ganz absonderlich — so gab es eine Abendröt-Weis, eine gestreift Safran-Wälmlein-Weis, eine kurze Wssemweis zc. Alle, welche in der Genossenschaft als Mitglieder eingeschrieben waren, hießen Gesellschafter; auch nannten sie sich selber niemals Meistersinger, sondern nur anspruchlos Liebhaber des deutschen Meistergesanges“. (Vgl. „Denkmäler d. ält. deutschen Literatur“, III, 4.)

Sabungen
der Me-
istersinger.

Gewöhnlich kamen diese ehrsamten Meister in der Herberge zusammen, wobei es nicht sehr strenge zuging; die Hauptversammlung fand aber am Sonntag nachmittags nach dem Gottesdienste in der Kirche statt. In seiner geschichtlichen Novelle „Morica“ hat August Hagen eine solche Sonntagszusammenkunft der Singschule beschrieben, welcher Kaiser Maximilian beiwohnen sollte. Einige Stellen mögen aus seiner Schilderung hier folgen:

„Die Kirche war im Innern schön aufgeputzt, und vom Chor, den der Kaiser einnehmen sollte, hing eine kostbare Purpurdecke herab. Gar feierlich nahm sich der Verein der edlen Meistersinger aus, so umher auf den Bänken saßen, teils langbärtige Greise, teils glatte Jünglinge, die aber alle so still und ernst waren, als wenn sie zu den sieben Weisen Griechenlands gehörten. Alle prangten in Seidengewändern grün, blau und schwarz, mit zierlich gefalteten Spizenträgen — Neben der Kanzel befand sich der Singestuhl. Nur kleiner war er, sonst wie eine Kanzel, den die Meistersinger auf ihre Kosten hatten bauen lassen, und der heute mit einem bunten Teppich geschmückt war. Vorn im Chor sah man ein niedriges Gerüst aufgeschlagen, auf dem ein Tisch und ein Pult stand. Dies war das Gemerke, denn hier hatten diejenigen ihren Platz, die die Fehler anmerken mußten, welche die Sänger in der Form gegen die Gesetze der Tabulatur und im Inhalt gegen die Erzählung der Bibel und der Heiligengeschichten begingen. Diese Leute hießen Merker, und ihrer gab es drei. (Nur den „Merklern“ gehörten zu dem Gemerke noch: der Büchsenmeister [Kassierer], der Schlüsselmeister [Verwalter] und der Kronmeister, der die Preise verteilte.) — Als der Kaiser erschien,

Singer-
schule.

geriet alles in lebhafte Bewegung. Ein greiser Meister betrat den Singstuhl, und von dem Gemerle erscholl das Wort: „Fanget an!“ Es war Konrad Nachtigall, ein Schlosser, der so sehnsüchtig und klagend sang, daß er seinen Namen wohl mit Recht führte. Vom himmlischen Jerusalem sagte er viel Schönes in gar künstlichen Reimen und Redewendungen. Auf dem Gemerle saß einer der Meister in der Bibel nach, der andere zählte an den Fingern die Silben ab, und der dritte schrieb auf, was diese beiden ihm von Zeit zu Zeit zuflüsterten. Aber auch die Meister unten waren aufmerksam und in stiller Tätigkeit. Alle trieben mit den Fingern ein närrisches Spiel, um genau die Versmaße wahrzunehmen. An ihrem Kopfschütteln erkannte man, daß der Sprecher hie und da ein Versehen begangen. Nach dem Meister Nachtigall kam die Reihe an einen Jüngling, Fritz Kechner, einen Glockengießer, der hatte die Schöpfungsgeschichte zum Gegenstand seines Gedichtes gewählt. Aber der arme war verlegen, es wollte nicht gehen, und ein Merker hieß ihn den Singstuhl verlassen. „Der Meister hat versungen“, raunte mir ein Nachbar zu, und da ich ihn fragte, warum man ihn nicht hätte sein Stück zu Grunde bringen lassen, so erklärte er mir, daß derselbe ein „Laster“ begangen. Mit diesem Namen belegten nämlich die Kenner der Tabulatur einen Verstoß gegen die Reime. Dergleichen wunderliche Benennungen für Fehler gab es viele, als: blinde Meinung (Undeutlichkeit), Klebsilbe (willkürliche Zusammensetzung), Milben (des Reimes wegen abgebrochene Wörter) zc. Die Bezeichnung der verschiedenen Tonweisen war ganz absonderlich, als die Schwarz-Tintenweise, die abgeschiedene Vielfraßweise, die Cupidinis-Handbogenweise. In der Hageblütweise ließ sich jetzt vom Singstuhl herab Leonhård Nunnenbeck vernehmen, ein ehrwürdiger Greis im schwarzen Gewande. Alles bewunderte ihn, wie er gemäß der Apokalypse den Herrn beschrieb, an dessen Stuhl der Löwe, der Stier, der Adler und der Engel Ihm Preis und Ehre und Dank gaben, der da thronet und lebet von Ewigkeit zu Ewigkeit, wie die 24 Ältesten ihre Krone vor den Stuhl niederlegten und Preis und Ehre und Dank Ihm gaben, durch dessen Willen alle Dinge ihr Wesen haben und geschaffen sind, und wie sie ihre Kleider hell gemacht haben im Blute des Lammes, wie die Engel, die um den Stuhl, die um den Thron und um die vier Tiere standen, auf ihr Angesicht niederfielen und Gott anbeteten. Als Nunnenbeck endigte, da waren alle voller Entzücken, und namentlich leuchtete aus Hans Sachsens Gesicht, der sein dankbarer Schüler war, hell die Freude hervor. — Da trat als der vierte und letzte Sänger wieder ein Jüngling auf. Er gehörte auch zur Weberkunst und hieß Michel Behaim und hatte mancherlei Länder gesehen. Mit rastloser Anstrengung hatte er sich in der Singkunst geübt und verglich sich mit Recht mit einem Bergmann, der mühsam gräbt und sucht, um edles Gold zu fördern. Nie war er früher in einer Fachschule aufgetreten, da er nicht anders als mit Ruhm den Singstuhl besteigen wollte. — Als Michel Behaim sein Gedicht „Von zwo Jungfrauen“ vorgetragen hatte, da verließen die Merker ihren Sitz. Der erste trat zu Nunnenbeck und hängte mit einem langen Glückwunsch ihm den Davidsgewinner (eine silberne Kette mit dem Bilde des Königs David) um, und der zweite Merker zierte Behaims Haupt mit einem schönen Kranze aus seidenen Blumen, der ihm gar wohl stand. Diese Gaben aber waren nicht Geschenke, sondern nur Auszeichnungen für die Feier des Tages. Das Fest in der Kirche war beendet, und alle drängten sich jetzt mit aufrichtiger Teilnahme zu den Begabten, um ihnen freudig die Hände zu drücken.“

Wie aus dieser treu geschilderten Sonntags-Singschule abzunehmen, war die Kunst der braven Meister vorzugsweise heiligen Gegenständen gewidmet. Ihr Vorbild war König David. Auf der Tade der Nürnberger Meister-singer war David dargestellt, wie er vor dem am Kreuze hangenden Heiland

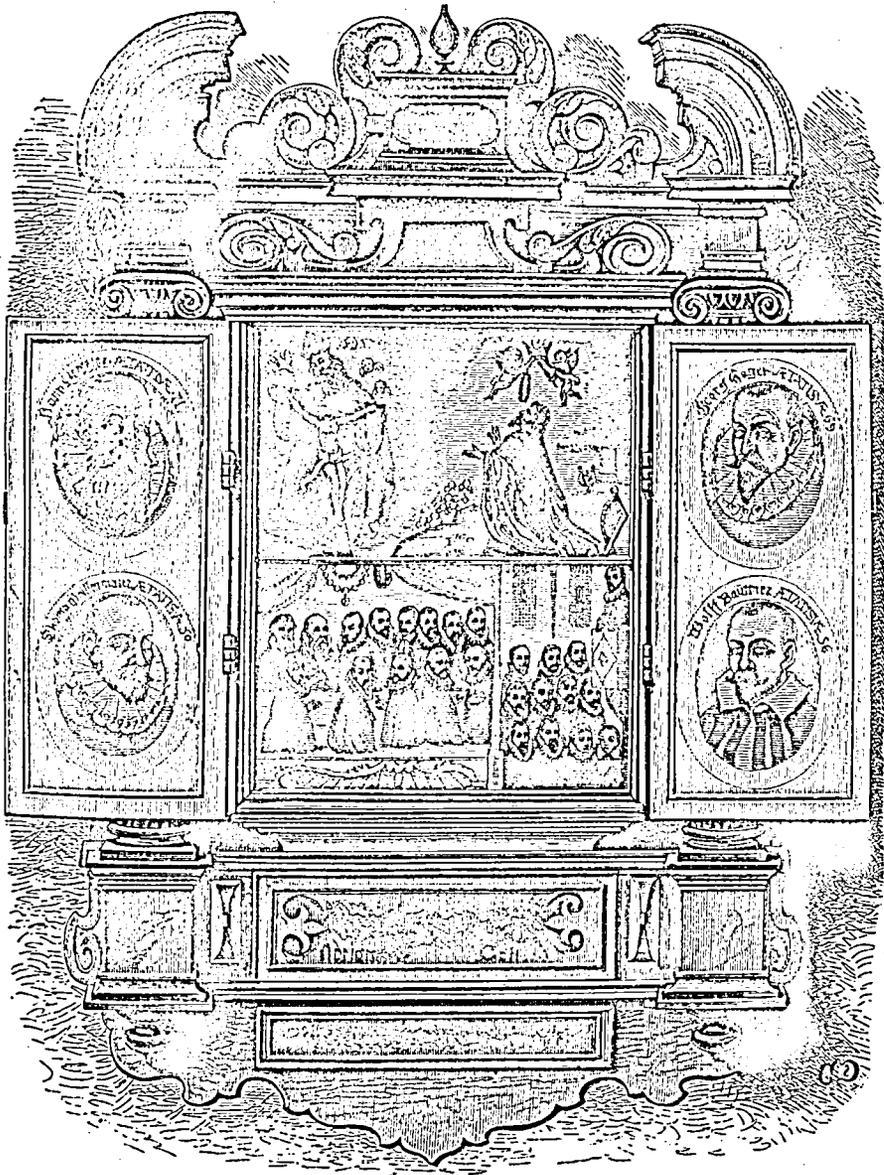


Abb. 41. Lade der Nürnberger Meistersinger (in der Form eines Altarschranks), gemalt von Franz Sein 1681, mit Darstellung des Königs David vor dem Kreuzfahrteuend, einer Singschule und vier Bildnissen von Meistersingern des 16. Jahrhunderts. Jetzt im Germanischen Museum zu Nürnberg.

kniet und zu ihm um Segen für die hinter ihm lehrende Harfe fleht. In der Einladung zum Freiburger Meistersingen von 1630 heißt es:

Rumt her, ihr Singer allgemein!
 Us unser Schuel solt ihr geladen sein;
 und singet her all mit Fleiß
 dem Herren zu Lob, Ehr und Preis

und lobet Gott mit siehem Ton
 wie auch der König David schon!
 Der sang dem Herren schön Gedicht,
 also solt ihr auch sein verpflichtet.

Dauer des
 Meister-
 sanges.

Das waren die Sonntagsunterhaltungen der Handwerker des Mittelalters, und sie haben dazu beigetragen, nicht nur strenge Zucht und Ehrbarkeit, sondern auch den Sinn für das Edle und Schöne in dem deutschen Bürgerstande zu erhalten. Denn dieser Meistergesang dauerte durch mehrere Jahrhunderte; im 16. Jahrhundert war seine höchste Blütezeit, aber auch die Kriegswirren des 17. vermochten ihn nicht zu vernichten, ja er erhielt sich noch im 18. Jahrhundert; erst um 1770 wurde in Nürnberg die letzte Singschule gehalten.

In Ulm aber hat er sein Dasein bis ins 19. Jahrhundert geübt. Nachdem der Kreis der Singschulen immer mehr zusammengeschmolzen war, übergaben am 21. Oktober 1839 die letzten vier Mitglieder des Gewerkes, die seitdem alle verstorben sind, ihre so lange sorgfältig bewahrten Schätze (Schultafel, Tabulatur, Fahne etc.) dem Ulmer Liederkranz als „dem natürlichen Nachfolger und Stellvertreter des alten Meistergesangs in der neuen Zeit zu einem freien Geschenk mit der Bitte, die Fahne bei Festzügen, getragen von einem von ihnen, so lange noch einer am Leben, neben der seinigen zu führen etc.“ In seinen „Meisterliedern von Nürnberg“ hat Richard Wagner die ehrfamen alten Herren wieder aufleben lassen.

Leistungen
 der Sing-
 schulen.

Fragen wir nun nach den Leistungen der Singschulen, zunächst in den beiden Jahrhunderten, bei denen wir augenblicklich stehen, so waren dieselben massenhaft genug. Die noch im Staube alter Büchereien erhaltenen alten Liederbücher sind durch Umfang und Inhalt gleich abschreckend, aber soweit mutige Forscher sich hineingewagt haben, ist — abgesehen von Hans Sachs — nur eine stetige Abnahme des poetischen Wertes darin entdeckt worden.

„Der Meistergesang,“ sagt Uhland, „ist nicht als eine selbständige Entwicklung, sondern nur als das Erstarren und Hinwelken der Liedkunst des Mittelalters zu betrachten.“ Trotzdem ist den Meisterliedern ein Verdienst um die Poesie und eine geistige Einwirkung nicht abzuspüren. Denn während an den Fürstenthöfen und auf den Ritterburgen die Poesie vor der zunehmenden Roheit floh, erhielten die Handwerker die Liebe zu ihr und hielten den Sinn für sie wach. Überdies darf der Meistergesang nicht nach dem allein beurteilt werden, was er innerhalb der engeren Schranken der Singschule geleistet hat. Eine große Zahl von Meisterliedern strebte darüber hinaus, versuchte sich in verschiedenen, von der Tabulatur unabhängigen Formen der Poesie und brachte eben darin ihr Bestes zustande. Endlich ist noch eine nationale und eine kirchliche Bedeutsamkeit dem Streben und Wirken der Meisterlieder zuzuerkennen. Wenn der Handwerker in seinen Mußestunden des Werkeltages und nach der Kirchzeit des Sonntags die alten Heldengeschichten seines Volkes, die Erinnerung an die Hohenstaufenzeit, die allmählich entstandene Macht und Herrlichkeit seiner Vaterstadt auf sich wirken ließ, mußte das nicht seinen patriotischen Sinn stärken und ihn anstacheln, an dem Ausbau seines Vaterlandes, zunächst in den engen Schranken seiner städtischen Heimat mitzuwirken? Dann aber wurde durch die Beschäftigung mit der heiligen Schrift und mit geistlichen Büchern das Nachdenken über Gegenstände des Glaubens und der Kirche auch in Laienkreisen angeregt, und die Ergebnisse dieses Nachdenkens

kamen vor öffentlichen Versammlungen freimütig zur Sprache. Die Bibel, die auf dem Pulte der Merker aufgeschlagen lag, förderte das selbständige Nachdenken, indem sie zur Vergleichung ihres Inhalts mit den Lehren der Kirche und den eingerissenen Mißbräuchen aufforderte. So wurde dem Werke der Reformation in den Singschulen vorgearbeitet, und im nächsten Abschnitte werden wir sehen, wie ihr berühmtester Meister, Hans Sachs, einer der ersten Anhänger und eifrigsten Vertreter derselben in Nürnberg und weit darüber hinaus gewesen ist.

Unter den Meistersingern des 14. und 15. Jahrhunderts nimmt den hervorragendsten Rang Michel Beham (Behaim) ein, obwohl er keiner bestimmten Singschule angehörte und ein unstetes Wanderleben führte; als Meistersinger wurde er gewöhnlich poeta Weinsbergensis genannt.

Beham war 1416 zu Sülzbach bei Weinsberg im heutigen Königreich Michel Beham. Württemberg geboren. Über seinen Namen, seine Herkunft und seine Schicksale berichtet er ausführlich in einem seiner Lieder. Danach stammt seine Familie aus Böhmen (Beham), von wo seines Vaters Ahn durch den Krieg vertrieben und ins Schwabenland gekommen war —

„da hieß man ihn Cunz Beham nach dem Land.“

Von seinem Vater, einem Weber, lernte er das Handwerk, das ihn eine Weile ernährte, bis ihn die Kriegs- und Abenteuerlust aus dem Elternhause trieb. Er trat nun in die Dienste seines Grundherrn, des Reichserbkämmerers Konrad von Weinsberg; in dieser Zeit, in der er sich auch verheiratete, begann er als Meistersinger zu dichten. Nach Konrads Tode ließ er sich vom Markgrafen Albrecht Alciabades anwerben — später diente er dem Pfalzgrafen Friedrich I., woher er sich auch einmal „meines gnedigen Herrn, Her Friedrichs, pfalzgraven bei Rhein, teutscher poet und tichter“ nennt. Die Taten dieses streitbaren Fürsten beschrieb Beham in einer Heimchronik, die noch handschriftlich in Heidelberg aufbewahrt ist. Sehr charakteristisch ist der Schluß, da er, um es nicht etwa mit des Pfalzgrafen Feinden zu verderben, sagt:

Nun bitt' ich fursten, graven, hern,
daz sie mir sein ungnad zukern
nach unwillen durch dieß geticht;
wan (denn) die schuldwerlich min ist nicht;
wer bi den wolffen wohnet,
darf, daz er mit in honet (heult).

Der furst mich hett in knechtes miet,
ich aß sin brot und sang sin liet;
ob ich zu einem andern kom,
ich ticht in auch, tut er mir drum,
ich sag' lob sinem Namen.
diß buch ein end hat, amen.

Und er gelangte weiter von Hof zu Hof, bis nach Dänemark und Norwegen, wobei er einen Sturm zu bestehen hatte und auch mit Seeräubern in ein Gefecht geriet. Alles das erzählte er in einem Lied „Von meiner merwart, die ich uber das westermer tet, „und beschreibt dann seinen ehrenvollen Empfang bei dem König Christiern. Nach Deutschland heimgekehrt wandte er sich — nach manchen Irrfahrten — an den Hof zu Wien, wo ihn Kaiser Friedrich III. freundlich aufnahm. Bald nach seiner Ankunft brach der Aufstand der Wiener gegen den Kaiser aus, den sie neun Monate lang in seiner Burg belagerten. Seine Erlebnisse in dieser Zeit, während welcher er treu dem Kaiser zur Seite stand, hat er in seinem „Buch von den Wienern“ in der „Angstweise“ besungen; darüber wurden ihm aber die Wiener so gram, daß er drei Jahre später die Kaiserstadt verlassen mußte. Er ging nun nach Heidelberg, trat wieder in die Dienste des Pfalzgrafen Friedrich, und in dieser Stellung ist er wahrscheinlich um 1474 gestorben.

Dieser merkwürdige Mann, der — darin so verschieden von den meisten späteren Meistersingern — nie in seinem Leben zu einer dauerhaften Geshaftigkeit kam, war doch in seinen Dichtungen ganz innerhalb der Schranken der Singschulen

Buch von den Wienern.

geblieben und zeigte durchweg bei großem Reichtum an Stoffen (in der Heidelberger Handschriftensammlung befinden sich von ihm mehrere eigenhändige, unter denen eine 399 Meisterlieder enthält) eine große Noheit der Form. In einer Allegorie hat er selbst geschrieben:

„Wie Michel Beham zuerst seine Kunst hat funden.“

Danach ist er noch am Webstuhl „hinter die Kunst Gedichtes“ gekommen. Auf Burg Weinsberg war von alters her der Gesang gepflegt worden. Dort mag er singen gelernt haben, aber außerdem ist er wohl in einer Singschule gewesen; denn die Satzungen und Gebräuche der Tabulatur finden sich in den Formen seines Strophenbaues, in den Namen seiner Töne (Trommetenweis, schlecht güldin Weis etc.). Auch waren seine Töne in den Singschulen gangbar. In der „hohen güldin Weis“ dichtete er ein Lied von den sieben Gaben des heiligen Geistes, das von künstlichen Reimen strotzt. (Vgl. Beilage 33.)

In Michel Beham haben wir den letzten und bedeutendsten Vertreter der nach höfischer Weise wandernden Meistersinger kennen gelernt; im folgenden Abschnitt werden uns einige hervorragende Vertreter des häuslich und bürgerlich ansässigen Meistergesanges begegnen, der seitdem der herrschende geworden war.

Auch in ihren Zunfteinrichtungen, in den Gebräuchen der wandernden Gesellen, in ihren Herberggrüßen u. s. w. ließen die Handwerker jener Zeiten die Poesie zur Geltung kommen — es waren aber meist steife, trockene Formeln. „Die eigentliche und kräftigste Poesie der Gewerke,“ sagt Uhland, „lag in ihren Arbeiten oder in dem Sinne, mit welchem diese betrieben wurden: in dem Kunstsinne, der auf dem Boden des schlichten Handwerks die staunenswertesten Bildwerke aufstellte, der den Schilder zum Maler, den Steinmehnen zum Bildhauer, den Rotschmied zum Meister kunstreicher Gußarbeiten erhob, der auch in den geringeren Handwerken überall erfinderisch bildete und schmückte.“ Davon zeugt der hierneben abgebildete Spruchsprecherstab, dessen Original im Germanischen Museum aufbewahrt wird. Er gehörte zur Amtstracht der Nürnberger Spruchsprecher, die bei Hochzeiten, Kindtaufen, Geschworenenwahlen etc. der Zünfte ihre gereimten Glückwünsche darbrachten. Dieses Amt hat sich übrigens bis zum Ende des zweiten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts erhalten, wo der letzte Spruchsprecher starb und sein Posten nicht wieder besetzt wurde.



Abb. 42. Spruch-
sprecherstab aus dem
16. Jahrh. Aus Holz.
Länge 75 Centimeter.
Original im Ger-
manischen Museum
zu Nürnberg.

Das Volkslied.

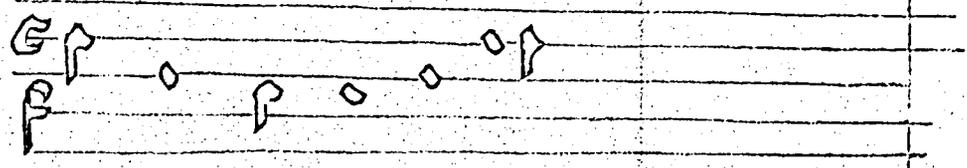
Was wir seit Herder, der 1773 auf diesen lange vergessenen Schatz zuerst aufmerksam machte, Volkslied nennen, war unter anderem Namen seit den ältesten Zeiten unserer poetischen Entwicklung zum Teil vor, zum Teil neben der kunstmäßigen Dichtung in unserem Volke im Schwange gewesen;

ff xiiii

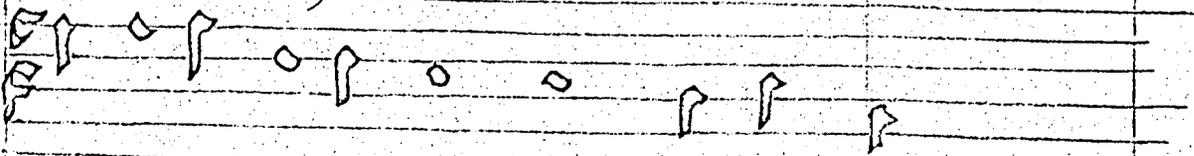
.E. ly.

157.

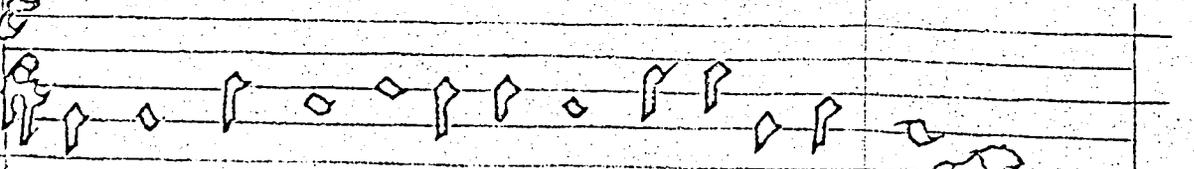
Sienach geschriben getuht Item Michael Behams teun-
 meren weis vnd sagt das erste vnd offenbart durch et
 exempel wie er dise kunst erfunden hat : : : :



Ich kam auf ein geulde

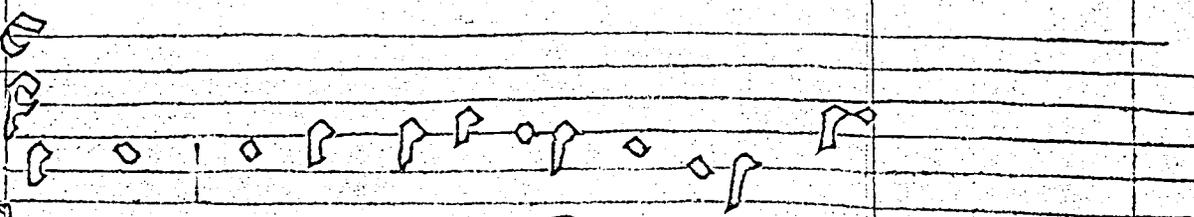


Ich michel beham von weinsperg sulspach



In em gepirg was wilde / dar was vil wudlechs genuertz

Da stund em silber greube / mein hecz was so do ich die
 cine puch / daren ich mich nun habe / vnd wolt da su-
 hen silber ertz /



Ich bouet vil grubedy was gewest ee in

Eine Seite aus dem eigenhändigen
 Meister-Gesangbuch des Michael Behaim (Feham)
 Nach dem Original in der Münchener Hof- und Staatsbibliothek

Erklärender Abdruck.

riben geticht sten in Michel Pehams trummetten weis
st vnd offenbart durch ein exempel wie er dise kunst

Ich kam auf ein geulde¹,
Ich Michel Peham von Weinsperg Sultzpach,
In eir gepirg², was wilde,
Da was uil³ wunderleichs⁴ geuertz⁵.
Da stund ein silbergrube,
Mein herz was fro, da ich die ane sach⁶
Darein ich mich nun hube⁷
Vnd wollt⁸ da fuchen silberertz;
Ich spurt⁹ vil greber⁹, dy waren gewefenee.

1ge. 2viel. 3wunderliches. 4Erscheinung, Wesen. 5ansah. 7hub. 8spürte. 9Gräber



die großen Heldengedichte der heimischen Sagen waren ja aus Liedern des Volkes hervorgegangen, worauf in früheren Abschnitten mehrfach hingewiesen worden ist. Auch neben dem höfischen Gesang der Minne war das Volkslied niemals ganz verklungen, wenn es sich auch durch die vornehmeren Dichtungskreise, die im geistlichen und im Ritterstande sich herangebildet hatten, mehr und mehr hatte zurückdrängen lassen. Sobald jedoch gegen das Ende des 13. und dann vollends im 14. Jahrhundert der Minnesang verstummte und die kunstmäßige Dichtung aus den Ritterhallen in die Handwerksstätten überging, um dort allmählich zu verdorren und zu verknöchern, rührte sich sofort in der Poesie wieder, was Uhland „die unverlorene Volksart“ nennt. Nach seiner Meinung ging es dazumal:

Singe, wem Gesang gegeben, | Das ist Freude, das ist Leben,
in dem deutschen Dichterwald! | wenn's von allen Zweigen schallt!

Auf allen Straßen und in allen Herbergen, unter der Dorflinde und im Walde beim fröhlichen Jagen wurde gesungen, was erlebt oder innerlich erfahren war. Daher die Lebenswahrheit und der gesunde Realismus, daher die Frische und Ungeschmintheit des Gefühls und das volle Ausklingen des deutschen Gemütes, das sich in allen diesen Liedern ungesucht und ungekünstelt geltend macht.

Nicht an wenig stolze Namen | ausgestreuet ist der Samen
ist die Viederkunst gebannt; | über alles deutsche Land —

ja, man weiß meist von diesen Liedern nicht, wer sie gedichtet, wo sie zuerst erklingen. In guter Stimmung und fröhlicher Lust schlug wohl ein Singlustiger einen neuen Ton an, ein anderer stimmte ein und setzte die zweite Strophe hinzu, ein dritter folgte — so entstanden die Lieder, absichtslos, kunstlos, aber darum um so packender und wirkungsvoller. Fragt man nach dem Verfasser solcher Lieder, so antworten diese oft selbst mit schalkhaften Schlußworten:

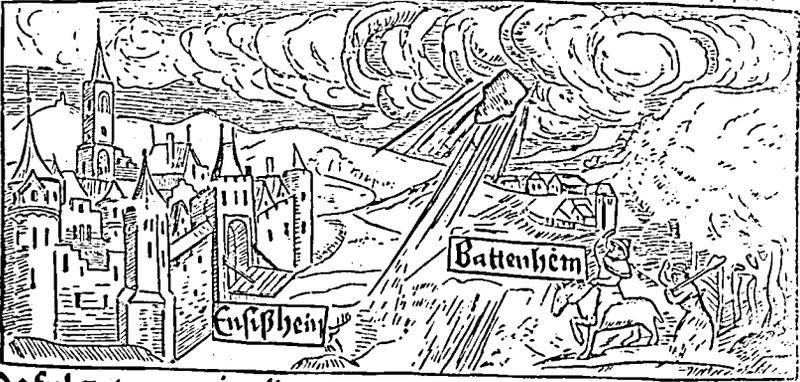
Wer hat das schöne Liedel erdacht?
Es haben's drei Gän's übers Wasser gebracht,
zwei graue und eine weiße.

An die Stelle des Verfassers trat das mit- und nachsingende Volk — und als man daran dachte, das Lied aufzuzeichnen, war gewöhnlich auch die letzte Spur seines Ursprungs verwischt und vergessen.

Glücklicherweise begann aber mit dem 14. Jahrhundert bereits die Aufzeichnung vieler Volkslieder, und noch häufiger wurde sie im folgenden. Mit dem Eintreten des 16. Jahrhunderts schwillt der Strom des Volksliedes überhaupt mächtig an, und nun werden sie nicht mehr nur niedergeschrieben, sondern mit den alten zusammen auf fliegenden Blättern — mehrfach als offene Foliobogen, seltener in Quart, am häufigsten aber in klein Oktav — und in Liederbüchlein zu Straßburg, Basel, Augsburg und Nürnberg gedruckt, oft mit hinzugefügten Singnoten.

Aus solchen Handschriften und Drucken, meist des 16. Jahrhunderts, ist Uhlands reichhaltige Sammlung: „Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder“ (1844) hervorgegangen, welche ein höchst wertvoller Beitrag zur Geschichte des deutschen Volkslebens ist und noch heute unübertroffen dasteht. Seine „Abhandlung über die deutschen Volkslieder“ ist vorwiegend für den gelehrten Forscher geschrieben, obgleich sie in so lichtvoller Weise den ungeheuren Stoff bewältigt, daß sie jeder ernste

Von dem donnerstein gefalle im rcij. iar: vor E n s i f h e i n



Defulgetraannrcij.

Abb. 43. Illustration eines fliegenden Blattes vom Jahre 1492. („Von dem Donnerstein gefallen: u.“ Gedicht von Sebastian Brant.) Vertiefnerung.

Freund unseres Volksliedes mit Nutzen lesen wird. Insbesondere sind aber für weitere Kreise Wilmar's „Handbüchlein für Freunde des deutschen Volksliedes“ und daneben „Das deutsche Volkslied des 16. Jahrhunderts“ von Kinkel zur Orientierung zu empfehlen.

Im 14. und namentlich im 15. Jahrhundert treten die historischen Volkslieder in den Vordergrund; Begebenheiten werden darin besungen „von einem, der auch dabei gewesen“. Den Stoff dazu lieferten die in diese Zeit fallenden Kriege und Fehden, die Belagerungen und Erstürmungen von Städten und Schlössern, daneben die Abenteuer berühmter Wegelagerer, Land- und Seeräuber.

So wird die berühmte Schlacht bei Sempach (1386) von dem Luzerner Halb Suter, der selbst darin mitgekochten, mit Wärme, Kraft und Laune besungen; später die Taten Störtebeckers (1402), der „Türkenschrei“ (1453), der sächsische Prinzenraub (1455), der pfälzische Krieg (1462), der Sieg der Eidgenossen bei Murten (1476). Andere Lieder entstanden in Norddeutschland unter den Ditmarsen über ihre Verteidigungskämpfe gegen raub- und eroberungsfüchtige Edle und Fürsten. Schon im 14. Jahrhundert wurde der Raubritter von Gaila oder Eppelin von Geilingen besungen, ebenso im 15. der Lindenschmidt: beides Reiterlieder, die ein anschauliches Bild des übermütigen Fehdelebens des süddeutschen Raubrittertums gewähren. Ihnen reiht sich das ditmarsische Lied von Wieben Peters an. In vollständiger Weise hat R. von Liliencron die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert gesammelt und erläutert, während sein „Deutsches Leben im Volkslied um 1530“ eine gute Auswahl auch aus den übrigen Liedern samt deren Melodien enthält.

Auch zahlreiche Liebes-, Frühlings- und Trinklieder, unter denen sich freilich viele schlechte, mittelmäßige und oft sehr rohe befinden, gehören diesem Zeitraum an. Die bereits (S. 163) erwähnte Sammlung der Augsburger Nonne Clara Häßlerin, die 1471 abgeschlossen wurde, enthält eine ganze

Reihe derselben, und viele, die uns erst das 16. Jahrhundert überliefert hat, sind gewiß lange vor dem Niederschreiben und Drucken entstanden — bei den meisten läßt sich das Alter nicht genau angeben.

Das Liebeslied, das Nhlund mit Recht die „Blume der Lyrik“ nennt, verdient darunter den ersten Platz. Da wird das uralte Thema gesungen vom Scheiden und Weiden, von Treue und Untreue, vom Wiedersehen nach jahrelanger Trennung, von der Trauer um die gestorbene Braut u. s. w. Meist sind übrigens die Liebeslieder zugleich Naturlieder wie bei den Minnesängern. So hebt ein Lied des 14. Jahrhunderts mit dem Preise der süßen Maienwonne an und erzählt darauf von der Brunnenfahrt, die dabei üblisch sei — „Kitter, Knechte und schöne Frauen sammeln sich auf der Aue beim Brunnen, schöne Gezelte werden aufgeschlagen, Singen und Sagen, Tanzen und Springen, alle Kurzweil wird da getrieben, auch nehme jedes eines Liebsten wahr, von dem es dahin gebeten sei, mancher gute Gefell findet dort die liebste Frau, nach der sein Herz sich lange gequält und vielmal geredet hat und gezählt bis auf den Tag der Brunnenfahrt, da er sie sehen sollte; je zwei und zwei gehen sie dann mit Armen schön umfangen.“ Auch die Tagelieder sind aus dem Minnefang in das Volkslied übergegangen; daran schließen sich die Abschiedslieder mit ihrem Weh und Bangen, die oft zugleich Lieder der Treue sind, ferner Lieder der Liebessehnsucht und Liebeshoffnung, von denen eines aus dem 15. Jahrhunderts hier stehen möge:

Nach Elstein, liebes Elstein,
wie gern wär' ich bei dir!
So sind zwei tiefe Wasser
wohl zwischen dir und mir.

„Das bringt mir große Schmerzen,
herzallerliebster Gsell!
Ned' ich von ganzem Herzen,
hab's für groß Ungefäll.“

Hoff, Zeit werd es wohl enden,
hoff, Glück werd' kommen drein,
sich in alls Gutz verwenden,
herzliebste Elstein!

Endlich gehören dazu noch die Reigen oder Tanzlieder, d. h. Lieder, die bei dem damals langsamen und gemessenen Tanze von den Tanzenden selbst gesungen wurden.

Unter den eigentlichen Naturliedern spielt der auch in zahlreichen Volksfesten und Volksgebräuchen sich widerspiegelnde Wettstreit zwischen Sommer und Winter eine besondere Rolle. Damit hingen auch die Maifahrten und Mairitte zusammen.

Andere Volkslieder sind Lieder der Geselligkeit oder Trinklieder, die den Wein und das Bechen — zuweilen in sehr derben Ausdrücken — priesen und zur Erhöhung des Weingenußes angestimmt wurden. Meist sind sie von harmlos übersprudelnder Lust, voll Wit und Humor, so das schon im 15. Jahrhundert gesungene:

Den liebsten Buhlen, den ich han,
Der ist mit Reifen bunden
und hat ein hölzens Röklein an,
frischet Kranken und Gesunden:

sein Nam heißt Wein, schenk tapfer ein!
so wird die Stimm baß klingen:
ein starken Trunt in einem Funck
will ich mein Brudern bringen.

Später lautet es etwas verändert:

Den liebsten Buhlen, den ich han,
der leit (liegt) beim Wirt im Keller,
er hat ein hölzens Röklein an,
und heißt der Muskateller;
er hat mich nächten trunken gemacht
und fröhlich heut den ganzen Tag,
Gott geb' ihm heint ein gute Nacht.

Von diesem Buhlen, den ich mein',
will ich dir bald eins bringen,
es ist der allerbeste Wein,
macht lustig mich zu singen,
frischet mir das Blut, gibt freien Mut,
alls durch sein Kraft und Eigenschaft:
nun grüß dich Gott, mein Nebenfast!

Wein-
grüße. Verwandt mit diesen Trinkliedern sind die in kurzen Reimpaaren abgefaßten Weingrüße und Weinsagen von Hans Rosenblut, einem beliebten Nürnberger Schwankdichter. Er hat deren achtzehn in einem Büchlein gesammelt und so geordnet, daß je auf einen Weingruß vor dem Trinken ein Weinsagen nach demselben folgt. Einer der letzteren hebt an:

Nu gesegen dich Gott, du allerliebster Trost! | und jagt mir all meine Sorge hinweg;
du hast mich oft von großem Durst erlost | und machest mir all meine Glieder fest zc.

Religiöse
Lieder. Doch auch in das religiöse Leben drangen volksmäßige Weisen ein. Im 12. und 13. Jahrhundert war der Kirchengesang ausschließlich lateinisch; erst im 14. wurden bei dem Gottesdienste hie und da von der Gemeinde deutsche Lieder oder Reisen (also genannt von dem „Kyrie Eleison“ — „Herr, erbarme dich“, das gewöhnlich den Refrain bildete) angestimmt.

Außerhalb der Kirche hat es schon viel früher geistlichen Gesang in deutscher Sprache gegeben; bei Buß- und Bittgängen, auf dem Wege nach und aus der Kirche hatte ihn das Volk gern angestimmt: ebenso die auf das Meer hinaus fahrenden Schiffer, die Kreuzfahrer und Pilger nach dem heiligen Lande, die Krieger vor und nach der Schlacht. Diesen geistlichen Liedern lagen nun oft weltliche zu Grunde, so in den Reisen der Geißlerbrüderschaften, so in Liedern, die der berühmte Prediger-
mönch Johannes Tauler in seine Predigten einflocht, wie in dem schönen Weis-
nachtsliede, das also anhebt:

Uns kompt ein Schiff gefahren,
es bringt ein schönen Last,
darauff viel Engelscharen,
und hat ein großen Mast.

Das Schiff kompt uns geladen,
Gott Vater hat's gesandt:
es bringt uns großen Staden (Hilfe),
Jesum, unsern Heilandt zc.

So in einem Liede, welches das vorhin erwähnte Weinlied: „Den liebsten Buhlen, den ich han,“ geistlich umwandelt:

Den liebsten Herren, den ich han,
der ist mit Lieb gebunden zc.

Nach in den kirchlichen Gesang wurden manche deutsche Lieder im Volkston eingeführt, so das laut frohlockende Weihnachtslied, das auch noch lange in der evangelischen Kirche gesungen worden ist:

In dulci júbilo
nun singet und seid froh zc.

Nach in der

didaktischen Poesie

Rätsel-
gebichte. Kommt das Volksmäßige allmählich zum Durchbruch und schließlich zur Herrschaft. Volksmäßig sind die Rätsel und Lügengedichte, die seit dem 14. Jahrhundert wieder vorkommen. Sie sind im geselligen Verkehr entstanden und erwachsen und bestehen meist aus Fragen und Antworten, Aufgaben und Lösungen, Werbungen und Ausflüchten, Scherzreden und Wettspielen mannigfachster Art.

Traugemunds-
Lied. Dazu gehört u. a. das aus dem 12. Jahrhundert stammende Traugemunds- (Dolmetscher)lied, das in einer Handschrift des 14. Jahrhunderts aufbewahrt ist. Darin wird ein fahrender Mann bewillkommnet und gefragt, wo er die Nacht gelegen, womit er bedeckt war, wie er Kleider und Speise gewinne. Er antwortet: Mit dem Himmel sei er bedeckt, mit Rosen umsteckt, als ein stolzer Knappe ernähre er sich. Dann folgen die Rätsel mit schlagfertigen Worten:

1. & begehren

Agdunt wildeswem und haben
und suchs und immer auf demnem wasen
und frosts und storch und eroh und erben
und zwene gefellen die eren erulen haben
Die sind auch vor selben oberem

Priamel von Hans Rosenplüt.

Aus seinen Fastnachtspielen, Priameln, Weingrüssen, historischen Gedichten u. s. w.
XV. Jahrhundert. Nach der Handschrift in der Königl. Bibliothek zu Dresden.

„Nun sage mir, Meister Traugemund,
zwei und siebenzig Lande sind dir kund:
Was ist weißer denn der Schnee?
Was ist schneller denn das Reh? —
Durch was ist der Rhein so tief?
Warum sind die Frauen so lieb?

Durch was sind die Matten so grün?
Durch was sind die Ritter so kühn? 2c.
Kannst du mir ützüt (etwa) das gesagen,
so will ich dich für einen weiblichen
Knappen haben.“

Da antwortet er:

„Das hast du gefraget einen Mann,
der dir's von Grunde wohl gesagen
kann.

von manchem Quell ist der Rhein so tief,
von hoher Minne sind die Frauen lieb,
von manchen Würzen (Kräutern) sind die
Matten grün,
von starken Wunden sind die Ritter kühn 2c.“

Die Sonne ist weißer denn der Schnee,
der Wind ist schneller denn das Reh, —

In den Lügenliedern wird z. B. das Schlaraffenland verherrlicht oder — wie es in einem anderen Liede heißt — das „Kurrelmurre“, wo die Gans gebraten umgeht und das Messer im Schnabel trägt und die Tauben einem gebraten in den Mund fliegen 2c.

Eine andere Art Spruchgedichte waren die schon von Spervogel angewandten Priameln (entsteht aus *praeambulum* = Vorspiel, Vorlauf). In einer Gerichtsordnung von 1482 heißt es: „Des ersten macht ein Harser ein Priamel oder Vorlauf, daz er die liut (Leute) im uff zu merken bewog.“ Diese Dichtart sucht auch wirklich so zum Aufmerksamem anzuregen; sie bestand aus einer Reihe von Vorderfragen, denen „ein lange aufgesparter und gemeinschaftlich auf jene ganze Reihe anwendbarer Nachsatz“ oft ganz unerwartet folgt; zum Beispiel:

Wenn man einen Einfältigen betrügt
und man auf einen Frommen lügt
oder

und Feindschaft zwischen Eheleuten macht:
der dreier Arbeit der Teufel lacht.

Wer einen Raben will baden weiß
und darauf legt seinen ganzen Fleiß,
und an der Sonne Schnee will dörren
und allen Wind in einen Kasten sperren

und Unglück will tragen feil
und Narren binden an ein Seil
und einen Kahlen will beschern —
der tut auch unnütz Arbeit gern.

Von Hans Rosenblüt ist die in der Beilage (Nr. 34) mitgeteilte Priamel:

Jagdhunt, wilde swain und hasen
Und fuchs und hüner auf einem wasen (Nasen)
Und frosch und storch und euln und raben
Und zween gesellen, die einen pulen haben,
Und zween hunt, die da nagen an einem peyn (Knochen),
Die sind auch gar selten überein.

Neben diesen volksmäßigen Erzeugnissen, die ohne Autornamen uns überliefert sind, können noch einige Didaktiker des 14. und 15. Jahrhunderts genannt werden, z. B. Heinrich der Leichner, Peter Suchenwirt und Hans Winkler, die im Anschluß an die lehrhaften Werke der höfischen Dichtung verschiedene Gebrechen ihrer Zeit, namentlich die Rohheit des Adels und die Verweltlichung der Geistlichkeit in ihren Schriften scharf geißelten. Das Vorzüglichste aber, was die Lehrdichtung dieser Zeit hervorgebracht hat, ist das „Narrenschiff“ von Sebastian Brant.

Sebastian Brant wurde 1458 zu Straßburg geboren. Durch Privatunterricht vorbereitet bezog er als siebzehnjähriger Jüngling die damals eben aufblühende Hochschule zu Basel, wo er sich zuerst dem Studium der Philosophie

Sebastian
Brant.

widmete, dann aber die Rechtswissenschaft zu seinem Berufe erwählte. Nachdem er Doktor beider Rechte geworden, wirkte er als akademischer Lehrer seines Faches und schrieb zahlreiche Bücher in deutscher und lateinischer Sprache. Mit Begeisterung begrüßte er den Kaiser Maximilian, von dessen Regierung er die Wiederkehr des goldenen Zeitalters und den Anbruch der Weltherrschaft des Christentums erwartete; und so sehr hing er an den ritterlichen Fürsten und am deutschen Reiche,



Sebastians Brant.

Abb. 41. Sebastian Brant. Nach dem Bildnis in Neudners „Zeone 8“ (Sammlung von Bildnissen hochgelehrter Männer in Deutschland), erschienen zu Straßburg 1687.

Unterschrift aus einem eigenhändigen Handschreiben. Original im Stadtarchiv zu Straßburg.

er sich ein großes Verdienst um das Stadtarchiv, legte auch städtische Annalen an, die leider bei dem Brande der Bibliothek während der Belagerung von 1870 vernichtet worden sind, und wirkte mit unermüdlicher Treue bis an seinen Tod, der ihm im 64. Jahre am 10. Mai 1521 ereilte.

Unter seinen zahlreichen Werken ist das „Narrenschiff“ das berühmteste. Dieses große Lehrgedicht erschien im Jahre 1494 mit zahlreichen Holzschnitten, zu denen

daß, als Max in der Schlacht bei Dornach (22. Juli 1499) von Eidgenossen unterlag und durch den Baseler Frieden die Stadt und Landschaft Basel vom Reiche vollends abfielen, es ihn nicht länger in der Schweizer Stadt duldete, obgleich er sich sonst sehr wohl dort fühlte und in seinem eigenen Lande ein glückliches Heimwesen besaß. Da nun außerdem ein Versuch in seiner alten Vaterstadt den Zug dahin vermehrte und ihm daselbst Gelegenheit geboten ward, eine neue Stätte unter den Flügeln des Reichsadlers zu finden, bewarb er sich um das dort erledigte Amt eines Syndikus, das er auch 1501 erhielt. Seitdem lebte er noch zwei volle Jahrzehnte, von dem Vertrauen Maximilians geehrt, der ihn zum kaiserlichen Rat und Pfalzgrafen ernannte, und nicht minder von seiner Vaterstadt, die ihn zum Stadtschreiber (Kanzler) erhob. In dieser Stellung erwarb

Abb. 45. Der Büchernarr.

Den vordanz hat man mir gelan
 dan ich on nutz vil Bücher han,
 die ich nit lis und nit verstan



Holzschnitt und Randleisten aus der ersten Ausgabe von Sebastian Brants Narrenschiff (Basel 1494). Ein Gelehrter mit Brille, Schlafmütze und zurückgestreifter Narrenkappe sitzt vor einem mit Büchern belegten Doppelpulte und scheidet mit einem Wedel die Fliegen von einem aufgeschlagenen Buche.

Brant selbst die Zeichnungen gefertigt hat. Sie sind in der 1872 bei Lipperheide in Berlin erschienenen Ausgabe, einer Art Neudeutschung von Karl Simrock, nebst den Randleisten des Originaldrucks treu reproduziert. Derselben ist die obenstehende Probe entnommen. Dieses Buch spiegelt den satirischen

Zug, der beim Ausgang des Mittelalters durch die Zerrüttung aller bisherigen staatlichen, kirchlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse in die Literatur gekommen war, am lebendigsten und vielseitigsten ab. Der Titel ist von dem damals noch mehr als heutzutage im Schwange gehenden Fastnachtsaufzügen hergenommen, bei denen auch zuweilen ein Schiff dahergehert wurde mit allerhand Karnevalsnarren. So kommt ihm das Leben wie eine große Fastnacht vor, und er wählt sich daraus eine Anzahl Narren, die er in sein Narrenschiff einsteigen läßt, um mit ihnen nach Narragonien zu fahren. Unter dieser Allegorie, die übrigens nicht pedantisch durchgeführt ist, beleuchtet er in 113 Abschnitten eine lange Reihe menschlicher Torheiten und Verkehrtheiten; denn nach biblischer Auffassung stellt er die Glaubens- und Sittenlosen, die Bösen durchweg als Narren dar. Jeder Abschnitt spiegelt einen besonderen Narren ab, und alle sind auf den Holzschnitten zu treffenden, satirisch-sinnbildlichen Stellungen mit der Schellenkappe dargestellt. Seit Brant spielt deshalb der Narr eine hervorragende Rolle in der Poesie und Zeichnung bei uns, so insbesondere in den Holzschnitten von Hans Schemmelin und Hans Burkmaier, und wir werden ihm noch öfter im Reformationszeitalter begegnen.

Das Buch ist übrigens nach keinerlei festem Plan geordnet, und die Reihenfolge ist ebenso bunt wie mannigfaltig. An die Spitze stellt er mit quater Humor sich selbst als Büchernarren (mit einem Fliegenwedel), wie auf dem S. 128 wiedergegebenen Bilde zu sehen ist. Weitere Abschnitte handeln von „zu vil sorg“ — „wider Gott reden“ — „bosen wibern“ — „grogen narren“ — „gotteslestern“ — „dishes unzucht“ u. s. w. Die Stüher, die Studenten, Gewerbs- und Handwerksleute, Bauern, alle ziehen vorüber. Die Fürsten fordert er auf, von ihrer verderblichen Zwietracht abzulassen und sich unter den ritterlichen König Maximilian zum Kampfe wider die Türken zu stellen. Auch so hohen Herrn ruft er zu:

„Und wer nit ann mein Wort gedenk,
die narrenkappen ich im schenk.“

Endlich ob er wohl an seiner Kirche festhält und rät, schlicht einfältig zu glauben, was uns dieselbe lehre, und obgleich er nicht gegen den Papst und die Römischen polemisiert, rügt er doch freimütig die kirchlichen Mißbräuche und Verderbnisse, die in die Kirche eingerissen waren, und er ahnt bereits die Gefahr, die Sanct Peters Schiffe droht:

Sanct Peters schifflin ist im schwant, | die wellen schlagen all sit dran,
ich sorg gar vast den undergant; | es wirt vil sturm und plagen han.

An anderen Stellen werden das Treiben der Bettelmönche, der Reliquienhandel, die Simonie, die Häufung der Pfründen und andere Übelstände ernst gerügt. Ein streng sittlicher Geist und eine unwandelbare Wahrheitsliebe zeichnet Brants Werk aus, dabei bleibt er immer maßvoll und bescheiden, wie er auch gegen den Schluß hin sagt:

Wer will, der les' diß narrenbuoch! | und noch im narrenorden gan.
Ich weiß auch, wo mi ch truckt der schooch, | Wie vast ich an der kappen schitt,
Darumb, ob man wolt schelten mich, | wil sie mich doch ganz lassen nit — —
und sprechen: „Arzt, heil selber dich! | wie wol ich auch bin in dem spil,
dann du auch bist in unser rot!“ | hab muot doch fürter, ob Got will,
ich kenn das und verjech es Got, | mit wiß mich bessern mit der zit,
daß ich vil torheit hab getan | ob mir so vil Got Gnaden git.

Das „Narrenschiff“ blieb bis ins siebzehnte Jahrhundert nicht nur ein Lieblingsbuch unseres Volkes, sondern wurde auch in verschiedene fremde Sprachen übersetzt. Am ehrendsten war es aber für dieses lehrreiche Buch,

daß Geiler von Kaisersberg, ein Freund Brants, der berühmte Prediger am Straßburger Münster, unter dessen reichverzierter, noch jetzt bewunderter Kanzlei er begraben liegt, 110 Predigten in deutscher Sprache darüber hielt.

Geiler von
Kaisers-
berg.

Johannes Geiler von Kaisersberg, so genannt nach dem Bohnstübe seines Großvaters, der ihn erzog, wurde am 16. März 1445 in Schaffhausen geboren. Nachdem er als Universitätslehrer in Basel und Freiburg seine öffentliche Wirksamkeit begonnen, gelangte er zu seinem eigentlichen Lebensberufe, dem Predigamt, dem er als ein unermüdeter, freimütiger Vorfechter der Kirchenverbesserung bis an seinen Tod (10. März 1510) treu oblag. Als Prediger der deutschen Sprache auf der Kanzel Bahn brechend, ist er zugleich als Vertreter der Prosa dieses Zeitraumes zu beachten; denn seine Predigten und erbaulichen Schriften, die sich durch ihre echt volkstümliche Darstellung wie durch ihre treuherzige Sprache auszeichnen, bekunden einen Fortschritt in der prosaischen Darstellung und sind heute noch lesenswert.

Nach im 14. Jahrhundert hatte die geistliche Prosa bereits einen hervorragenden Platz eingenommen.

Da blühte die deutsche Mystik unter ihrem „Vater“, dem Meister Eckhart, einem Dominikaner aus Thüringen, der in Paris und Straßburg,

zuletzt in Köln († 1327) lehrte und predigte, wo Tauler und Suso seine Schüler waren. Er hinterließ Predigten und Traktate. Da entstand der geheimnisvolle Bund der Gottesfreunde unter Nicolaus von Basel, seinem geheimen Oberhaupte, der 1383 als Keger verbrannt wurde. Da schrieb Ruolman Merwin, der Stifter und Pfleger des Johanniterhauses zu Straßburg, sein Buch „von den neun Felsen“ († 1332). In Eckharts und Merwins Fußstapfen trat dann der Predigermönch Johannes Tauler, der 1361 in seiner Vaterstadt Straßburg starb. Er wirkte durch seine Predigten wie seine Erbauungsschriften, deren bedeutendste, „Nachfolgung des armen Lebens Christi“, man ihm neuerdings hat absprechen wollen, in den



• Joh. Kaisersberg •

Abb. 46. Johannes Geiler von Kaisersberg. Nach dem Gemälde von H. Burgmair (1490) in der Galerie zu Schleißheim. Unterschrift aus einem Schreiben Getlers (Joh. Kaisersberg) von 1499. Original in der v. Rabowitschen Autographensammlung auf der Königl. Bibliothek zu Berlin. Eckhart.

Eckhart.

Tauler.

Euso.

weitesten Kreisen. An ihn schloß sich wieder an Heinrich der Seuse oder Euso († 1365 in Ulm), „ein Minnesinger in Prosa und auf geistlichem Gebiete“, dessen Hauptwerk „das Buch von der ewigen Weisheit“ fast abergläubische Verehrung genoß. Endlich wurde in demselben Jahrhundert noch das bis auf heute fortgelesene und fortwirkende, anonym erschienene Buch geschrieben, das Luther im J. 1518 u. d. T. „Eyn deutsch Theologia“ herausgab. „Mit Kunst, mit Ernst, mit Tiefe“, sagt W. Wackernagel, „entwickelt es im ausgeprochenen Gegensatz der ‚wahrhaften gerechten Gottesfreude‘ gegen die ‚ungerechten falschen frien geiste‘ den Kern der gläubigen Mystik, die Lehre von der Gottwerdung des Menschen.“

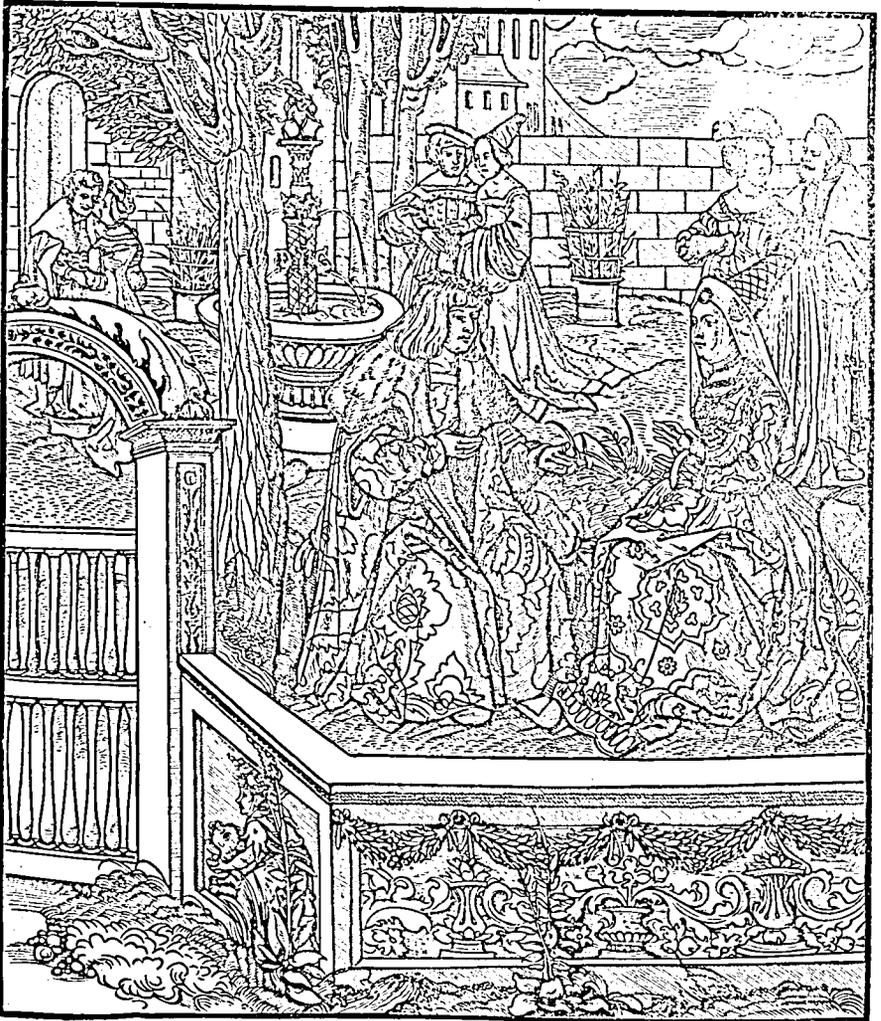


Abb. 47. Aus den Holzschritten Burgundais zum Weiskunig: Maximilian und seine junge Gemahlin Maria von Burgund.

Unterschrift: „Wie der Junng Weiskunig vnd die Jung kunigin yedes des andern sein sprach lernet.“

In diesem Zeitraum entwickelte sich auch eine naturwissenschaftliche Prosa neben der fortgehenden Rechtsprosa, und vor allem erwuchs die geschichtliche Prosa zu immer bedeutenderer Kraft.

Viele Chroniken entstanden in diesen zwei Jahrhunderten: die von Friedrich Clossener begonnene, von Jacob Zwinger von Königs-hofen fortgeführte Straßburger; die über Modenwechsel und umgehende Lieder gleich ausführlich berichtende Limburger Chronik; in der Schweiz die Eidgenössischen Chroniken, die Beschreibung des Zwinghernstreites zu Bern im Jahre 1470 von Thüring Fridard zc.

Ein ganz absonderliches Geschichtswerk ist der Weis-Kunig. Es wird darin die Regierungsgeschichte des Kaisers Friedrichs III. und seines Sohnes Maximilian geschildert. Der Verfasser ist Maximilian selbst, aber wie er im Teuerdank dem Melchior Pfinzing die Überarbeitung anvertraut, so hatte er für dieses Werk seinen Geheim-schreiber Marx Treizfauerwein von Ghrentreiz damit beauftragt. Die Erzählung ist nicht so allegorisch und romantisch wie im Teuerdank, aber statt der wirklichen Namen sind meist heraldische gewählt. So heißt Friedrich III. stets der alt und Maximilian der jung Weis-Kunig (Weisse König); Ludwig XI. von Frankreich der blaue, Richard III. von England der rote, Matthias Corvinus der grüne König u. s. w. Der Doge von Venedig heißt der „Kunig vom Fisch“; Karl von Burgund der „Kunig von Feureisen“ nach der aus flammenden Eisengliedern zusammengesetzten Kette vom goldnen Blietz. Neben vielem Wunderlichen und Langweiligen findet sich auch manches Anziehende in dem Weis-Kunig. Darunter z. B. die Scene, in der Max und seine junge Frau ihre Sprachen voneinander lernen. Dieselbe ist auf dem Bilde S. 188 dargestellt. Der Künstler, der sie gezeichnet und in Holz geschnitten, ist der Augsburger Maler Hans Burgkmair (1473—1531). Unter den 237 Illustrationen, die er im Auftrage Kaiser Maximilians zum Weis-Kunig zeichnete, ist diese eine der vorzüglichsten. Das Manuscript und die Holz-schnitte blieben fast drei Jahrhunderte ungedruckt und erschienen erst 1775 in Wien. Eine treffliche Ausgabe des Weis-Kunig besorgte Alwin Schulz i. J. 1891.

Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts wurde die Prosa auch zu poetischen Darstellungen verwandt. Die Geschichten von Herzog Ernst, den sieben weisen Meistern zc. wurden erzählt und bildeten den Anfang der sogenannten Volksbücher; daneben wurden italienische und französische Romane ins Deutsche übersetzt, so die unter dem Namen „Decamerone“ bekannten Novellen des Italieners Boccaccio u. a.

Auch die heilige Schrift wurde im 14. und 15. Jahrhundert mehrfach ins Deutsche übertragen, freilich meist in sehr mangelhafter Weise und in einer, an Luthers Werk gemessen, oft sehr steifen und unbeholfenen Sprache. Die erste vollständige Übersetzung nach der Vulgata war seit dem Ende des 14. Jahrhunderts handschriftlich verbreitet und wurde als eines der ersten Werke gedruckt. Sie wurde oft überarbeitet und neu herausgegeben, in hoch- und niederdeutscher Sprache, so daß man siebzehn deutsche Bibeln vor Luther zählt. Vgl. die Proben in R. Neubauers Auswahl aus Luther (Denkmäler der ält. deutschen Lit. III, 2. 3. Aufl. 1902) und unten S. 202.

Volks-
bücher.

Anfänge des Dramas.



Abb. 48. Initial N aus einem Pergamentdruck kurz nach Erfindung der Buchdruckerkunst. Original im Germanischen Museum zu Nürnberg.

eigung zur dramatischen Kunst ist bei den Deutschen wie bei den übrigen Germanen uralte. Aufzüge bei der Frühlingsfeier, Umzüge zu Ehren der Götter und andere gottesdienstliche Feiern suchte man dramatisch zu gestalten, durch Dialoge zu beleben und mit allerlei Possen zu schmücken.

Kunstmäßig ausgesprochenen Dialog finden wir daher in unseren alten Heldenliedern wie auch besonders ausgebildet in den Götter- und Heldenliedern der älteren Edda. Wir haben auch sonst schon das Zwiegespräch angetroffen, so in dem Traugemundsliebe und in den Lügenliedern (S. 182). Noch näher kam der dramatischen Gestaltung der „Sängerkrieg auf der Wartburg“ (S. 149), in welchem eine größere Anzahl Personen, die nach ihrer Persönlichkeit charakterisiert sind, auftritt und die Vorgänge lebendig sich abwickeln. Die Handlung ist freilich noch unvollkommen, und so ist dies Gedicht noch kein eigentliches Drama, aber es ist doch ein beachtenswerter Ansatz zu einem solchen und hätte zu einem deutsch-nationalen Schauspiel führen können, wenn man in der eingeschlagenen Richtung vorwärts gegangen wäre.

Die Kirche mußte darauf bedacht sein, heidnische Volksbelustigungen derart um so mehr einzuschränken und zu verbieten, als sie mit dem heidnischen Glauben und den Festen zu Ehren der Götter in Zusammenhang standen. Sie drängte daher die weltlichen Spiele zunächst auf die Zeit oder gar auf die Nacht vor dem Anfang der Fasten (Passionszeit, Karneval) zusammen. Daraus entwickelten sich dann die Fastnachtspiele (das Wort heißt eigentlich Fastnacht und bedeutet die Nacht zum Spielen).

Zugleich aber suchte sie verständiger Weise den volkstümlichen Drang zu Schauspielen in andere Bahnen zu leiten und für das Verbotene in den geistlichen Spielen Ersatz zu schaffen. Diese entwickelten sich aus den Osterfeiern. Das Gespräch, welches die Frauen am Ostermorgen am Grabe des Heilandes mit dem Engel führen (Joh. 20, 11 f.), bildete den Keim, von dem aus die geistlichen Dramen, Oster-, Passions- und Weihnachtsspiele u. a. erwachsen. Sie gewannen bald eine große Bedeutung, übten eine gewaltige Anziehungskraft auf das Volk und haben sich besonders in Süddeutschland bis auf unsere Zeit wie das Ober-Ämmergauer u. a. Passionsspiele erhalten.

Das Osterspiel führten die Geistlichen selbst in den Kirchen auf. Man erweiterte zunächst den Dialog zwischen den Frauen und dem Engel, fügte andere hinzu und erfand bald eine weltliche Szene in der Unterhaltung der Frauen mit dem Krämer, bei dem sie vorher die Salben kauften. Von da spann die Phantasie fort und dichtete nach und nach die ganze Passionsgeschichte hinzu.

So entstand das deutsche Drama aus zwei Wurzeln, einer weltlichen und einer geistlichen, welche schon bei Hans Sachs zu einem Baum verwachsen sind.

Waren die Dramen in lateinischer Sprache abgefaßt, so hießen sie in Deutschland *ludi*, Spiele, in Frankreich *mysteria*, Geheimnisse, weil sie die Erlösung der Menschheit durch Christus, also die Geheimnisse der göttlichen Gnade und des Glaubens darstellten. Andere wie Wackernagel erklären *mysteria* = *ministeria*, Dienste, gottesdienstliche Darstellungen. — Das älteste und namhafteste Spiel dieser mehr gelehrten Art — „ein vollständiges und aus einem Guß und Fluß entstandenes Werk“ — stammt aus dem 12. Jahrhundert; es ist in dem kunstliebenden Kloster von Tegernsee entstanden und bisher irrthümlich dem bayerischen Mönche Wernher von Tegernsee zugeschrieben worden; man kennt den Verfasser nicht. Den Text dieses trotz seines ausländischen Gewandes durch und durch deutschen Dramas (*Ludus paschalis de adventu et interitu Antichristi*, Osterspiel von der Zukunft und dem Untergange des Antichristi) hat G. v. Jezschwitz 1877 mit einer interessanten Einleitung und wertvollen Anmerkungen herausgegeben und unter dem Inhalte besser entsprechenden Titel: „Das Drama vom Ende des römischen Kaisertums und von der Erscheinung des Antichristi“ trefflich ins Deutsche übersetzt. Seinen Inhalt theile ich nach Wackernagel hier mit:

Das Spiel wird eröffnet von wettstreitenden Reden zwischen dem Heidentum, der Synagoge, d. h. dem Judentum, und der Kirche, d. h. dem Christentum. Dann tritt der Kaiser auf, der in Rom gekrönte deutsche König, und verlangt von den anderen Königen, deren eine Anzahl ihn umgibt, Unterwürfigkeit und Zins: denn des römischen Kaisers sei von jeher die ganze Welt. Alle gehorchen, nur der König von Frankreich nicht. Aber der Kaiser mit seinen Deutschen überwindet und zwingt auch ihn zum Vasalleneide. Da tritt der Antichrist in die Welt und bringt die Völker durch Überredung oder Geschenke oder Gewalt unter seine Botmäßigkeit, daß sie ihn schwören und er ihr Gott wird. Mit den Deutschen versucht er es aus Furcht vor ihrer kriegerischen Kraft zunächst durch Geschenke und erst, als sie diese zurückweisen, auch durch Waffen. Hier unterliegt er jedoch und muß nun zum Betrüge durch falsche Wunder greifen. Da gelingt es ihm, und nun erbt er König und Gott der Welt, er verfolgt die Kirche und tötet ihre Heiligen und Propheten. Plötzlich aber, wie er eben in größter Herrlichkeit auf seinem Throne sitzt, trifft und vernichtet ihn ein Blitz vom Himmel. Da vertrieben auch die Seinigen, und die Könige und die Völker und wenden sich aufs neue zu der wahren Kirche zurück.

Osterspiel
vom Antichrist.

Das Hervortreten des nationalen Elements, wie wir es in diesem Stücke kennen gelernt haben, war eine Ausnahme. Die meisten Spiele gehörten ausschließlich der römischen Kirche an und wurden in allen Ländern, die sich zu derselben bekamen, aufgeführt. Alles wurde anfangs in der Sprache der Kirche, der lateinischen, gesprochen und gesungen; die Hauptsache überdies war die Wirkung auf das Auge, die Verkleidung der Mitwirkenden, das Kreuz, das Grab, die festliche Erleuchtung, die prächtige Ausschmückung der Kirche, in welcher die Spiele zuerst fast ausschließlich aufgeführt wurden.

Allmählich wurden deutsche Stücke in den lateinischen Dialog eingemischt, so z. B. die Lieder, aber erst im 14. Jahrhundert wurden die geistlichen Spiele ganz und gar deutsch geschrieben und aufgeführt. Eines der beliebtesten Passionsspiele aus dieser Zeit war betitelt: „Unserer Frauen oder Marien Klage.“ In demselben heißt es unter anderem:

Marien-
klage.

O weh Tod,
diese Not
könntest du wohl enden,
wenn du von dir
her zu mir
deine Boten wolltest senden!
O weh der Leide,
der Tod will uns scheiden:
Tod, nimm uns beide,
daß er nicht alleine
zum Jammer von mir scheide.
O weh, lieber Sohn mein!
O weh der großen Marter dein!
O weh, wie jämmerlich du hängest!
O weh, wie du mit dem Tode ringest;
o weh, wie bebet dir dein Leib!
O weh, was soll ich armes Weib,
seit ich dich liebes Kind mein
leiden sah so große Pein!

Des sticht mich zu dieser Stund
ein Schwert durch meines Herzens Grund.
Simeonis grimmig Schwert
hat mich wohl gefunden;
reichlich ist mir Pein gewährt
in diesen selben Stunden.
Ach liebes Kind, sprich mir doch zu
ein Wort, ob ich deine Mutter bin!
Ach er kann nicht,
er ist dahin.
Ach du harter Kreuzesbaum,
wie du deine Arme hast zertan,
wovon ich großen Jammer han!
Ach wüßtest du zu dieser Statt,
was man an dir zerperret hat,
du tätest deine Arme zusammen sint (als-
bald)
und ließeest ruhen
mein liebes armes Kind.

Seitdem die geistlichen Spiele in den Landes Sprachen gedichtet wurden, führten auch Laien sie auf; oft spielten mehrere Hunderte mit.

Aufführung.

Die Bühne war ungemein einfach, ein leicht gezimmertes Gerüst, oft nur Bretter über Fässer gelegt. Vor die Kirche für eine größere Aufführung keinen Raum, so spielte man draußen unter freiem Himmel, in der Regel auf dem Marktplatz, wo die ringsum liegenden Häuser gleich als Plätze für die Zuschauer benützt werden konnten. Da man den Scenenwechsel noch nicht durch eine Veränderung der Dekorationen andeuten konnte, so wurden die verschiedenen Lokalitäten, z. B. der Himmel, die Hölle, der Stall zu Bethlehem, die Stadt Jerusalem, nebeneinander dargestellt, und die Spieler bewegten sich vor den Augen des Publikums von dem einen Orte zu dem anderen. Die Aufführung erforderte oft mehrere Tage; am ersten begann man etwa mit dem Leiden Christi und führte es bis zu seinem Begräbnisse fort, am zweiten wurde die Höllenfahrt, die Auferstehung und Christi Wandel auf Erden bis zur Himmelfahrt dargestellt. Gegen Ende des Mittelalters wurde sogar der ganze Lebenslauf Christi von der Geburt an und außerdem noch eine Reihe von Geschichten des Alten Testaments, die auf Christus typisch hinweisen, aufgeführt, was natürlich mindestens eine Woche erforderte. In Frankreich gespielte Passion nahm fünf und zwanzig Tage gedauert haben. Die 1547 zu Valenciennes gespielte Passion wurde von jungen Männern gespielt; ganz vereinzelt sind die Nachrichten von einer Mitwirkung weiblicher Darsteller.

Außer dem Leben Christi wurden auch einzelne Gleichnisse des Herrn dramatisch dargestellt; so spielten die Predigermönche und ihre Schüler im Jahre 1322 im Tiergarten von Eisenach die Geschichte von den klugen und törichten Jungfrauen.

Wie sehr die Zuschauer von der dargestellten Handlung bewegt und in die Illusion versetzt wurden, als sei alles Wirklichkeit, zeigt folgendes merkwürdige Begebnis. Als die törichten Jungfrauen von dem Bräutigam ausgeschlossen wurden, obgleich die Heiligen und sogar die Jungfrau Maria bei Gott Fürbitte eingelegt hatten, versiel der zuschauende Landgraf Friedrich von Thüringen (derselbe Friedrich mit der gebissenen Wange, der um der Erbfolge willen gegen den eigenen Vater

Krieg geführt) in dumpfes Brüten und rief zornig aus: „Was ist denn der Christenglaube, wenn sich Gott nicht über uns erbarmet um der Fürbitte Mariä und aller Heiligen willen?“ Wenige Tage darauf wurde er vom Schlage gerührt, konnte nicht mehr sprechen noch gehen und blieb in diesem elenden Zustande über zwei Jahre bis an seinen Tod.

So war der Anfang unsres Dramas ein religiöser und seinem Inhalte gemäß ein tragischer. Aber bereits im 14. Jahrhundert mischte sich ein komisches Element in diese Stücke. Dieses wurde in den Osterspielen durch den Kaufmann vertreten, welchem Maria Magdalena und danach alle drei Marien die köstlichen Spezereien abkauften, um die Füße des lebenden Heilandes und später den Leichnam des Gekreuzigten damit zu salben. Dieser Kaufmann trat nun ganz in dem Kostüm und in der Haltung eines betrügerischen Marktschreiers und Quackfalbers auf. Ebenso wurde das Verhalten der Juden bei dem Leiden des Herrn mit übertrieben grellen Zügen ausgemalt.

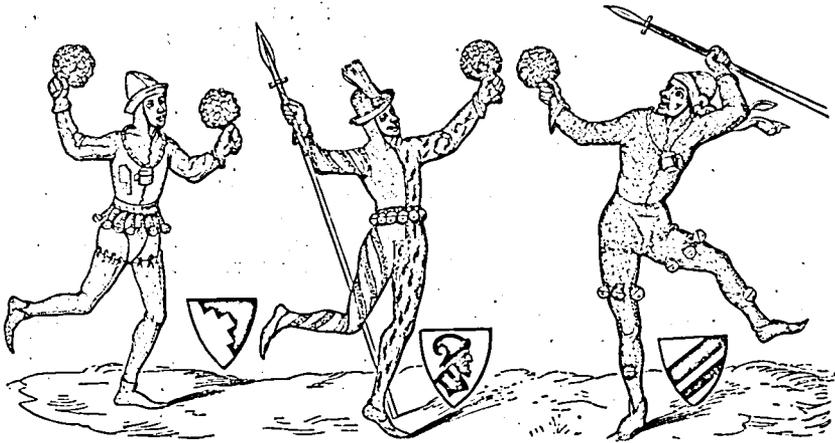


Abb. 49. Schönbarttänzer. Nach Handzeichnungen des Germanischen Museums zu Nürnberg aus dem 16. Jahrhundert.

In mehreren Osterspielen kommt es vor, daß der Salbenträger sich mit seinem Weibe in sehr derben komischen Ausdrücken zankt, ja, daß es Schläge zwischen ihnen gibt. In einem anderen Stücke findet bei Gelegenheit der Höllensahrt Christi eine Beratung zwischen Lucifer und Satanas statt, in welcher sogar die vornehmsten Würdenträger der römischen Kirche nicht geschont wurden. Der Gegenstand der Beratung ist, wie der große Verlust, den Christus durch Entführung aller auserwählten Seelen der Hölle zugefügt habe, ersetzt werden könne. Da sagt Lucifer: „Satan, Satan, mein viellieber Kumpen, lauf hin gen Avignon, bring mir Papst und Kardinal, Patriarch und Legat, die den Leuten geben bösen Rat etc.“

Das Mecklenburger oder Redentiner Osterspiel vom Jahre 1464 ist, ebenso wie das vorhin erwähnte „Spiel von den zehn Jungfrauen“, von Albert Freybe trefflich übertragen und erläutert worden. Noch schärfer ging ein anderes Stück gegen die Geistlichen ins Feld: „Ein schön Spiel von Frau Frau Jutte“, welches ein Mülhäufer Geistlicher, Theoderich Schernberg, um das Jahr 1480 verfaßt hat. Die Frau Jutte ist nämlich niemand anders als die

Päpstin Johanna; die 872—882 unter dem Namen Johannes VIII. auf dem päpstlichen Stuhl gesessen haben soll. Dieses Spiel ist übrigens keineswegs komisch gehalten, sondern durchaus ernsthaft durchgeführt. Es erzählt, wie eine Schar Teufel die Päpstin zu ihrem ärgerlichen Lebenswandel verführt; aber zuletzt nimmt sich die Jungfrau Maria der Verführten an und bittet für sie bei ihrem Sohne; Jutta tut feierlich Buße, wird begnadigt und unter die Seligen des Himmels aufgenommen.

Noch im 15. Jahrhundert löste sich allmählich das komische Element von den geistlichen Stücken ab, und es entstand neben der Tragödie in selbständiger Weise die Komödie, die nunmehr „Fastnachtspiel“ genannt wurde. Den Anlaß hierzu boten die großen Fasten.

Fastnacht-
spiele.

Nach dem Gebot der Kirche mußten die Christen sich vierzig Tage hindurch aller Genüsse und aller Freuden enthalten, auch solcher, die sonst als erlaubt galten. Da benutzte man denn die vorhergehende Zeit, besonders die letzte Woche

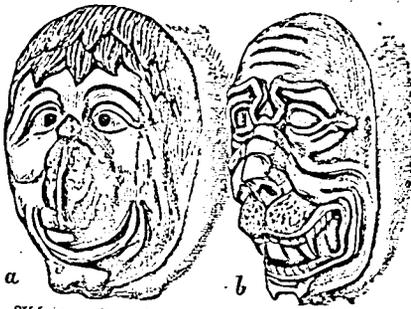


Abb. 50. Schönbartlarven aus Holz, a bemalt, b bronziert. Originale im Germanischen Museum zu Nürnberg.

vor den Fasten, zu allerhand Lustbarkeiten, vornehmlich zu scherzhaften mimischen und dramatischen Darstellungen; da lief man in abenteuerlicher Mummerei durch die Straßen, da führte man allerhand Schwänke und Possen, oft sehr derber, ja schmutziger Art auf und tobte sich zuguterletzt noch einmal recht gründlich aus. Das hieß die Fastnacht (früher auch vielfach Fasnacht oder Fasenacht geschrieben, was man mit fasseln, spielen zusammenstellt; s. S. 190). Nachdem man sodann geduldig sechs Wochen gefastet hatte, ließ man der Lust wieder die Zügel schießen, und am Osterfest drang das Ostergelächter der Gemeinde durch das Gotteshaus; ja es

ging so weit, daß mancher Geistliche, um sich beim Volke beliebt zu machen, in gotteslästerlicher Weise auf der Kanzel den Ruckruf nachahmte oder allerhand lustige Schnurren erzählte. Die Hauptsache blieb aber die Fastnachtmummerei, wobei einige Städte einen großen Pomp entfalteten. Zu Nürnberg insbesondere waren die Fastnachtluftbarkeiten sehr berühmt; dort hielten die Fleischer ein Schönbartlaufen, d. h. einen Umzug und Tanz mit dem Schönbart (Schembert, von mhd. scheme, Maske, Larve).

In Nürnberg wurden auch die ersten deutschen Fastnachtspiele gedichtet und aufgeführt. An diese knüpfen sich zugleich die ersten Dichternamen, die das deutsche Drama aufzuweisen hat. Zwei von ihnen gehören dem 15. Jahrhundert an, es sind die Nürnberger Bürger Hans Volz aus Worms, einer der Altmeister der Nürnbergischen Singschule, seines Gewerbes ein „Barwirer“ (Bartfcherer), und der uns aus seinen Weingrüßen bereits bekannte Hans Rosenblüt, genannt der Schnepferer, d. i. Schwäzer, seines Zeichens ein Gelbgießer und Büchsenmeister der Stadt Nürnberg. Später suchte er als Wappendichter an den Höfen der Fürsten und Herren seinen Unterhalt, d. h. er ging den Turnieren nach und machte auf die Wappen und deren Träger Verse.

Zur Charakteristik der Fastnachtspiele, die meist ebenso unsittlich wie künstlerisch roh sind und sich aller eingehenden Besprechung entziehen, möge eines dienen, das zu den politischen Stücken gehört. Es ist „des Turken Fastnachtspiel“, vielleicht von Hans Rosenblüt, 1454 nach der Eroberung von Konstantinopel geschrieben.

Dem Großtürken, der soeben Griechenland besiegt und Konstantinopel erobert hat, ist zu Ohren gekommen, wie traurig es in der Christenheit aussieht, und da er gelesen, daß eben deshalb der Christen letzte Stunde geschlagen, hat er sich auf den Weg nach Deutschland gemacht und ist nach Nürnberg gekommen, um Recht und Ordnung unter den Christen wieder herzustellen. Vor allem beabsichtigt er, die Bauern und Kaufleute, die von den abligen Straßenräubern ausgeplündert werden, in seinen Schutz zu nehmen. „Ihr seid alle ungetreu gegeneinander,“ hebt ein Rat des Türken an, „ihr habt falsche Münze, ungetreue Amtleute, Juden, die euch mit Wucher fressen, Pfaffen, die hohe Rosse reiten, während sie für den Glauben kämpfen sollten, böse Gerichte und ungetreue Herren, die ihr alle mit eurer Arbeit ernähren müßt. Allen diesen Beschwerden kann niemand abhelfen als der Großtürk, der, wie man in den Gestirnen lesen kann, von Gott dazu berufen ist.“ — „Die Kuchen der Fürsten,“ setzt ein anderer hinzu, „sind viel zu fett, ihre Rosse zu glatt; sie erhöhen von Jahr zu Jahr die Abgaben der Bauern, und wenn jemand wagt, sie darum zu tadeln, so schlagen sie ihn nieder wie ein Rind, und sollten auch Weib und Kinder Mangel leiden und Hungers sterben.“ Ein Nürnberger Bürger antwortet voller Zorn über solche Unmaßung und droht dem Großtürken in heftigen Ausdrücken. Der türkische Rat sucht die Sache beizulegen und bittet seinen Herrn, sich nicht über die Worte des Nürnberger's zu entriisten; sie hätten ja sicheres Geleit von der Stadt; der Gott der Christen sei aber in der Tat ein starker Gott, den man nicht überwinden könne, so lange die Christen seine Gebote hielten. „Daran fehlt es ja gerade,“ entgegnet der Großtürk und fährt fort:

„Wir haben gelesen in den Büchern:
Wenn der Reiche den Armen beugt,
und wenn der Weise den Narren sein Gut abtreugt,



Meister Hans Volz Nürnberg.

Abb. 51. Hans Volz. Zeichnung von Hans Schwarz im Kupferstichkabinett zu Berlin.

und der Wolle den Hungrigen nicht will speisen,
 und wenn die Gelehrten und Schriftweisen
 den Laien böses Vorbild tragen,
 und wenn der Vater über das Kind wird klagen,
 und wenn der Herr nicht befriedet seinen Bauersmann
 so hebt sich dann der Christen Unglück an.
 Die Stücke hören wir alle in ihren Landen klagen.“

Als der Großtürke geendet, kommt ein Bote mit Briefen vom Papst und überschüttet ihn in dessen Namen mit den größten Schmähungen. Der Großtürk antwortet in gleichem Ton und zählt alle Gebrechen der Christenheit, besonders der Pfaffen, von neuem auf. Es folgt ein Bote vom Kaiser, der dem Türken mit allen möglichen und unmöglichen Greueln droht:

„Dein Bart wird dir mit Sichel abgeschoren,
 und wird dir dein Antlitz mit Essig gewaschen
 und darein gefäet Salz, Kalk und Aschen,
 das Loch dir dein Gott nicht mag verstopfen zc.“

Ein dritter Bote überbringt Briefe von den am Rhein versammelten Kurfürsten; sie würden es nicht ungerochen lassen, daß der Großtürk Konstantinopel eingenommen und so manchen Unschuldigen getödet habe; ja sie bedrohen ihn sogar mit Krieg, Mord und Totschlag. Aber nun erscheint der Bürgermeister von Nürnberg, der den Boten gegenüber erklärt, daß die Stadt dem Türken trotz Kaiser und Papst das versprochene Geleit halten werde, dasselbe aber gehe morgenden Tages aus, wonach sich der Großtürk zu richten und bei Zeiten die Stadt zu räumen habe. Dafür bedankt derselbe sich sehr höflich und verspricht den Nürnbergern, wenn sie in sein Gebiet kämen, dankbare Vergeltung und wirksamen Schutz.

Kaiser
 und Abt.

In einem anderen Fastnachtspiel (Spiel von ein Kaiser und ein Abt), dessen Verfasser unbekannt geblieben, wird derselbe Stoff behandelt, den wir im Pfaffen Amis (S. 127) kennen lernten und der in neuerer Zeit durch Bürgers Gedicht „der Kaiser und der Abt“ uns wieder nahe gerückt ist.

Geschichte der neuhochdeutschen Dichtung.

(Von der Reformation bis auf unsere Tage.)

I. Das Reformationszeitalter.



Abb. 52. Verzerrter Buchstabe von Albrecht Dürer.
Nach dem Exemplar der Verlagshandlung.

Alle die großen Umwälzungen Europas: der Fall Konstantinopels, die Wirkungen der Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Ostindien, die Wiedererweckung des klassischen Altertums, selbst Gutenbergs Erfindung der Buchdruckerkunst waren der Poesie nicht förderlich gewesen.

Die Buchdruckerkunst, von nun an unzertrennlich verbunden mit der Geschichte der Literatur, bietet die merkwürdige Erscheinung, daß sie wenige Jahre nach ihrer Erfindung eine Höhe der Vollendung erreicht hat, zu der wir heute noch staunend emporblicken müssen. Gibt es heute auch elegantere Drucke, so stehen die Werke Gutenbergs, Fusts und Schöffers doch an unwandelbarer Gediegenheit und

Buchdrucker-
kunst.

Dauerbarkeit des Materials in Druckerschwärze und Papier, an charaktervoller Schönheit und Schärfe der Typen unübertroffen da. Das beweisen die beiden von mir mitgeteilten Proben (Weil. Nr. 35 und 36). Die erste ist der von Gutenberg und Fust in Mainz mit Missetypen gedruckten 42zeiligen Bibel entnommen. Dieselbe wurde um 1455 vollendet. Um dieselbe Zeit trennten sich Gutenberg und Fust. Der letztere verband sich mit Peter Schöffer, und diese beiden druckten 1457 den Psalter, welchem die zweite der von mir mitgeteilten Proben entnommen ist. Es war das erste Buch, das mit Druckernamen und Erscheinungsjahr versehen herauskam. Auch dieses kostbare und schöne Werk ist mit Missetypen gedruckt und mit prächtigen Initialen in zwei Farben geziert. Man vermutet, daß Gutenberg den Plan dazu entworfen, die Vorarbeiten ausgeführt und einen Teil des Werkes vielleicht noch selbst gedruckt hat. Es ist staunenswert, daß nur ein paar Jahrzehnte nach der Erfindung der Buchdruckerkunst zwei so umfangreiche und schöne Druckwerke entstehen konnten.

Ein Geist der Unzufriedenheit ging im 15. Jahrh. durch das ganze Volk, der sich in der verschiedenartigsten Opposition gegen die weltlichen und kirchlichen

Autoritäten Lust machte und auf beiden Gebieten Verbesserungen anstrebte. Wir haben gesehen, wie Hans Rosenblüt den türkischen Kaiser auftreten ließ, um allen Ständen der Nation die Wahrheit zu sagen, wie er insbesondere gegen die Pfaffen eiferte, wie Sebastian Brant vom ethischen Standpunkte für eine Läuterung der Sitten eintrat, aber auch ganz offen seinen Unwillen gegen die



Abb. 53. Abbildung einer Buchdruckerpresse von 1520.
Aus der Sammlung des Börsenvereins der deutschen Buchhändler
zu Leipzig.

Gebrechen der Kirche aussprach, wie auch vom kirchlichen Standpunkte Geiler von Kaiserberg eine Läuterung des geistlichen Standes erstrebte, wie anderseits durch Kaiser Maximilian die Besserung der Gegenwart in der Rückkehr zu alten überlebten Ideen gesucht wurde. Neben diesen geistigen Bestrebungen traten aber auch viel bedenklichere soziale und politische auf. 1502 entstand der „Bundschuh“, die erste Äußerung eines revolutionären Treibens unter den Bauern, und das Stegreifleben der Ritter; die wilden Fehden, welche den Adel entzweiten, die Verkommenheit der höheren Stände, die Machtlosigkeit des Oberhauptes schienen ihnen recht zu geben. Wie konnte unter solchen Stürmen die Poesie gedeihen?

Das sechzehnte Jahrhundert brach an. Nun trat Luther auf und mit ihm begann, wie für die Kirche Christi, so auch für unsere Literatur, für unsere Sprache, für unsere Wissenschaft, für unsere Poesie eine neue Zeit.

Luther.

Eines ehrsamten Bergmanns Sohn, wurde Deutschlands Reformator Luther (Läthari, Lothar, älter Chlotachar: einer der unter dem Heere lauten Klang oder Ruhm hat) am 10. November 1483 zu Eisleben geboren und am 11. in der Laufe nach dem kriegerischen Heiligen des Tages Martin genannt. Von 1498—1501



Beatus vir qui non
 abiit in consilio impiorum:
 et in via peccatorum non
 stetit: et in cathedra pesti-
 lentie non sedit, Sed
 in lege domini voluntas
 eius: et in lege eius meditabitur die ac no-
 cte, Et erit tanquam lignum quod plantatum est

Anno dñi Gilleſio. m. lviij. Juviglia Allupröis,

Probe des Fust & Schöfferschen Psalters von 1457. Erste Seite: Beatus vir qui non abiit etc. Psalm I, 1 ff. Format gross Folio, auf Pergament gedruckt, nur noch in 6 Exemplaren vorhanden, das schönste in der K. K. Bibliothek zu Wien, die anderen in Paris, Darmstadt, Dresden, zwei in England. Die letzte Zeile der genauen Probe (Anno domini Millesimo CCCCLVII etc.) ist der Schluss der Druckdatierung, durch welche dieser Psalter das erste Druckwerk der Welt ist, welches Namen der Urheber, Ort und Zeit der Entstehung genau angiebt. Dieselbe lautet wörtlich übersetzt: „Gegenwärtiges Buch der Psalmen, durch die Schönheit der Hauptbuchstaben geschmückt, und hinlänglich mit den unterscheidenden Rubriken versehen, ist durch die künstliche Erfindung, zu drucken und Buchstaben zu bilden, ohne irgend eine Schrift der Feder so gemacht und zur Verehrung Gottes mit Fleiss zu Stande gebracht worden durch Johann Fust, Bürger zu Mainz und Peter Schöffer von Gernsheim, im Jahre 1457 am Vorabend der Himmelfahrt“ (d. i. d. 14. August).

befuchte er die Klosterschule der Franziskaner zu Eisenach; dort rührte sein andächtiges Singen des „Brotreigens“ die fromme Witwe Ursula Cotta so sehr, daß sie ihn an ihren Tisch nahm. Achtzehnjährig besuchte er die hohe Schule zu Erfurt, dort studierte er zuerst die Rechtsgelehrsamkeit, ging aber bald zur Theologie über und trat am 17. Juli 1505 ohne Wissen seines Vaters in das dortige Augustinerkloster. Vorher hatte er auf der Universitätsbibliothek zum erstenmale eine (lateinische) Bibel in Gesicht bekommen. Auf des Generalvikars Staupitz Fürsprache durfte er im Kloster bald den Bettelsack mit den Schriftstudien vertauschen und wurde 1508 an die neugegründete kursächsische Universität Wittenberg berufen, wo er vornehmlich Vorlesungen über die heilige Schrift hielt und 1512 die theologische



Abb. 54. Inneres einer Buchdruckeret um die Mitte des 17. Jahrhunderts.
Holzschnitt von Abraham von Werdt.

Doktorwürde erwarb. Auch predigte er häufig und wuchs dabei in der eigenen Erkenntnis und Aneignung des ohne Verdienst der Werke allein rechtfertigenden Glaubens. Eine 1510 im Auftrage seines Konventes unternommene Reise nach Rom bestärkte ihn vollends darin. Am 31. Oktober 1517 schlug er seine 95 Sätze wider Tetzels Ablasskram an die Türen der Schloßkirche zu Wittenberg. Von nun an war Kampf zwischen ihm und dem Stuhl zu Rom; 1520 tat ihn der Papst in den Bann. Luther antwortete darauf mit der Verbrennung der Bannbulle samt den römisch-kirchlichen Rechtsbüchern vor dem Glastor zu Wittenberg. 1521 legte er vor Kaiser und Reich sein heldenmütiges Bekenntnis ab und weigerte den Widerruf: „Hier stehe ich. Ich kann nicht anders. Gott helfe mir! Amen.“ Als er deshalb in die Acht erklärt wurde, ließ ihn der Kurfürst Friedrich der Weise nach der Wartburg in ein sicheres Asyl bringen. Hier, in seinem Patmos, lebte er als Junker Georg mit vollem Barte im Rittergewand (S. 201), hier begann er das große Werk der Bibelübersetzung, das er — 1522 nach Wittenberg zurückgekehrt — mit großem Eifer fortsetzte, aber erst 1534 vollendete. Seine Mönchskutte legte er am 9. Oktober 1524 öffentlich ab, indem er ohne sie predigte. Mit Katharina von Bora gründete er 1525 sein Haus, ein vorbildliches evangelisches Pfarrhaus.

— Unter viel Kampf und Widerspruch baute er seitdem das begonnene Werk der Reformation von Jahr zu Jahr weiter aus, rastlos tätig bei häufiger Leibesbeschwerde. Am 28. Januar 1546 reiste er nach seiner Vaterstadt Eisleben, um einen Streit der Mansfelder Grafen über ihr Bergwerk schlichten zu helfen, predigte, trotzdem er sich kaum von Krankheit erholt, noch viermal, wurde dann aufs neue kränker und entschlief am Morgen des 18. Februar. Sein Leichnam ruht in der Schloßkirche zu Wittenberg.

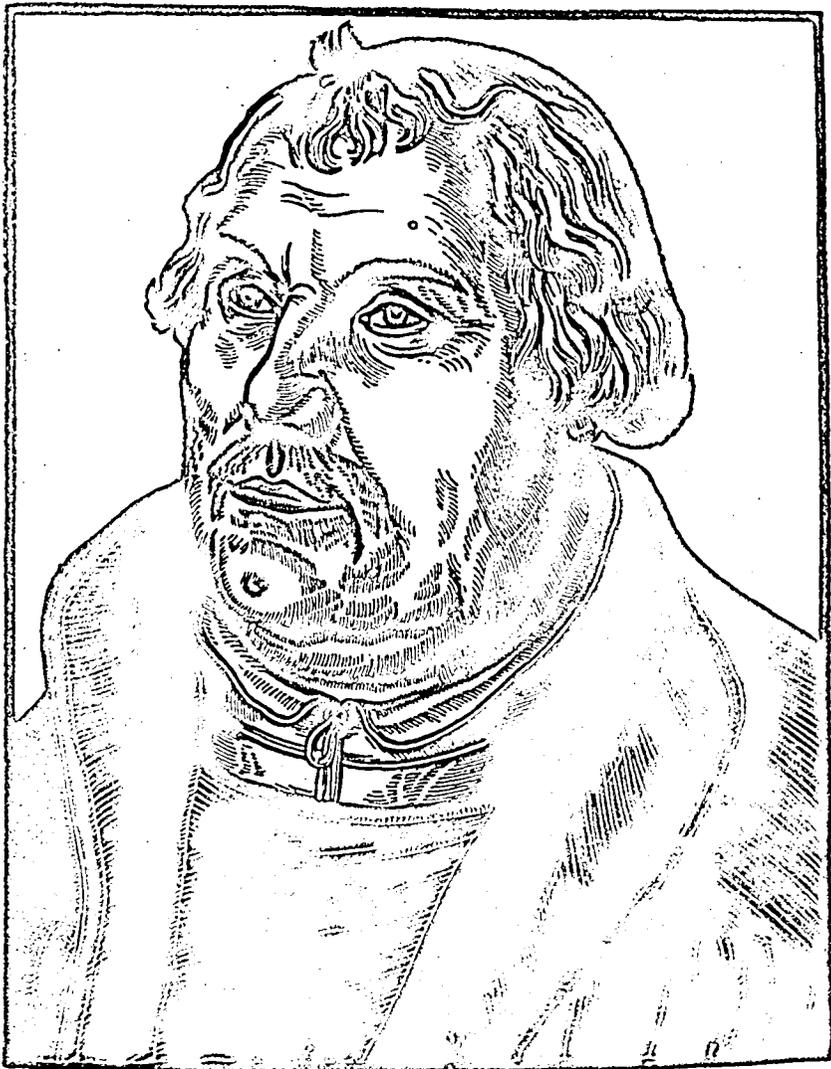
Durch seine Kirchenverbesserung, durch seine Zurückführung der christlichen Lehre auf das Wort Gottes brachte Luther auch in die Wissenschaft und in die Poesie einen neuen, geheiligten Inhalt. „Die Bibel und ihre Geschichte und Lehre,“ sagt Goedeke, „bildete den großen ehrwürdigen Hintergrund, den jede Dichtung haben muß, um wahrhaft lebensvoll zu wirken, und der seit dem Untergange des Heidentums bisher der deutschen Dichtung gefehlt hatte.“ Durch seine Bibelübersetzung wurde Luther der Reformator unserer Sprache, wie er der Reformator der Kirche war.

Im 15. Jahrhundert war das Mittelhochdeutsche mehr und mehr entartet und verwildert. Immer breiter machten sich in der zur Hohenstaufenzeit so herrlich erblühten Sprache die roheren Volksmundarten, immer schwankender wurde der allgemeine Sprachgebrauch, immer tiefer sank die Sprache in Formen und Lautverhältnissen. Am meisten litt darunter die Poesie. Für die Prosa bildete sich allmählich in Anlehnung an die fürstlichen wie städtischen Kanzleien eine Kanzleisprache heraus, die namentlich „durch Nürnberger und Augsburger Drucke zu allgemeinerer Verwendung und Ansehen kam.“ Dieser Sprachformen bediente sich Luther in seiner Bibelübersetzung. Er sagt davon in den „Eischreden“: „Ich habe keine gewisse, sonderliche, eigene Sprache im Deutschen, sondern gebrauche der gemeinen deutschen Sprache, daß mich beide Ober- und Niederländer verstehen mögen; ich rede nach der sächsischen Kanzlei, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland. Alle Reichsstädte, Fürstenhöfe schreiben nach der sächsischen und unseres Fürsten Kanzlei; darum ist's auch die gemeinste deutsche Sprache.“ Diese Kanzleisprache nun mit Hilfe seiner obersächsischen Mundart zur allgemeinen hochdeutschen Schriftsprache, zum Neuhochdeutschen ausgebildet zu haben, ist Luthers großes Verdienst. Das bezeugt Jacob Grimm: „Luthers Sprache,“ sagt er, „muß ihrer edlen, fast wunderbaren Reinheit, auch ihres gewaltigen Einflusses halber für Kern und Grundlage der neuhochdeutschen Sprachniedersezung gehalten werden, wovon bis auf den heutigen Tag nur sehr unbedeutend, meist zum Schaden der Kraft und des Ausdrucks abgewichen worden ist.“

Insbepondere durch Luthers Bibelübersetzung wurde das Neuhochdeutsche die Sprache, die von Mitteldeutschland her ihren Sieg über ganz Deutschland, ja zuletzt auch über Niederdeutschland und die deutsche Schweiz, wenn auch nach langem Widerstreben beider, feierte.

Luthers Bibelverdeutschung war die erste, die nicht mehr bloß auf der lateinischen Übersetzung der alten Kirche beruhte, sondern auf das Original, den hebräischen und griechischen Text zurückging, welche die Treue gegen das Original mit verständnisvollem Eingehen in unseres Volkes Denk- und Sprachweise verband. Über ein Jahrzehnt dauerte seine erste Arbeit daran, und das Ganze ist nicht auf einmal zum Druck gelangt. Das neue Testament erschien 1522. Altes und Neues 1534, sieben Jahre danach (1541) eine durchgreifende Überarbeitung, an der sich Melanchthon und andere Freunde seit 1530 beteiligt hatten. Fort und fort feilte er an seiner Arbeit bis zu der letzten von ihm revidierten Ausgabe von 1545, (im ganzen erlebte er zehn Originalauslagen und ca. 54 Nachdrucke seiner ganzen

Kanzlei-
sprache.Neuhoch-
deutsch.Luthers
Bibel.



Martin Luther nach Lukas Cranach.

Farbenholzschnitt, wie sie vor und nach Luthers Tode zu Tausenden verbreitet wurden.

Unterschrift aus einem Briefe an seine Frau vom Jahre 1541.

Bibel), und wohl darf man — trotzdem die fortgeschrittene Sprachwissenschaft manchen Übersetzungsfehler nachgewiesen hat — mit Goedeke sagen: „Nie ist ein Buch in der Welt so meisterhaft übertragen wie die Bibel von Luther.“

Luther spricht sich selbst in seinem „Sendbrief vom Dolmetschen“, ^{Vom Dol-}
d. h. Übersetzen, über die Schwierigkeiten der Übersetzung und seine Methode dabei ^{metschen.}
folgendermaßen aus:

„Lieber, nun es verdeutscht und bereit ist, kann's ein jeder lesen und meistern; läuft einer jetzt mit den Augen durch 3 oder 4 Blätter und stößt nicht einmal an; wird aber nicht gewahr, welche Waden und Klöße da gelegen sind, da er jetzt überhin geht, wie über ein gehoffelt Bret, da wir haben müssen schwitzen und uns ängsten, ehe denn wir solche Waden und Klöße aus dem Wege räumen, auf daß man könnte so fein dahergehen. — —

Denn ich habe Deutsch, nicht Lateinisch noch Griechisch reden wollen . . . Als wenn Christus spricht: Ex abundantia cordis os loquitur und ich soll dolmetschen: Aus dem Überfluß des Herzens redt der Mund, sage mir:

ist das deutsch geredt? so wenig als: Überfluß des Rachelosens zc.; sondern also redet die Mutter im Hause und der gemeine Mann auf dem Markt, dem du auf das Maul sehen sollst: Was das Herz voll ist, des geht der Mund über! Item da der Engel Mariam grüßt: Maria voll Gnaden! wo redt der deutsche Mann so? Er denkt an ein Faß voll Bier oder Beutel voll Geldes. Darum habe ich's verdeutscht: „du holdselige!“ Und hätte ich das beste Deutsch nehmen sollen, so hätte ich also verdeutschen müssen: „Gott grüß dich, du liebe Maria!“ Denn so viel will der Engel sagen, und so würde er geredt haben, wenn er hätte wollen sie

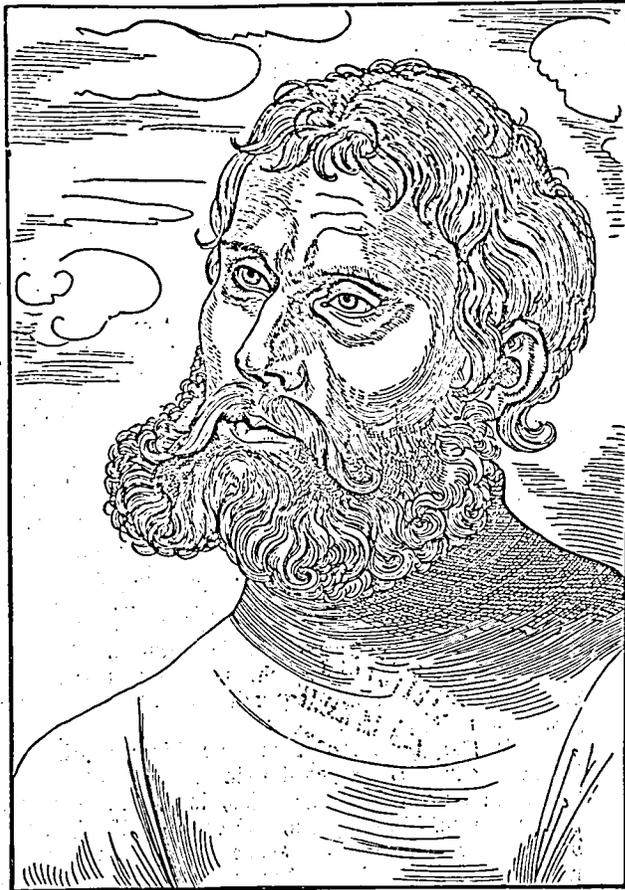


Abb. 55. Luther als Junfer Jörg auf der Wartburg.
Nachbildung eines Holzschnittes von Lukas Cranach d. Ä. vom Jahre 1522.

deutsch grüßen. Wer deutsch kann, der weiß wohl, welch ein herzlich sein Wort das ist: du liebe Maria! Der liebe Gott, der liebe Kaiser, der liebe Mann: ich weiß nicht, ob man das Wort ‚liebe‘ auch so herzlich und genugsam in lateinischer oder anderen Sprachen reden möge, das also dringe und klinge ins Herz durch alle Sinne, wie es tut in unserer Sprache.“

Einen tatsächlichen Beleg für diese unermüdlige Dolmetsch-Arbeit Luthers gibt das von mir beigelegte Facsimile des von ihm zu seiner ersten Ausgabe des Psalters von 1524 niedergeschriebenen und für den Druck rot korrigierten, ursprünglichen Textes (Ps. 22—24), dem er erst in der Ausgabe von 1531 die Fassung gab, welche wir noch gegenwärtig in unsern Bibeln haben. (Siehe Beilage 38.)

Vor dem Erscheinen des neuen Testaments Luthers 1522 war die ganze Bibel schon vierzehnmal in oberdeutscher und dreimal in niederdeutscher Übersetzung gedruckt worden. Die älteste dieser Bibeln ist die 1466 von Johann Mentel in Straßburg gedruckte oberdeutsche; die jüngste die 1522 in Halberstadt erschienene niederdeutsche; die schönste die 1483 von Anton Koburger in Nürnberg gedruckte. Den sämtlichen oberdeutschen Bibeln liegt eine alte Übersetzung zu Grunde, die sehr schon aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts stammt und deren neutestamentlicher Teil in seiner ursprünglichen Gestalt jetzt in dem 1884 von Klimesch herausgegebenen „Codex Teplensis“ uns vorliegt. — Außer dieser einen Übersetzung gab es dann noch eine große Anzahl anderer, von welchen außer den Psalmen und den kirchlichen Perikopen nichts gedruckt ist; handschriftliche Reste davon finden sich in den Bibliotheken verstreut. Alle diese Übersetzungen sind nach der Vulgata gemacht. Ihre Verbreitung war eine sehr geringe. Luther scheint von ihnen nichts gewußt zu haben; als ausgemacht darf gelten, daß er, als er seine Übersetzung anfertigte, die vorhandenen deutschen Bibelbrücke nicht gesehen hatte und also auch nicht benützen konnte. — Außer diesen Bibelübersetzungen gab es im späteren Mittelalter die sogen. „Historienbibel“, eine mit oft wunderlichen Zutaten aus der Profangeschichte und den Apokryphen und mit Legenden versetzte biblische Geschichte, welche für weite Kreise des Volkes fast die einzige Quelle der Kunde von biblischer und weltlicher Geschichte gewesen zu sein scheint. Auch in ihr sind die der Bibel entnommenen Teile aus der Vulgata übersetzt. Die Sprache in allen diesen Übersetzungen war unbeholfen und rauh (vgl. die Proben in Neubauers Lutherausgabe, Denkm. alt. d. Lit. III, 2), darum gerieten sie in Vergessenheit, sobald Luthers meisterhafte Arbeit erschien, welche die Bibel mit einem Schlage zu dem gelesensten Volksbuche machte. Auch der Bibeldruck kam erst mit Luthers deutscher Bibel und in Wittenberg zum rechten Aufschwung.

Seit 1518 hatte Luther mehrere seiner Schriften dem Buchdrucker Melchior Lotter, der in Leipzig zugleich ein bedeutendes Verlagsgeschäft und einen offenen Buchladen unterm Rathause besaß, in Auftrag gegeben, und war mit der Ausführung so zufrieden gewesen, daß er diesen tüchtigen Mann, bei dem er während der Leipziger Disputation zur Herberge lag, ganz nach Wittenberg zu ziehen wünschte, wo es damals nur einen bedeutenden Buchdrucker, Johann Grunenberg, gab, der seit 1516 für Luther gedruckt hatte, aber keine so schöne Typen wie Lotter hatte. Ende 1519 errichtete denn auch Lotters ältester Sohn, dem sich später ein jüngerer anschloß, ein Zweiggeschäft in Wittenberg, aus dem die meisten Schriften Luthers von 1520—1523 hervorgegangen sind. Auf Lotterschen Pressen wurde im Jahre 1522 das Neue Testament gedruckt, das im September in Folioausgabe unter dem einfachen Titel: „Das neue Testament, Deutzsch, Wittenberg“ ohne Namen des Übersetzers wie des Druckers erschien, erst bei der zweiten Auflage nannte sich Melchior Lotter der Jüngere als Drucker. Am Alten Testament setzte derselbe auch 1523 und 1524 die Arbeit fort. — Da fiel 1525 der junge Lotter bei dem Kurfürsten Johann Friedrich in Ungnade, weshalb er nach Leipzig zurückkehrte, und die Arbeit ging über auf Hans Lufft, einen „geschickten und unter-

Erklärungstafel zu dem Blatt aus Luthers Psalmsübersetzung.

[regnum dei]
 der herr hatt eyn reich
 Denn [das reich ist des herrn] ^[voldern]
 vnd er ist eyn herr vnter den heyden ^[reichen]
 Das ² [haben] essen vnd betten an alle fetten auff erden. ^[Es sich] Das knie ¹
 [beugen sich] fur hym alle die hyn den staub liegen ^[Es kni] beugen
 vnd der [helli] seyne seele nicht [beym] leben lefft.
 Eyn same wird hym dienen
 vom
 [dem] herrn wird man verkundigen zu kunds kind
 Sie werden komen vnd seyne gerechticheyt predigen
 dem völd das geboren ist, das ers thutt.

sunt illi qui
 animam suam
 non viuificant
 et morientes

XXIII

Eyn psalm Dauid

D er herr ist meyn hirtte
 myr wirt nichts mangeln ^{metaphorice de auaritiis}
 [Er hatt mich lassen]

Er lefft mich weyden [hyn der wnung des gras] ^{da viel gras steht,}
 vnd [necret] mich [am] wasser [gutter ruge] ^{furet [aus] zum das mich [erquide] erkulet} ^{seh vnd}
 Er [eret widder] meyne seele ^{erquidit} ^{seele widder}
 zu sein

lassam ani-
 mam reducit

er furet mich auff ^{strasse} rechtle[m] pfad] vmb seyns namen3 wissen
 Vnd ob ich schon wandert ym finstern tal. furcht ich seyn vnglud
 denn du bist bey myr

Deyn stab vnd steden trosten mich ^{fur}
 Du bereytest myr ehnen tisch [zu gegen] meynes verfolgern] ^{gegen} ^{seynde}
 du machst meyn heubt fett mit ole, [meyn kelch ist fett hatt die fulle
 vnd schendest myr voll eyn
 Gutts vnd barmherzicheyt werden myr nach lauffen meyn
 leben lang

vnd werde [wonen] ym hause des herrn ^{bleiben} ^{die lenge} [so lange zeit]

XXIII

Eyn psalm Dauid

D ^{te erde} [as land] ist des herrn vnd was drynnen ist
 der erdboden vnd wer drynnen wonet

Erklärung: wnung, verschrieben für wnung. Wohnung des Grases
 — wörtlich nach dem Hebräischen; „in habitaculis herboris“ hat Luther
 selbst in seiner lateinischen Psalmsauslegung (Erlanger Ausgabe. Band
 XVII S. 204). — ruge = ruhe. — erkulet = kühl macht, erfrischt;
 in Grimms Lexikon wird es nur als intransitiv gebraucht erwähnt;
 die Psalmsausgabe von 1528 hat: „erkulet“; — eret widder, wörtlich
 nach dem Hebräischen; Vulgata: convertit.

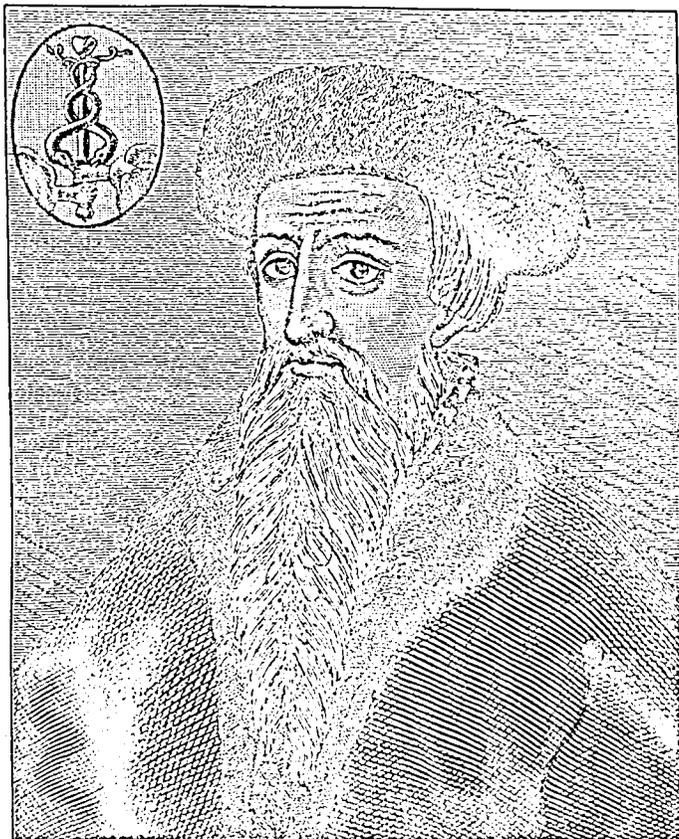


Abb. 66. Hans Lufft, Luthers Bibeldrucker, gestorben zu Wittenberg 1684, 89 Jahre alt. Nach dem Bildnis in der Roth-Scholteschen Sammlung von Buchdruckerporträts vom Jahre 1726.

nehmenden Mann“, der nahezu 60 Jahre lang Luthers Bibel gedruckt hat und darum wohl der „Bibeldrucker“ genannt werden darf.

Hans Lufft, der mit Luther stets in freundschaftlichem Verhältnisse stand und auch dessen übrige Werke seit 1529 wohl zum größeren Teile druckte, war 1495 geboren, wurde 1550 Ratsherr und 1563 Bürgermeister der Reformationsstadt, in welcher Würde er 1584 starb. Seit dem Jahre 1534, in welchem der erste vollständige Bibelruck von ihm in Arbeit genommen wurde (Beilage 39. 40), bis zu seinem Todesjahre 1584 sollen mehr als 100 000 Bibeln aus seiner Werkstatt hervorgegangen

Hans Lufft
Bibeldrucker zu
Wittenberg

Unterschrift einer eigenhändigen Lufftung vom 26. März 1628. Original in der Gulemannschen Sammlung zu Hannover.

sein. Am Schluß der Lufftschen Drucke findet man seine Druckfirma in der Abbildung 57, die vom letzten Blatte von Luthers Streitschrift „Wider den Bischoff zu Magdeburg Albrecht Cardinal. D. Mar. Luther 1539“ genau nachgebildet ist.

Gedruckt zu Wittemberg durch Hans Lufft.

M. D. XXXIX.

Abb. 57.

Luffts Druckerzeichen ist das untenstehende, welches sich eben so wie Luthers Wappen am Schlusse vieler Lutherschen Schriften findet. Während der Reformator 1530 auf Koburg weilte, ließ Prinz Johann Friedrich für ihn einen Siegelring — „ein

schön Pittschier“ — mit diesem Wappen anfertigen. Das gab ihm Anlaß, sich in einem Briefe an seinen Freund Spengler in Nürnberg über den Sinn desselben auszulassen. „Ein Merkzeichen seiner Theologie“ sollte es sein. „Das erst soll ein Kreuz sein, schwarz im Herzen, das seine natürliche Farbe hätte, damit ich mir



Abb. 58. Luthers Wappen von der Rückseite von Luthers Schrift „Vom Kriege wider die Türken“, Druck von 1529.

selbst Erinnerung gäbe, daß der Glaube an den Gekreuzigten uns selig macht. — Solch Herz aber soll mitten in einer weißen Rose stehen, anzuzeigen, daß der Glaube Freude, Trost und Friede gibt und kurz in eine weiße, fröhliche Rose setzt, nicht wie die Welt Friede und Freude gibt, darum soll die Rose weiß und nicht rot sein, denn weiße Farbe ist der Geister und aller Engel Farbe. Solche Rose stehet im himmelblauen Felde, daß solche Freude im Geist und Glauben ein Anfang ist der himmlischen

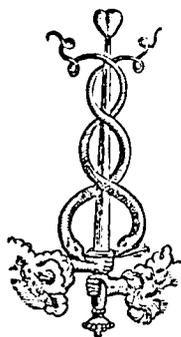
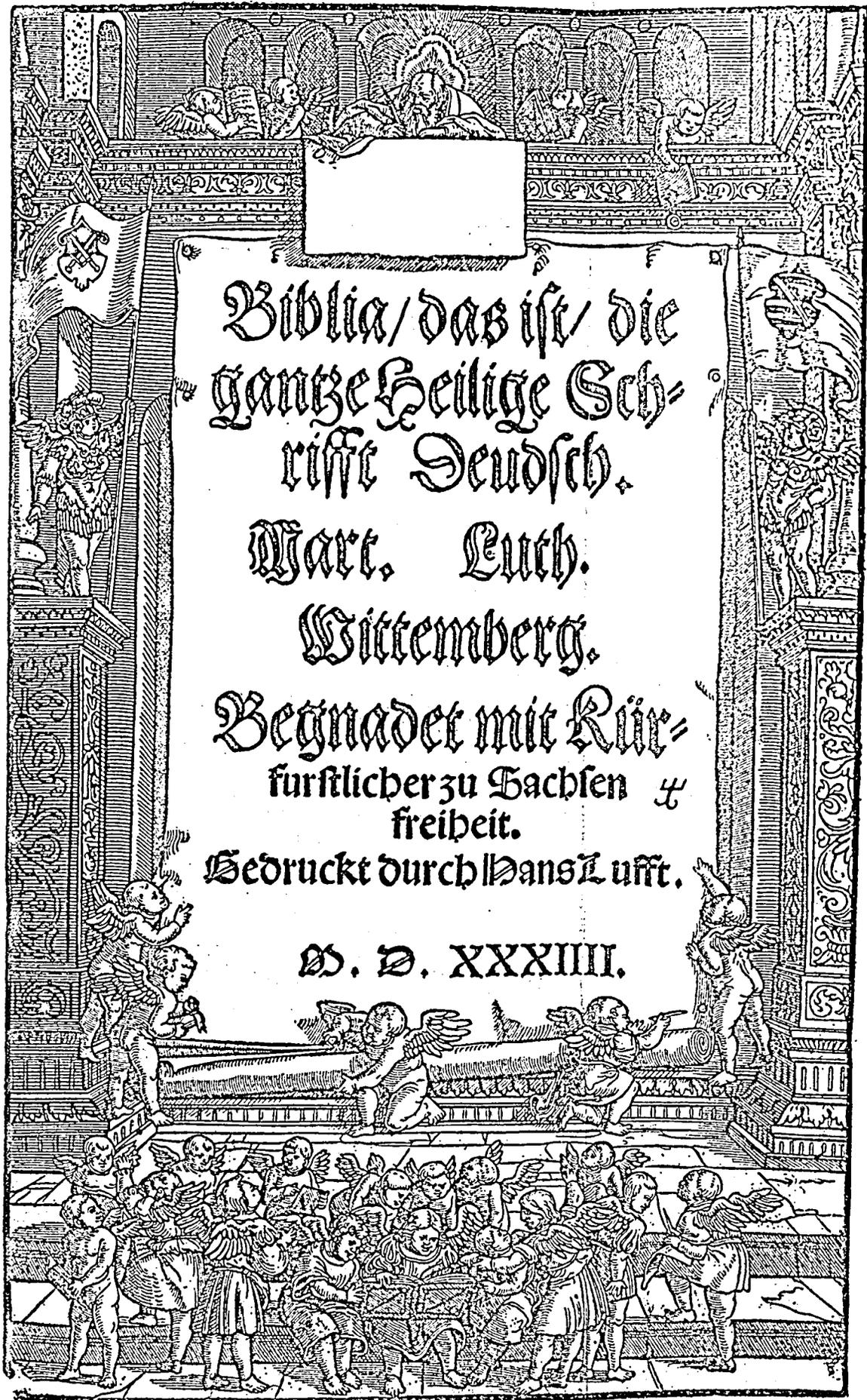


Abb. 59. Luffts Druckerzeichen.

Freude zukünftig — und um solch Feld einen gülden Ring, daß solch Seligkeit im Himmel ewig währet und kein Ende hat und auch köstlich über alle Freude und Güter, wie das Gold das höchst, edelst und köstlichst Erz ist.“ In diesen Farben befindet es sich oberhalb der Eingangstür zum Lutherzimmer auf der Wartburg.

Dieselbe Volkstümlichkeit, welche Luthers Bibelübersetzung auszeichnet, geht durch die ganze ansehnliche Reihe seiner übrigen Werke. Wie er der Schöpfer des evangelischen Kirchenliedes, auf das ich weiterhin zurückkomme, genannt werden darf, so hat er auch in allen seinen zahlreichen Prosaschriften — man zählt deren kleinere und kleinste mitgerechnet, gegen 500 — stilistisch bahnbrechende und grundlegenden, sprachgewaltige Muster und Vorbilder geschaffen, von denen noch das gegenwärtige Geschlecht lernen kann. Und doch hat er öfters den Wunsch ausgesprochen, daß „alle seine Bücher zu Grunde gehen oder neun Klaftern tief unter



Titel des ersten Drucks der ersten vollständigen
Bibelübersetzung Luthers aus dem Jahre 1534 (Hans Lufft in Wittenberg).
Nach dem Exemplar der fürstlichen Bibliothek zu Wernigerode.

Das Erst Buch Mose. I.

I.



Anfang schuff Gott himel vnd erden/Vnd die erde war wüst vnd leer/vnd es war finster auff der tieffe/vnd der Geist Gottes schwebet auff dem wasser.

Vnd Gott sprach/Es werde liecht/Vnd es ward liecht/vnd Gott sahe das liecht fur gut an/Da scheidet Gott das liecht vom finsternis/vnd nennet das liecht/Tag/vnd die finsternis/Nacht/Da ward aus abend vnd morgen der erste tag.

Vnd Gott sprach/Es werde eine feste zwiffchen den wassern/vnd die sey ein vnterscheid zwiffchen den wassern/Da macht Gott die Feste/vnd scheidet das wasser hunden/von dem wasser droben an der Feste/Vnd es geschach also/Vnd Gott nennet die Feste/Himel/Da ward aus abend vnd morgen der ander tag.

Vnd Gott sprach/Es samle sich das wasser vnter dem himel/an sondere örter/das man das trocken sehe/vnd es geschach also/Vnd Gott nennet das trocken/Erde/vnd die samlung der wasser nennet er/Meere/Vnd Gott sahe es fur gut an.

Vnd Gott sprach/Es lasse die erde auff gehen gras vnd kraut/das sich besame / vnd fruchtbare beume/ da ein iglicher nach seiner art frucht trage/vnd habe seinen eigen samen bey jm selbs/auff erden/Vnd es geschach also/Vnd die erde lies auff gehen/gras vnd kraut/das sich besamet/ein iglichs nach seiner art/vnd beume die da frucht trugen/vnd iren eigen samen bey sich selbs hatten/ein iglicher nach seiner art/Vnd Gott sahe es fur gut an/Da ward aus abend vnd morgen der dritte tag.

Vnd Gott sprach/Es werden Liechter an der Feste des Himels/vnd scheiden tag vnd nacht / vnd geben/zeichen/monden/tage vnd jare/vnd seien liecher an der Feste des himels/das sie scheinen auff erden/Vnd es geschach also/Vnd Gott macht zwey grosse liechter/Ein groslicht/das den tag regire/vnd ein klein liecht/das die nacht regire/dazu auch sternen/Vnd Gott setzt sie an die Feste des himels / das sie schienen auff die erde/vnd den tag vnd die nacht regirten/vnd scheiden liecht vnd finsternis/Vnd Gott sahe es fur gut an/Da ward aus abend vnd morgen der vierde tag.

Vnd Gott sprach/Es errege sich das wasser mit webenden vnd lebendigen thiern/vnd mit geuogel das auff erden vnter der Feste des himels fleuget/Vnd Gott schuff grosse walfische vnd allerley thier/das da lebt vnd webt/vnd vom wasser erregt ward/ein iglichs nach seiner art/vnd allerley gefiderts geuogel/ein iglichs nach seiner art/Vnd Gott sahe es fur gut an/vnd segnet sie/vnd sprach/Seid fruchtbar vnd mehret euch/vnd erfüllet das wasser im meer/ vnd das geuogel mehre sich auff erden/Da ward aus abend vnd morgen der funffte tag.

Vnd Gott sprach/ Die erde bringe erfur lebendige thier/ein iglichs nach seiner art/viech/gewürm vnd thier auff erden/ein iglichs

2 nach



Erste Seite des ersten Druckes der ersten vollständigen Bibelübersetzung Luthers aus dem Jahre 1534. Nach dem Exemplar der fürstlichen Bibliothek zu Wernigerode.

der Erde begraben sein möchten“: ebenso hat er niemals auch nur das geringste Honorar für irgend eine seiner Schriften angenommen.

In das Hauptwerk seines Lebens schlossen sich seine selbständig erscheinenden Bibelauslegungen wie seine gleich der Übersetzung beigegebenen Vorreden zu den einzelnen Büchern der heiligen Schrift aufs engste an: letztere namentlich aus-

Luthers
Prosa-
werte.

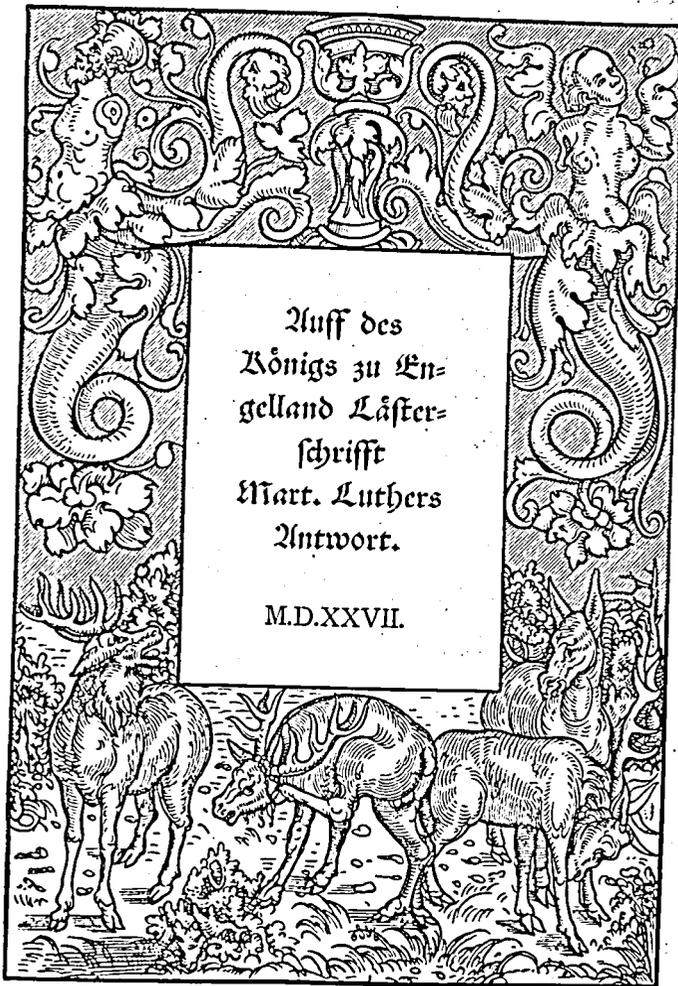


Abb. 60. Titel einer Lutherschen Streitschrift.

gezeichnet durch ihre knappe, kernige, herzbewegliche Sprache; demnächst seine Katechismen, pädagogische Meisterwerke und Grundpfeiler der von ihm ebenfalls ins Dasein gerufenen evangelischen Volksschule; ferner seine „aufs einfachste den Ungelehrten“ gehaltenen Predigten, die teils einzeln, teils in Postillen herauskamen, und deren nicht geringster Vorzug ihre Kürze war (nach seiner eignen Regel: „Geh flugs hinaus, tu's Maul auf, hör bald auf!“). Unter der großen

Zahl nenne ich nur die Sermonen vom ehelichen Stande (neuerdings mit verwandten Stücken in der „Ausgabe der Bücherfreunde“ u. d. L. „Von Ehe- und Klostersachen“ wieder veröffentlicht) und die sieben Predigten wider die Bilderstürmer. — Eine noch großartigere Beredsamkeit tritt hervor in den verschiedenen Sendschreiben, so in dem berühmten, scharf schneidigen und durchweg packenden „An den Christlichen Adel deutscher Nation: von des Christlichen Standes besserung“ 1520, worin er ein eingehendes lebendiges Bild von den Mißbräuchen in der Kirchenverfassung und weltlichen Regierung entwirft und seine reformatorischen Ideen entwickelt. Für die Begründung der evangelischen Volksschule war entscheidend sein Sendschreiben „An die Rathherrn aller städte deutsches lands: das sie Christliche schulen auffrichten und halten sollen“. Sehr wichtig für die Kenntniz seines Lebens und seiner Lehre sind seine Briefe, von denen wir gegen 3000 besitzen (in Auswahl herausgegeben von C. N. v. Hafe) und die uns noch jetzt fesseln, sei es, daß er an sein Häuschen väterlich kindlich schreibt oder mit „Meinem lieben Herrn Frau Katherin Lutherin“ harmlos scherzt oder an Gelehrte, Fürsten, den Papst zc. mit ernst wissenschaftlicher Auslassung oder streng mahnender Rede sich wendet. — Ergänzt werden dieselben durch die erst nach seinem Tode von Freunden veröffentlichten „Tischreden“, die das Bild des ganzen Mannes in dankenswerter Weise vervollständigen. — Sehr zahlreich sind seine polemischen Schriften oder, wie er sie selbst nennt, seine „Streitbücher“ oder auch „Quaternlein“ und „Sexternlein“, d. h. einfache Bogenlagen zu vier oder sechs Blättern, so daß ein Sexternlein zwölf und ein Quaternlein acht Seiten hatte. Während durchwegs ein naturwüchsiger Humor in Luthers Schriften zu Tage tritt, herrscht hier eine oft alle Grenzen überschreitende derbe Satire vor, man fühlt darin das „altdeutsche, an den alten Donnergott Thor erinnernde Hornfeuer“, wie es Wolfgang Menzel nennt, hindurch, aber nicht minder auch immer den heiligen Eifer um seines Gottes und sein Volkes Sache. Schon die Titel sind hier charakteristisch. So veranlaßte ihn die Heiligsprechung des 1107 verstorbenen Bischofs Benno von Meissen durch Papst Hadrian zu einer Schrift „Wider den neuen Abgott und alten Teufel, der zu Meissen soll erhoben werden.“ Gegen den Herzog Heinrich von Braunschweig, einen eifrigen Papisten, war die Schrift „Wider Hans Worlt“ gerichtet; ebenso unmäßig bitter und hart waren die Schriften „Wider die Mördischen und reubischenn Rottenn der Pauren“ und besonders „Auff des Königs zu Engelland Lätterschrift Mart. Luthers Antwort“. Die noch junge Buchdruckerkunst überschwemmte mit ihnen in zahllosen Nachdrucken das deutsche Land. Deutsche Künstler, besonders Cranach und seine Werkstätte, verzieren die Titel mit teils guten, teils geringen, oft satirisch anzüglichen Vignetten. Die auf Seite 205 verkleinert abgedruckte Probe möge das Aussehen der Originaldrucke Lutherscher Streitschriften veranschaulichen.

Eine empfehlenswerte Auswahl von Luthers Schriften mit erklärenden Einleitungen zc. ist die von Buchwald, Raverau, Kößlin, Rade, Schneider unter dem Titel: „Luthers Schriften für das christliche Haus“ und die von Neubauer in den „Denkmälern älterer deutscher Literatur“ in 2 Bdn. herausgegebene. Seit dem Lutherjahr 1883 wird dem Reformator durch die von Rnaake begonnene, übrigens nur durch eine reiche Beisteuer Kaiser Wilhelms I. ermöglichte Weimarer kritische Gesamtausgabe seiner Werke ein würdiges literarisches Denkmal errichtet.

Der katholische Prälat von Döllinger sagt von Luther: „Er ist der gewaltigste Volksmann, der populärste Charakter, den Deutschland je besessen.“ Darum lag es ihm auch so am Herzen, das Schulwesen zu heben und seine Segnungen allen Volksschichten zugänglich zu machen; es ist schon vorhin ge-

Ain new lied herr Ulrichs von Hutten.

Ich habs gewagt mit sinnen
vnd trag des noch kain reu
Magich nit dran gewinnen
noch müß man spüren treu
Dar mit ich main
nit ain allain
Wen man es wolt erkennen
dem land zü güt
Wie wol man thüt
ain pfaffen seyndt mich nennē

Da laß ich yeden liegen
vnd reden was er wil
Set warhait ich geschwigen
Mir weren hulder vil

Wer wais ob ichs werd rechen
Stat schon im lauff
So setz ich drauff
Müß gan oder brechen

Dar neben mich zü trösten
Mit gutem gwissen hab
Das kain er von den bösten
Mir eer mag brechen ab
Noch sagen das
Vff ainig maß
Ich anders sey gegangen
Dan Eren nach
Hab dyse sach
In gutem angefangen

Oberer Teil des „Ain new lied Herr Ulrichs von Hutten“.

(Strophe 1 & 5 ganz, von Strophe 2 & 4 je 4 Zeilen.)

Nach dem Original-Abdruck (1521) in der Kgl. Bibliothek zu Berlin.

sagt, daß die evangelische Volksschule ihn ihren Vater nennen darf. Leider trat ihm die Gelehrsamkeit bei den höheren Anstalten hemmend in den Weg. Nur in den niederen Schulen wurde die Heimatsprache geduldet; vor Studenten deutsch zu sprechen hat nur ein Mann des 16. Jahrhunderts gewagt: Paracelsus zu Basel, und sein Vorgang blieb ohne Nachfolge. Selbst von Luthers nächstem Freunde, Melancthon, der auch der Zeitneigung gemäß seinen guten ehrlichen Namen Schwarzerd ins Griechische übersehte, gibt es nur lateinische Schriften. Wer als Dichter etwas gelten wollte, mußte lateinische Verse machen, nur ein solcher wurde mit dem Lorbeer von Kaiserlicher Majestät gekrönt — eine Sitte, die mit dem Aufblühen des Humanismus von Italien gekommen war — wie auch Ulrich von Hutten wegen seiner lateinischen Schriften vom Kaiser Maximilian zu Augsburg 1518 gekrönt ward.



*Ulrich von Hutten
Zur Buchdruckerei*

Abb. 61. Ulrich von Hutten's Bildnis von einer seiner Streitschriften gegen Erasmus. Nach dem Exemplar der Bibliothek der deutschen Buchhändler zu Leipzig.

Ulrich von Hutten, geb. 21. April 1488 auf dem Schlosse Steckelberg in Franken, nach einem unruhigen, stürmisch bewegten Leben am 29. August 1523 auf der Insel Usenau im Zürichersee gestorben, hat auch einzelne deutsche Bücher geschrieben, nachdem er damit angefangen, seine lateinischen Schriften ins Deutsche zu übersetzen. Das längste und umfassendste Reimgedicht Huttens „Clag und Bormanung gegen dem übermäßigen unchristlichen Gewalt des Paptz zuo Rom und der ungeistlichen Geistlichen“ ist in freilich etwas ungehobeltem Deutsch verfaßt; darin erklärt er, warum er jetzt deutsch schreibe:

Latein ich vor geschriben hab',
das was ein jeden nit bekant.
Jetzt schreib ich an das Vaterland.

Berühmt geworden ist vor allem sein 1521 gedrucktes „new lied“: „Ich hab's gewagt mit sinnen“ (Beil. 41), das mit den Worten schließt:

Auf, landsknecht gut und reuters mut,
laß Hutten nit verderben!

Kurz, das 16. Jahrhundert, welches der deutschen Sprache eine neue Bahn brach, war das „Blütenalter der lateinischen Dichtkunst unter den Barbaren“. Dadurch kamen natürlich viele überflüssige und unverständliche Fremdwörter in die deutsche Sprache, und das Übel wurde durch den Verkehr mit Italien und Frankreich noch schlimmer, wenn auch der welsche

Einfluß erst im 17. Jahrhundert sich zu seiner ganzen Höhe entwickelte. Nur klein war die Zahl der Gelehrten, welche dieses undeutsche Wesen rügten, und die es taten, widersprachen sich oft selbst in ihren Schriften und vermochten nicht die Entfremdung zwischen dem Volke und seinen höchsten Bildnern auszugleichen.

Gelehrten-
Poesie.

Sehen wir uns nun etwas näher in der Poesie der Gelehrten um, so finden wir die alten Heldengefänge völlig vergessen und verflungen; in vornehm geringschätziger, meist spöttischer Weise wurde wohl noch hie und da



Thomas Murner
Dottor

Abb. 62. Thomas Murner.
Nach einem Stich von S. Pfennlinger.

Thomas
Murner.

Thomas Murner wurde um 1475 zu Straßburg im Elsaß geboren, trat 1491 in den Barfüßerorden und erhielt 1494 die Priesterweihe. Von seinen Obern zu höherem gelehrten Studium bestimmt, besuchte er mehrere auswärtige Universitäten und wurde vermutlich in Paris Magister der freien Künste. In Krakau erwarb er 1499 das theologische Baccalaureat, bald danach weilte er als Lehrer in Freiburg im Breisgau, wo er später auch Doktor der Theologie wurde. Noch vorher krönte ihn Kaiser Maximilian zu Worms mit dem „poetischen Lorbeer“; wofür ist nicht bekannt, denn seine bedeutendsten Dichtungen, „Narrenbeschwörung“ und „Schelmenzunft“, erschienen erst 1512. In beiden bewährte er sich als „einer der einsichtigsten, unbefangenen und freimütigsten Ordensgeistlichen seiner Zeit.“

davon Notiz genommen, aber als wertvoll und mustergültig galt nur die Sagedichtung des klassischen Altertums. Ein deutscher Stoff wurde allein durch das Gewand der Allegorie und Mythologie poetisch zulässig, wie 1568 das Lob des Herzogs von Bayern und des bayrischen Herzogshauses in dem „Lustgart Neuer Teutscher Poeterey“ von Mathias Holzwart von Harburg. Damit verbunden ging ein lehrhafter, meist auch polemisch-satirischer Zug durch die ganze epische Poesie des 16. Jahrhunderts. Darum behauptet auch Sebastian Brant's „Narrenschiff“ seine Beliebtheit, und nächst ihm, ja von vielen noch höher wurde Thomas Murner geschätzt, dessen vielfach im Parteikampf verunglimpftes Lebens- und Charakterbild im Jahre 1879 von Karl Goedeke in ein viel günstigeres und gerechteres Licht gestellt worden ist.

Glatte wörter schleyffen.



Die welt ist yetz des listis so vol
wer sie überlisten sol
Der ist von künstenreichen synnen
vnd muß mer dan ich selber kynnen
Auch nach der rechten schnierly greyffen
vnd freylich glatte wörter schleyffen
All warheit leytt yetz vff der erd
wer mit vmbgat der ist nit werd

etc.

Probeseite aus:

„Der schelmen Zunft / Anzeigung alles Weltleuffigen mutwils /
Schalckheiten vnd bubereyen diser zyet durch doctor Thomas Murner
von Straßburg / schympflichenn erdichtet / vnd zu frantzfurt an
dem Meyn geprediget. Gedruckt vnd volendet in der loblichen statt
Straßburg / durch Johannem Knobloch. Als man zalt nach der
geburt Christi vnfers Herren / Tausent fünffhundert vnd sechs-
zehen Jare.“

(Nach dem Exemplar der Universitätsbibliothek zu Leipzig.)

Murner's lutherischer Narr.

Von dem grossen Lutherischen Narren wie in doct. Murner beschworen hat. ꝛc.



Titelblatt von Murners „Grossem lutherischen Narren“. (1522.)
Genauere Nachbildung des Exemplares der Universitätsbibliothek zu Leipzig.

„Item dis buch ist getruet mit priuilegien von Keiserlicher vnd
Spanischer maiestat durch gnaden erlangt / das dis buch niemans
nach truden sol in .V. iaren / vnd ob es nach truet wurd / die niemant
verkauffen sol im heiligen römischen reich bei verliering X marc
lötiges golds / alles nach vermög vnd inhalt brieflicher erkünd darüber
begriffen / die ich vff beger zu besichtigen mit verhalten wil / vnd hie
mit menglich gewarnt haben / vnd ist vollendet von Johannes
Grienninger / burger zu Straßburg vff freitag nach sant Luci vnd
Otilien tag. In dem iar nach der geburt Christi vnser lieben herren
Tusent fünffhundert zwei vnd zwenzig. ꝛc.

In der „Narrenbeschwörung“ (1879 von Goedeke, 1894 von Spanier neu herausgegeben), in welcher er die Narren unter sprichwörtliche Rubriken (z. B. eine wächserne Nase machen, mit Gott die Geiß hüten, Efel gürteln, Zungen schleifen zc.) ordnet, rügt er den Verfall des christlichen Lebens und das Abblawesen; von den Geistlichen sagt er:

Wir kaufen unser glück und heil;
sag mir, was ist iez nit feil?
Tugend, ere und erberkeit
verkauft uns als die Geistlichkeit.
Nü (Neue) und leid unsr sünd

das selbig als man käuflich findt,
Gnade und ere, ouch iren gunst,
das sie empfangen hond umbsunst
Von Christo Ihesu in sim leben,
das si es umbsunst soln wiedergeben.

Die „Schelmenzunft“ (1881 von Scherer in Faksimiledruck, 1890 von Matthias herausgegeben) ist in Gesprächsform abgefaßt; die Schelme werden unter verschiedenen Rubriken, je mit entsprechenden Holzschnitten aufgeführt, voran „die blawen enten prediger“, d. h. die Geistlichen, die auf der Kanzel, statt von Gottes Wort, von allerlei unnützen und läppischen Dingen reden. Auch der Gebrauch der lateinischen Sprache im Gottesdienst wird gerügt. Dann folgen die Zangendrecher, die Schulsackfresser (die ihr Erlerntes wieder aufzehren), die Ohrenweller (die den Leuten nach dem Munde reden) zc. (Weil. 42.)

Über beide Dichtungen predigte Murner auch. Danach scheint er nach Italien gegangen zu sein, um Jurisprudenz zu studieren. 1515 hielt er in Trier Vorlesungen über die Institutionen, die er 1519 „nach Laut und Ordnung des lateinischen Buchstabens verdeutscht“ herausgab. In demselben Jahre war auch ein neues Gedicht, die „Gäuchmatt“, von ihm erschienen. Er nennt es einen „Schimpf“ (Scherz), den „er sich zur Fastnachtserholung von seinen ernstern Studien gegönnt habe.“

Die „Gäuchmatt“ (Ruckuck- oder Narrenwiese) zur straff allen wißschen Männern; also eine Verhöhnung der weibischen Männer, die sich von den Weibern äßen und gängeln lassen (1896 von Uhl herausgegeben). Der Gauch oder Ruckuck erscheint hier als Vogel der Venus; die Gäuche sind Venusdiener, die sich von den Weibern zu allerhand Torheiten, oft zu den größten Freveln verleiten lassen.

Im Jahre 1519 war Murner in Basel Doktor beider Rechte geworden. Aber auch mit theologischen Fragen beschäftigte er sich noch; ja er gab Luthers zuerst lateinisch erschienene Schrift von „der babylonischen Gefängnis der Kirche“ in deutscher Übersetzung heraus und widmete seitdem den Schriften Luthers und seiner Lehre eine stete Aufmerksamkeit, die ihn freilich bald dazu führte, gegen die Reformation Front zu machen. Eine ganze Reihe Büchlein ließ er nun wider Luther und seine Anhänger drucken, welche wiederum viele Schmähschriften wider ihn selbst hervorriefen. Auf diese antwortete Murner in seiner Satire „Von dem großen Lutherischen Narren, wie ihn Doctor Murner beschworen hat“ (herausgegeben von S. Kurz), die Goedeke „seine beste Dichtung“ nennt, in der eine übermütige, fröhliche, ja bacchantische Laune herrscht, wie im ganzen übrigen Zeitalter der Reformation sonst nirgends“. Auch diese Schrift zeigte, wie alles, was in jener Zeit gedruckt ward, dieselbe Liebhaberei für ausschmückende Holzschnitte; unter dem Titel sieht man einen Mönch mit einem Rakentopf, welcher einem auf der Erde liegenden Narren mit einem Stricke den Hals zusammenzieht, aus dem verschiedene kleine Narren herausfahren. Das ganze war eine Wiederaufnahme der „Narrenbeschwörung“. (S. Weilage Nr. 43.)

Im Jahre 1523 wurde Murner als Gegner Luthers von König Heinrich VIII. nach England gerufen und sehr wohlwollend aufgenommen. Nach seiner Heimkehr nötigte ihn die inzwischen in Straßburg zum Siege gelangte Reformation, in die Schweiz nach Luzern zu flüchten. Auch dort war nicht lange seines Bleibens. Nach mancherlei Irrfahrten kam er als Pfarrer nach Oberehenheim (bei Straßburg), wo er um 1536 starb.

Gengen-
bach.

Gegen Murner richtete der Schweizer Dichter Pamphilus Gengenbach, der in Basel zwischen 1509 und 1524 als Buchdrucker lebte, die Satire „Ein grausam History von einem Pfarrer und einem Geist und dem Murner“ (der die Reformation beschwören will, aber von dem Geist derselben verschlungen wird).

Gengenbach dichtete übrigens außer dieser und noch mehreren anderen Satiren auch einige historische Lieder, so „Der alt Eydgenoß“, „Der Bundschuh“ u. a. Das Bedeutendste leistete er aber als dramatischer Dichter. Seine Fabelnspiele tragen durchweg einen ernst-sittlichen Charakter und sind von kulturgeschichtlicher Bedeutung: in der „Gauhmatt“ (Narrenwiese) wird die Unkeuschheit gestraft, indem die verschiedenen Alter und Stände charakterisiert werden, die sich ihr hingeben; in dem „Nollhart“ fragen die politischen Mächte der Reihe nach den Bruder Methodius, Brigitta und die Sibylla von Cumä um ihre Zukunft, und allen, dem Papst, dem Kaiser zc. wird tüchtig die Wahrheit gesagt.

Luthers
Satiren
und Fa-
beln.

Wie wir oben sahen, kann man auch Luther zu den Satirikern rechnen; das Schärffste hat er in der „Bulla vom Abentfressen des Allerheyligsten Herrn des Papstes“, das Geistvollste vielleicht in der „Fabel vom Löwen und Esel“ geleistet.

Es wird in dieser Fabel der Streit zwischen Staat und Kirche in dem Bilde eines Wettkampfes zwischen Löwen und Esel dargestellt, in welchem der Löwe den kürzeren zieht. Luther hatte diese Fabel den aus Asop übersetzten Fabeln hinten angehängt als „eine neue Fabel Asopi, neulich verdeutschet gefunden“. Er war überhaupt ein großer Freund der Fabeln, empfahl wiederholt die Belehrung durch dieselben und erzählte solche gern bei Tisch und anderen Gelegenheiten, brachte auch wohl den niedersächsischen Reinke de Vos mit zu Tisch und las daraus vor.

Seinem Beispiele folgend behandelten insbesondere zwei Männer die Fabel im Anschluß an Asop: Erasmus Alberus und Burkhard Waldis, beide eifrige Anhänger Luthers.

Alber.

Erasmus Alber (Alberus), ums Jahr 1500 in der Wetterau geboren, 1553 als General-Superintendent zu Neubrandenburg gestorben, gab seine Fabeln 1550 heraus. „Aus seiner Fabeldichtung“, sagt Braune in der Einleitung zu dem Neudruck derselben, „tritt uns Erasmus Alberus entgegen als ein kerniger Charakter, ein echt deutscher Mann, voll Gemüt und Humor. Ihm ist es ernst mit seinem Glauben und mit dem Streben, sein Volk religiös-sittlich zu belehren und zu bessern. Denn darauf hin geht in erster Linie der Zweck seiner Fabeln. In beiden Vorreden spricht er es als seine Absicht aus, in anmutiger Form die Lehren dem Volk mündgerecht und zugänglich zu machen, und „Buch von der Tugend und Weisheit“ betitelt er sein Werk. Seine natürliche dichterische Begabung, sein glückliches episches Talent hat ihn aber über diesen nächsten Zweck hinaus geleitet, so daß seine Fabeln Dichtungen geworden sind, die in der Literatur des 16. Jahrhunderts eine hervorragende Stelle verdienen.“

Waldis.

Durch die natürliche Gefälligkeit und Gewandtheit seiner Erzählung übertraf ihn Burkhard Waldis. Um 1490 in Hessen geboren, um 1556 gestorben, war er in seiner Jugend Franziskanermönch, in seinem Alter evangelischer Pfarrer. Sein „Esopus“ enthält 400 meist aus älteren lateinischen und deutschen Werken geschöpfte Fabeln, darunter auch Schwänke und Anekdoten, in denen durchweg seine reformatorische Richtung hervortritt. Herausgegeben von H. Kurz 1862, von Littmann 1882.

Einer Mittelgattung zwischen Tierepos und Fabel, die man allegorisch-satirisches Tiergedicht genannt hat, gehört der „Froschmüeseler“, ein niederdeutsches Gedicht von Nollenhagen, an, das 1595 im Druck erschien.

Georg Nollenhagen, am 22. April 1542 zu Bernau in der Mark Brandenburg geboren, studierte in Wittenberg unter Melancthon, bekleidete das Rektorat in Halberstadt, später daselbe Amt in Magdeburg und starb daselbst am 13. Mai 1609.

Aus einer Nachahmung der homerischen Batrachomyomachie (Froschmüeselerkrieg) hervorgegangen, hat der Froschmüeseler doch der Stimmung der Zeit gemäß einen stark polemischen Charakter, ist gut und lebendig, aber breit und oft etwas verworren ausgeführt. Die Tiere führen Eigennamen wie im Nennede Fuchs, sind aber nur verkleidete Menschen, die allerlei schiefste Gespräche halten. Das Ganze ist in drei Bücher geteilt. Das erste enthält die Lehre, daß man im gemeinen Leben und Haushalt gottesfürchtig, fleißig, gütig und vorsichtig sein, mit seinem Stand vorlieb nehmen und sich am Geringen genügen lassen solle. Das zweite will zeigen, daß gemeinlich auf veränderte Religion auch Veränderung des Regiments erfolge; daß in der Religion das beste sei: die Lehrer bleiben bei der heil. Schrift und enthalten sich der weltlichen Obrigkeit; im weltlichen Regiment sei das beste, daß man einen König habe. Das dritte Buch handelt von Kriegssachen, was dabei zu beraten und vorzunehmen sei. Der Schluß des Ganzen, in dem die zwischen den Mäusen und Fröschen gelieferte Schlacht beschrieben wird, hat einen mehr epischen Charakter. — Ungeachtet der Lehrhaftigkeit gehört das Gedicht zu den besten des 16. Jahrhunderts. Eine neue Ausgabe mit Biographie des Dichters ist 1876 von Karl Goedeke besorgt worden.



M. GEORG ROLLENHAGEN BERNOA MARCHIC, FESTIVI INGENI. VIR RECTOR OLIM SCHOLAE MAGDEBURGICAE. IBIDEMQ. TANDEM ECCLESIASTES CELEBRIS

Georgius Rolenhagen

Abb. 63. Georg Nollenhagen. Verkleinert nach dem Kupferstich aus Seidel, Icones. (1671.) Nr. 62. — Unterchrift eines eigenhändigen lateinischen Albumblattes vom Juni 1595. Im Besitz des Herrn Wilhelm Künzel in Leipzig.

Aber auch ohne solche allegorische Einkleidung liebte man es in Versen zu lehren; so schrieb der Kantor Martin Agricola (1486—1556) eine gereimte Anweisung zur Instrumentalmusik („Ein kurz deutsche Musica“) und Nikolaus Agricola.

Germann. **Germaun**, der geistliche Liederdichter († 1561), eine „*Deconomia* oder Bericht, wie sich ein Haußvatter halten soll“. Bedeutender sind zwei Lehrgebichte von **Ringwaldt**. **Bartholomäus Ringwaldt**, einem Landpfarrer in der Neumark (geboren 1532 in Frankfurt a. O.; gestorben 1599).

Das eine, betitelt „*Die lautere Wahrheit*“, ist ein Lehrbuch des christlichen Verhaltens für das weltliche Kriegerleben und der Tapferkeit für die geistliche Ritterschaft und enthält ein anschauliches Bild der Zeit und ihrer Sitte in lebendigen Schilderungen. Lange Zeit war es ein Lieblingsbuch in Norddeutschland und erlebte eine Auflage über die andere in wenigen Jahren. — Das zweite „*Die christliche Warnung des treuen Eckart*“, schildert unter der Vision des sagenhaften Hüters am Venusberge die Vergeltung der irdischen Tugenden und Laster im Himmel und in der Hölle. — In beide Dichtungen sind mehrere Lieder eingefügt, die sich durch vollstümliche Frische auszeichnen. So in das letztere das bekannte „*Ein fromme Magd in gutem Stand.*“

Johann
Fischart.

Der bedeutendste und fruchtbarste Vertreter der episch-didaktischen wie der satirischen Dichtung jener Zeit ist **Johann Fischart**, genannt **Menxer**.

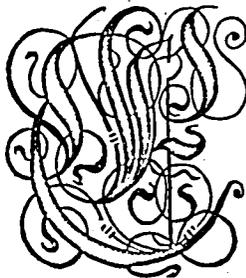


Abb. 64. Initial *M* aus Fischart's „*Vienentorb*“. Ein Beispiel der Truchverzierung im 16. Jahrh.

in Straßburger von Geburt (um 1550), aber wohl aus einem Mainzer Geschlecht, worauf sein Beinamen **Menxer** hindeutet, studierte **Johann Fischart** auf verschiedenen Universitäten die Rechtswissenschaft, erwarb 1574 in Basel den Doktorgrad, lebte dann längere Zeit als Literat, wurde 1581 vermutlich Advokat am Reichskammergericht zu Speier, jedoch ohne feste Bestallung, 1582 jedenfalls Amtmann zu Forbach bei Saarbrücken, heiratete und starb — wahrscheinlich noch nicht fünfzigjährig — daselbst im Winter 1589 auf 1590.

In Versen und in Prosa hat dieser geistreiche und gelehrte Mann, der ebenso im klassischen Altertum, wie in der französischen Literatur zu Hause, vor allem aber mit seiner heimatischen Poesie vertraut war, das Mannigfaltigste geleistet, und durchweg waltet ein tiefer Ernst unter dem Gewande seiner bitteren Satire und seines oft derben und ausgelassenen Humors. Er begann mit Gedichten wider den Jesuitenorden, der zu seiner Zeit die evangelische Kirche aufs schwerste bedrohte. 1570 erschien sein „*Nacht Rab oder Nebelkräh*“, das sich gegen einen gewissen Jakob Rabe von Ulm richtete, der aus der evangelischen Kirche in die katholische zurück und in den Jesuitenorden getreten war. Dann folgte „*Von S. Dominici, des Predigermünchs, und S. Franciszi, Varsüßers, artlichem Leben und großen Creueln*“, dann „*der Varsüßer Sekten- und Ruttenstreit*“, alles in Versen. In Prosa erschien von ihm 1579 die freie Nachbildung eines holländischen Wertes von Philipp Marnix u. d. L. „*Der Vienentorb* des Heyl. Roemischen Imenschwarmes“; im J. 1580 die „*wunderlichst, unerhörtest Legend und Beschreibung des vierhörnigen Jesuiterhütteleins*“, das die vieredige Kopsbedeckung der Jesuiten benützt, um diese als die gehässigste von allen geistlichen Gesellschaften, als die „*Jesu wider*“, darzustellen. (Weilage Nr. 44.) Lucifer, der das vierfache Horn ausgeföhnen, sagt davon:

Vienentorb.

Strasburg eingetroffen. Da schifften sich am 20. Juni in der Morgendämmerung 54 Männer unter Führung des Bannerherrn Kaspar Thomann zu Zürich auf der Simmat ein und landeten im Zwielicht des Abends zu Strasburg. Zum Zeugnis dieser schnellen Fahrt lieferten sie einen ehernen Topf mit Hirsebrei, der in Zürich gekocht worden, noch warm zur Tafel des Ammeisters, und zeigten damit, daß sie in Notfällen aus vier Tagereisen eine machen und mit den Waffen ihren Verbündeten Hilfe bringen könnten, ehe der Brei kalt geworden sei. Zum Andenken an diese für die Freundschaft der beiden Städte so bedeutsame Fahrt wurde jener ehernen Topf seitdem in der Bibliothek von Strasburg aufbewahrt; in der Bartholomäusnacht 1870 ist er mit so manchen anderen Erinnerungen der Stadt ein Opfer der Flammen geworden. 1876 aber wurde an der Stelle des Ulufers, wo die Barke der Züricher vor 300 Jahren landete, ein monumentaler Brunnen mit der Bronzebüste Fischarts zur Erinnerung an jene denkwürdige Fahrt errichtet.

Eine gedrungene, kernhafte Sprache zeichnet dieses Gedicht aus. Als die Gäste im Saale des Ammeisters zu Strasburg beim Mahl sitzen, wird ihnen zugesprochen:

<p>„Diß sei der freuntshaft eigenschaft: Zur fräud herzhafft, zur not standhaft! Sie solten mit wein küssen nun, was heut verprennet het die sunn,</p>	<p>und solten ih zu lib dem Klein auch trinten rain den Kleinschen Wein; sie solten nun die Wäcker vben, gleich wie sie heut die Ruder treiben —“</p>
--	---

Dieselbe Tüchtigkeit der Gesinnung, dazu tiefe Frömmigkeit und warme Vaterlandsiebe sprechen sich in einer Anzahl seiner kleineren Gedichte von lehrhafter Art aus, so vor allem in der „Eruslichen Ermahnung an die lieben Teutschen“, aus welcher ich folgende goldene Worte heraushebe:

„Aufrecht, Treu, Redlich, Eynig und Standhaft,
das gewinnt vnd erhält Leut und Landschaft;
also wird man gleich vnsern Alten;
also möcht' man forthin erhalten,
den Ehrenruhm auf die Nachkommen,
daß sie demselben auch nachohmen — —
Gott stärck dem Edlen Teutschen Obküt
Solch anererbt Teutsch Aldersgmüt.“

In Prosa geschrieben ist das „Philosophisch Ehezuchtbüchlein“, das frei nach Plutarch auf die Verhältnisse des christlichen Lebens übertragen, vom ehelichen Leben handelt, dann aber eine eigene vorzügliche Abhandlung Fischarts über Haus- und Familienleben enthält. Darin schildert er mit seinem Sinn das Glück und den Frieden des häuslichen Lebens, vor allem die Vorzüge einer echten Hausfrau, ihr stilles eingezogenes Wesen, ihre rastlose Tätigkeit, ihr mildes Walten. Ofters sind treffliche Verse eingefügt, die eben so sehr seine Herrschaft über die Sprache, wie seinen gesunden Humor charakterisieren und zugleich sehr beherzigenswerte Wahrheiten enthalten. So zeigt er in der nachfolgenden Stelle, wie eine kluge Frau ihren heftigen Mann behandeln soll:

Ehemetter.

<p>Wann er schreiet, Sie nur schweiget, Schweigt er dan, Redt sie in an; Ist er grimmsinnig, Ist sie küßsinnig, Ist er Bilgrimmig, Ist sie stillsinnig; Ist er Stillgrimmig, Ist sie Trostsinnig,</p>	<p>Ist er Angstümmig, Ist sie kleinstümmig, Lobt er aus grim, So weicht sie im; Ist er wütig, So ist sie gütig; Mault er aus grim, Redt sie ein im. Er ist die Sonn, Sie ist der Mon; Sie ist die Nacht, Er hat Tags macht,</p>
---	---

Ermahnung an die lieben Teutschen.

Ehezuchtbüchlein.

Bienenkorb

Des Heyl. Römischen Imers Schwarms / seiner Humelszellen (oder Himels- zellen) Zurnausnäster/ Brämenge- schwärm und Wäspenactök.

**Sampt Läuierung der Heyl. Röm. Kirchen Ho-
nig wabē: Einweihung vñ Berdächung oder Segen-
nung der Imenshök: vñ Erlesung der Bullenblumen der Decretenträuter des
Secundischen Klosterhofsops/ der Suiter Säuviseln/ der Saurdonische Säu-
tonen/ des Magis nolteische Uirvipsenheiß/ vñ des Imenplatts den Platt-
imen auch des Weisbaues vñ S. Caffis von Wunderbäumen/ 2c. Altes
nach dem rechten Himelsbrau oder Manna iustirt/ vnd mit
Wengertletten durchzirt.**

**Durch Jesuwalt pißhart/ des Canonischen Rech-
tens Canonisireten oder Gewürdigten/ 2c.**



Wlangst hatt klaat mein Krater Naß In offnem Irud/ wie ich selbst das.
Es sei ein Römischer Binkorb trudt (Des honig er sonst vil het gschluckt)
Aber der sei im nit betanlich/ Weil das Teutsch ist so vnuerständlich/
Das er nicht wiß/ ob es Teutsch sei/ Oder eyn Kuderwelcher Pret.
Nun istß nit on/ er ist außgegangen Auß Alder Teutsch/ vnd wol abgangen
Welchs Teutsch die Naß nit schmackē mag Deshalb/ damit er subz seyn klag:
Wil ich im zu lieb teutsche thun Auß gut prent Frändlich hoch Teutsch nit
Dann ich in so viel lieber haß/ Weil er nicht ist gecheider das.
Welauff die Humeln prummen schon/ Eyn jeder seiner Nasen schon/
Wer mit den Wäspen vn will gehn.

Gedruckt zu Ehrstlingen.

Titel und Schluss von Fischarts „Bienenkorb“ v. J. 1581,
nach dem Exemplar der Universitätsbibliothek zu
Leipzig. (Wirklicher Druckort wahrscheinlich Nürn-
berg.) Am Schluss des Werkes die Druckangabe:
„Explicet Explicunt, sagt die Katz zum Hund, Wüest sind
ungefund. Getruckt zu Ehrstlingen bey Desno Sattgewinn.
M.D.LXXXI.

177. 45.
Auffentheurlich Naupengeheurliche
Geschichtsklitterang

Von Thaten vnd Rhaten der
vor kurtzen langen vnd je weilen Vollenwolbe-

schreiten Helben vnd Herren

Grandgofchier Gorgellantua vnd des
des Eitelburstlichen Durchburstlechtigen Fürsten Panta-

gruel von Durstwelten/Königen in Vtopien/Jederwelt
Ruffantenen vñ Rienenreich/Soldan der Neuen Cannarien Fäumlappen
Dipsoder/Dürstling/vñ Dudsiffen Inseln: auch Großfürsten im Finsterfall
vnd Nu bel Nibel Nebelland/Erboßt auff Richilburg/vnd Hider-
herren zu Nullibingen/Mullentlein vnd Niergendheym.

Erwan von M. Franz Nabelais Französisch entworffen:

Nun aber vberschrecklich lustig in einen Teutschen Mo-
del vergossen/vnd vngesidlich oben hin/wie man den Grindigen laufft/in vnser
Mutter Lassen ober oder drunder geickt. Auch zu diesen Trud wider auff den
Ampos gebracht/vnd dermassen mit Mantadurfftigen Mythologien oder
Geheimnuß deutungen verpoffelt/verschmüdt vnd verdängelt
das nichts ohn das Eisen Dufft dran mangelt.

Durch Huldrich Ellopofleton.

Si laxes eripit:
Zu Lud entriehts:

Si premas erumpit.
Ein Trud entjiehts.



Im Fischen Giltis Mischen.

Gedruckt zur Grentsing im Gänsserich. 1590.

Titel von Fischarts „Geschichtsklitterung“ v. J. 1590.
Nach dem Exemplar der Universitätsbibliothek zu Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing.

Bielefeld und Leipzig.



Was nun von der Sonnen Am Tag ist verprommen,	Zwen harte stain Maln nimmer klain.
Das kült die Nacht Durch des Monß macht;	Ein gscheid Frau laßt den Man wol wüten,
Also wird gestillt, Auch was ist wild.	Aber darfür soll sie sich hüten,
Sonst gern gschicht, Gleich wie man spricht:	Das sie in nicht lange maulen laße,
	Sonder durch linde weis und mase
	Vnd durch holdselig freundlich gspräch
	Bei zeiten im den Mund aufsprech.

In demselben Sinne wie hier über das Verhältnis von Mann und Frau ^{Kinder-} spricht er in seiner „Anmanung zu christlicher Kinderzucht“, die 1578 dem Straß-^{zucht.} burger Katechismus beigegeben ward, über das Verhältnis der Eltern zu den Kindern. Im J. 1846 hat Bilmar dieses kleine Gedicht, das sich in herzlich eindringlicher Weise über Elternfreude und Elternpflicht, Kinderlust und Kinderleben verbreitet, wieder ans Licht gezogen und durch eine neue, seitdem bereits wiederholte Ausgabe uns wiedergeschenkt, wie denn Bilmar Fischart überhaupt in seiner Literaturgeschichte, auch in besonderen Schriften aufs zutreffendste und eingehendste charakterisiert hat.

Höchst komisch und doch von allen verben Scherzen frei ist Fischarts „Poda-^{Trostbüch-} grammisch Trostbüchlein“, das zwei Schutz- und Lobreden des „Hochgeehrten, Glieder-^{lein.} mächtigen und zarten Fräulins PDDWYX“ enthält.

Das umfangreichste und bedeutendste Prosawerk Fischarts ist ein Roman, dem ein Teil des „Gargantua et Pantagruel“ von Rabelais zu Grunde liegt. Der sonderbare, zugleich für den Stil des ganzen Buches charakteristische Titel dieses zuerst 1575 gedruckten Romans, den ich zum Vergleich mit dem noch umfanglicheren, in der Beilage (Nr. 45) getreu nachgedruckten Titel hier mitteile, lautet:

„Affenteurliche vnd Ungeheurliche Geschichtsschrift Vom Leben, Thaten vnd Thaten der for langen weilen Vollenwolbeschrainen Helden vnd Herrn Grandgusier, Gargantua, vnd Pantagruel, Königen in Utopien vnd Nienenreich. Etwan von M. Francisco Rabelais Französisch entworfen: Nun aber vberschrecklich lustig auf den Teutschen Meridian visiert, vnd ungesährlich obenhin, wie man den Grindigen laufft, vertirt, durch Guldrich Elloposcleron Reznem. Anno 1. 5. 75.“

In der Tat ist das französische Original nur als Skizze für die deutsche ^{Geschichts-} Bearbeitung benutzt. Gargantua, ein riesenhafter Fresser, ist eine Figur aus der ^{Nitterung.} altfranzösischen, vielleicht sogar keltischen Riesensage, die der französische Satiriker wieder erneuerte, um das Unförmliche und Verkehrte, das Maßlose und Ungeheure seiner Zeit daran zu zeigen. Sein Sohn Pantagruel, ein ungeheurer Trinker, dient demselben Zwecke. Ohne bestimmte satirische Absicht stellt Fischart nun in seiner Umgestaltung das Leben eines riesigen, in sinnlicher Überfülle strotzenden Geschlechtes dar. „Alle Einrichtungen, Beschäftigungen und Genüsse eines vollblütigen, übergesunden Erdenlebens werden in den dichtgehäuften Schilderungen ausgemalt: der Keller und die Küche, die Mahlzeit und das Trinkgelage, die Hochzeit und die Kinderstube, die Bekleidung, der Unterricht, die Jugendübungen, Spiel und Tanz, die Festschule, die Schießstätte, die Bibliothek und das Zeughaus, die Sophistik und die Kriegskunst; und am Schlusse des Ganzen wird das Kloster Willigmut gestiftet, ein irdisches Paradies, in dem alle diese Welt Herrlichkeit vereinigt ist.“ Die satirische Verhöhnung geht natürlich durch das ganze Buch, sie

geißelt die Abgeschmacktheit der Genealogien und Stammbäume, die Schwägerei und die Trunksucht, den Kleiderluxus und die unverständige Kindererziehung, die hochmütige Gelehrsamkeit und so fort. In den Rahmen des französischen Originals hat Fischart die Fülle und Mannigfaltigkeit des deutschen Wesens in unerschöpflich neuen Ausdrücken und Redewendungen hineingetragen, und so ist sein Werk eine Schatzkammer für die Kenntnis des deutschen Volkslebens im 16. Jahrhundert geworden.

Fischart's sämtliche Dichtungen mit Erläuterungen haben Heinrich Kurz und neuerdings N. Gauffen, jeder in drei Bänden, herausgegeben; eine Auswahl in einem Bande hat Goedeke besorgt. Ein streng kritischer Abdruck der ersten Ausgabe der „Flohhaß“ und „aller Praktik Großmutter“ ist in den von Wilh. Braune herausgegebenen „Neudrucken deutscher Literaturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts“ erschienen, ebenda der Gargantua. Eine treffliche Sammlung von Sprüchen aus Fischart's Werken enthält das Büchlein „Altdeutsches Herz und Gemüt.“

Es fehlte Fischart nicht an Nachahmern, doch sind unter den zahlreichen Gedichten, die sich in Stoff und Sinn seiner satirischen Muse angeschlossen, nur wenige nennenswert.

Müden-
krieg.
Gans-
föng.

Die besten sind der „Müdenkrieg“, ein Krieg der Müden und Ameisen, von Hans Christoph Fuchs (1580) und der „Ganskönig“ von Wolfhart Spangenberg (1607), der durch seinen Nebentitel eingehend charakterisiert wird. Derselbe lautet: „Ein Kirchweylich Gedicht, von der Martins Gans: wie sie zum König erwählt, resignieret, ihr Testament gemacht, begraben, in Himmel vnd an das Gekirn kommen; auch was ihr für ein Lobspruch vnd Lehr-Sermon gehalten worden.“ Ein fließend geschriebenes Gedicht, nicht ohne breite Einmischung von geschichtlichen Daten, naturgeschichtlichen Belehrungen und satirischen Anspielungen auf Staat und Kirche, aber launig in seinem Lob auf die gebratene Martinsgans, den auf dem deutschen Festisch so gern gesehenen Vogel.

Auch an Sprüchen, Rätseln und Priameln fehlte es in der Gelehrtenpoesie nicht. Das Schönste aber, was aus den Kreisen der Studierten hervorging, ist das evangelische Kirchenlied.

Kirchen-
lied.

Das deutsche Kirchenlied des 16. Jahrhunderts war darum so dichterisch gewaltig, so unvergänglich, weil es nicht für das Volk, sondern aus dem Volke heraus geschaffen war. Durch und durch volkstümlich ist das Kirchenlied der Reformationszeit: nur wirklich Erlebtes, wirklich Erfahrenes und gemeinsam Erlebtes und gemeinsam Erfahrenes wird darin gesungen, dazu in volksmäßigen Formen, im alten Hildebrandston, in kurzen Reimpaaren, oft in Ton und Melodie an weltliche Volkslieder (Aus „Inspruch, ich muß dich lassen“ entstand „O Welt, ich muß dich lassen“ zc.) erinnernd. Darum brach es sich auch so rasch Bahn; und es geschah, wie Katharina Zellin in der Vorrede zu einem von ihr herausgegebenen Gesangbuche (1534) bezeugt: „Der Handwerksgeßell sang ob seiner Arbeit, die Dienstmagd ob ihrem Schlüsselwaschen, der Acker- und Rebmann auf seinem Acker und die Mutter dem weinenden Kinde in der Wiege.“

Katharina
Zellin.

Luthers
Lieder.

Der Schöpfer des kirchlich reformatorischen Volksliedes ist — wie oben bereits gesagt — Luther selbst, und seine Lieder entsprechen dem eben skizzierten Charakter am meisten. Von der Schule und dem Kloster her liebte er die Musik, darum preist er sie wiederholt und weiß „auff alle guete Gesangbücher“ keine bessere „Vorrede“ als die, welche „Frau Musica“ selber hält und die er dem Wittenbergischen Gesangbuch von 1543 vorgelesen hat:

Frau
Musica.

Für allen freuden auf erden
 kan niemand kein feiner werden
 denn die ich geb mit meim singen
 und mit manchem süßen klingen.

Hie kan nicht sein ein böser mut,
 wo da singen gesellen gut;
 hie bleibt kein zorn, zank, haß noch neid,
 weichen muß alles herzeleid;
 geiz, sorg und was sonst hart anleit,
 fährt hin mit aller traurigkeit.

Auch ist ein jeder des wol frei,
 daß solche freud kein sünde sei,
 sondern auch Gott vil baß gefällt
 denn alle freud der ganzen welt:
 dem teufel sie sein werck zerstört
 und verhindert viel böser Mörd.

Das zeugt David des königes tat,
 der dem Saul oft geweret hat
 mit gutem süßen harfenspiel,
 daß er in großen mord nicht fiel.

Und in den „Lischreden“ sagt er u. a.: „Die Musit ist eine schöne, herrliche Gabe Gottes und nahe der Theologie. Ich wollte mich meiner geringen Musit nicht um was großes verzeihen (entschlagen).“

Am volkstümlichsten war Luther, wo er von Liedern ausging, die im Volke heimisch waren und die er selbst einst als Rurrendeknabe vor den Häusern gesungen haben mochte. „Seine Lieder,“ sagt Wilhelm Wackernagel, „atmen eine gesunde Kraft und Freudigkeit des Glaubens, verschmelzen kindliche Einfalt mit dem Heldeutmute des in Christo erwachsenen Mannes, haben meist die ungesuchte Kunst der Volksart, sind nur selten getrübt durch unlyrische Lehrhaftigkeit.“ Ganz vereinzelt sind bei ihm geschmacklose Stellen, wie wenn er von dem rechten Osterlamm „in heißer Lieb' gebraten“ spricht, oder in einem Osterliede sagt: „Wir essen und leben wohl in rechten Osterfladen.“

Die Zahl seiner Lieder ist nicht groß, sie beträgt nur 37, die meisten (20) im Jahre 1524 verfaßt. Vgl. die vorzügliche Ausgabe von Philipp Wackernagel: „Martin Luthers geistliche Lieder mit den zu seinen Lebzeiten gebräuchlichen Singweisen.“ Sieben darunter sind Nachdichtungen von Psalmen, die er besonders liebte und deren Wert er in der berühmten Vorrede zum Psalter vortrefflich dargelegt hat. Es sind aber aus eignem Erlebnis hervorgegangene Umdichtungen wie „Aus tiefer Not schrei ich zu dir“. In dem bekanntesten dieser Lieder, dem Reformationsgesange: „Ein feste Burg ist unser Gott,“ dessen erste Drucklegung in der Beilage Nr. 46 treu nachgebildet ist, klingt der 46. Psalm nur an, dann geht es im Schutz- und Truthton selbständig weiter. Eigentliche Originallieder hat Luther nur acht gedichtet, unter denen die Kinder- oder Weihnachtslieder wie „Vom Himmel hoch“ am bekanntesten

Zum Göttlichen wort und wahrheit
 macht sie das herz still und bereit,
 solches hat Eliseus bekannt,
 da er den geist durchs harfen fand.

Die beste Zeit im jar ist mein,
 da singen alle vögelein;
 himmel und erden ist der voll,
 viel gut gesang da lautet wol.
 Voran die liebe nachtigall
 macht alles fröhlich überall
 mit ihrem lieblichen gesang:
 des muß sie haben immer dank.

Vil mer der liebe Herre Gott,
 der sie also geschaffen hat,
 zu sein die rechte sängerin,
 der musteen ein meisterin.
 Dem singt und springt sie tag und nacht,
 seins lobes sie nichts müde macht:
 den ert und lobt auch mein gesang
 und sagt ihm ein ewigen dank.

sind. Ein „Kinderlied“ heißt übrigens auch das in unseren Tagen wieder viel citierte, wenn auch nicht mehr unverändert gesungene:

Erhalt uns Herr bei deinem Wort | die Jesum Christum, deinen Sohn,
und steur des bapst und türken mord, | wöllen stürzen von deinem tron! etc.

weil es zunächst bei dem im Jahre 1541 zum Gebet wider die Türken in Wittenberg angeordneten Gottesdienst für den Gesang der Chorknaben bestimmt war.

Luthers
Schüler.

In Luthers Fußstapfen traten seine Freunde und Schüler, darunter Justus Jonas († 1555 als Pfarrer und Superintendent der fränkischen Kirche im Fürstentum Coburg), der den Reformator auf den Reichstag zu Worms begleitete und an der Bibelübersetzung mitarbeitete. Er machte einige Psalmen „sängbar“, so den 124: „Wo Gott der Herr nicht bei uns hält“, während Melanchthon nur lateinische Hymnen dichtete. — Paul Eber, Stadtpfarrer von Wittenberg und Superintendent des Kurkreises († 1569), Melanchthon insbesondere innig verbunden, lebt noch heute in der Kirche fort durch die Lieder: „Herr Jesu, wahrer Mensch und Gott“ und „Wenn wir in höchsten Nöten seyn.“ — Paul Speratus, der Hofprediger beim Herzog Albrecht in Preußen († 1554), der sich um die Evangelisation Preußens hochverdient gemacht hat, hat uns das Bekenntnislied „Es ist das Heil uns kommen her“, eine in Verse gebrachte Rechtfertigungslehre, hinterlassen. — Nikolaus Decius, Propst im braunschw. Kloster Steterburg, zur Reformation übergetreten, Lehrer in Braunschweig, dann Prediger in Stettin, 1541 vergiftet, ist der Verfasser der zuerst niederdeutsch erschienenen Lieder „Alleine God in der höge sy ere“ (Allein Gott in der Höh sei Ehr!) und „O Lamm Gottes unschuldig“ (O Lamm Gottes unschuldig). — Der schon (S. 212) erwähnte Kantor Nikolaus Hermann in Joachimstal sang für seine Schulkinder das noch heute in unseren Gotteshäusern nachklingende Weichnachtslied: „Lobt Gott, ihr Christen, alle gleich.“ — Johann Gramann (Poliander), „der preußische Orpheus“, der 1541 als Pfarrer zu Königsberg i. Pr. starb, dichtete den 103. Psalm in das noch fortklingende Lied: „Nun lob mein Seel den Herren“ um. — Auch von Bartholomäus Ringwaldt: „Es ist gewißlich an der Zeit“ (vgl. S. 212), Erasmus Alber: „Christe, du bist der helle Tag“, Burhard Waldis: „Wann ich in Angst und Nöten bin“ (vgl. S. 210), besitzen wir geistliche Lieder.

So wurde in der Reformationszeit der Grund gelegt zu dem großartigen deutschen Kirchenliedererschatz, der im Laufe der Zeit zu nahe 100000 Nummern herangewachsen ist, unter denen man 7—800 Kernlieder feststellen kann. Die erste Blüte ging freilich schnell zu Grunde, bei den nachfolgenden Liederdichtern trat nur zu häufig ein vorwiegend lehrhafter und polemischer Ton an Stelle des kirchlich volksmäßigen Schwunges. Erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts traten wieder bedeutendere Dichter auf.

Nicolai.

Selnecker.

Valerius
Herberger.

Da sang Philipp Nicolai, der 1608 als Prediger zu St. Katharinen in Hamburg starb, sein „geistlich Brautlied“ über den 45. Psalm: „Wie schön leuchtet der Morgenstern!“ und sein „geistlich Tagelied“: „Wachet auf, ruft uns die Stimme“; da entstand Selneckers „täglicher Seufzer“: „Laß mich dein sein und bleiben“, der noch heute den ständigen Schlußvers beim Gottesdienst, u. a. in Leipzig bildet, wo er 1592 starb; da dichtete der Elsfässer Martin Schalling († 1608 in Nürnberg) sein köstliches Lied: „Herzlich lieb hab' ich dich, o Herr“; und der große Prediger Valerius Herberger, dem die Christenheit zahlreiche Erbauungsschriften verdankt († 1627 in seiner Vaterstadt Fraustadt in Großpolen), verfaßte inmitten der die Stadt heimsuchenden Pest sein einziges Lied „Was ist dir geben, du arge falsche Welt!“ Da dichtete der Reformator Schlesiens, Johann Heße, Pfarrer zu

Der. 46. Ein trost Psalm.

In seiner aygnen weyß.

In feste burg ist vnnsere Gott / ain gute
Woi vnd waffen / Er hilfft vns frey auß
aller noth / die vns yez hatt betroffen / der alle
böse feyndt / mit ernst ers yezt meint / groß
macht vnd vil list / sein grausam rüstung ist /
sufferd ist nicht seins gleichen.

Mit vnnsere macht ist nichts gethan / wir
seind gar bald verloren / Es streyt für vns der
rechte man / den Got hat selbs erkoren / Fragst
du wer der ist / er hayßt Jesu Chriß / der Herr
Zebaoth / vnd ist kein ander Gott / das feld
muß er behalten.

Vnd wen die welt vol teuffel wer / vnd wolt
vns gar verschlingen / So fürchten wir vnns
nicht zu ser / es sol vns doch gelinge / Der Fürst
diser welt / wie saur er sich stellt / thüt er vns
doch nicht / das macht er ist gerichte / ain worts
lin kan in sellen.

Das wort sy sollen lassen stan / vnd kein
danck dartzu haben / Er ist bey vnns wol auß
dem plan / mit seinem gayßt vnd gabe / nemen

24

sy den leyb / güte ehrs kind vnd weyb / laß farert
dahin / sy habens kein gewin / das reich muß
vns doch bleyben.

Erster erhaltener Druck von Luthers Reformatiönslied
„Eine feste Burg ist unser Gott“

aus „Form und ordnung Gaystlicher Gesang vnd Psalmen, welche Gott dem Herren zu lob
und eer gesungen werden. Auch das Fruegebett Anstat die Bapstischen Mess zu halten.
Alles von newen corrigiert gemert und gebessert.“

(Augsburg, wahrscheinlich 1529) Blatt 23 und 24.

Nach dem einzig erhaltenen Exemplar der Stuttgarter Bibliothek.

Breslau († 1547) „O Mensch, bedenk zu dieser Frist“. Das ihm zugeschriebene Lied: „O Welt, ich muß dich lassen“ nach der Weise des weltlichen Volksliedes „Innsbruck, ich muß dich lassen“ erscheint erst nach seinem Tode in Gesangbüchern. Zuweilen kommen in diesen Liedern allerhand künstliche Ausschmüdcungen vor, z. B. der Gebrauch, durch die Anfangsbuchstaben der Strophen und Verszeilen die Namen einer regierenden Person oder des Verfassers zu bezeichnen. So sind die beiden obengenannten Lieder Nicolais Ukroslichs auf Wilhelm Ernst Graf und Herr zu Waldeck, den Schüler des Dichters; Herbergers „Valot“ ist ein Ukroslichon auf seinen Taufnamen „Valerius“. Auch Lateinisches wird eingemischt:

„Zwingt die Saiten in cithara
und laßt die süße musica
ganz freudenreich erschallen.“

So kam denn der gelehrte Gang der Zeit in dem so volkstümlich ange- Strophische
Lieder.
stimmten Kirchenliede der Reformation wieder zum Vorschein, und noch mehr

machte er sich breit in den geringen Ansätzen der Gelehrten zu weltlicher Lyrik, die ganz dem welschen, d. h. dem italienischen, und mehr noch dem französischen Vorbild nach-eiferte. Man schrieb, druckte und las die damals durch Paulus Melissus eingeführten Sonette und die von Zingref im Anfang des 17. Jahrhunderts bearbeiteten Alexandriner, aber man konnte sie nicht singen. Sangbar blieb nur — außer dem Kirchenlied — das weltliche Volkslied, dessen höchste Blüte in den Anfang des 16. Jahrhunderts fällt.

Einen breiten Raum nehmen auch hier die historischen Lieder ein, zu denen die Kriegshändel des Reformationszeitalters ebensoviel Stoff lieferten, als die des 15. Jahrhunderts, vor allem der Mailänder Krieg, den der deutsche Kaiser und der König von Frankreich aus Anlaß der Erbansprüche auf Mailand um die Herrschaft in Italien führten; besonders hat sich da eine neue Gattung



Abb. 66. Ein Fahnenwender der Landstrolche zu Anfang des 16. Jahrhunderts.
Nach dem Stich von Albrecht Dürer.

entwickelt, die Landsknechtspoesie, die unter den Volksliedern einen namhaften Platz einnimmt.

Landsknechte.

Ihre Begründung und ihre erste Einrichtung (1492) verdankt die Mühsal der Landsknechte merkwürdigerweise keinem anderen, als dem Kaiser, den man als den „letzten Ritter“ gefeiert, Maximilian I., von dem sie selbst sangen:

Gott gnad dem großmächtigen kaiser fromme
Maximilian! bei dem ist aufsumme
ein orden, durchzeucht alle land
mit pfeiffen und mit trummen:
landsknecht sind sie genannt.

In dem langwierigen Streit zwischen Habsburg und Frankreich, der bis zum Ende des dreißigjährigen Krieges das Triebrad aller politischen Bewegungen Europas blieb, sah sich der junge Held voll „teurer Gedanken“ vom Adel seiner Erbstaaten verlassen und von der ungebändigten Reichsritterschaft wenig unterstützt; da befohl er, Fußvolf aus der jungen Mannschaft des Landes zu werben, und mit Hilfe des Grafen Eitelriedrich von Zollern und Georgs von Frundsberg brachte er ein Heer aus den österreichischen Erblanden zusammen, das bald einen berühmten Namen durch die ganze Welt erwerben sollte. Diese Leute waffnete er nach Schweizerart ohne Schild mit achtzehn Fuß langen Spießen, mit Hellebarden und ungeheuren Schlachtschwertern, lehrte sie Glied und Kotte halten und führte sie unter obligen und bürgerlichen Hauptleuten, den Weibeln, wider die Feinde. Eine besondere Ehre war es, die Fahne des Regimentes zu tragen. Der Fahnenchwenter (Fähnrich) mußte schwören, von ihr nie zu lassen, nach Verlust der Hände sie mit den Zähnen festzuhalten, in der letzten Not sich selbst hineinzuwickeln und Leib und Leben dabei und darin zu lassen.



Abb. 67. Landsknechte nach Beendigung des Bauernkrieges. Nach dem Stich von Hans Sebald Beham.
„Wo nun hinaus? Der Krieg hat ein Loch.“

So entstanden die Landsknechte (nicht Lanzknechte, wie sie fälschlich später zuweilen genannt worden sind), d. h. eingeborene Kriegsknechte, die in ihrer Taktik, in ihren Gewohnheiten, in ihrem Gerichte und Recht nichts anderes als das alte Volkshier der Merowingerzeit waren. Sie selbst, in deren Reihen übrigens auch Männer von Adel sich befanden, nannten sich mit Vorliebe die frommen Landsknechte; so heißt es in ihren Liedern:

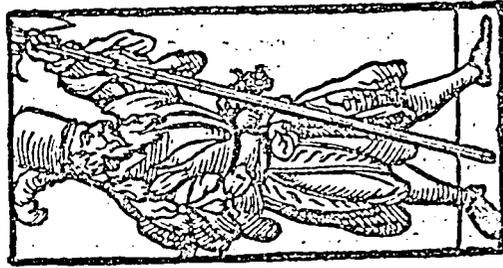
Der her her, ir frommen teutschen landsknecht gut!

Last uns in die schlachtordnung stan, —

obgleich sie nichts weniger als fromm im heutigen Sinne des Wortes waren, auch keineswegs sein wollten; aber das Wort „fromm“ hatte damals einen anderen Sinn, es bedeutete förderlich, tüchtig, seine Pflicht erfüllend (vgl. es frommt; frommer Gott), also für die Landsknechte: treu zur Fahne sich haltend, brav, tapfer; erst nach Luther hat das Wort die religiöse Bedeutung bekommen, die es heute noch hat.

Von dem Charakter und Wesen der Landsknechte zeugen ihre Lieder, die zum Teil zu den besten historischen Volksliedern gehören. Ein leichtfertiger Ton geht durch die meisten derselben, wie es in dem „Spruch der Landsknechte“ heißt:

**Ein schön neues
Lied, Von der Schlacht
vor Pavia gesehen: Gedicht vnd
erstlich gesungen/durch Hansen vort
Wirzburg/ In ein neuen
Thonzusingen.**



Wes wölten wir aber heben an / ein neu-
1. ves lied zu singen : Wol von dem Kö-
nig auß Brandreich / Meylandt das wolt er
zwingen. Das geschach da man zelt Laufent
fünff hundert Jar / im fünff vnd zweinzigsten
ist geschehen / Er zoch daher mit Heerestrafft/
hat mancher landtsknecht gesehen.

¶ Er zoch für ein Statt die heist Meylandt/
2. dieselb thet er zwingen : Darnach für ein Statt
die heist Pavia / er meint er wöltes gewinnen.
Darinn lag mancher landtsknecht frisch / das
heist der König verschwozen / er sprach sie solten
die Statt aufgeben / sie wer sonst schon verloren.

¶ Der vns das lieblein newe sang / von neu-
3. esen. wem hat gelungen : Das hat gethan ein landts-
knecht gut / den Rayen hat er gesprungen. Wan
er ist auff der Kirchweyh gewest / der Pfesser
ward verlassen / man richt in mit langen Spieß-
sen an / mit Hellenparten geschmalhen.

**Gedruckt zu Augspurg/
bey Michael Manger.**

Titel und Textprobe eines alten Druckes des berühmten Liedes der Landsknechte von der Schlacht bei Pavia 1525.
Nach dem Exemplar der k. Bibliothek zu Berlin von ca. 1570.

XXXVI. S. Isaac.

S
 Groß' ich muß dich lassen / ich far do hin mein strassen / in fremde länd do
 hin / mein freud ist mir genomen / die ich nie weiß bekommen / wo ich im e lend
 bin wo ich im e land bin.

Groß' heid muß ich vertragen / das ich allein thu klagen / dem liebsten hülen mein / ach lieb nun
 laß mich armen / im hertzen dein erbarmen / das ich muß von dannen sein.

Mein trost ob allen weyben / dein thu ich ewig pleyben / stet trew der eren frunt / nun muß dich
 Gott bewaren / in aller thugent sparen / bis das ich wider kum.

f. 3.

Innsbruck / ich muß dich lassen.

Das am meisten gesungene Abschieds- und Reiselied des XVI. Jahrhunderts aus der Sopranstimme von Georg Forsters Sammlung: „Ein aufzug guter alter vñ newer Teutscher liedlein einer rechten Teutschen art / auff allerley Instrumenten zu gebrauchen / auserlesen. [Getruckt zu Nürnberg bey Johan Petreio. 1539.]

Nach dem Exemplar der Jenaer Universitätsbibliothek.

Unser liebe Fraue
vom kalten Brunnen
bescher uns armen Landsknechten
ein warme Sonnen,

daß wir nit erfrieren!
Wol in des Wirtes Haus
trag' wir ein vollen Säckel
und ein leeren wieder auß.

oder in einem anderen bekennen sie sehr aufrichtig:

Fasten und beten lassen sie wol bleiben
und meinen, Pfaffen und Mönch sollen's treiben zc.

in einem anderen:

Der in Krieg wil ziehen,
der sol gerüstet sein;
was soll er mit ihm führen?
Ein schönes Fräulein,
ein langen Spieß, ein kurzen Degen;
ein Herren wöllen wir suchen,
der uns Bescheid soll geben,

Und gibt er uns dann kein Geld nit,
leit uns nit viel daran:
so laufen wir durch die Wäldte,
kein Hunger stoßt uns nit an:
der Hüner, der Wäns haben wir so vil,
daß Wasser auß dem Brunnen
trinkt der Landsknecht, wan er will.

Den höchsten Triumph feierten die deutschen Landsknechte in der berühmten ^{Pavler-} Schlacht bei Pavia am 25. Februar 1525, in der sie unter ihrem „lieben Vater“, dem reißigen Georg von Frundsberg, die seit mehr als einem Jahrhundert für unüberwindlich gehaltenen Schweizer glänzend zu Boden warfen. Die Siegesfreude der tapferen Streiter leuchtet denn auch hell auf in dem Liede von der Pavierschlacht (Weilage Nr. 47), wo es heißt:

Die Schlacht währt anderthalb Stund,
da war sie schon vergangen;
wurd mancher Schweizer zu Tod geschlagen,
maniger wurd gefangen; zc.

Von dem Frundsberg haben sich übrigens auch einige Verse erhalten, die er nach dieser gewaltigen Schlacht selbst verfaßte und die er sich oft vor Tisch mit vier Stimmen oder Instrumenten singen ließ. Sie klingen fast trostlos; er singt:

Kein Dank noch Lohn
davon ich bring,
man wiegt mich ring (gering)

und ist mein gar
vergessen; zwar
groß Not und G'far

ich bestanden han,
was Freude soll ich haben
dran?

Durch den Dienst in fremden Landen und in fremdem Sold arteten die Landsknechte nach und nach sehr auß und galten überall als Landplage, so daß es von ihnen hieß:

Der Landsknecht Mut
Mord, Raub und Brand
Martern und Schweren
allein um Gut
und ist nichts als der Welt Mut.

nißt nichts gut,
acht er kein Schand,
braucht er zu ehren,
er kriegen tut

Allmählich veraltet auch der Name, wird im Heer selbst nicht mehr verwendet und erscheint nur noch in weiterer Bedeutung oder in dichterischer Verwendung. In meisterhafter Weise hat ihr Andenken erneuert der volksliedkundige Hoffmann von Fallersleben, dessen Landsknechtslieder echte Nachdichtungen sind, die den Volkston voll und ganz getroffen haben und durch und durch deutsches patriotisches Leben atmen. Insbesondere hat er die Pavierschlacht in den folgenden Versen gefeiert:

Das Fähnlein auf! Die Spieße nieder!
Dem Kaiser Sieg! Dem Feinde Tod!
Das Leben ist gar wohlfeil heuer;
Ihr Landsknecht, drum verkauft es teuer—
So war des Frundsbergs erst Gebot.

Da sah man Spieß und Schwerter blihen
Wie Sternlein in der blauen Nacht.
Die Kugeln in den Lüften flogen,
Es sprang das Blut wie Regenbogen
Wohl zu Pavia in der Schlacht.

Das war kein Tag wie alle Tage,
Das war ein roter heiliger Tag,
Als fern vom deutschen Vaterlande
Vor deutschem Mut mit Schmach und Schande
Das fremde Heer im Kampf erlag.

Nach Gott dem Frundsberg Lob und Ehre!
Denn er ist aller Ehren wert.
Du hast dein Völklein wohl geleitet,
Du hast den schönen Sieg bereitet!
Da! Alter, nimm das Königschwert!

Merkwürdigerweise wissen wir von keinem historischen Liede der Bayern aus der Zeit ihres mit der Schlacht von Pavia gleichzeitigen Aufstandes; nur über sie gibt es gereimte, wenig poetische Erzählungen und Lieder. Luther sagt ziemlich hart in Beziehung auf diese Tatsache: „Ich freue mich, daß Gott die Bayern einer so großen Gabe und Trostes beraubt hat, daß sie die Musicam nicht hören.“ Auch nur wenige Lieder sind uns aus dem Schmalkaldischen Kriege anbewahrt, darunter eines, das von der Fehde zwischen Moritz von Sachsen und dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg handelt. In einigen Liedern wird der „Türkenfrei“ wiederholt, der schon im 15. Jahrhundert an die deutsche Nation ergangen war. Außerdem gibt es eine Reihe historischer Lieder, in denen Einzelthaten wie die des Herzogs Ulrich von Württemberg gefeiert werden.

Am meisten gingen im Schwange die Lyrischen Lieder, vor allem die Liebeslieder, in all der Mannigfaltigkeit und Vieltönigkeit, die ihnen schon in den früheren Jahrhunderten (vgl. S. 179 ff.) eigen gewesen war: Tageweisen, Frühlings- und Herbstlieder zc. Und wie die Landsknechte ihre Lieder hatten, so hatte der Landmann seine „Grasliederlein“, der Bergknapp im Schacht seine „Bergliederlein“, der Weidmann seine „Jägerlieder“, und abends zogen Jünglinge und Mädchen im Ring und die Gassen ab (gassatim) und sangen ihre „Gasslieder“ oder „Gassenhawer“. Und wo bei frohem Mahle ein geselliger Kreis vereint war, da durfte auch der Gesang nicht fehlen, da wurden „Gesellschaftslieder“ angestimmt, deren Genuß noch durch die aufkommende Kunst des mehrstimmigen Singens erhöht wurde. Da sang man im Vollgenuß der Naturfreude: „Herzlich tut mich erfreuen die fröhlich Sommerzeit“ (bereits 1561 von Johann Balthar geistlich ungedichtet; das Sterbelied Knolls: „Herzlich tut mich verlangen nach einem selgen End,“ lehnt sich nur an die Anfangsworte an). Beim Abschiede wurde angestimmt: „Ach Gott wie weh tut Scheiden!“ oder noch häufiger: „Junsbruck, ich muß dich lassen,“ in Heinrich Isaacs inniger, kraftvoller vierstimmiger Melodie, das Georg Forster, Luthers musikalischer Freund, in seine reichhaltige Sammlung weltlicher und geistlicher Lieder aufnahm (Beilage Nr. 48); von Joh. Hesse geistlich ungedichtet in: „O Welt, ich muß dich lassen“ vergl. S. 216, 219; von Paul Gerhardt seinem Abendliede: „Nun ruhen alle Wälder“ zu Grunde gelegt. — Allmählich aber schlich sich allerhand Unvolksmäßiges ein — man sammelte die Lieder in Büchern und vernachlässigte und vergaß über dem kunstmäßigen Gesange die Worte; gelehrte Wendungen, selbst mythologische Bezüge schlichen sich ein, dazu kam endlich die fremdartige Zierlichkeit der wälschen Galliarde, Villanelle und Canzonetten, welche die Einfachheit und Naturwüchsigkeit des Volksliedes vernichteten.

So geschah es, daß im 17. Jahrhundert und weit ins 18. hinein das Volkslied in Verruf kam und als etwas Gemeines verachtet ward, bis Herder die „verschollenen Heimatlaute dem Ohre der Deutschen wieder vernehmlich machte und Goethe sie in so manchen seiner Gedichte wiederklingen ließ. Eine Auswahl finden wir u. a. in den Denkm. ält. d. Lit. III, 4: Kunst- u. Volkslied der Reformationszeit.

Türken-
frei.

Lyrische
Volks-
lieder.

Aus dem Volke heraus geboren und alle Elemente der Volksbildung umfassend und in sich bewegend, rang sich ein Dichter zu höherer Bedeutung empor, der den aus dem Mittelalter in die neuere Zeit herübergekommenen Meisterfang zur Blüte brachte und ihn für alle Zeiten durch seine Leistungen verewigte, ein Dichter, der nicht nur der berühmteste des 16. Jahrhunderts,

Hans
Sachs.

Hans Sachs

Abb. 68. Hans Sachs im 51. Lebensjahre.
Holzschnitt von Hans Brosamer (1545). Verkleinert. Original in der Kupferstich-
sammlung der k. k. Familienbibliothek-Bibliothek zu Wien.
Unterschrift aus einem der Gedichtbände der königlichen Bibliothek zu Dresden.

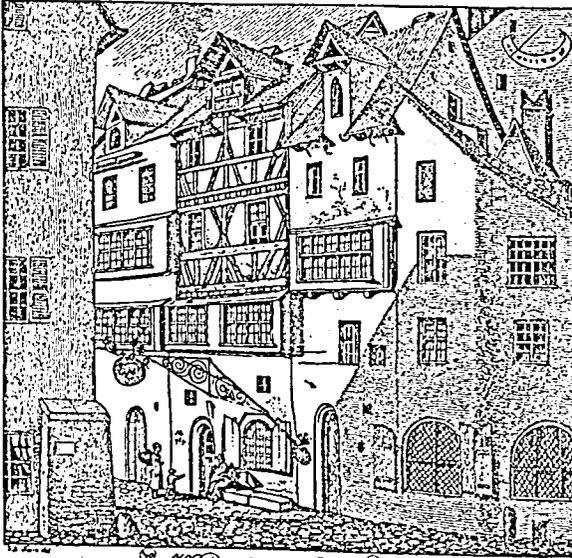
sondern, wie Wackernagel sagt, „auch der größte darum war, weil un-
gebrochen von der Schulart in ihm die Art des Volkes mit ihrem edelsten
Kern und Marke wohnte.“ Es war Hans Sachs, der berühmte Meisterfinger
von Nürnberg.

Hans Sachs, der Sohn eines Schneiders, wurde am 5. November 1494 zu
Nürnberg geboren. Vom siebenten bis zum fünfzehnten Jahre besuchte er die
lateinische Schule und legte dort den Grund den Gelehrsamkeit, dann trat er bei
einem Schuhmacher in die Lehre, zugleich aber wurde er von dem Leinweber Leon-
hard Nunnenbeck in den Elementen des Meistergesanges unterwiesen. Nach

beendigte Lehrzeit durchwanderte er als Gesell Süddeutschland und die Rheingegenden. Davon erzählt Adam Buschmann (1532—1600) aus Götting, sein Schüler, der in Augsburg zum zünftigen Meistersinger gemacht worden war, in einem der von ihm zu Ehren seines Lehrers gedichteten Lieder:

Als er nun thete wandern	und sing auch an zu dichten,
von einer Stadt zur andern,	thet sich gar fleißig richten
er hin gen München kam,	nach der Tabulatur,
da sang er auch mit lobesam	die man auch braucht zu Nürnberg zur.

Die Gesangschulen besuchte er aller Orten und suchte sich in der Dichtkunst ebenso fortzubilden, wie in den Kenntnissen, die er auf der Schule erworben hatte. Beide Ziele verfolgte er mit noch größerem Eifer, als er 1515 in seine Vaterstadt heimgekehrt war und sich dort als Meister niedergelassen hatte. Im 23. Jahre



*Wohnhaus des Hans Sachs im goldenen Garten,
ehemalige Wohnung des Hans Sachs.*

Abb. 69. Wohnhaus des Hans Sachs zu Nürnberg.
Nach einer Abbildung von J. F. Klein aus dem Jahre 1832, als das
Äußere des Hauses noch wenig verändert war.

verheiratete er sich mit Künegund Kreuzer, mit der er zwei Söhne und fünf Töchter hatte und über vierzig Jahre in glücklicher Ehe lebte. Mit allem Fleiße betrieb er sein Handwerk, dessen er sich so wenig schämte, daß er sich öfters in seinen Gedichten „H. S., Schumacher“ unterschrieb. In seinen Feierstunden arbeitete er an seiner Fortbildung und übte seine Kunst. Durch unermüdblichen Fleiß erwarb er sich eine Belesenheit, wie sie selbst wenige Gelehrte besaßen — er kannte die ältere deutsche Literatur eben so gut wie die Novellen Italiens und die Geschichten und Gedichte Roms und Griechenlands, vor allem aber kannte er gründlich die durch Luther neu eröffnete heilige Schrift, die ihm Zeit seines Lebens das liebste Buch war. Der reformatorischen Bewegung folgte er von Anfang an mit dem lebhaftesten Interesse und trat mit Feuer in den Kampf der Geister ein. Für Luther und sein Werk dichtete er Lieder und Sprüche und schrieb Zwiegespräche über reformatorische Fragen, wie die Disputation zwischen einem Chorherrn und Schumacher, darin das Wort Gottes und ein recht christlich Wesen verfochten wird (1524), bis ihm 1527 der Rat die Veröffentlichung solcher Schriften untersagte. — Seine dichterische Tätigkeit war eine beispiellos fruchtbare. Er spricht selbst davon in seinem poetischen Lebenslaufe, unter dem Titel:

„Summa all meiner gedicht vom 1514 jar an bis in 1567 jar.“
Bei dieser „Inventierung“ seiner Werke unterscheidet er 16 Bände „Gesangbücher“, die allein 4275 Bar oder Meistergesänge enthielten, und 18 Bände

„Spruchbücher“, die 1773 Stück, in Summa also 6048 Stücke, „eh mehr denn minder“, enthielten. Die von ihm in 275 Meistertönen gesetzten (darunter 13 neue) Meistergesänge waren vorwiegend ernst-sittlichen und religiösen Inhalts, größtenteils dem Alten und Neuen Testament entnommen, daneben weltliche Historien, poetische Fabeln, „alles zum Preise der Tugend und zur Schmach des Lasters“, außerdem aber auch kurzweilige Schwänke, „den Traurigen zur Fröhlichkeit, doch frei von aller Un-



Abb. 70. Hans Sachs im 80. Lebensjahre. Nach dem Ölbilde von Andreas Herneisen (1676) gestochen von Jost Amman 1576. Nach dem Exemplar des Germanischen Museums in Nürnberg. Wittelnert.

sitte.“ Diese Meistergesänge hat er aber nicht drucken lassen, sie sollten nur, wie er sagte, „die Singschul zieren und erhalten.“ So war er über ein halbes Jahrhundert die Stierde und der Stolz der Nürnberger Schule, die nach ihm nichts Erhebliches mehr geleistet hat. Die Spruchbücher, die nach und nach im Drucke erschienen, enthielten „fröhliche Comedi, traurige Tragedi, auch kurzweilige Spil, die meistenteils in Nürnberg, auch in anderen Städten, nah und weit gespielt waren, ferner an geistlichen und weltlichen Gesprächen, Sprüchen, Fabeln und Schwänken ungesährlich 1700; ferner 7 Dialoge in Prosa, eine Menge Psalm- u. a. Kirchengesänge, auch Vassenhauer, Lieder vom Kriegsgeschrei und etliche Buhlieder (Liebeslieder)“ zc. — Im Jahre 1560 starb seine getreue Hausfrau. Ein Jahr

danach vermählte er sich aufs neue mit der 27jährigen Witwe Barbara Harischerin, deren Schönheit er in dem „künstlich Frauen-Lob“ besingt und lebte mit ihr in einer überaus glücklichen Ehe bis an seinen Tod. Wiederholt hatte er sich vorgenommen, nicht mehr zu dichten, konnte aber doch bis kurz vor seinem Ende nicht davon ablassen. Zuletzt scheint seine Kraft abgenommen zu haben. Adam Buschmann sang davon:

Mitten im Garten stande
ein schönes Lusthäuslein,
darin ein Saal sich fand
mit Marmor pflastert fein,
mit schön lieblichen Schilden
und Bilden,
Figuren frech und kühn.
Ringsum der Saal auch hatte
Fenster geschnizet aus,
durch die man all Frucht tate
im Garten sehen drauß.
Im Saal stand auch ohneckel
bedeckel
ein Tisch mit Seiden grün.
Am selben saß
ein alt Mann blaß,
in einem langen Bart fürbas,

grauweiß wie ein Taub' er saß
auf einem Blatte grün.
Das Buch lag auf dem Pulte
auf seinem Tisch allein
und auf den Bänken, gulden,
mehr andre Bücher fein,
die alle wohl beschlagen
da lagen,
der alte Herr nit ansah.
Wer zu dem alten Herren
kam in den schönen Saal,
und grüßet ihn von fernem,
den sah er an dießmal,
sagt nichts und läte neigen
mit Schweigen
gen ihn sein alt Haupt schwach.

In der Nacht vom 19. auf den 20. Januar 1576 entschlummerte er sanft und wurde am 21. Januar auf dem JohannisKirchhof zu Nürnberg begraben.

„Da droben in der Wolken schwebt
ein Gichkranz ewig jung belaubt,
den sezt die Nachwelt ihm außs Haupt —“

Goethe
über Hans
Sachs.

hat Goethe zu Ehren des im 17. und 18. Jahrhundert als „Schuh-Macher und Poet dazu“ verachteten und verspotteten Meistersingers von Nürnberg gesungen. In der Tat hat Hans Sachs den Gichkranz und das am 24. Juni 1874 ihm in seiner Vaterstadt errichtete stattliche Denkmal wohl verdient, denn er war in Wahrheit ein ganzer Dichter, und dazu ein echter Dichter des Volkes, der weder durch die Schranken der Singschule, noch durch seine Gelehrsamkeit sich abhalten ließ, ganz im Tone des Volkes — „in Lönen schlecht und gar gemein“ zu dichten.

Mit allen seinen poetischen Bestrebungen wurzelte Hans Sachs in dem häuslich bürgerlichen Leben, dem er als Handwerker und Meistersinger angehörte, und vertrat auch in seinen polemischen Gedichten und Prosagesprächen den der Reformation zugewandten Bürgerstand. Hierzu gehört insbesondere das zum Lobe Luthers und seiner Lehre von ihm verfaßte Gedicht „die Wittenbergisch Nachtigal“ (1523), in dem er den Papst mit dem Löwen, die Bischöfe, Pröpste und Pfarrer mit Wölfen, die Mönche und Nonnen mit Schlangen u. s. w. vergleicht und mit einer frommen Ermahnung an alle Christen schließt, aus der Wüste des Papstes zu dem guten Hirten Jesus Christus zurückzukehren. (Weil. 49. 50.) Seine geistlichen Lieder sind nicht bedeutend. Ein innig frommes Gemüt spricht sich aber in allen aus. Eines derselben: „Das christlich leident Herz“ schließt mit den Worten, die ich in seiner eignen Handschrift hier folgen lasse:

Witten-
bergisch
Nachtigal.

Die Wittenbergisch Nachtigall Die man yetz höiet vberall.



Ich sage euch/wa dise schweggē/so werden die stein schreye Lustig.

Titelblatt des Originaldrucks von Hans Sachsens „Wittenbergisch Nachtigall“
v. J. 1523.

Aus der Sammlung der Verlagshandlung.

Allen liebhabern Ewangelischer Wahrheit
 Wunsch ich Johannes Sachs Schüchmacher/
 gnad vn fryd in Christo Jesu vnserm herren.

Nacht auffes nahent gen dem tag
 Ich hör singen im grünen hag
 Ein wunnigliche Nachtigall
 Ir stym durchlinget berg vnd tall
 Die nacht naygt sich gen Occident
 Der tag get auff von Orient
 Die rotprünstige morgenröt
 Zer durch die trüben wolcken göt
 Darauß dielichte Sun thüt blicken
 Des Mones schein thüt sy verdriicken
 Der ist yetz worden blaych vnd finster
 Der vor mit seynem falschen glinster
 Die gangen herd schaff hat geblende
 Das sy sich haben abgewende
 Von irem hyrten vnd der wayd
 Vnd haben sy verlassen bayd
 Synd gangen nach des Mones scheyn
 In die wildt muß den holzweg ein
 Haben gehört des löwen stym
 Vnd seynd auch nachgeuolget im
 Der sy gefürt hat mit lüste
 Gantz weyt abwegs dieß in die wüste
 Da habens jr süß wayd verloren
 Hond gessen vnkraut dystel dozen
 Auch legt in der löw strick verborgen
 Darein die schafffülen mit sorgen
 Da sy der löw dann fand verstricket
 Der ryß er sy darnach verschlicket
 Du solcher hüt haben geholffe
 Ein ganger hauff reyßender wolffe
 Haben die ellend herd besessen

Probe aus Hans Sachsens „Wittenbergisch Nachtigall“.
 Anfang der Vorrede und des Gedichts.

298

Das sey uns gottes gnad getrost
 Das es wert mit der zeit erlost
 Von seiner widerwertigkeit
 Christus sey auch vor dieser zeit
 Durch dieses ellent Jamertal
 Durch leiden, Creuz, angst und truesal
 Ein gangen in sein herrlichkeit
 Also wert im nach dieser zeit
 Wir dir petruet zergendlich leben
 Von got ain Ewig Seligs geben
 Da fried, vnd rue im auf erwachs
 Dis wünschet von Nurenberg Hans Sachs
 Anno Salutis 1550
 Am 20 tag aprilis

Abb. 71. Schluss des Gedichtes: „Das christlich leident Herz“ von Hans Sachs. Nach der Originalhandschrift der königl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden. (Das ganze Buch ist von Hans Sachs eigenhändig geschrieben und trägt auf dem ersten Blatte die Notiz: „Das Sechst puech mit Spruechen und Comedien hab ich mit hilff Gottes volendet im 1550 jar vnd meines Alters im 55 jar vnd in dem 9 monat.“)

Erklärender Abdruck.

Das herz mit gottes gnad getrost,
 Das es wert mit der zeit erlost
 Von seiner widerwertigkeit.
 Christus sey auch vor dieser zeit
 Durch dieses ellent Jamertal
 Durch leiden, Creuz, angst und truesal
 Ein gangen in sein herrlichkeit.
 Also wert im nach dieser zeit
 Wir dir petruet zergendlich leben
 Von got ain Ewig Seligs geben,
 Da fried vnd rue im auf erwachs
 Dis wünschet von Nurenberg Hans Sachs.

Anno Salutis 1550

Am 20. tag aprilis.

Das Hans Sachs früher zugeschriebene Kirchenlied „Warum betrübst du dich, mein Herz?“ ist ihm neuerdings aus vollwichtigen Gründen abgesprochen worden.

Auch des Vaterlandes Wohl und Wehe lag ihm am Herzen, und wie dem Papst und den Geistlichen, hat er auch den Fürsten ernste Wahrheiten gesagt und hoch und niedrig zur EINTRACHT, zur Selbstverleugnung, zum Gemeinfinn ermahnt, insbesondere auch seinem Stande einen Spiegel der Bürgertugend vorgehalten. Da preist er das Glück des Ehestandes und des häuslichen Lebens, die Arbeit und den Segen des Handwerks, den stillen, frommen Wandel und zeigt, wie das Gemeinwohl von der Sittlichkeit und Frömmigkeit der Familie abhängig ist.

Aber nicht in diesen Gedichten, noch auch in seinen Fabeln, Parabeln und religiösen Dichtungen lag Hans Sachsens dichterische Stärke, sondern in seinen Schwänken (eigentlich Fechterstreichen, d. h. lustigen Streichen und der Erzählung solcher) kam sein Mutterwih, sein gesunder Sinn, sein fröhliches Gemüt, sein unverwundlicher Humor zur vollen Geltung, da hat er Zahlreiches gedichtet, was uns heute noch ebenso behaglich amutet wie seine Zeitgenossen. Wer erfreut sich nicht stets aufs neue an seinem „Sankt Peter mit der Weiß“, an seinem „Schlau-
raffenland“, an seinem „Risserbeskraut“, in dem es zum Schlusse heißt:

Risserbesspeiß*)
mancherlei Weis
mein Frau mir macht
bei Tag und Nacht,
tut mirs sulzen und bregeln,
füllt mich ir satt
früh unde spat
mit Überfluß.
mir zum Verdruß,
wan sie stechen wie Egeln.
Oh ich ein recht verdauet han

und mir noch liegt im Magen,
so richt sie mir ein andre an,
thut mich staets darmit plagen.
wollt Gott, dieß baut
Risserbeskraut
taet nimmermehr aufwachsen,
sonder verdürb, Wurz, Kraut und Stroh!
des waer ich froh
und mancher knecht,
den auch durchächet
das kraut gleich wie Hans Sachsen.

Viele seiner Gedichte wurden in der Form von fliegenden Blättern mit je einem Holzschnitte veröffentlicht und fanden so eine noch weitere Verbreitung als später in Buchform mit verkleinertem Holzschnitt. In der Beilage Nr. 51 gebe ich ein solches zur Probe, das von der Tischzucht handelt und kulturhistorisch besonders interessant ist.

Daß unter den zahlreichen Gedichten des Nürnberger Meisteringers sich vieles Mittelgut findet, ist nicht zu leugnen, aber die von Goedeke und Littmann herausgegebene Auswahl zeigt, wieviel des dauernd Trefflichen er geschaffen. Eine kleinere Auswahl der „Schwänke“ und „Spruchgedichte“ von H. Engelbrecht dürfte manchem Leser von heute noch willkommener sein, da hier die ausgewählten Gedichte „sprachlich erneuert“ sind. Eine kritische Gesamtausgabe der Schwänke hat E. Goetze veranstaltet.

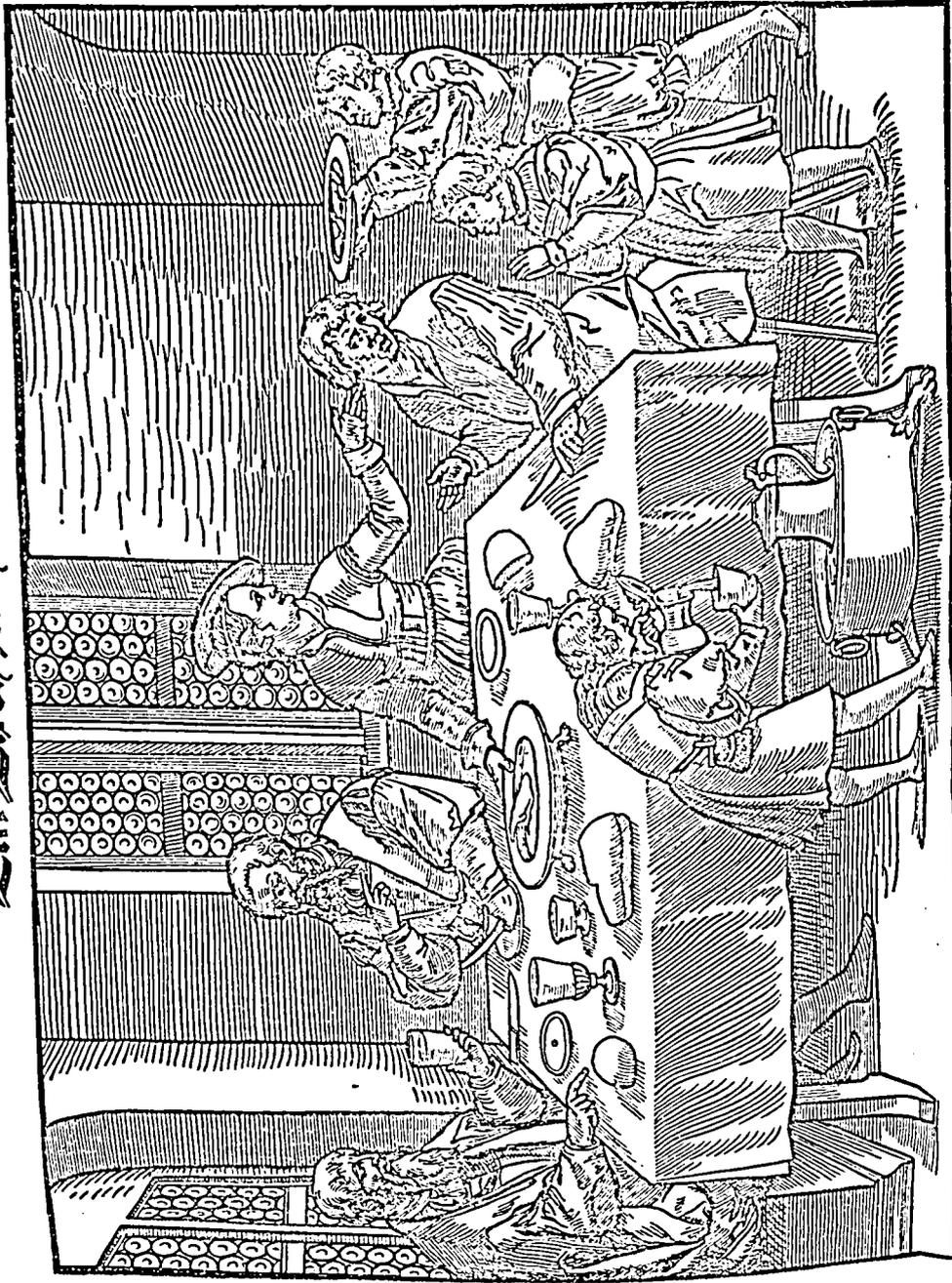
Daneben hat Hans Sachs Bedeutendes im Drama geleistet; ja, nach Wacker-
nagels Urteil hat er „die ganze Dichtungsart aus dem Mittelalter in die neue Zeit herübergerettet“. Nach dem Sprachgebrauch der Zeit nannte er die Stücke, in denen gekämpft wurde, Tragödien, die übrigen Komödien, und in ihnen, vornehmlich in den Fastnachtspielen, bewegte er sich am genialsten und leistete er das Vortrefflichste. Auch eröffnete er seine dramatische Tätigkeit 1517 mit einem Fastnachtspiel und schloß sie 1563 mit einem solchen. In diesen 46 Jahren hat er

*) Risserbes = Riserbiß, von Rieferbse, scherzhaft verwandt, indem man an Rifen = Reifen dachte und die „Riserbiß“ zu verblühten Redensarten für ehelichen Zank, besonders für das Reifen der Frau, setzte.

Schwänke.

Schauspiele.

Ein Tischsucht.



Ist der mensch so zu tisch vil gott
 Den heubt soltu gewaschen han
 Lang nigel hymmen auch nit wol
 Die man hymnlich abschneyden soll
 Im tisch setz dich nit oben an
 Der heuflauer wölle dann selber han
 Der bandzung nit vergiff
 Im wortes namen heb an vmb is
 Den achsten ansahen lass
 Darach is zuchtiger mass
 Ist schand oder seiwisch schmaz
 Fürung hin nach dem siot plaz
 Dabulungschir vmb stossen thust
 Das bist schneyd nit an deiner pußt
 Das geschman siot oder weck
 In den henden nit verdeck
 Und postut mit den zeunen ein
 Dredgriff auch für dein ouch allein
 Thut nit in der schüssel vmb stüren
 Darach haken will nit gepüren
 Dabulung auch nit zu wol
 In du wyffst es stet nit wol
 Geufft auch nach keiner speyfe mer
 Bist der mundt sey worden ler
 Ad nit in vollem mundt sey messig

Sey inn der schüssel nit gefressig
 Der aller leest dein ob dem tisch
 Zerfchneyd das fleysch vnd püch die visch
 Vnd keue nit verschlossen munde
 Schlag nit die zung auß gleich ein handt
 Zu ecklen/thu nit geysig schimcken
 Vnd wisch den mundt ehe du wilt trincken
 Das du nit schmalzig machst den wain
 Trinck sitlich vmb nit hüß darein
 Thut auch nit grolzen oder kreyßen
 Gehir dich auch nit vmb sey am weyßten
 Sey hüßlich vngeschüter nider
 Bring kein andern zürtrincken wider
 Sül kein glas mit dem andern nider
 Würff auch auff niemandt dein gesicht
 Als ob du merckest auff sein essen
 Wer neben dir am tisch ist gessen
 Den ire nit mit dein Elpogon
 Sing auff getreuer sein geschmogon
 Kuck nit hin vnd her auß der penck
 Das du nit machest ein gestenck
 Dein süß laß vnter tisch nit gampert
 Darz hüß dich vor allen schampert
 Worten/nachreden/gepspö vmb lachen
 Sey erbarlich mit allen sachen

Zu pilitercy laß dich nit mercken
 Thut auch nyemandt auff hader setcken
 Gezent am tisch gar vbel stat
 Sag nichts darob man graven hat
 Vnd thut dich auch am tisch nit schneigen
 Das andere nit vor dir thut schweigen
 Gee nit vmb zausen inn der wasser
 Das zen stüren soltu dich massen
 Im kopff soltu dich auch nit trawen
 Der geych sollen Junckfraw vnd frawen
 Nach keynem hoch hinunder fischen
 Zins Tischruch soll sich niemandt wischen
 Zue dir leg dein kopff nit inn dein handt
 Ven dich nit hunden an die wend
 Bist das das mal hat sein auffganc
 Denn sag Gott heimlich leb vnd danc
 Der dir dem speyfe hat bescherde
 Auß Dettelicher handt enterde
 Dannach soltu vom tisch auffstehn
 Dein hend waschen vnd wider gen
 In dein gewerb vmb atbeyt schwe
 So sprichet hans Sachs Schulmacher.
 Wolffgang Kesch Formschneyder.
 zu Nürnberg.

Ein fliegendes Blatt von Hans Sachs (verkleinert).

Nach dem in der „Sammlung deutscher Holzschmitte des XVI. Jahrhunderts“ enthaltenen Exemplar der Herzoglichen Bibliothek zu Gotha.

nicht weniger als 59 Tragödien, 76 Komödien und Spiele, und 85 Fastnachtspiele, zusammen 200 Dramen gedichtet, und zwar die meisten davon in seinem höheren Alter: 18 in seinem 59sten, 18 in seinem 63sten Lebensjahre.

Das geistliche Spiel erfuhr eine selbständige Ausbildung durch Hans Sachs, der seine Stoffe dazu mit Vorliebe dem Alten, selten dem Neuen Testamente, niemals der Legende entnahm, und dessen Stücke dieser Art „den Hauch der gesunden Frömmigkeit und Schriftkenntnis des damaligen protestantischen Bürgertums verbreiteten“ (Grüneisen). Andere Stoffe für seine „Tragödien“ entnahm er dem klassischen Altertum, Boccaccios Novellen, den französischen Ritterromanen, vor allem unseren Märgen und Heldensagen. Leider reichte sein dichterisches Vermögen dafür nicht aus, darum vermochte er es nicht, die noch in der Erinnerung des Volkes unvergessene Gestalt Sigfrids dramatisch neu zu beleben; sein „hörnen Seisfried“ war ebensowohl wie sein Ulysses und sein Tristan ein bürgerlich handelnder und redender Ritter oder Patrizier des 16. Jahrhunderts. Aber es wurde doch selbst auch durch diese ungefügen Stücke der Gesichtskreis des Volkes erweitert, und die Ergebnisse der neuen Gelehrsamkeit wurden größeren Schichten zugänglich gemacht. Denn die Stücke wurden ja in der größtmöglichen Öffentlichkeit, oft auf Märkten und freien Plätzen aufgeführt, und Personen aller Stände nahmen daran teil. Aber in sein rechtes Fahrwasser kam doch Hans Sachs erst, wenn er heimlich volksmäßige oder selbsterfundene Geschichten in der Komödie (z. B. „Die geduldig und gehorsam markgräfin Griselde“) behandelte. Wie er hier zuweilen ins unmittelbare Leben hineingriff, zeigt die Comedia „Die ungleichen Kinder Evaes“, die er im Anschluß an die von Luther eingeführten Kirchen- und Schulvisitationen dichtete, um zu zeigen, wie Gott der Herr selbst in das Haus der ersten Menschen kommt, sie zu trösten in diesem Jammerthal und ihre Kinder zu examinieren, wie sie in Gottes Wort studieren. Die Charakterisierung der Eltern wie der sechs gehorsamen und der sechs ungeratenen Söhne ist geschickt, die Beantwortung der Fragen christlicher Lehre z. T. höchst komisch. Am liebsten wählte er für belustigende Stoffe das Fastnachtspiel, in dem er Meister war. „Seine Fastnachtspiele“, sagt Goedecke, „sind so vollkommen den besten unter den guten kleinen Spielen alter und neuer Zeit in Erfindung, dramatischer Gestaltung, Verwickelung und Angemessenheit der Sprache ebenbürtig, daß jeder, der sie gelesen und verstanden hat, immer wieder lieber zu ihnen als zu fremden zurückkehrt.“ Sein gelungenstes Fastnachtspiel ist „Der fahrend Schüler im Paradeis“, in dem er als ein echter Realist Bilder aus dem bäuerlichen Eheleben und von der List der fahrenden Schüler in vier kurzen Szenen entwirft, um dann am Schluß in seiner, dem Geschmack der Zeit entsprechenden, lehrhaften Weise darauf hinzuweisen, daß Mann und Frau in der Ehe Fehler machen. Kommen sie zu dieser Erkenntnis,

dann zieh man Schad von Schaden ab,
damit man Fried im Ehestand hab
und kein Uneinigkeit aufwachs;
das wünschet uns allen Hans Sachs.

Nicht minder anschaulich und lehrhaft, wenn auch dramatisch weniger hochstehend ist das „Narrenschneiden“ betitelte Fastnachtspiel.

Ein Arzt tritt vor die zur Fastnachtlust versammelte Gesellschaft und verkündet seine Bereitwilligkeit, allen Kranken zu helfen. Da kommt ein corpulenter Mann ähzend herbei und klagt sein Leid: es rumore ihm Tag und Nacht im Leibe, und keine Medizin habe ihn bisher heilen können. Der Doktor untersucht ihn und erklärt, das ganze Übel komme daher, daß er Narren im Leibe habe, und wenn er davon frei werden wolle, müsse er sich operieren lassen. Ungern entschließt sich der Patient dazu, und nun holt der geschickte Arzt ihm einen Narren nach dem andern aus dem Leibe: den großköpfigen Narren der Hoffsart, den viereckigen des

Narren-
schneiden.

Geizes, den bleichen und dürren des Neides zc., zulezt das Narrenneß — darin steckt noch allerlei beisammen: Alchymisten, Bucherer, Lügner, Spottvögel zc.

„Spieler, Schützen und Jägerleut,
die viel vertun um kleine Beut,
Summa Summarum wie sie genannt
da Sebastianus Brant
in seinem Narrenschiff zu fahren.“

Das Neß wird in die Pegnitz geworfen, und nun ist der Kranke ganz gesund und frisch, hüpf, springt und ruft:

„Wie hatten mich die Narren besessen!
Sagt, hatt' ich's trunken oder gessen?
Fort wollt' ich meiden solche Speiß.“

Doch der Arzt erwidert:

— „Mein, | daß dir gefiel dein Sinn aller-
von dem kamen die Narren dein, | und ließ dein eigen Willen Narren.“

Der Geheilte verspricht die Mahnung zu beachten und fügt hinzu:

„O wie ohn Zahl in dieser Stadt
weiß ich armer und reicher Knaben,
die auch mein schwere Krankheit haben,
die doch selber empfinden nicht

noch wissen, was ihnen doch gebracht,
die will ich all zu Euch bescheiden,
daß Ihr ihn' müßt den Narren fernweiden.“

Nachdem er abgegangen, schließt der Heilkünstler:

„Ein jeglicher dieweil er lebt,
laß er sein Vernunft Meister sein
und reit sich selbst im Zaum allein
und tu sich fleißiglich umschau'n
bei reich und arm, bei Mann und Frauen.
Und wem ein Ding übel ansteh,
daß er desfelben müßig geh,

richt sein Gedanken, Wort und Tat
nach weiser Leute Lehr und Rat.
Zu Pfand set' ich ihm Treu und Ehr,
daß alsdann bei ihm nimmermehr
gemeldeter Narren keiner wachß,
wünscht Euch mit guter Nacht Hans
Sachs.“

Narren-
fresser.

Auch in anderen seiner Fastnachtspiele treten die Narren auf, so in dem „Narrenfresser“, der die Narren wie Wildbret jagt und mit Genuß verzehrt; in dem „Narrenbad“, in das alle hineinmüssen, um für ihre Torheit zu büßen zc. Unerfchöpflich reich waren alle seine Spiele an komischen Bildern, an denen man sich jezt noch ergöhen kann. Aus der reichen Fülle, die von C. Göhe vollständig in sieben Bändchen vorgelegt ist, hat Julius Littmann ein Duzend Dramen von Hans Sachs herausgegeben. Eine kleine Auswahl seiner Dichtungen überhaupt enthalten die „Denkmäler ält. d. Lit.“ III, 1 von R. Kinzel.

Luther
über Ko-
mödien.

Die Reformation trat dem Drama durchaus nicht feindlich gegenüber. Luther äußerte sich wiederholt günstig über dasselbe. Vor allem will er den Knaben in der Schule das Komödienspiel gestatten, aber auch dem Volke insgesamt. In den „Tischreden“ sagt er geradezu:

„Christen sollen Komödien nicht ganz und gar fliehen, drumb, daß bisweilen grobe Zoten und Buhlerei darinnen seien, da man doch um derselben willen auch die Bibel nicht dürfte lesen. Darumb ist's nichts, daß sie solches fürwenden und umb der Ursache willen verbieten wollen, daß ein Christ nicht sollte Komödien mögen lesen und spielen.“

Er selbst wohnte solchen Vorstellungen gerne bei und lud andere dazu ein. Am liebsten hatte er freilich biblische Stücke, die er als ein will-

kommenes Mittel evangelischer Verkündigung und Einwirkung auf das Volk betrachtete.

Das geistliche Spiel dauerte denn auch durch das 16. Jahrhundert fort, dann hörte es allmählich auf; und heute lebt nur noch ein letzter Nachklang davon in dem alle zehn Jahre aufgeführten „Oberammergauer Passionspiel“ und einigen ähnlichen süddeutschen Aufführungen fort, während es in der evangelischen Kirche in den Oratorien eines Joh. Seb. Bach, Händel u. a. eine ideale Umwandlung und Umgestaltung erfahren hat.

Neben Hans Sachs gab es eine überaus große Menge von dramatischen Dichtern im 16. Jahrhundert. Auch die Gelehrten traten als solche auf. Gelehrte
Schaus-
spiele.

Das neulateinische Schauspiel war dem deutschen überhaupt vorausgegangen und hatte ihm die Wege gewiesen. Die lateinische Schulkomödie der Humanisten prägte die biblischen Geschichten des verlorenen Sohnes (Wilh. Wapheus), Josephs (Corn. Urocius und Georg Macropedius), der Susanna, Esther, Rebekka, des Tobias u. s. w. in der Sprache des Plautus und Terenz aus und lehnte sich auch in der Charakterzeichnung vielfach an die antiken Vorbilder an. Viel dichterische Kraft und Kunst ging so dem deutschen Schauspiele durch die Verachtung der Muttersprache verloren.

Aber alles, was die Gelehrten mit großer Geschäftigkeit darin zustande brachten, kam den volkstümlichen Dramen des Nürnberger Dichters keineswegs gleich. Übrigens fehlt es auch an anderen nennenswerten Stücken in deutscher Sprache nicht.

In manchen dieser Stücke machte sich eine scharf satirische Polemik wider Rom geltend; so in dem „Neuen deutschen Bileamsesel“, dessen Inhalt etwa ist, daß „die schöne Germania durch arge List und Zauberei ist zur Papstefelin transformiert worden, gehund aber, als sie vom Wasser aus dem weissen Berge (Wittenberg) fließend getrunken, durch Gottes Genad schier wieder zu ihrem rechten Aufsißer gekommen“. Wie oben erwähnt (S. 210), führte Pamphilus Bengelbach Fastnachtspiele wider das Papsttum in Basel auf. Noch berühmter und einflußreicher waren die Spiele des Nikolaus Manuel (1484—1530), eines Malers und Holzschneiders in Bern, der auch als Krieger und Staatsmann sich auszeichnete. In einem seiner derbwichtigen Spiele „würdt die wärheit in schimpffs wyß vom pabst vnd siner priesterschaftt gemeldet“. „Item ein ander spyl, daselbs vff der Alten Fastnacht darnach gemacht, anzeygende großen vnderscheid zwischen dem Babst vnd Christum Jesum vnseren sätigmacher“. Ein niederdeutsches Fastnachtspiel des Magisters Vado von Minden, „Klaus der Baur“, hat H. Goefer wieder abdrucken lassen und H. Freybe ins Hochdeutsche übertragen. Daneben sind Burkard Waldis' „Verlorener Sohn“ und J. Strickers „Niddecher Schlömer“ aus Niederdeutschland zu erwähnen. L. Hollonius' „Somnium vitae humanae“ (Der Traum des Menschenlebens) behandelt die aus Shakespeares „Zähmung einer Widerspenstigen“ bekannte Geschichte vom träumenden Bauern.

Eine Auswahl von Schauspielen aus dem 16. Jahrhundert hat Julius Littmann in zwei Bänden herausgegeben, andere sind in Braunes Neudrucken allgemein zugänglich gemacht.

Erst gegen Ende des Jahrhunderts lernte Deutschland Schauspieler von Englische
Komödi-
anten. Gewerbe kennen. Es waren das die „Englischen Komödianten“, die seit 1590 im Lande umherzogen und in den Städten und an Fürstenhöfen ihre von England mitgebrachten Stücke zuerst in ihrer Muttersprache, später durch

Hinzutritt deutscher Mitglieder ergänzt und verstärkt, auch in deutscher Bearbeitung ausführten. Damit trat das durch Shakespeare zum höchsten Ansehen erhobene englische Schauspiel und Shakespeares eigene Dichtung in den Gesichtskreis unseres Volkes. Der englische Einfluß zeigte sich bei zwei dramatischen Dichtern jener Zeit, von denen der erste, Jakob Ayrer, ein Landsmann und in gewissem Sinne ein Schüler und Nachfolger Hans Sachsens war.

Jakob
Ayrer.

Jakob Ayrer, dessen Geburtsjahr unbekannt ist, lebte als Gerichtsprotocurator in Bamberg, dann als kaiserlicher Notar in Nürnberg, in welcher Stellung er 1605 starb. An echter Komik, an frischem Humor, an Gemüt, an sittlichem Ernst steht er weit hinter Hans Sachs zurück, übertrifft ihn aber durch eine dramatisch besser angelegte und entwickelte Handlung, wie durch eine kunstvollere Charakteristik seiner Personen. Als stehende Figur führte er den Hanswurst auf die Bühne, auch in ernstesten Stücken; derselbe heißt bei ihm nach dem Englischen „Johan“ oder „Jann“, auch wohl „der Engelländisch Narr“; aber sein Wit ist schal und meist sehr unsauber. Ayrer war ziemlich fruchtbar, denn in etwa zehn Jahren schrieb er „dreißig Ausbündige schoene Comedien und Tragedien — sampt noch andern sechs und dreißig schönen lustigen vnd kurzhweiligen Fassnacht- oder Fassen-Spilen“. Außer biblischen und antiken Stoffen behandelte er auch altwaterländische, so die Sagen von Huginetrich und Wolfdietrich und von Dtnit. Abstoßend wirkt in seinen Dramen eine entsetzliche Häufung von Greuel- und Mordtaten, wie sie beispielsweise in seiner „Tragedia von dem griechischen Keyser zu Constantinopel, und seiner Tochter Pelimperia, mit dem gehängten Horatio“, in welcher der Narr zugleich der Genfer ist, vorkommt.

Serzog v.
Braun-
schweig.

Auch die Dramen des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig (1564 bis 1613) zeugen von dem Einfluß des englischen Schauspiels und sind dadurch interessant, obgleich sie übrigens poetisch wertlos sind.

Sufanna.

Eine seltsame Mischung von gelehrter Sprache und Streben nach großer Volkstümlichkeit begegnet uns in den Schauspielen des Herzogs von Braunschweig. Mit Vorliebe stellt er bürgerliche Verhältnisse dar, läßt seine Bauern plattdeutsch und in Prosa reden, ebenso seinen Schalk Johan Bousset, aber der Dialog ist leblos und fürchterlich weitschweijig; in einem Stücke der biblischen Komödie von der „Sufanna“ spricht die Heldin zweiunddreißig Seiten lang, um von den Ihrigen Abschied zu nehmen. Auch sind seine Stücke reich an Greueln; in seiner Tragödie „Von ungeratenen Sohn“ ermordet Nero, der jüngere Sohn des Herzogs Severus, mit eigener Hand Vater, Mutter, Bruder, Schwägerin und Neffen, ja seinen Sohn, dessen Herz er dann verzehrt, um sich vor den bösen Geistern zu schützen, wird aber trotzdem von den Geistern der Ermordeten verfolgt und zuletzt vom Teufel geholt.

Hoftheater.

Im Anfang des 17. Jahrhunderts errichtete dieser Herzog ein eigenes Theater, neben der Bühne des ebenfalls dichterisch tätigen Landgrafen Moritz von Hessen das erste Hoftheater in Deutschland, und begründete dadurch um so fester den bereits im letzten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts entstandenen eigenen Schauspielersstand.

Prosa.

Es erübrigt zum Schluß, noch einen Blick zu werfen auf die Prosa des 16. Jahrhunderts, die, wie wir eingangs gesehen haben, durch Luthers Bibelübersetzung, durch seine polemischen und lehrhaften Schriften, durch seine Briefe und Predigten in frische Blüte kam, nachdem sie im Mittelalter

nur erst keimartig vorhanden gewesen war. Nur andeuten kann ich hier, daß durch Luthers Vorgang die deutsche Predigt eine eingehende Pflege fand.

Hervorragendes leistete darin Luthers Schüler Johannes Mathesius (geb. 1504 zu Rochlitz; gest. 1565 als Pfarrer in Joachimstal). In 16 Predigten (Sarepta oder Bergpostill) legte er die christliche Glaubenslehre aus dem Bergbau dar; in einer Reihe anderer die „Historia von des Ehrw. Manns D. Martini Luthers Anfang, Lehr, Leben und Sterben“. — Ein geistreicher Prediger, der in seinen Postillen noch heute fortlebt, war der schon vorhin (S. 218) erwähnte Valerius Herberger, nicht ohne Grund „der kleine Luther“ genannt. — Der bedeutendste Prediger und zugleich der verbreitetste und gefegnetste aller Erbauungsschriftsteller war aber Johann Arnd (geb. 1555 zu Ballenstädt im Anhaltischen, gest. als Generalsuperintendent zu Celle am 11. Mai 1621). Nächst Thomas' a Kempis „Nachfolge Christi“ gibt es kein so häufig gedrucktes, in fast alle europäischen Sprachen übersetztes und bis heute einflussreiches Erbauungsbuch, als seine „Vier Bücher vom wahren Christentum“, die Arnd im Jahre 1605 ohne Honorar dem Buchhändler überlassen hatte. Dazu kam „das Paradiesgärtlein“. Ein treffliches Lebensbild dieses bei Lebzeiten „bestverleumdeten“, viel angefochtenen Gottesmannes, der durch seine „geläuterte Mystik“ dem Protestantismus „neue Verinnerlichung und Erwärmung“ gab, verdanken wir Tholuck, der ihm unter den „Lebenszeugen der lutherischen Kirche“ einen Ehrenplatz eingeräumt hat. — Gleichzeitig mit ihm lebte der schwärmerisch mystische Schuhmacher Jakob Böhme (geb. zu Altseidenburg bei Görlitz 1575, gest. in Görlitz 1624), der um seiner tiefinnigen, aber oft sehr verworrenen Schriften — „Aurora oder Morgenröte im Aufgang, d. i. Wurzel oder Mutter der Philosophie, Astrologie und Theologie aus rechtem Grunde oder Beschreibung der Natur, wie alles gewesen und alles worden ist,“ war die erste — vielfach gemapregelt und verfolgt, doch viele Anhänger fand und deren noch heute besitzt.

Die geschichtliche Prosa wird in diesem Zeitraume durch verschiedene Chroniken vertreten.

Die Schweizer haben hier den Vortritt. In den Anfang des 16. Jahrhunderts reicht die „Kronika von der löblichen Eydgenossenschaft“ des Gerichtschreibers Petermann Etterlin zurück. Viel wichtiger ist das „Chronicon helveticum“ (Helvetische Chronik) des wadern Landammanns Agidius Tschudi aus Glarus, die Hauptquelle des „Wilhelm Tell“ von Schiller, der dem Chronisten bezeugt, daß er „einen so treuherzigen, herobotischen, ja fast homerischen Geist gehabt, daß er einen poetisch zu stimmen imstande sei“. Ferner schrieb Sebastian Frant aus Donauwörth (1499–1542) eine „Chronica, Zeitbuch vnd Geschichtsbibel“ und eine „Chronik der Deutschen“. Johannes Thurmair, gen. Aventinus, geb. 1477, gest. 1533, ein evangelisch gesinnter Mann, schrieb die „bayrische Chronik“.

In der wissenschaftlichen Prosa ist der große Maler Albrecht Dürer zu nennen.

Albrecht Dürer (geb. in Nürnberg 1470, gest. daselbst 1528) bemühte sich zuerst die Theorie der Kunst in deutscher Sprache zu entwickeln; seine „Vier Bücher von menschlicher Proportion“ zeichnen sich durch klare, scharf umrissene Darstellung aus. Von großer Bedeutung ist Dürer für die äußere Erscheinung der Literatur seiner Zeit, da er seine hohe Begabung gern in den Dienst der kleinen aus schmückenden Kunst stellte. So gibt es von ihm in Druckwerken der Reformations- und Humanistenzeit eine Fülle von herrlich verzierten Buchstaben und Titeln, Darstellungen und Bildnissen in Holzschnitt. Das A am Anfang dieses Abschnittes (S. 197) ist ein Beispiel davon, ebenso der schallhafte Titel zu seines

Mathesius.

Herberger.

Joh. Arnd.

Jakob
Böhme.

Chroniken.

Albrecht
Dürer.

gelehrten Freundes Birkheimers „Plutarch“, der sogenannte „Birkheimer-titel“, auf dem zwei Engel Birkheimers Wappen (den Birkenbaum) halten, während zwei andere Posaunen blasen.

Erzählende
Prosa.

Länger muß ich bei der erzählenden Prosa verweilen. Schon im 15. Jahrhundert hatten wir die ersten Ansätze zu Romanen kennen gelernt. Was damals von solchen entstanden war, blieb auch im 16. Jahrhundert durch erneuerte Abdrücke im Umlauf, und Neues kam hinzu.

Romane.

Der Name „Roman“ stammt von „Romant“ ab, wie die Franzosen Gedichte in der Volkssprache und später auch alle ähnlich phantastischen Prosaerzählungen nannten. In Deutschland bürgerte sich das Wort erst im 17. Jahrhundert unter dem mächtigen Einflusse der französischen Literatur ein; früher war der Name Historie oder Geschichte für die Verdeutschung französischer Romane üblich.

Jörg Wick-
ram.

Als den eigentlichen Begründer des deutschen Romans kann man den Verfasser Jörg Wickram bezeichnen, da er — obwohl kein großer Dichter — zuerst mit Prosaerzählungen von eigener Erfindung hervortrat. Von seinem Leben ist wenig bekannt. In Colmar geboren, wurde er daselbst Buchhändler und Ratshdiener, stiftete eine Meistersingerschule, dichtete viele Stücke für die Fastnachtsspiele, wurde 1555 Stadtschreiber zu Burgheim am Rhein im Breisgau und starb vor 1562 (? 1557). Unter seinen Erzählungen („Gabricotto und Reinhard“, der „Knabenspiegel“, „Von guten und bösen Nachbarn“, „Der Goldfaden“) ist die letzte die bedeutendste.

Der Goldfaden, 1557 zu Straßburg erschienen und 1809 von Clemens Brentano erneuert, hat den Nebentitel: „Eine schöne, liebliche und kurzweilige Historie von eines armen Hirten Sohn“ und folgenden Inhalt: Leufried, so benannt nach einem Muttermal, einer Leventake, das er auf der Brust hatte, ist der Sohn eines armen Hirten. Als Küchenjunge kommt er in das Haus eines Grafen; als dieser ihn eines Tages singen hört, nimmt er ihn zu sich in seine Gemächer und hält ihn als seinen Sänger. Da faßt er eine heiße Liebe zu des Grafen schöner Tochter Angliana, die ihn aber kalt behandelt und ihm eines Tages zum Hohne einen Goldfaden aus ihrer Stickerie schenkt. Sofort tut er einen scharfen Schnitt in die Brust nahe dem Herzen, legt den Faden in die Wunde und läßt dieselbe darüber zuheilen. In einem Liebes Brief teilt er ihr mit, was er getan, und als sie zusammenfährt, aber noch zweifelt, da wiederholt er den Schnitt und zeigt ihr den Faden. Ihr Stolz ist bezwungen — sie erwidert seine Liebe. Der Graf hört davon und will den treuen Bewerber ermorden lassen, aber er entgeht den Nachstellungen durch den Schutz eines Jugendfreundes und eines Löwen, der seinem Vater einst die Herde hatte hüten helfen. Nun zieht Leufried auf Abenteuer, gewinnt ritterlichen Ruhm und hohe Auszeichnung — dadurch umgestimmt gewährt ihm der Graf die Hand seiner Tochter.

Der berühmteste und beliebteste, als Anweisung zum guten Ton und Musterbriefsteller häufig verwandte Roman des 16. Jahrhunderts war der „Amadis“, der 1588 in Frankfurt unter folgendem Titel erschien:

„Des Mannbaren Helden Amadis auß Frankreich schöne Historia, allen Ehrliebenden vom Adel, sonderlich Jungfrauen und Frauen nützlich und kurzweilig zu lesen. Aus Französischer in Deutsche Sprache transferiert“.

Amadis.

Der „Amadis“ war ursprünglich ein spanisches Buch, 1508 von Garcilaso de Montalvo nach einer jetzt verlorenen Vorlage verfaßt, 1540 ins

Französische, 1569 aus dem Französischen ins Deutsche übersetzt. Aus den ursprünglichen 5 Büchern des spanischen Originals wurden 12, in Frankreich 24, bei uns sogar nach und nach in den folgenden Auflagen 30. Es ist ein breit und phantastisch geschriebenes Werk, aber als Sittenspiegel des noch einmal auf-

Das I. Capitel.

Von der Abenteuer der schönen Siluie, wie auch der Schäfer Darinel sie lieb gewan, was Gespräch sie auch mit einander hetten.



Als achte Buch Amadis hat auch die Geburt Herrn Florisel von Triques / auch anderer Kinder der grossen Herren / welche zur selben zeit an dise Welt kamen / gnugsam vnderrichtet vñ erkläret. Nun aber mangelt noch / wohin die Tochter des Keyfers Lisuers / vnd der schönen Unoloria / welche dem Diener sie zu einer Seugmutter zu tragen / gegeben ward / Kommen seye / anzuzeigen. Derselbige / nach deme er das fleis-

Abb. 72. Druck und Illustrationsprobe vom Anfang des neunten Buchs des „Amadis“. (Folio-Ausgabe von 1583, Frankfurt am Main bei Sigismund Feyrerabend, nach dem Exemplar der Königl. Bibliothek zu Berlin.)

leuchtenden Ritterwesens merkwürdig. Der Held dieses Romans, aus dem im Laufe der Zeit eine ganze Reihe „Amadisromane“ hervorging, ist natürlich ein „Muster aller ritterlichen Tugend“. Auf seinen abenteuerlichen Fahrten, die an Kämpfen gegen Ritter, Riesen, Zauberer zc. überreich sind, wird er nach Schott-

land verschlagen, wo er sich in des Königs Lisuarts Tochter, Driana, verliebt, ein Verhältnis, das mit großer Ausführlichkeit erzählt wird und den Kern des ganzen Buches bildet. Dazu kommt dann die Geschichte des ältesten Sohnes des Amadis und Drianas und ihrer weiteren Nachkommen. Das Exemplar von 1583, dem ich die gegenüberstehende Probe entnehme, ist ein großer Foliorand von 593 Seiten, der indes nur dreizehn Bücher enthält. Die ersten Bücher namentlich sind sehr schön und deutlich gedruckt, die Illustrationen wiederholen sich von Zeit zu Zeit bei oft ganz verschiedenartigen Szenen. N. v. Kelller hat 1857 das erste Buch nach der ältesten deutschen Bearbeitung neu herausgegeben.

Französische
Romane.

Andere französische Helden- und Liebesgeschichten, die zu uns herüberkamen, waren der „Zirabraz“, eine Riesengeschichte aus dem keltischen Sagenkreise, die „Gaimonskinder“ u. a.; demnächst wurden wunderbare und oft märchenhafte Geschichten aus dem Italienischen übersezt, und viele von diesen nebst älteren im Jahre 1587 in dem „Buch der Liebe“ zusammenge-
 Buch der
 Liebe.

geben, welches in unserem Jahrhundert Büsching und v. d. Hagen zum Teil neu herausgegeben haben.

Volks-
bücher.

Diese und andere Erzählungen waren und sind noch heute bekannt und beliebt unter dem Namen der Volksbücher, von denen Simrock eine neue Ausgabe, Gustav Schwab, G. Klee u. a. Neubearbeitungen veranstaltet haben.

In der Vorrede zu der letzteren sagt Schwab von den ihnen zu Grunde liegenden Sagen: „Entsprungen größtenteils aus dem alten Born germanischer Volksdichtung, blieben sie dem Volke teuer, auch als die Verbildung der höheren Stände in späteren Jahrhunderten ihrer spottete; und bezeichnet mit dem Stempel ewiger Jugend: „gedruckt in diesem Jahr“ bildeten sie neben der Bibel und dem Gesangbuche die einzige Nahrung der Volkspheantasie.“

Zu den tiefstinnigsten Sagen der Volksbücher gehört die seit dem 16. Jahrhundert umgehende von Dr. Johannes Faust, dem berühmten Schwarzkünstler. Es ist unzweifelhaft, daß ein Mann dieses Namens in Wirklichkeit gelebt hat.

Faust.

Nach sicherer Überlieferung war Faust in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu Knittlingen in Württemberg geboren, wo sich die Erinnerung an ihn bis auf den heutigen Tag lebendig erhalten hat. Er studierte in Krakau und zwar besonders Magie, eine Kunst, über die man dazumal öffentliche Vorlesungen hielt. In der Chemie und Physik erwarb er sich hervorragende Kenntnisse. Nach vollendeter Studienzeit streifte er in Deutschland und im Auslande als f. g. fahrender Schüler umher, nannte sich „die Quelle der Nekromantie, Astrolog, Magus &c.“, prahlte überall mit seiner Kunst und rühmte sich der unglaublichsten Dinge. In Venedig machte er einen verunglückten Versuch zu fliegen, der ihm fast das Leben kostete. In Erfurt hielt er zeitweilig Vorlesungen über Homer; auf seiner Stube ließ er die homerischen Helden vor den Studenten erscheinen. Endlich da er über die Messe spottete, wurde er vom Räte aus der Stadt verwiesen. Zum Andenken an ihn gibt es daselbst heute noch ein „Dr. Faustgäßchen“. Danach trieb er in Maulbronn alchymistische Arbeiten, der Sage nach in dem östlichen Eckturn des Klosterzingers, der noch jetzt der „Faustturm“ heißt. Dann war er eine Zeitlang in Wittenberg: Melanchthon traf mit ihm zusammen; in Luthers „Tischreden“ wird er erwähnt. Ost war er in Gefahr, seiner Zaubereien wegen verhaftet zu werden, entkam aber immer so zeitig und glücklich, daß das Gerücht entstand, er könne sich unsichtbar machen. Über sein Ende wird einstimmig be-

HISTORIA

JOHANN FAUSTEN

dem weitbeschreyten

Zauberer und Schwarzkünster/

Wie er sich gegen dem Teuffel auff eine be-

sondere zeit verschrieben / Was er hiezweischen für

seltsame Abenteuer gesehen / selbs angerich-

tet und getrieben / bis er endlich sel-

ben wol verdieneten Lohn

empfangen.

Mehrertheils auß seinen eygenen Hin-

terlassenen Schrifften / allen hochtragenden /

starckmüthigen und Goltlosen Menschen zum schrecklichen

Beispiel / abscheuwlichen Exempel / und erewig-

herziger Warnung zusammen geso-

gen vnd in den Druck brach-

fertiget.

IACOBE XIII.

Seyt Gore vntersänig / widerstehet dem

Teuffel / so steuere er vnterlich.

CVM GRATIA ET PRIVILEGIO.

Druckts zu Franckfurt am Mayn /

Gedruckt zu Franckfurt
am Mayn / durch Wendel
Horn / in Verlegung Jo-
hann Eschens.



M. D. LXXXVIII.

Titel und Schluss der höchst seltenen zweiten Auflage der
„Historia von D. Johann Fausten“
(die erste erschien ebendasselbst 1587) nach dem Exemplar der K. Bibliothek zu Berlin.

M. D. LXXXVIII.

durch Johann Eschs.

Dies buch seit von kunig salo
mon und siner hufz frauw
ey Salome wie sy der künig fore nam vnd wie
sy Morolff künig salomō brüder wider brocht



„Ist getruet zu Straßburg durch Mathis Hupffuff. Im Ior noch Christ
geburt Mcccxcix“ (1499).

Nachbildung des Titels vom ältesten Druck des Volksbuches „Salomon und Morolff“.

richtet, daß man ihn eines Morgens tot mit verdrehtem Halse in seinem Zimmer fand und daß nachts zuvor eine starke Erschütterung des Hauses bemerkt wurde. Wahrscheinlich war er in seinem Laboratorium durch eine chemische Explosion getötet worden. — Zahlreiche Städte, außer den bereits erwähnten, bewahren sagenhafte Erinnerungen an ihn, so vor allem Leipzig, wo er 1525 auf einem mit 18 Eimer Wein gefüllten Fasse aus Auerbachs Keller auf die Gasse geritten sein soll,

„welches gesehen viel Mutterkind —
solches durch seine subtile Kunst hat getan
und des Teufels Lohn empfangen davon.“

In Prag erinnert das „Faustische Haus“ an sein geheimnisvolles Treiben; ähnlich in Wien u. a. D. — Sobald er tot war, häuften sich im Volksmunde die Sagen und zauberhaften Schwänke, die Faust vollführt haben sollte; alles Zauberhafte, Wunderbare, Sputhafte, Dämonische sammelte sich um den Namen Faust und ließ ihn immer riesenhafter erscheinen. Etwa 50 Jahre nach seinem Tode, im Jahre 1587, wurde die Faustsage zum erstenmal aufgezeichnet und in Frankfurt gedruckt. Der Verfasser ist uns nicht bekannt. Er zeigt sich als orthodoxer Lutheraner, aber auch als ein ungeschickter Redaktor und oft als ein kümmerlicher Kompilator. Johann Spieß, der das Werk — als ihm von einem guten Freunde in Speyer zugesandt — beim Publikum einführte, war ein charaktervoller und gelehrter Verleger von strenglutherisch-theologischer Richtung, bei dem u. a. das Concordienbuch (1580) erschienen war.

Ein zuverlässig genauer Abdruck der ersten Ausgabe ist von Wilhelm Braune veranstaltet worden. Der in der Beilage Nr. 52 reproduzierte Titel und Schluß ist der zweiten Auflage (1588) entnommen; beides aber stimmt buchstäblich und zeilengetreu mit der ersten überein.

Nach diesem alten Volksbuche, der Quelle der ganzen Faustliteratur bis auf Goethes große Dichtung, hatte Faust mit dem Teufel einen Bund geschlossen, um seinen Wissensdurst zu stillen, das Leben in vollen Zügen zu genießen und unsterblichen Ruhm zu erlangen. „Faust,“ heißt es darin, „name an sich Adlers Flügel, wollte alle Gründe an Himmel und Erden erforschen, denn sein Fürwitz, Freyheit und Leichtfertigkeit stache und reizte ihn also, daß er auff eine zeit etliche zäuberische vocabula, figuras, characteres vnd conjurationes, damit er den Teufel vor sich möchte fordern, ins Werk zu setzen und zu probieren jm fürname.“ Er beschwört den Teufel, erhält einen Geist, „Mephostophiles“ zum Genossen, der alle seine Wünsche befriedigen soll, wofür er mit seinem Blute der Hölle seine Seele verschreibt und den christlichen Glauben abschwört. So empfing er nun durch seinen Begleiter wunderbares Wissen über Natur und Zukunft und ward schnell ein berühmter Mann. Um alles zu erschöpfen, fuhr er mit Mephostophiles sogar in die Hölle, dann wieder aufwärts zum Sternenhimmel, so daß die Erde klein wie ein Dotter im Ei unter ihm lag, durchzog dann ganz Europa, setzte alle Welt durch seine Zauberkunst in Erstaunen, tat das Unglaublichste und schwelgte in allen Lüsten. Als sein Bündnis abgelaufen war, setzte er seinen Famulus Wagner zum Erben seiner Bücher und Zaubergeräte ein, nahm von seinen vertrautesten Freunden Abschied und begab sich in sein Zimmer. In der Mitternachtsstunde erhob sich ein gewaltiger Sturmwind, der alles vernichten zu wollen schien, und am nächsten Morgen fand man den fürchterlich verstümmelten Leichnam Fausts im Hofe auf dem Miste liegen.

Wie an Fausts Person sich aller Aberglaube und alle Zauber geschichten anschlossen, so war der Pfaffe von Rastenberg, ähnlich dem Pfaffen Amis (S. 127 f.) der Held aller possierlichen Streiche, die — wahr oder erfunden — von Geistlichen erzählt wurden.

Pfaffe von
Rastenberg.

Übrigens hat sich die Sage hier auch an eine wirkliche Person, den Hofkaplan des Herzogs Ottos des Fröhlichen, Rudolfs von Habsburgs Onkel, vom Rahlenberge bei Wien geheftet. Der älteste Druck des von ihm handelnden gereimten Volksbuches gehört dem 15. Jahrhundert an. Sehr modernisiert ist der Stoff in neuerer Zeit von Anastasius Grün behandelt worden.

Auch die bereits im 12. Jahrhundert als Gedicht aufgetretene Erzählung von „Salomon und Morolf“ nahm unter den Volksbüchern einen nicht unbedeutenden Rang ein und kam mit zahlreichen Holzschnitten wiederholt heraus. Luther citierte daraus, wie auch aus anderen Volksbüchern, gerne in Tischgesprächen wie in seinen Schriften. (S. Beilage Nr. 53.)

Aus alter Überlieferung stammt die Aufstellung des Gegensatzes von klüger Weisheit oder des naturwüchsigem Mutterwitz gegen die gewissermaßen gelehrte und philosophische Weisheit des Königs Salomo her. Morolf (oder Markolf, wie er in späteren Zeiten heißt), ein kluger Narr, vertritt die erstere, indem er in einem Gespräch mit dem König jeden weisen Spruch desselben in einen Witz verkehrt. Aus der Rolle, die Morolf in diesem scherzhaften Gesprächsspiel hat, bildete sich im 12. Jahrhundert eine Erzählung, die den zweimaligen listigen Raub der Gemahlin Salomos und die zweimalige listige Wiedergewinnung derselben durch Morolf schildert; das Gesprächsspiel selbst, das schon im 13. Jahrhundert in deutschen Versen existierte, ist nur in einer rohen und gemeinen Überarbeitung aus viel späterer Zeit und in dem profaischen Volksbuche von „Salomon und Markolf“ auf unsere Zeit gekommen. Um das Gesprächsspiel zu charakterisieren, teile ich einige Züge daraus mit. Eines Tages stellt Markolf die Behauptung auf, daß Natur über Gewohnheit gehe, und macht sich anheischig, seinen Satz zu beweisen oder den Tod zu erleiden. Salomo nimmt es an, und Markolf beweist seine Behauptung dadurch, daß er die Lieblingskaze des Königs, welche abgerichtet war, bei der Abendtafel die Kerze zwischen den Vorderpfoten zu halten, durch Mäuse, welche er vor ihr über den Tisch laufen läßt, verleitet, das Licht fallen zu lassen und nach den Mäusen zu jagen. Eine Probe dieses Gespräches selbst ist die folgende:

Salomo: Von dem Geschlechte Juda bin ich geboren
und über Israel als König erkoren.

Markolf: In der Blinden Lande, des sei gewiß,
ein Einäugiger der König ist.

Salomo: Gott hat mir Weisheit gegeben
vor allen Menschen, die da leben.

Markolf: Wer böse Nachbarn um sich hat,
der lobe selbst sich, ist mein Rat.

Salomo: Wer da hat, dem wird gegeben,
so lange als er hat sein Leben.

Markolf: Wer wenig hat, den soll man pflücken
und dem Habenden es zuschicken.

Salomo: Wein bringet Unkeuschheit,
wer trunken ist, der stiftet Leid.

Markolf: Den Armen machet reich der Wein,
drum sollt' er allzeit trunken sein.

Bekannter ist das Buch von Till Eulenspiegel, dem „Helden der Handwerks- und Landfahrerstreiche“, einer unverwundlichen Figur des Volkswitzes bis auf unsere Zeit.

**Eyn kuerz wylich
 Iesen van Tyelulenspiegel:geborre
 vff dem land Brunzwijck. Wat he selgamer boigen be
 dreuen hat syn dagelustich so lesen.**



Gedruckt by Servais Kruffter

Titelblatt des ältesten Drucks von „Till Eulenspiegel“ in niederdeutscher Mundart, gedruckt von Servais Kruffter in Köln ca. 1520—30.

Nach der photolithographischen Nachbildung der einzig erhaltenen Exemplare in der k. k. Hofbibliothek zu Wien und der k. Bibliothek zu Berlin.

„Ein kurzweilig Lesen von Till Eulenspiegel, geboren auß dem Lande Braunschweig. Was er seltsame Poffen betrieben hat seiner Tage, lustig zu lesen.“

Der Fincken Ritter.

Historia / Von

dem trefflichen und weiter-
fahrnen Ritter / Herrn Policarpen
von Kirrlariffa / genannter Fincken Rit-
ter / wie der dreihalfhundert Jahr / ehe er geboren
ward / viel Land durchwandert / seltsame Ding gesehen /
und zu lezt für seiner Mutter vor tod liggend gesun-
den / aufgehoben und erst von neuen ge-
boren worden.

Item / Von seiner Hochzeit / eine feine und
schöne Satyrische Lehr / wie sich ein jeder in
Ehestand schicken soll.



Gedruckt / Im Jahr 1668.

Abbildung eines späteren Drucks des „Finken-
ritter“, als Beispiel des Aussehens der „Volk-
bücher gedruckt in diesem Jahr“.

Erster Druck von 1560 in Strassburg.

Nach dem Exemplar der k. Bibliothek zu Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing.

Bielefeld und Leipzig.

Nach hier haben sich traditionelle Witze und Streiche um eine Person gesammelt, die wirklich gelebt, Till heißen haben, in Kneitlingen im Braunschweigischen geboren und zu Mölln in Lauenburg begraben sein soll. Der Beinamen „Eulenspiegel“ stammt von der Spruchrede des 16. Jahrhunderts her: „Der Mensch erkennt seine Fehler ebenfowenig, wie ein Affe oder eine Eule, die in den Spiegel sehen, ihre eigene Häßlichkeit erkennen.“ Der älteste bekannte Druck dieses Volksbuches in hochdeutscher Sprache ist von 1515 und hat den Titel: „Ein kurzweilig lesen von Dyl Wlenspiegel“. (Abgedruckt nach dem einzig erhaltenen Exemplar in den „Neudrucken der Literaturwerke“; vgl. Weil. Nr. 54.) Unzweifelhaft liegt diesem eine noch ältere niederdeutsche Fassung zu Grunde. — Hans Sachs und Jakob Myrer entnahmen dem ungemein beliebten Volksbuche, das von Lappenberg herausgegeben ist, Stoffe zu Komödien, Fischart bearbeitete es in Meinen. In allerneuester Zeit hat Julius Wolff den lustigen Schalk in seinem „Till Eulenspiegel redivivus“ tendenziös modernisiert wieder aufleben lassen.

Eulenspiegel.

Ein Vorläufer der Münchhausenien war der „Finkenritter“, in dem die Lügen der Vielgereisten lustig überboten und verspottet werden.

Darin wird erzählt die „Historie von dem trefflichen weiterfahrenden Herrn Pollicarpen von Kirrlarissa, genannt der Finkenritter, wie er dritthalb hundert Jahre, ehe er geboren ward, viel Land durchwandert und seltsam Ding gesehen zc.“ Das Buch ist eine Sammlung lustigen Unsinn, ohne satirische Tendenz. Die Späße tauchen auf und verschwinden, wie die Bratwürste, mit denen der Teufel des Ritters Weg vor ihm pflastern und die er hinter ihm wieder aufessen muß. Als der gute Ritter eines Tages Gras mäht, haut er sich aus Versehen den Kopf ab, dem er überall nachläuft, und Ähnliches. (S. Beilage 55.)

Finkenritter.

Alle Dummheiten und Verkehrtheiten kleinstädtischer Bürger und Behörden sind vereinigt in den „Wunderselbamen abenteuerlichen, unerhörten und bisher unbeschriebenen Geschichten und Taten der obgemelten Schildbürger in Mizopotamia hinter Utopia gelegen zc.“ Das Buch wurde 1597 zum erstenmal unter dem Titel „Lafenbuch“ gedruckt und 1603 als „Grillenvertreiber“ umgearbeitet. (S. Beilage 56.)

Lafenbuch.

Was die Alten von „Abdera“ erzählten, die Braunschweiger von „Scheppensbedt“ zc., das muß hier Schilda, Gneisenaus Geburtsort, alles auf sich nehmen. Die Schildbürger stammen von einem der sieben weisen Meister ab und werden wegen ihrer großen Weisheit überallhin berufen, um Fürsten und Herren zu raten und zu helfen. Darüber gerät aber das Gemeinwesen ihrer Stadt in Verwirrung, ihre Frauen entrüsten sich höchlich über ihre lange Abwesenheit und verlangen ihre sofortige Rückkehr. Die Männer tun es und beschließen sodann — auf den Rat der Alten — sich fortan der Torheit anstatt der Weisheit zu befließen, damit niemand mehr ihres Rates begehre und sie ungestört zu Hause bleiben können. Danach handeln sie fortan und erfahren es nur zu bald, wie gefährlich es ist, mit dem Schein zu spielen. Eine lange Reihe der wunderbarlichsten Torheiten wird nun erzählt, deren letzte dahin führt, daß ihre Stadt ganz und gar in Asche gelegt wird. Da ziehen die Schildbürger mit Frau und Kind in die Welt hinaus und verpflanzen ihre Torheiten überallhin.

Endlich muß noch eine tief sinnige Erzählung hervorgehoben werden, die vom ewigen Juden oder vom Juden Ahasver, wie er im 16. Jahrhundert gewöhnlich genannt wird.

Ahasver.

Die ganz eigenartige Geschichte vom ewigen Juden kommt in Deutschland zuerst im Jahre 1602 vor. Da erschien ein Büchlein, in dem erzählt wird, daß der Hamburger Paul v. Eiken (später Superintendent in Hamburg, dann Generalsuperintendent in Schleswig † 1598) als Student, da er bei seinen Eltern zum Besuch war, 1542 in Hamburg den ewigen Juden gesehen und seine merkwürdigen Erlebnisse ihm abgefragt habe. Derselbe sei ihm als ein sehr langer, uralter Mann mit langem, über die Achsel fallendem Haar in schädiger Kleidung und barfuß erschienen und habe sich einige Wochen in Hamburg aufgehalten. Er habe erzählt, er sei ein geborner Jude aus Jerusalem, Namens Ahasverus, habe zu Christi Zeiten als Schuster dort gewohnt und, als der Heiland mit dem Kreuze vor seiner Tür habe ruhen wollen, ihn mit rauhen Scheltworten fortgestoßen. Da habe ihn Christus scharf angesehen und gesprochen: „Ich will stehen und ruhn, du aber sollst gehen.“ Seitdem habe er wandern müssen als ein lebendiger Zeuge des Leidens Christi und müsse wandern bis zum jüngsten Tage. — Der Verfasser dieser Erzählung ist unbekannt. In einer der vielen späteren Drucke, die schon Erweiterungen der ursprünglichen Erzählung haben (vgl. Beilage 57), nennt er sich Chrysoströmus Duduläus Westfalus, was aber jedenfalls ein Pseudonym ist. Es liegt auf der Hand, daß diese Sage aus der Tatsache des seit Christi Zeiten rastlosen Wanderns der in alle Länder der Welt zerstreuten und trotz aller Verfolgungen unausstüßbaren Juden entstanden ist, weshalb sich auch dieselbe Sage seit dem dreizehnten Jahrhundert in ähnlichen Gestaltungen (Cartaphilus, Johannes Buttadeus, Malchus) bei den verschiedensten Völkern findet. In neuerer Zeit ist in mannigfacher verschiedener Deutung der Gedanke dieser Sage poetisch verwertet worden, so von Schubart in einer Rhapsodie, von Goethe, Lenau, Julius Moser, Hamerling u. a.

Ernst von Schwaben.

Auch die alte Sage von Herzog Ernst von Schwaben, die bereits im 12. Jahrhundert Gegenstand der poetischen Behandlung war (vgl. S. 48 f.), wurde in dieser Zeit in eines der beliebtesten Volksbücher umgestaltet, das reich illustriert und lange ein Lieblingsbuch blieb. (Abb. 73.)

Magelone.

Das aus dem Französischen übersehte Volksbuch von der Schönen Magelone entstand am kursächsischen Hofe, wo es der Sekretär Veit Warbeck, ein Schüler Luthers, dem Kurprinzen Johann Friedrich 1527 zu seiner Vermählung mit Sibylle von Cleve widmete; Warbecks Freund Spalatin gab es nach seinem Tode in Druck (1535). Johannes Volke hat es 1894 nach der Originalhandschrift neu herausgegeben. — So sind mehrfach die ursprünglich für die Lektüre des hohen Adels bestimmten Ritterromane später Gemeingut des Bürgerstandes und endlich des niederen Volkes geworden.

Novellen.

Neben den Romanen, die meist auf altem epischen Sagenrunde ruhen, entstand in Italien bereits im 14. Jahrhundert die Novelle (novella = Neuigkeit), eine kürzere, meist in der Gegenwart spielende Prosaerzählung, deren Meister Boccaccio war. Sein Vorbild, insbesondere aber auch die lateinischen Facetienbücher der Humanisten und die Beispielsammlungen der Predigermönche regten bei uns im 16. Jahrhundert zahlreiche Sammlungen von Schwänken und Anekdoten an.

Pauli.

Hier ist in erster Linie zu nennen der Franziskanermönch Johannes Pauli, angeblich ein getaufter Jude (um 1459 geboren), der seine Schwänke (693 an der Zahl) 1522 unter dem Titel „Schimpf (Scherz) und Ernst“ herausgab.

Das lustige und recht lächerliche

Lalen-Buch /

Das ist:

Wunderfelse / abentheurl-
che / unerhörte / und bisher unbeschriebe-
ne Geschichten und Thaten der Lalen zu
Lalenburg / in Misnopotamia / hinter
Utopia gelegen.

Durch

M. Aseph / Beth / Gimel / der Vestung
Ppslonburger Amtmanns



Legterer Druck / so mit Figuren ver-
mehret ist.

Titel eines alten Drucks vom „Lalenbuch“,
nach dem Exemplar der K. Bibliothek in Berlin.

Wahrhaftige Contrafac-
tur/ aller gestalt vnd massen zusehen / dise
Bildnuß/ von einem Juden von Jerusalem/ AHA-
VERVS genant/ welcher fürgibt / wie das er bey der Creuzi-
 gung Jesu Christi gewesen/ vnd bishero von Gott beim Leben er-
 halten worden. Sampt einer Theologischen Erinnerung
 an den Christlichen Leser/ mit glaubwürdigen
 Histori Exempeln illustriert
 vnd vermehrt.



Getruckt zu Augspurg/ bey Sara Mangin/
 Wittib/ in verlegung Wilhelm Peter Zim-
 merman Kupfferstecher.

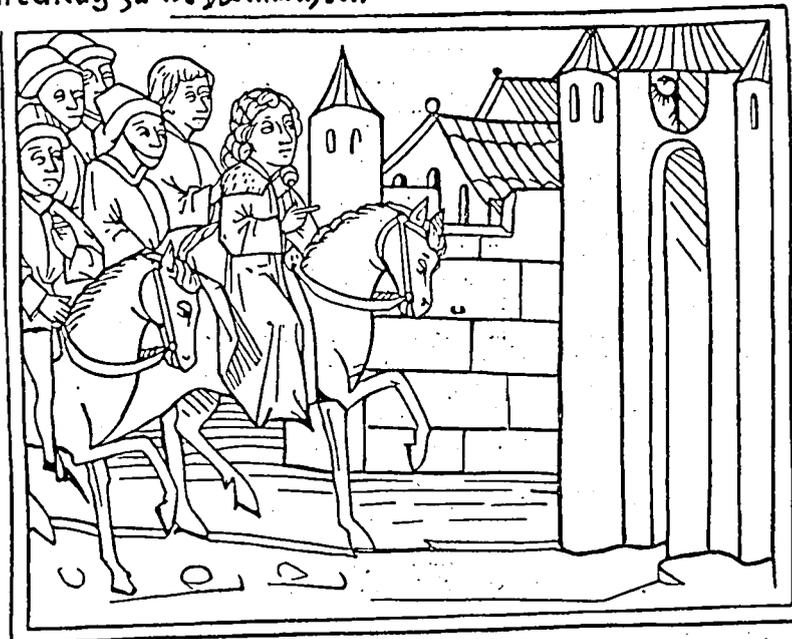
1619.

Genauere Nachbildung des Titelblattes der dritten Ausgabe des
 Volksbuches vom „Ewigen Juden“.

Nach dem Exemplar der Universitätsbibliothek zu Berlin.

In leichtem, anmutigem Stil werden darin Fabeln, Anekdoten, Gekenspiegeleien erzählt ohne aufdringlich lehrhafte Tendenz, behaglich zu lesen. Wie er in der Vorrede erklärt, sind die Erzählungen „aus alten Büchern, griechischen, lateinischen, den Kirchenvätern und Petrarca zusammengelesen.“ Das Werk fand so großen Beifall, daß gegen dreißig Ausgaben davon erschienen.

Wie hertzog Ernst vnd graf wetzelo sich naheten czu
der stat Nürnberg. wann der keyser Otto ein gemeine sam
nung vnd hoffe ließ beschreyben vnd beruffen darauff den hey
ligen castag zu weybmächten



„Wie Herzog Ernst und Graf Wezelo sich naheten der Stadt Nürnberg, als der Kaiser Otto eine gemeine Versammlung und Hofhaltung ließ ausschreiben und berufen dahin auf den heiligen Christtag zu Weihnachten.“

Abb. 73. Schrift- und Bildprobe der „Historie vom Herzog Ernst“ aus dem sehr alten, sonst ganz unbekanntem Druck der Königl. Bibliothek zu Berlin. Als Probe der Volksbücher.

Sehr schalkhaft und lustig ist die folgende Geschichte, die sich darin findet:

Es hatte ein Bürger drei Töchter, von denen jede einen Freier hatte und jede gern zuerst „in den schweren Orden der heiligen Ehe“ treten wollte. Ihm war es aber zu viel, sie alle auf einmal auszustatten, darum rief er sie herbei und sprach zu ihnen: „Wohlan, lieben Töchter, ich will euch allen dreien miteinander Wasser geben, und ihr sollt euch die Hände miteinander waschen, aber sie an keinem Tuche abtrocknen, sondern sie von selber trocken lassen werden, und der-

jenigen, deren Hand zuerst trocken geworden, der will ich zuerst einen Mann geben." Nun goß der Vater allen dreien Wasser über die Hände; sie wuschen sie und ließen sie von selber wieder trocknen. Aber das jüngste Töchterlein, das wehte stets mit den Händen hin und her und rief dabei: „Ich will keinen Mann! ich will keinen Mann!“ Und von diesem Wehen wurden ihm seine Hände zuerst trocken, und es bekam zuerst einen Mann, und die älteren mußten noch warten.

In den späteren Büchern dieser Art herrscht meist eine große Verbeihheit und Unsauberkeit, die charakteristisch für die Zeit ist, aber den Genuß dieser Volkskomik beeinträchtigt. Hierunter ist zu nennen das Rollwagenbüchlein, eine Anekdotensammlung zur Unterhaltung im Reisewagen (Beilage 58), von Jörg Widram aus Colmar, die Gartengesellschaft von Jakob Frey aus Straßburg, der Wendunmut (d. h. Erzählungen, um den Unmut zu wenden) von Hans Kirchhof, einem Hessen.

Im Jahre 1618 gab Lazarus Sandrub, „ein Studiosus der Philosophie und Theologie, der Poeterey besonderer Liebhaber,“ eine gereimte „Historische und poetische Kurzweil“ heraus, „darinnen allerhand kurzweilige, lustige und artige Historien, schöne anmutige poetische Gedichte, höffliche Vossien und Schwänke 2c.“ In der großen Menge des Volkes waren diese Schwankbücher sehr beliebt, doch tadelten auch einige Männer wie Georg Rollenhagen mit Ernst ihre Ausschreitungen.

Zum Schluß verdienen die Sprichwörterksammlungen eine besondere Erwähnung.

Luther selbst war ein großer Freund von Sprüchen und Sprichwörtern: besonders seine „Tischreden“ sind voll davon, ja er legte sich eine Sammlung davon an, die handschriftlich erhalten, aber noch ungedruckt ist. Allerhand sprichwörtliche Sentenzen faßte er in Reime, die er bei Tische vorbrachte, auch Freunden in Bibeln einschrieb 2c., so z. B.:

Wer was weiß, der schweig',	Wer was hat, der halt' —
Wem wohl ist, der bleib'.	Unglück das kömpt bald.

oder:

Wie einer liest die Bibel,
So stehet am Haus sein Giebel.

Der berühmte und berühmte Spruch: „Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang, der bleibt ein Narr sein Leben lang“ ist Luther ohne jegliche Gewähr (zuerst von Joh. Heinrich Jacobi) zugeschrieben worden.

Die erste gedruckte Sammlung aber dieses knappsten Ausdrucks des Volkswizes und der Volkswisheit hat 1528 sein Landsmann und Schüler Johannes Agricola (Schmitter) von Eisleben, geb. 1492, gest. 1566 zu Berlin als kurbrandenburgischer Hofprediger, sowohl in niederdeutscher als in hochdeutscher Sprache mit kurzen trefflichen Erklärungen herausgegeben. Noch bedeutender war der als Chronist vorhin (S. 233) erwähnte Sebastian Brand. Seine Sprichwörter-sammlung (1541 herausgekommen) ist noch umfangreicher als die Agricolas und geistvoller in der Auslegung. (S. Beilage 58.) Nachfolgende Probe charakterisiert sie vortrefflich:

Es kommt selten das Best' hernach.

Die Welt wird je älter, je ärger, darum hat sie das aus Erfahrung, daß die Kinder allewege an Bosheit ihre Väter übertreffen und die künftigen Herren und

Das Rollwagenbüchlin.

Ein neims / vor vnerborts Büchlein
 darin vil guter schwetz vnd Historien begriffen
 werden / so man in schiffen vn auff den rollwegen /
 besgiteichen in scherben vn badstuben / zulag
 weitigen zeit erzellen mag / die schweren Xstelan
 coltschen gemüt damit zu ermunderen / vor aller
 meniglich sunder allen anfos zu lesen vnd hört
 allen Kauffleuten so die Xstelan hin vn wider
 brauchte / zu einer furehweil an tag bracht
 vnd widerum erneuert vn gemeert
 durch Jörg wickramen / Statt
 schreiber zu Durchheim /
 Anno 1557.



Titel des „Rollwagenbüchlin“.

Genauere Nachbildung des zweiten Drucks von 1557
 (der erste erschien 1555) nach dem Exemplar der
 k. Bibliothek zu Berlin.

Nach dem Exemplar der k. Bibliothek zu Berlin.

Sprichwörter /
 Schöne / Weise / Serli-
 che Glüreden / vnd Hoffspüch /
 Darinnen der alten vnd nachkom-
 menen / aller Nationen vnd Sprachen grö-
 ßte vernunft vnd klügheyt. Was auch zu
 erwieger vnd zeitlicher Weisheit / Tugent / Tucht /
 Kunst / Zaufhaltung vnd wesen diener / ge-
 spürt vnd begriffen würt. Zusammen tra-
 gen in ertlich Tausent / Inn lustig
 bößlich Teutsch betürt / Be-
 schriben vnd aufge-
 leget / Durch
 Sebastian Francken.



Teus Sprach.

Nicht dich nach den Sprichwörtern der Weisen.
 Die vernünftigen geben sich auff die Sprichwörter.

Getruet zu Franckenfurt am Meyn /
 Bey Christlian Egenossen.

Weiber die vorigen fromm machen. Eine Frau hatte einmal für einen Tyrannen gebetet, daß sich der Tyrann selbst verwunderte; wohl wissend, daß seinen Tod jedermann begehrte, schickte er zu dem Weibe, die Ursache ihres Gebetes zu erfahren. Sie antwort' ihm einfältig: „Ich bat für deinen Vorgänger, daß er stirbe, da kamst du, der noch ärger ist, danach. Jetzt bitt' ich, daß dich Gott leben lasse, sorgend, es käme noch ein böserer, denn du.“ Der Tyrann ließ sich die Antwort gefallen. Drum sind die folgenden Leute und Zeiten allerwege ärger, wie auch die Schrift zeigt, und kommt selten das Best' hernach. Denn im Räswasser da liegen die Matten am Boden. Dann begehrt man der alten Herren, so man die neuen kennen lernt, sprach Äsopus.

Anderer mischten den aus dem Volke geborenen Sprichwörtern selbstverfasste Sprüche und Reime bei, z. B. Eucharis Cying, 1520 geboren, der 1597 als Cying. Pfarrer zu Streusdorf im Hilburghausischen starb und eine in Reimen, nach alphabetischer Ordnung der Sprichwörter abgefasste Sammlung herausgab, die größtentheils aus Agricola entnommen, aber durch die zugesügten Schwänke wertvoll ist. Sie erschien erst nach seinem Tode (1601) im Druck. — Endlich sei noch Friedrich Petri, Prediger zu Braunschweig genannt, der 1605 „der Teutschen Weisheit, Petri. Das ist Auserlesene kurze, sinnreiche, lehrhafte und sittige Sprüche und Sprichwörter in schönen Reimen oder schlecht ohne Reim“ herausgab, wohl die reichhaltigste und beste Sprichwörterammlung jener Zeit.

Zu allen Zeiten sind solche Sammlungen erspriesslich gewesen und haben, wie ein alter Sammler trefflich bemerkt, „Ursach und Anleitung gegeben, schärfer nachzuspinnen auf etwas mehr, das darunter verstanden und gemeint wird.“ Im 16. Jahrhundert lebte aber diese Spruchweisheit noch ganz und gar im Munde des Volkes, hatte neben den Bibelsprüchen volle Geltung und gab dem Stil der Schriftsteller Charakter und Bedeutsamkeit. Sie ist nächst dem geistlichen und weltlichen Volksliede das wertvollste Erbe, das wir aus jener Zeit von unseren Vätern überkommen haben.

Das Bedeutendste aus der Spruchweisheit ist in drei Bändchen der auch in Papier, Druck und Einband der Väter würdigen „Ausgabe der Kabinettsstücke“ unter dem Titel „Altdeutscher Wit und Verstand“, „Altdeutscher Schwank und Scherz“ und „Altdeutsches Herz und Gemüt“ (16. und 17. Jahrhundert) neu herausgekommen. Goedeke hat eine Auswahl von Schwänken des 16. Jahrhunderts erscheinen lassen.

II. Das Zeitalter des 30jährigen Krieges und Ludwigs XIV.

Was lange wie eine Gewitterschwüle über unserem Vaterlande gelagert hatte, war endlich zum furchtbaren Ausbruch gekommen. Ein unseliger Krieg hatte zwischen Protestanten und Katholiken begonnen: ein Krieg, der dreißig Jahre lang Deutschland im Innersten zerspaltete und zerriß, es in unerhörter Weise verwüstete und entvölkerte, ja es völlig zu vernichten drohte. Aus einem Religions- und Bürgerkriege wurde es bald ein Völkerkrieg. Auf deutschem Boden fochten die Fremden, teils zum Beistande aufgefördert, teils aus eigenem Antriebe herbeigekommen, um im Trüben zu fischen und, die Entzweiung unseres Volkes benützend, ihre Fehden auszufechten, und erlangten

Dreißig-
jähriger
Krieg.

schnell einen verderblichen Einfluß auf die inneren Reichsangelegenheiten. Dänen und Schweden, Franzosen, Spanier, Italiener verwüsteten Deutschland und förderten das Zerstörungswerk der eingeborenen katholischen und protestantischen Fürsten. Dorf um Dorf ging spurlos in Flammen auf, die Bewohner kamen unter den unsäglichsten Quälereien der Kriegshorden um; was überlebte, schloß sich den Raubbanden an. Die wohlhabendsten Städte verarmten, Handel und Verkehr lagen darnieder, eine fürchterliche Verwilderung und Entartung der Sitten riß überall ein. Das Selbstgefühl des Volkes war gebrochen — bis ins innerste Mark waren Wohlstand und Bildung erschüttert; nur wenige fromme Gemüther erhoben sich kräftig und glaubensfreudig über den Jammer der Zeiten.

Friede.

Als endlich der langersehnte Friede zu Osnabrück und Münster geschlossen war, blutete Deutschland aus tausend Wunden; dazu hörte das Waffengetümmel noch keineswegs auf — im Norden standen die Schweden, in der Pfalz hausten die Franzosen, die Türken rückten bis vor Wien. Und während Ludwig XIV. mit starker Hand in Frankreich bis ins zweite Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts herrschte, saß der schwache Leopold I. fast ebenso lange auf Deutschlands Throne, und unter allen deutschen Fürsten war nur einer, der ein deutscher Mann heißen konnte, der große Kurfürst von Brandenburg; doch seine Macht reichte nicht aus, den Franzosen auf die Länge die Spitze zu bieten, da die anderen deutschen Fürsten ihn im Stiche ließen.

Franzö-
sicher Ein-
fluß.

Aber nicht nur, daß Elsaß und Straßburg uns verloren gingen, schlimmer war die geistige Herrschaft, die Frankreich über ganz Deutschland ausübte. Jedes der vielen Duodezrhöfchen suchte es dem Hofe von Versailles nachzutun. Als gebildet galt nur, wer in Frankreich gewesen war, und selbst des großen Kurfürsten gastfreie Aufnahme der verfolgten französischen Reformierten trug dazu bei, französische Sitten und Moden wie ihre Sprache bei uns einzuführen.

„Wir leben zu einer Zeit,“ sagt ein einsichtiger Schriftsteller jener Tage, Neukirch, „da die Deutschen nicht mehr Deutsche sein, da die ausländischen Sprachen den Vorzug haben und es ebenso schimpflich ist, deutsch zu reden, als einen schweizerischen Lag oder Wams zu tragen.“ Adel und höherer Bürgerstand eiferten den Fürsten in welscher Unsitte und in welschen Lastern nach, wie in buntschekiger Verunzierung der Heimatsprache durch massenhafte Fremdwörter, und bald hielten nur noch die unteren Volksschichten an der alten heimischen Lebens- und Sinnesart fest.

Orthodoxie.

Zu alledem kam, daß die mit so schweren Opfern erkaufte evangelische Lehrfreiheit zu gelehrten dogmatischen Streitigkeiten mißbraucht, daß von den Kanzeln meist eine tote Orthodoxie anstatt des lebensvollen Evangeliums gepredigt, daß Eifer und Unduldsamkeit angefacht wurden. Auch die Lehren waren meist nicht besser als die Mehrzahl der Prediger. Neben der ausgelassensten Zügellosigkeit der studierenden Jugend herrschte auf den Universitäten eine dürre, geistesarme Gelehrsamkeit, die nur dazu beitrug, alles nationale Leben vollends zu ertöten. Wie am Hofe französisch, so sprach man in den Hallen der Gelehrsamkeit nur lateinisch und dichtete lateinisch, wie man es schon im vorigen Jahrhundert angefangen hatte.

Daß unter solchen Verhältnissen die deutsche Poesie nicht gedeihen konnte, ist leicht verständlich. Wie wir gesehen haben, fing sie schon gegen Ende des 16. Jahrhunderts an zu erlöschen: in nahezu dreißig Jahren, von 1590—1620, erschien kaum ein einziges nennenswertes Gedicht, und als dann wieder ein dichterischer Trieb sich regte, da ordnete er sich sllavisch — neben den französischen, italienischen, spanischen und englischen — den neulateinischen Mustern unter, die selbst eine Nachahmung nicht der antiken Blütezeit, sondern der späteren lateinischen Dichter waren. So entstand eine gelehrte Poesie, die erst recht alle wahre Dichtung ertötete.

Verfall der Poesie.

„Der Dichter soll,“ so lehrt Opiß, der länger als ein Jahrhundert der „Vater der Dichtkunst“ hieß, „in den griechischen und lateinischen Büchern wohl durchtrieben sein und von ihnen den rechten Griff erlernt haben; erst dann wird ihm die Erfindung glücken, die nichts anderes ist, als eine sinnreiche Fassung aller Sachen, die man sich einbilden kann, himmlischer und irdischer, belebter und un-belebter.“ So trat denn, wo die Phantasie fehlte, die römische Mythologie hilfreich ein und ein deutscher Vergil stritt mit einem deutschen Horaz oder Ovid um die Krone.

Gelehrte Poesie.

Dennoch blieben die besten Männer der Zeit nicht blind gegen diese schmachvolle Abhängigkeit des deutschen Geistes von der Fremde und waren bemüht, Abhilfe zu schaffen, wenn auch mit geringem Erfolg. Das Bestreben, die deutsche Poesie wieder zu Ehren zu bringen, führte nämlich zur Bildung von literarischen Vereinen, den sogenannten „Sprachgesellschaften“, die sich die italienischen Akademien zum Muster nahmen und sich die Säuberung der Sprache von der Unmasse eingeschlichener und auch absichtlich eingeschleppter Fremdwörter als nächstes Ziel steckten, demnächst aber auch die deutsche Poesie pflegen wollten.

Der in Florenz 1582 gestifteten Accademia della crusca (Akademie der Reie, d. h. der Barbarismen, von denen das reine Mehl des guten Italienisch gesäubert werden sollte) nachgebildet, entstand schon 1617 — also ein Jahr vor dem Ausbruch des 30jährigen



Abb. 74. Verkleinertes Titelblatt des von Mathias Mertan gestochenen Prachtwerkes: „Der Fruchtbringenden Gesellschaft Rahmen, Vorhaben, Gemählten und Wörter“, 1636 vom Fürsten Ludwig von Anhalt-Deßau herausgegeben. Nach dem Exemplar der Berliner Bibliothek.

Fruchtbringende Gesellschaft.

Krieges — die Fruchtbringende Gesellschaft, seit 1651 auch der Palmenorden genannt. An der Spitze stand Ludwig, Fürst zu Anhalt-Köthen, mit seinen drei Neffen, den Herzögen Ernst dem Jüngern, Friedrich und Wilhelm, und vier Edelknechten. Als Ehren-Oberhaupt galt Kaspar von Tentleben, zur Zeit Geheimrat und Hofmarschall in Weimar.

In einem „kurzen Bericht von der Fruchtbringenden Gesellschaft Zwecke und Vorhaben“ wird als Hauptziel genannt, „daß man die Hochdeutsche Sprache in ihrem rechten wesen und stande, ohne einmischung frembder ausländischer Wort, außs möglichste und thunlichste enthalte, und sich sowohl der besten aussprache im reden, als der reinsten art im schreiben und Reime-Dichten befleißige.“ Das Wappen der zum Vorbild genommenen italienischen Gesellschaft war ihrem Kleinziel gemäß eine Mühle, ihr Tisch im Versammlungslokal ein umgestürzter Backtrog, die Siebe Mehlkörbe u. s. f. Die Namen der Mitglieder waren insgesamt dem Müllergewerbe entnommen. Diese eines wissenschaftlichen Zweckes nicht sehr würdigen Spielereien der Kleina Akademie, der die größten Gelehrten und der höchste Adel Italiens angehörten, wurden denn auch von der deutschen Gesellschaft getreulich nachgeahmt. Als Sinnbild wählte man den „Indianischen Palmbaum“ (Kokosnußbaum) mit dem Sinnspruch: „Alles zu



Abb. 76. Der große Kurfürst als Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft. Aus „Der Teutsche Palmenbaum. Das ist Lobskrift von der hochlöblichen Fruchtbringenden Gesellschaft“. Nürnberg 1647.

Ludwig August Wilhelm Ernst Kurfürst

Unterschrift eines Gratulationschreibens „zum Neuen Jahre“ an den Fürsten August zu Anhalt vom Jahre 1641. Im Besitz des Herrn W. Künzel in Leipzig.

Der Teutsche Valmenbaum:

Das ist/

Lobſchrift

Von der Hochlöblichen/
Fruchtbringenden Geſellſchaft
Anfang/ Sagungen / Vorhaben / Namen / Sprüchen/
Gemälden/Schriften und unverweiltlichem Zudrumm.
Allen Liebhabern der Teuſchen Sprache zu dienlicher
Nachrichtung/ verfaſſet/ durch den
Unverdroſſenen

Diener beſelben.

Mit vielen Kunſtzerlichen Kupfern gedruckte / und verlegt durch
Wolfgang Endern. Nürnberg 1647.

Titel einer Publikation der Fruchtbringenden Gesellschaft, als Beispiel
des Büchergeschmacks im XVII. Jahrhundert.

Über Churfürstl. Durchl. zu Brandenburg Bildniß.



Ut des Midas Unverstand / durch das rohe Sündenleben
An so manchem Fürstenhof / unsern Museu Verlaub geben/
So rufft ihnen doch zurücke/ dieses Herren hehre Stimm/
Und schußt solches Jungfernvoll / vor der Waffen Mörder-
grimm.

Sein von Gott erleuchter Geist / ist den Jahren nicht verbunden/
Weil er aller Tugend Schatz' in der Jugend hat gefunden.

Was das Alter sonst erfahren / leistet er mit Heidenmut
Und das nicht begraute Haupt / weist der grauen Weißheit Gut.

Unserer Sprache goldne Zier / hat verewigt seinen Namen:
Er bringt süß und reife Frucht / aus der Friedenskünste Samen.

Wir auch wissen nichts zu wünschen dem / der alles hat zuvor;
Als daß des Gerüchts Trompeten / seine Thaten schwing'
empor.) (v Über

Aus demselben Werke. Lobspruch zum Bildnis des Grossen Kurfürsten
von Brandenburg.

Nutzen.“ Jedes Mitglied hatte eine Pflanze, eine Blume oder eine Frucht zum Abzeichen und einen poetischen dem Orden entsprechenden Gesellschaftsnamen; so hieß Ludwig von Anhalt-Röthen (1579—1630), der die Seele der Gesellschaft war, „der Nährende“ und hatte im Wappen ein Weizenbrot mit dem Sinnpruch: „Nichts Besseres,“ während Hans Georg zu Anhalt sich eine Maiblume wählte und sich den Namen des „Wohlriechenden“ beilegte. Herr von Teutleben hieß „der Mehltreiche“ und hatte Weizenmehl in seinem Abzeichen. Jedes Mitglied war berechtigt, „einen in Gold geschmelzten Gesellschaftspfennig am sittich-(papagei-)grünen Bande“ zu tragen, dessen eine Seite Namen, Gemälde und Wort (Sinnpruch) der Gesellschaft, die andere aber Namen, Gemälde und Wort des Mitgliedes zeigte. (Abb. 77.) Eine zierliche Publikation von 1647, aus der ich eine Illustrations-

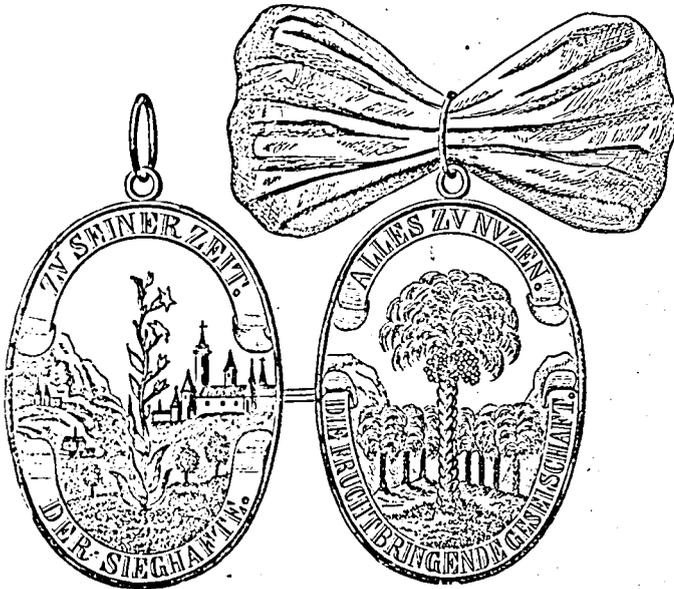


Abb. 76. Augusts, Fürsten zu Anhalt Ordenskleinod der Fruchtbringenden Gesellschaft. Sinnpruch: „Zu seiner Zeit.“ Sinnbild: das Kraut Allermannsharnisch, *gladiolus communis*.

probe (Abb. 76, vgl. Beil. 59) mitteile, läßt einen Blick in die Entwicklung dieser merkwürdigen Gesellschaft tun, die damals 457 Glieder zählte. Der Herausgeber des Büchleins „Der Unverdroffene“ war ein Herr v. Hille, das bedeutendste Mitglied aber Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, in diesem Kreise „der Untadeliche“ genannt. Seine Frucht war die Mirabolane, eine süße Pflaumenart, sein Sinnpruch: „Voll Kraft und Tugend.“ Neben den hohen Herren und Fürsten finden wir in der Gesellschaft aber auch Gelehrte und Dichter wie Harsdörffer, Opitz, Besen, den Grammatiker Schottel, dem Leibniz viele seiner Gedanken über die deutsche Sprache entnahm, u. a. Auch in diesem Buche wird auf das energischste für die Ehre der bisher von Hohen und Gelehrten so verachteten Muttersprache eingetreten: „Unsere Deutsche Muttersprache ist so edel, daß man sich derselben vor Kaiser, König und Fürsten nicht zu schämen habe; — unsere geliebte Deutsche Muttersprache ist unter anderen Hauptsprachen nicht die geringste, sondern die

prächtigtste etc.“ heißt es darin. Ein anschauliches Bild von den Einrichtungen etc. der Fruchtbringenden Gesellschaft gibt F. W. Bartholds Geschichte derselben.

In diesem offenen Eintreten und energischen Vorgehen einer Reihe so einflußreicher Persönlichkeiten liegt allein schon ein nicht zu unterschätzendes Verdienst, wenn allerdings auch sonst die Gesellschaft in den dreißig Jahren ihres Bestehens für die Poesie nichts Nennenswerthes geleistet hat. Und wenn die Fürsten und Herren im Leben und im Umgang auch noch fortfuhren, französisch zu sprechen, wie es unter ihren Standesgenossen üblich war, so beleihtigten sie sich doch in ihren Versammlungen und in ihren Schriften eines von Fremdwörtern gereinigten Deutsch, und ihr Vorgehen fand viele Nachahmer: die Sprachgesellschaften kamen in die Mode.

So wurde in Straßburg die „Aufrichtige Tannengesellschaft“ von Kämpfer von Löwenhalt gestiftet, unter dessen 164 Reimgedichten sich nur eine lesbare Elegie „Das rasende Deutschland“ befindet, die den damaligen Jammer anschaulich schildert. Von nachhaltigerem Bestande war die

Tannen-
gesellschaft.

Deutsch-
gesinnte
Genossen-
schaft.

v. Zesen.



Abb. 77. Philipp von Zesen.
Nach der Zeichnung von C. v. Hagen. Gestochen von Anna
Margaretha v. Schürmann. Nach dem Exemplar der Berliner
Bibliothek.

„Deutschgesinnte Genossenschaft“, von Philipp von Zesen 1648 in Hamburg gegründet, die anfangs auch Frauen aufnahm und bis ins 18. Jahrhundert sich erhielt.

Philipp von Zesen (geb. 1619 zu Priorau bei Dessau, gest. 1689 in Hamburg) hatte schon vorher gewissermaßen sein Programm aufgestellt in dem „Helikon“ und „Rosenmond (monat)“, worin er den „Wunderschatz der hochdeutschen Sprache“ eröffnen wollte. Sein Eifer für unsere Muttersprache war etwas wunderbar; er hielt sie für die Ursprache oder wenigstens die Mundart, in der sich die Sprache des Paradieses erhalten habe. Griechisch und lateinisch waren nach ihm nur Entartungen des Deutschen: Herkules habe ursprünglich z. B. Herkeule geheißen u. s. w. Darum eifert er heftig gegen die Fremdwörter und was er für solche hielt, und suchte sie in der lächerlichsten Weise durch Ausdrücke aus der „Ursprache“ zu ersetzen und so deren „Reinlichkeit“ wieder herzustellen. Aus Natur macht er Zeuge: Mutter; aus Venus — Liebinne; aus Aurora — Rötinne; aus Mars — Heldreich; aus Vers — Reimband u. s. w. Dagegen hat er es für eine „unverschämte, grobe, ehrlose Schand- und Landlüge“ erklärt, daß er Tagelächter für

Jenster, Windfang für Mantel u. a. gesagt habe. Übrigens stammen manche gute Bedeutungen von ihm, welche dem deutschen Wortschatze geblieben sind, z. B. Luftwandeln für spazieren; Vollmacht für Plenipotenz, Vertrag für Kontrakt, letzter Wille für Testament u. a. Er war dabei fruchtbar als Dichter, schrieb klingende „Schattenliedlein“ (Madrigale) in zierlichen „Dattelpersen“ (Daktylen) u. dgl. Man kann sich vorstellen, wie lustig diese Lieder, die von solchen neugemünzten krausen Wörtern voll waren, klangen. Seine weltlichen Lieder erschienen unter dem Titel „Jugendflammen“ und „Dichterisches Rosen- und Liliental“; seine geistlichen als „Gekreuzigte Liebesflammen“.

20!

Jesu-Christe
Kreuz-Kinder.

Jugend hat leider! alzuviel wider. aber indessen
 werd' ich sie dennoch allzeit lieben, mit dir empfangen.
 Wie ich dich sehen unter dem Lorbeer süßlich ab-lachen,
 müßt' nicht arben, oder schreien, daß sie dich schenken.

Verlassung
 Laß dich laß.
 Ex Cladem Seguitur.

Du bist gut, sie dem fründlichen rechen,
 der dich, dich, dich, dich, dich, dich, dich,
 der dich, dich, dich, dich, dich, dich, dich,
 dich, dich, dich, dich, dich, dich, dich, dich.

Philipp von Zesen.

Zupfendorfer, den 8. Nov. 1666.

Abb. 78. Eigenhändiges Stammbuchblatt des Philipp von Zesen. Original in der v. Rabowitschen Autographensammlung der Berliner Bibliothek.

Die Teutschgesinnte Genossenschaft war in mehrere nach Blumen benannte Zünfte geteilt; der „Lilienzunft“ stand eine Dichterin, Katharina Regina von Greiffenberg, Freiherrin von Seiffenegg, vor.

Ein Gegner Philipps v. Zesen war der Pfarrer zu Wedel in Holstein, Johann Nist (aus Ottsen, geb. 1607, † 1667), der 1656 eine eigne neue Dichtergesellschaft gründete, den „Eibschwanenorden“ (worin er selbst der „Simberschwan“ hieß), der aber mit seinem Tode sich auflöste. Er war ein sehr fruchtbarer und sehr eitler Dichter, schrieb auch Prosaschauspiele („Das Friedewünschende Teutschland und das Friedejauchzende Teutschland“), leistete aber über dem vielen Reimen nichts Bedeutendes und die Zeit überdauerndes, mit Ausnahme einiger trefflicher Kirchenlieder (S. 271). In vielen seiner sich an die Zeitereignisse anschließenden Gedichte spricht sich eine warme Vaterlandsliebe und ein treu protestantischer Sinn aus. („Neuer Teutscher Parnas, Auf welchem befindlich Ehr- und Lehr-, Scherz- und Schmerz-, Leid- und Freuden-Gewächse . . . gesamlet von Johann Nisten.“ 1652. Der „Parnas“ war ein schöner Hügel bei Wedel.)

Johann Nists Eibschwanenorden.

Am berühmtesten war der „Gekrönte Blumenorden“ oder „die Gesellschaft der Schäfer an der Pegnitz“, 1644 von Harsdörffer und Klaj gestiftet.

Gekrönter Blumenorden.

In einem sehr umfanglichen Bericht, der 1744 in Nürnberg erschien, als der Orden „durch göttliche Güte das 100. Jahr erreicht,“ wird erzählt, wie „der selige Herr Georg Philipp Harßdörffer (ein vornehmer Patrizier), der seinen uralten Adel mit Tugend und Gelehrsamkeit geziert, zwei Jahre hernach, da er in den hochpreislichen Palmorden unter dem Namen des Spielenden als ein hochansehnliches Mitglied aufgenommen worden, in Nürnberg den sogen. gekrönten Pegnesischen Blumenorden zu stiften angefangen, damit er seinen Landsleuten Anlaß geben möchte, als geborne Deutsche, sich der Reinigkeit der deutschen Sprach sowohl im Reden als im Schreiben zu befeßigen zc.“ Von Italien hatte

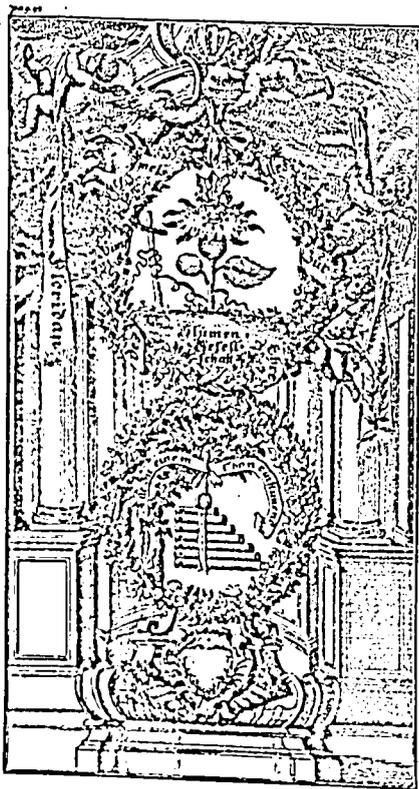


Abb. 79. Symbole der Pegnesischen Blumen-gesellschaft.
Kupferstich (verkleinert) der Festschrift: „Historische Nachricht von des löblichen Hirten- und Blumenordens an der Pegnitz Anfang und Fortgang,“ welche 1744 zur hundertjährigen Feyer der Gesellschaft von Herwegen (Amarantes) herausgegeben wurde. Nach dem Gemmal der Berliner Bibliothek.

Schäferleben gefunden werden. Dabei merkten sie gar nicht, wie sie durch ihre verdorbene, verdrehte und süßliche Reindrechslerei von der Natur immer weiter

Harßdörffer den Geschmack für die arabische Schäferpoesie mitgebracht und in dem Pastor Klaj einen Gesinnungsgenossen und vertrauten Freund gewonnen. Gemeinsam gingen sie ans Werk. Als „Strepson“ und „Clajuz“ errichteten sie den neuen Orden, dessen Abzeichen eine Panz-pfeife war mit dem Sinnpruche: „Mit Nutzen erfreulich,“ der später in: „Alle zu einem Ton einstimmend“ verändert wurde. Dazu machte „Floridan“, wie Sigmund v. Birken im Orden hieß, folgendes für die Gesellschaft charakteristische „Sennet“:
Das sorgenreiche Geld erfreut die Schäfer nicht,
der eillen Ehre Freud gibt ihnen kein Belieben;
ein freier Freudenstand, ein frohes Feldgedicht,
ein freudgereizter Reim, den Bäumen eingeschrieben,
samt einem Pfeifenspiel, aus Röhren zugericht,
heißt — eine Schäferfreud in ihrer Trist getrieben.
Ihr Hirten! freuet euch, der alles hält in allen,
der große Pan erfreut euch mit dem Gnadenschuh,
er läßt die reine Freud der Schäfer ihm gefallen;
die Freude sonder Neu ist wahrer Tugend Nutz.

Wie diese heidnischen Anklänge, so war auch das Schäfergewand und die Rückkehr zur Natur nur eine Maske, die sie annahmen, weil sie meinten, echte Poesie könne nur im

Georg Meißner's Trichter

Die Deutsche Dicht- und Reimkunst/
ohne Behuf der Lateinischen Sprache / in
VI. Stunden eingeleitet.

Erster Theil

handelnd:

- I. Von der Poesie ins gemein- und Erfindung desselben Sie halt.
- II. Von der Teutschen Sprache Eigenschaft und Gültigkeit in den Gelesten.
- III. Von den Reimen und derselben Beschaffenheit.
- IV. Von den vornehmsten Reimarten.
- V. Von der Veränderung und Erfindung neuer Reimarten.
- VI. Von der Gedichte Sticksicht / und desselben Gestern.

Comt einem Anhang
Von der Rechtschreibung / und Schrift-
scheidung / oder Distinction.

Durch ein Mitglied
der hochlöblichen
Fruchtbringenden Gesellschaft.

Zum zweiten mal aufgelegt und an vielen
Orten vermehret.

Nürnberg/
Gedruckt bey Wolfgang Endter.

M. DC. L.

Proben (Titel und Rückseite desselben) aus dem Nürnberger Trichter von Harsdörffer. Aus der 2. Auflage von 1650. Nach dem Exemplar der Universitätsbibliothek zu Leipzig.

Sinnbild.

Zucht bringt Frucht.



Wol der neubelaubte Reben
 Preiff' und helle Trauben geben/
 muß man ihn/auf Berg und Thal/
 hacken/düngen/und beschneiden:
 ihn auch mit den salben Weiden
 hefften an den Erdenpfal.
 So besagte Wingersucht
 bringt verlangte Freudenfrucht.
 Sol die Rede/gleich dem Reben/
 hönigste Früchte geben/
 muß der wörter Maß vnd Zahl
 sie verbinden/und bereiten/
 nach der Sprache Gründen leiten
 mit der Reimungreichem Wahl.
 Solche Kunstbeliebte Zucht
 bringt der Lippen holde Frucht.

Zu Aus

Georg Philipp Harsdörffer (1607—1658), ein gelehrter und weitgereister Mann und Mitglied des Rates in seiner Vaterstadt Nürnberg, schrieb in seinem Leben 47 ganze Bände dieser unwahren Poesie zusammen. Seine wunderlichen Grund- und Lehrsätze über Poesie faßte er in dem berühmtesten Buche: „Poetischer Trichter, die Deutsche Dicht- und Reimkunst in sechs Stunden einzugießen“ [Nürnberg 1647], gewöhnlich kurz „Nürnberger Trichter“ genannt, zusammen. (Beilage 60.)



Nürnberg-
berger
Trichter.

Georg Harsdörffer

Abb. 60. Georg Philipp Harsdörffer.
Gleichzeitiger Nürnberger Stich. (Vertikalmert.)

Daneben wurde der Poet angewiesen, „die Stimmen der Tiere, den Ton eines Falles, Schlages, Schusses, Sprunges, Stoßes zc. auszudrücken;“ z. B. von der „Trommel“ sagt er:

„Die Trummel pumpt: komt, komt; sie summt: komt; komt, komt zc.“

Es blieb aber bei diesem einen Teile nicht; es wurden daraus allmählich drei, die in einem kleinen schweinslebernen Sedezband (von 580 S.) vereinigt das Entzücken der edlen poetischen Gemüter jener Zeit waren. Im II. Teil wurden die Stunden um sechs weitere vermehrt, die von „der Poeterey Eigenschaft“, von den „Poetischen Erfindungen“ zc. handelten. Der III. Teil war betitelt: „Prob und Lob der Deutschen Wolredenheit, begreifend 1) 100 Betrachtungen über die Deutsche Sprache; 2) Kunstzierliche Beschreibung fast aller Sachen, welche in ungebundener Schriftstellung fürzukommen pflegen; 3) Zehen geistliche Geschichtsreden in unterschiedlichen Reimarten verfaßt.“

Als Probe aus Nr. 2 (zugleich der zierlichen Initialen des Buches) gebe ich die Beschreibung der Nachtigall:



Abb. 81. Initial
D aus dem „Poe-
tischen Richter“,
als Beispiel der
Druckverzierung
im 17. Jahrh.

Gars-
dörffers
Dichtungen.

ie Syrene in dem Luste / das flüchtige Pfäfflein / der edelste unter
denen die den Fittig schwingen / sie kan ihre Stimme nach den
Rispeibächchen zwingen / das Reuter zu dem Pferd / Siegs- und
Trauerlieder singen / bald schluffelt sie die Klag / bald führt
sie hohe Lerten mit dem Gegenhall zu scherzen / wie der Trom-
peter Hall Tar-tar-ra-ra-raritet; so hat auch ihr Getön der gleiche
Ruf geführt; bald wie dz Wässerlein den schroffen Sties durch-
sausselt / ist ihre Meisterstimme bunt wirbelnd ausgekrauselt / daß
jedes Tones Art in ihrem Ton sich findet 2c. 2c.

Garsdörffer führte auch sonst mit Recht den Beinamen des
„Spielenden“, den er in der „Fruchtbringenden Gesellschaft“
erhalten hatte. Er spielte mit Binnenreimen, oder mit solchen Wörtern, welche
die Stimmen der Tiere nachahmten, auch mit Bildergedichten, z. B. dem folgenden
das einen Reichsapfel darstellte:

D
wie süß,
aber süß
sein des Friedes Fluß!
jeder sie erküß!
Krieges-Flut
kränket Mut,
alls verhört
alls zerstört.
Teutsche Reich
ist nicht gleich
ihm ist mehr.
Gott erhör
und bescher
uns den Friedenglanz,
uns nicht gar verheere ganz!
Deiner Gnaden Flug über uns auf wache,
uns die treue Lieb' und Eintracht belache,
darmit auf dem Plan dieses runden Weltgebäu,
Ach, dein Lob erschall, und sich deine Kirch' erfreu!
Mächtig ist dein Wort, kräftig deine Stimm',
leg des Feindes Haß, steure seinen Grimm!
Großer Zebaoth, unsre Bitt gewer!
auff daß wachß und sich vermehre
diß dein Eigentum
dir zu Preis und Ruhm!

Gespräch-
spiele.

Unter Garsdörffers zahlreichen anderen Werken ist das umfangreichste ein
achtbändiges, betitelt „Frauenzimmer-Gespräche-Spiele“, in welchem er in
der Form eines Gesellschaftsspiels den Damen einen Gesamtschatz der Bildung —
sinnreichen Witz und Poesie eingeschlossen — beibringen will.

Nach dem Urteil der Zeitgenossen war diese Damenencyklopädie ein „Blumen-
garten, darin die auserlesensten Wahrheits-, Lehr-, Hof- und Tugendblumen der
Welschen, Franzosen, Spanier und Holländer gepflanzt sind; tugendhafte Spiele,
mit denen der hochbede Nürnbergische Ratsherr, der sinnreiche und arbeitssame
Garsdörffer mehr ausgerichtet hat, als ein ganzes Regiment Bedanten mit ihren
Arbeiten, Schlägen und Plagen“.

Sein Kollege Johann Klaj (Clajus), der 1616 in Meissen geboren, 1644
als Kandidat der Theologie nach Nürnberg kam und 1656 als Pfarrer in

Ritzingen starb, tat sich besonders im geistlichen Schauspiel hervor; er schrieb „Herodes der Kindermörder“, den „Engel- und Drachensreit“ u. a., Stücke von einer unglaublichen Platttheit, die Harzsdörffer aber „dramatische Meisterwerke“ nannte, wie man denn nicht anstand, Klaj allen Ernstes als den „Vater des deutschen Dramas“ zu bezeichnen. Von seiner spielerischen, geistlosen Poesie nur eine Probe:

Der Sommer kein Kummer: noch Trauernis leidet,
 der Schlaeffer, der Schaefer, der pfeiffet und weidet,
 der Bauer, der Lauer, der erndet und schneidet,
 es grünnet das Feld,
 es lachet die Welt,
 der Gärtner löst Geld 2c.

Der dritte im Bunde der leitenden Geister des Pegnizschäferordens war der schon vorhin als „Floridan“ erwähnte Sigismund von Birken, in der Deutschgesinnten Genossenschaft „der Riechende“ genannt.

Sigismund Wetulus, geb. 5. Mai 1626 zu Wildenstein bei Eger, stammte aus Birten. einer deutschen Familie Birken, die ihren Namen latinisirt hatte, kam früh mit seinen Eltern nach Nürnberg und wandelte, 1654 geabelt, seinen Namen wieder um in den deutschen v. Birken. Nach Harzsdörffers Tode wurde er „Oberhirt der Pegnizschäfer“ und starb als solcher am 12. Juni 1681. v. Birken war nicht ohne Geist und Gefühl, aber seine Dichtungen sind doch mehr Erzeugnisse des Verstandes als des poetischen Genius. Dazu kam seine geschraubte, abgeschmackte Sprache und fade Wortspielerei; ganze Gedichte von ihm bestehen aus lauter Tierstimmen und Naturtönen, da gibt es Stellen, wie die folgende:

„Es säufeln und bräufeln und kräufeln
 windfriedige Bläste 2c.“

„Es strudeln und brudeln und wudeln
 die Wellen zu Rande 2c.“

Schon manche Zeitgenossen tadelten das; seine zahlreichen Bewunderer aber nannten ihn den „Dädalus der Dichtkunst, des Wörtergolds feinsten Treiber.“ Eines seiner Hauptwerke war betitelt: „Pegnesis oder der Pegniz Blumengenoss-Schäferei. Feldgedichte in 9 Tagezeiten meist verfasst und hervorgegeben durch Floridan.“

Bis in unser Jahrhundert hat die Pegnizschäferei ihr Dasein gefristet: im Jahre 1894 hat sie ihr zweihundertfünfzigjähriges Stiftungsfest gefeiert. Der Literatur hat sie nicht mehr genützt als die anderen Sprachgesellschaften. Was dieselben anstrebten mit redlichem Bemühen, die Sprache von fremden Einmischungen zu reinigen und die deutsche Dichtung wieder bei den hohen und den gelehrten Ständen in Aufnahme zu bringen, war ja ehrenhaft und löblich und soll ihnen unvergessen bleiben. Aber andere, einzelstehende Männer haben doch erst durchgeführt, was sie mit ihren wunderlichen Veranstaltungen wollten, vor allem Opitz, den sie als Ehrenmitglied aufnahmen, nachdem er bereits einen selbständigen Ruhm erworben hatte; aber auch eine Reihe von Vor-Opitzianern, die, weil sie eigene Wege gingen, von ihnen verachtet wurden. So erging es Weckherlin, dem bedeutendsten von diesen, über den sich Besen einmal wegwerfend äußerte: „Der Wässerlin sünget mit, so vilh als ihm vergönnt.“

Weckherlin.

Georg Rudolf Weckherlin wurde am 15. September 1584 zu Stuttgart geboren, studierte in Tübingen die Rechte, ging dann nach Frankreich und England und suchte, wie Goedeke in der Einleitung zur Ausgabe seiner Gedichte sagt, „in der Nachahmung der fremdländischen Geschmacksrichtungen sein eigenes poetisches Talent



Abb. 82. Georg Rudolf Weckherlin.
Nach D. Mytens Gemälde gestochen von William Faithorne (verkleinert). Nach dem Exemplar der Pariser Nationalbibliothek (Cabinet des estampes).

Georg-Rudolfus Weckherling

Unterschrift eines lateinischen Briefes an Ludwig Camerartus.
Original in der Camerarschen Sammlung der Hof- und
Staatsbibliothek zu München.

auszubilden und sich vornehmen Büchern angenehm zu machen.“ Andererseits aber war es ihm ein ernstes Anliegen, an den deutschen Höfen und in den höfischen Kreisen die Dichtung des Auslandes durch einheimische, zunächst durch seine eigene zu verdrängen. Das ließ er sich besonders angelegen sein, als er, von seinen Neben heimgelehrt, Sekretär des Herzogs von Württemberg wurde. Zu dem Behufe suchte er das Sonett und den französischen Alexandriner ein, um so die deutsche Dichtung hoffähig zu machen und ihr die Teilnahme der „Götter und Göttinnen, der Helden und Nymphen“ zuzuwenden. So übte er bereits die gelehrte Poesie, die Opitz dann zur Herrschaft brachte; denn in der Form blieb er hinter diesem zurück, wenn er ihn auch an poetischer Begabung übertraf. Dennoch hätte er wohl noch Größeres geleistet, wenn er in Deutschland geblieben wäre. Aber bald nach 1620 siedelte er nach England über, wo er als Sekretär im Geheimen Räte, seit 1616 mit einer Engländerin verheiratet, in London eine hochangesehene Stellung einnahm, aber immer mehr die Fühlung mit der Heimat verlor. In der Fremde ist er 1653 gestorben. Lange ganz vergessen, ist er von Herder zuerst wieder ans Licht gezogen und neuerdings am gerechtesten von Goedeke gewürdigt worden, während andere Literaturhistoriker die Neigung haben, ihn zu überschätzen. In manchen seiner Gedichte herrscht etwas „Sinnlich-Wilbez“, was seine Bewunderer besonders entzückt, so in dem „Brautlied zu Ehren der Hochzeit Silanders und seiner Gloris“ und in der allerdings bachantisch schwungvollen, aber doch wüsten Ode „Trunkenheit“. — Trotz seiner häufigen Anfsingung

von Fürsten hält er Maß im Lobe derselben und preist besonders die Verfechter des Protestantismus, so Gustav Adolf nach seinem Helldtod („Des großen Gustav-Adolfs ebenbild“). Ein mannhafter Patriotismus spricht aus der Ode: „Frisch auf, ihr daffern soldaten,“ in der es u. a. heißt:

Der ist ein Teutscher wolgeboren,
der von betrug und falscheit frei,
hat weder redlicheit noch tren,
noch glauben, noch freiheit verloren:

Der ist ein Teutscher ehrenwert,
der wacker, herzhafft, unverzaget
für die freiheit mit seinem schwert
in einige gefahr sich waget.

Unter die Vorgänger Opitzens pflegt man auch den als lateinischen Dichter vorzugsweise berühmten Pausus Melissus oder Paul Schede (1539 bis 1602) zu rechnen, weil seine wenig zahlreichen deutschen Gedichte den Übergang vom Volksmäßigen zum Gelehrten kennzeichnen; ferner Petrus Denaisius (1560—1610) und Ernst Schwabe von der Heyde, welche beide schon vor Opitz die Verse kunstmäßig zu behandeln suchten; endlich noch Zinkgraf, um den sich ein ganzer Dichterkreis sammelte, der mit ihm die neuen Ziele verfolgte.

Johann Wilhelm Zinkgraf wurde geb. am 3. Juni 1591 zu Heidelberg, wo er ^{Zinkgraf.} studierte und zum Doktor promoviert wurde. Nach längeren Reisen in der Schweiz, den Niederlanden, in Frankreich und England verlor er, nach Eroberung der Stadt Heidelberg, wo er die Stellung eines Generalauditeurs während des dreißigjährigen Krieges einnahm, sein Besitztum. Die Schlacht von Nördlingen veranlaßte seine Flucht nach St. Goar, wo er am 1. November 1635 starb. Er war der erste, der eine Sammlung von Gedichten in der neuen Richtung herausgab, „dem lieben Teutschen zu einem Muster und Fürbilde, wonach — sich in seiner teutschen Poeterei hierfür etlichermaßen zu regulieren“ und die er, weil er seinen Freund Opitz an die Spitze stellte, betitelte: „Martini Opicii Teutsche Poemata Sampt einem Anhang mehr auserlesener Geticht anderer Teutscher Poeten [Wecherlin u. a.]. Straßburg 1624.“ In dieser wichtigen Sammlung, von der manche Literaturhistoriker einen neuen Zeitabschnitt datieren, sieht auch das einzige nennenswerte, ja in Studentenbüchern noch fortlebende Gedicht von Zinkgraf selbst, „Vermanung zur Dapfferkeit“, die treffliche Verdeutschung eines Kriegesliedes des griechischen Dichters Tyrtäus in Alexandrinern, worin es u. a. heißt:

Drumb gehet dafffer an, Ihr meine Kriegesgenossen!
Schlagt ritterlich darein; ewr Leben unverdrossen
Vors Vaterland vffseht, von dem ihr solches auch
Zuvor empfangen habt, das ist der Tugent Brauch zc.

und das schwungvoll schließt:

Wer nur des Todts begert, wer nur frisch geht anhin,
Der hat den Sieg, und dann das Leben zu gewin.

Zinkgraf ist außerdem beachtenswert als Anekdotensammler der neuen Schule; seine Apophthegmata, „der Teutschen scharpffinnige kluge Sprüche“, die mit Kaisersprüchen anheben und mit Namensprüchen schließen, haben nicht nur ein kulturgeschichtliches Interesse, sondern bieten auch noch heute eine anregende Lektüre.

Und nun trat der von Zinkgraf fast wie ein poetischer Messias verkündete Martin Opitz hervor, der lange für ein Dichtergenie ersten Ranges und einen edlen Patrioten gegolten hat, bis eine erneute und gründlichere

Prüfung seiner Poesie wie seines Lebens ein erheblich weniger glänzendes, aber richtigeres Bild von ihm hergestellt hat.

Dptb.

Martin Opitz wurde am 23. Dez. 1597 zu Bunzlau am Oberrhein in Schlessien geboren und empfing seine Erziehung in dem vorzüglichen Gymnasium seiner Vaterstadt, dann besuchte er die Magdalenschule zu Breslau, wo er bereits mit einem Heft lateinischer Gedichte auftrat, und bezog darauf das Schönaichium, ein akademisches Gymnasium zu Weuthen an der Oder, um mit dem Studium der schönen Wissenschaften das der Rechte zu verbinden. Dort schrieb er, zwanzigjährig, seine lateinische Abhandlung „Klirstarchus oder über die Verachtung der deutschen Sprache“, in der er schon den Alexandriner als Musterwerk hinstellte und Ansichten über Poesie und Sprache entwickelte, wie sie der ein Jahr zuvor gegründete Palmenorden vertrat. Nun bezog er die Universität zu Frankfurt a. d. O., von wo aus er sich dem Liegnitzer Hofe durch schmeichlerische Gedichte empfahl und damit die bezahlte Gelegenheitsdichterei ins Leben rief, die sich in dem ganzen Jahrhundert so unangenehm bemerklich machte. Danach setzte er das von ihm begonnene Studium der Rechte in Heidelberg fort. Manches seiner besseren Gedichte, das unter dem Einflusse seines Freundes Zinzgref entstand, der — wie vorhin erwähnt — die erste Ausgabe seiner Gedichte, ohne des Dichters Vorwissen, besorgte, stammt aus jener Zeit. 1620 flüchtete er vor dem spanischen Heere nach den Niederlanden, wohin er bereits die Vorliebe für die streng gezeichnete, steife holländische Poesie mitbrachte. In Leiden steigerte sich diese Vorliebe zur Begeisterung durch die Bekanntschaft mit Daniel Heinsius, einem unverdient gepriesenen niederländischen Reimschmied; fortan galten ihm die Holländer als höchste Muster der Poesie, er übersehte Heinsius' lateinische und holländische Dichtungen und trat ganz in seine Fußstapfen. Nachdem er dann vorübergehend mit einem Freunde in Zütland sich aufgehalten und dort die erst viel später — als es seinen Anstoß mehr geben konnte — veröffentlichten „Trostgedichte in Widerwertigkeit des Krieges“ geschrieben hatte, folgte er einem Rufe des Fürsten Bethlen Gabor nach Siebenbürgen an das neu gestiftete Gymnasium zu Weissenburg als Professor der Philosophie und schönen Wissenschaften. Dort arbeitete er an einem gelehrten Werke über die Altertümer Daciens, schrieb auch ein größeres Gedicht „Blatna (Name seines Landgutes) oder von Ruhe des Gemütes“, war überall hoch angesehen und hochgeachtet, konnte sich aber weder mit Luft und Wasser noch mit des Volkes Sprache und Sitten befreunden und kehrte schon nach Jahresfrist in die Heimat zurück, wo er als ein großes poetisches Genie angestaunt wurde. In Geschäften des Herzogs von Liegnitz, an dessen Hof er eine Stellung als Rat gefunden hatte, ging er 1625 nach Wien und benutzte diese Gelegenheit, um seinem unersättlichen Ehrgeiz noch weiter Genüge zu tun. Zu diesem Zwecke verfaßte er ein Trauergedicht auf den Tod des österreichischen Erzherzogs Karl voll überschwenglicher Schmeichelei an des Kaisers Adresse. Es fängt an:

Blatna.

Alhier in dieser Gruft liegt Carolus gesenket,
der werthe, teure Held, den Gott der Welt gesenket,
und was ihm ähnlich ist, das Haus von Osterreich,
das hochberühmte Haus, dem nichts auf Erden gleich —

Dieses Gedicht überreichte er Ferdinand II. persönlich, der ihn — den ersten Dichter für deutsche Verse — mit dem Lorbeerkranz krönte. Später wurde er von dem Kaiser auch geadelt als Opitz von Voberfeld. Der Weg zu dieser höchsten Staffel seiner Wünsche war kein ehrenwerter. Er gelangte dazu durch den berühmtesten Grafen Hannibal von Dohna, der in Schlessien die Protestanten auf das blutigste verfolgt hatte, um sie durch Feuer und Schwert für Rom zurückzugewinnen. In den Dienst dieses „Seligmachers“, wie man den Grafen nannte, trat der prote-



Abb. 83. Martin Opitz. Nach dem in Danzig befindlichen Ölgemälde von Strobel.

Martinus Opitzius.
Civis, An. M. DC. XXX.
Nonis Martiis.

Unterschrift eines Stammbuchblattes im Stammbuch des Melchior Thilestus vom Jahre 1630. Im Besitz der Breslauer Stadtbibliothek.

slawische Dichter bald nach seiner Dichterkrönung zu Wien, lebte als sein Sekretär in seinem Hause, dichtete zu seiner Ehre ein „Lob des Kriegsgottes“, übersehte in seinem Auftrage das lateinische Werk eines Jesuiten, in welchem der Beweis versucht wurde, daß die römische Kirche das allein wahre Christentum repräsentiere, ins Deutsche, freilich ohne seinen Namen, und ließ sich von dem Grafen zu Spionzdiensten in Paris verwenden. Zum Lohne für alle diese Dienste sandte ihn der



Abb. 84. Titel der ersten Ausgabe von Martin Opitzens „Teutsche Poemata“. Ohne Opitzens Vorwissen herausgegeben von Zinzgref. Nach dem Exemplar der Münchener Bibliothek.

Graf nach Wien, von wo er den Adelszusah „von Boberfeld“ mit heimbrachte. Ein Jahr danach, 1629, wurde er als „der Gekrönte“ in die Fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen. Nach dem Tode seines Gönners, der noch zuvor den Schweden hatte weichen müssen, machte Opitz eine neue Schwenkung, indem er den protestantischen Herzögen von Bries und Liegnitz seine Dienste und seine Dichtungen widmete, ohne freilich eine feste Anstellung an ihrem Hofe gewinnen zu

können. So suchte er denn einen anderen Herrn, und da er einmal den Herzog von Brieg nach Thorn begleitete, benutzte er die Gelegenheit, ein langes Lobgedicht auf den König Ladislaus von Polen zu verfertigen, das ihm die Stellung eines königlichen Sekretärs und Historiographen eintrug. Als solcher nahm er seinen Wohnsitz in Danzig. Hier beschäftigte er sich mit Altertumsforschungen, gab auch das Annolied (vgl. S. 39) heraus. Als 1639 in der alten Reichs- und Hanfsstadt die Pest ausbrach, wurde er von einem Bettler, dem er ein Almosen reichete, angesteckt und erlag der Seuche am 20. August.

Die Gedichte des „schlesischen Schwanz“ oder des „Boberschwanz“, wie Dpitz von seinen Verehrern genannt wurde, drei starke Bände, erlebten zahlreiche Auflagen, von 1624—1638 nicht weniger als acht. Dennoch enthalten sie kein einziges größeres, wirklich schönes und bedeutendes Gedicht, sondern lauter Mittelgut, das talentvoll und gewandt in Scene gesetzt ist. Zum größten Teil sind es noch dazu Übersetzungen aus fremden Sprachen und Nachahmungen. Die meisten seiner Originalgedichte sind Gelegenheitsgedichte auf Hochzeiten und Begräbnisse, oder es sind ziemlich wässerige Bearbeitungen von Psalmen und anderen Stücken des alten und neuen Testaments. Auch seine vaterländischen Gedichte sind ohne Wärme und Begeisterung, ja kühl und klug berechnet wie sein Patriotismus. Vorteilhaft heben sich unter ihnen hervor die oben erwähnten „Trostgedichte in Widernertigkeit des Krieges“, die allerdings auch von biblischen und mythologischen Anspielungen strohen, aber doch den Eindruck wahren Gefühls machen. Ganz dürr und poesielos ist die „Schäfferei von der Nymphen Hercynia“, eine aus Prosa und Versen gemischte Erzählung zu Ehren des gräflich Schaffgotschen Hauses. Nicht besser sind seine Lehrgedichte: das schon erwähnte „Zlatna“, das „Vielgut oder vom wahren Glück“, welche beide die ländliche Ruhe verherrlichen, und der dem Lateinischen nachgebildete „Vesuvius“, der anhebt:

Zum ersten, wann der Berg zu wüthen angefangen
und welche Zeit die Glut vor Alters ausgegangen,
zeigt kein Gelehrter an; es ist auch nicht mein Ziel,
daß ich die große Brunst allhier erzählen will,
so da entsprungen ist, wie Titus hat regieret,
davon die Asche ward nach Afrika entführet zc.

Sehr zahlreich sind seine Sinngedichte oder — wie er sie nannte — „deutsche Epigrammata“, die er gerne in die damals sehr beliebten Stammbücher einschrieb. Ich gebe einen solchen Bierzeiler in seiner eignen Schrift.

Wann Herrsafft salben krieg wirdt man sich zu leben pflegen^{231.}
Und obigkeit nicht ist der unterthanen wegen,
So mag ein Herr sein volck vertriben wie zu sein,
Und rath und freyheit sind wie manschen Ampten.

Abb. 85. Ein Stammbuchspruch von Martin Dpitz, in das Tagebuch des Zacharias Allert von Breslau (Bl. 257) den 28. October 1628 geschrieben. Im Besitz der Breslauer Stadtbibliothek.

Eine Auswahl seiner Gedichte hat Julius Littmann veröffentlicht.

Auch für das Drama schlug Dpitz einen neuen Ton an, obgleich er wohlweislich sich nicht an selbständige Dichtungen wagte, sondern nur an Übersetzungen. Außer Sophokles' „Antigone“ und Senecas „Trojanerinnen“ hat er aus dem Italienischen ein geistliches Schauspiel „Judith“ übertragen. Zum eignen Drama fehlte es ihm an der poetisch-schaffenden Begabung, und wie wenig er das Wesen

deselben verstand, davon zeugt u. a., daß er Seneca auf eine Linie mit Sophokles stellte und als Muster für das deutsche Drama empfahl.

Und dieser unbedeutende Dichter hat doch länger als ein Jahrhundert der „Vater der Dichtkunst“ oder gar ein „Fürst des deutschen Liedes“ geheißen und eine große Schar von Jüngern und Nachfolgern gehabt! Wie tief sein früherer Tod empfunden wurde, davon zeugt das lächerliche Sonett Paul Flemings, seines bedeutendsten und den Meister weit überragenden Schülers:

Über Herrn Martin Opitzens auf Biberfeld sein Ableben.

So zeuch auch du denn hin in dein Elyserfeld,
du Pinbar, du Homer, du Maro unsrer Zeiten,
und untermenge dich mit diesen großen Leuten,
die ganz in deinen Geist sich hatten hier verstellt.
Zeuch jenen Helben zu, du jenen gleicher Held,
der iht nichts gleiches hat. Du Herzog deutscher Seiten,
o Erbe durch dich selbst der steten Ewigkeiten,
o ewiglicher Schatz und auch Verlust der Welt!
Germania ist tod, die Herrliche, die Freye,
ein Grab verdeckt sie und ihre ganze Treue.
Die Mutter die ist hin: hier liegt nun auch ihr Sohn,
Ihr Necher und sein Arm. Laß, laß nur alles bleiben,
ihr, die ihr übrig send, und macht euch nur davon.
Die Welt hat wahrlich mehr nichts würdigs zu beschreiben.

Deutsche
Poeterey.

Aber eines war der armen, so arg beraubten Welt doch geblieben, und das war das Werk, welches Opitzens Ruhm mehr als seine Dichtungen begründet hat, nämlich sein „Buch von der Deutschen Poeterey. In welchem alle ihre eigenschafft vnd zugehör gründtlich erzehlet, vnd mit exempeln außgeführt wird.“ Es erschien im Jahre 1624 (in Verlegung David Müllers Buchhändlers in Breslaw), weshalb manche mit diesem Jahre die „neue Zeit“ unserer Literaturgeschichte beginnen. Witkowski hat 1888 die erste Ausgabe samt dem „Kritarchus“ wortgetreu wiederholt und gute Erläuterungen beigegeben.

Dieses Grundbuch für die Poesie des ganzen 17. Jahrhunderts, aus welchem ich oben (S. 245) schon eine Stelle angeführt habe, ist nicht ohne Verdienst. Es brachte die deutsche Sprache wieder zu Ehren in der Poesie, wies die Dichter auf bewährte klassische Muster hin und stellte feste Gesetze für die verwilderte Metrik auf, indem es statt der Silbenzählung, bei der man ohne Rücksicht auf die Betonung die Silben in den Vers gesetzt hatte, über einstimmung des Wort- und Vers-tones und regelmäßigen Wechsel von Hebung und Senkung verlangte. Es drang auf Vereinfachung der Satzbildung, auf Reinheit der Sprache, Ausschluß der Fremdwörter und mundartlichen Wendungen und Wörter. Von dem wahren Wesen der Dichtung hatte er wohl eine Ahnung, wenn er schrieb: „Die Worte und Syllaben in gewisse Gesetze zu bringen und Verse zu schreiben, ist das allerwenigste, was in einem Poeten zu suchen ist. Er muß *εὐπαρασώτως*, d. h. von sinureichen Einfällen und Erfindungen sein, muß ein großes, unverzagtes Gemüte haben, muß hohe Sachen bei sich erdenken können, soll anders seine Rede eine Art kriegen und von der Erde emporsteigen.“ Aber das tiefere Verständnis fehlte ihm. Die Gelehrsamkeit war Opitz die Hauptsache, und er behauptete kühn, nur der Gelehrte sei fähig, ein Dichter zu werden. Darum strogen seine Gedichte wie die seiner Schule von Gelehrsamkeit, und der „Vater der Gelehrtenpoesie“ darf er mit Recht genannt werden. Ein großes Gewicht legt er, ebenso wie Harßdörffer, auf den Gebrauch der Epitheta oder „schmückenden Beiwörter“, „an denen bei den Deutschen großer Mangel gewesen“, weshalb „man sie von den Griechischen und Lateinischen absehen und sich

zu Nutzen machen möge“. Seine eignen Gedichte liefern die Beispiele zu seiner Lehre; da gibt es „gläserne Gewässer“ und „gesalzene Zähren“, stille und trübe Finsternisse“, das „blaue Salz“ (das Meer); und wenn er selbst noch einfach in dieser Beiwörterfucht ist, so übertreiben es viele seiner Schüler in der allerwiderwärtigsten Weise. Endlich wies er neben den Alten auch auf die Holländer und Franzosen als mustergültige Vorbilder hin, und sein Hinweis wurde nur zu treulich befolgt; mit ihm beginnt die Abhängigkeit unserer Dichtung vom Ausland, die zum Teil bis in die Gegenwart fortgedauert hat; so hob er wieder auf, was er an nationalem Gut hatte neugewinnen wollen.

In seine Fußspuren trat eine ganze Schar von Nachahmern, die man am besten Opitzens Schule nennt, da nur zwei von ihnen Schlesier waren und deshalb der übliche Name „Erste schlesische Schule“ nicht ganz zutrifft. Da muß in erster Linie der schon vorhin erwähnte Paul Fleming aufgeführt werden, der „am meisten in den Geist Opitzscher Formen“ einging.

Paul Fleming, eines lutherischen Pfarrers Sohn, wurde am 5. Oktober 1609 zu Hartenstein an der Mulde im sächsischen Erzgebirge geboren. Nachdem er die Thomasschule zu Leipzig absolviert, bezog er als Mediziner die Universität derselben Stadt, obgleich seine Neigungen ihn mehr zu den schönen Wissenschaften zogen. Sein schon auf dem Gymnasium hervorgetretenes dichterisches Talent empfing nun einen neuen Antrieb durch schlesische Kommilitonen, die ihn für Opitz begeisterten; namentlich übte sein Freund Gloger einen tieferen Einfluß auf ihn aus; durch Gloger, rühmt er, sei sein Gemüt zum „Ewigsein“ erhoben. Auch lernte er Opitz persönlich kennen. Eine ganze Reihe seiner Gedichte gehört dieser Zeit an, wurde gedruckt und verschaffte sich Anerkennung; als er die Universität verließ, schmückte — außer der Magisterwürde — bereits der poetische Lorbeer sein jugendliches Haupt. 1632 wurde er kaiserlicher Poeta Laureatus. Allein die Kriegsläufe waren den Mufen nicht günstig. Leipzig wurde von den Kaiserlichen genommen, geplündert, von der Pest heimgesucht. Da war ihm ein Anlaß willkommen, auf einige Zeit Deutschland zu verlassen. Durch den ihm wohlgesinnten und bald engbefreundeten

Opitzens
Schule.

Fleming.

Paulus Flemingius
3. Eid. Januar. A. 1633.

Abb. 86. Paul Flemings Bildnis, von Dirk Dirksen in Hamburg gezeichnet, nach dem Zittelpapier vor der ersten Gesamtausgabe seiner „Teutschen Poemata“, Lübeck 1642.

Unterschrift eines Blattes aus dem Stammbuch des Melchior Zhllesius (1633). Im Besitz der Breslauer Stadtbibliothek.

Adam Olearius, Assessor der philosophischen Fakultät in Leipzig fand er die Wege, an einer durch Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein nach Rußland und Persien geplanten Gesandtschaft teilzunehmen. Er wurde zu einem der Hofjunker und Truchsesen ernannt und machte die erste Reise nach Moskau, die bestimmt war, den Zar Michael Feodorowicz um freien Durchzug für die folgende größere Gesandtschaft zu ersuchen, und sodann die Expedition nach Persien selbst mit. Manches Gedicht Flemings entstand auf der fast sechsjährigen, oft sehr gefährvollen Reise, die sein Freund Adam Olearius, der als Rat und Sekretarius in dem Gefolge war, ausführlich beschrieb. Erst am 3. August 1637 zogen sie in die persische Hauptstadt Ispahan ein, wo sie am Hofe des Schahs Sofi fast fünf Monate zubrachten. Auf der Rückfahrt verlobte sich Fleming in Reval mit der Tochter eines angesehenen Kaufmanns. Um sich dort als Arzt niederlassen zu können, erwarb er in Leiden im Januar 1640 die medizinische Doktorwürde und ging dann nach Hamburg, um noch einiges für sein zu gründendes Hauswesen vorzubereiten. Aber er sollte seine Braut nicht wiedersehen; bald nach seiner Ankunft in Hamburg erkrankte er, und nach wenigen Tagen, am 2. April 1640, hatte er ausgelitten. In der Katharinentirche zu Hamburg ist er begraben.

Paul Fleming war nicht frei von den Opischen Einflüssen, die sich oft in seinen Dichtungen störend geltend machten, aber er überragte den Meister an dichterischer Begabung, und die Reise bewahrte ihn vor der vollen Entwicklung der gelehrten Pedanterie. Sein Charakter war ein durchaus edler, reiner, und an heiterer Naturwahrheit kam ihm keiner der zeitgenössischen Dichter gleich. Charakteristisch für seine Opische Richtung ist es, daß sehr viele seiner Gedichte Übersetzungen aus dem Lateinischen, Holländischen, Französischen und Italienischen sind, und daß die Gelegenheitsgedichte (Glückwünsche, Leichengebichte, Hochzeitssoden u. a.) so überwiegen, daß ihrer 238 auf 198 geistliche und weltliche Lieder kommen; aber in keinem findet sich solche Schmeichelei und Schweifwedelei wie bei Opich. Abgesehen von diesen Einschränkungen bleibt aber doch genug Treffliches übrig, um ihn nach Paul Gerhardt als den bedeutendsten Lyriker seiner Zeit zu bezeichnen.

Flemings
Dichtungen.

In zweien seiner Lieder spricht sich ein warmes patriotisches Gefühl aus; es sind: „Germania an ihre Söhne“ und ein Strassonett „An die jetzigen Deutschen“, worin er ihnen die Unfähigkeit vorhält, das alte Reich der Väter zu beschützen:

Jetzt fällt man uns ins Mahl, in unsre vollen Schalen,
Wie man uns jüngst gedrät! Wo ist nun unser Mut?
Der ausgefählte Sinn? Das kriegerische Blut?
Es fällt kein Ungar nicht von unserm eillen Prahlen!

Kein Busch, kein Schützenrock, kein buntes Fahnenmahlen
Schreckt den Kroaten ab. Das Ansehn ist sehr gut,
Das Ansehn mein' ich nur, das nichts zum Schlagen tut.
Wir seigsten Krieger, wir, die Phöbus kann bestrahlen!

Was ängsten wir uns doch und legen Rüstung an,
Die doch der weiche Leib nicht um sich leiden kann!
Des großen Waters Helm ist viel zu weit dem Sohne,

Der Degen schändet ihn. Wir Männer ohne Mann,
Wir Starcken auf dem Schein, so ist's um uns getan.
Uns Namens-Deutsche nur! Ich sag's auch mir zum Hohne.

Unmutig und tief empfunden sind seine Liebeslieder. In einem schickt er der Geliebten einen Smaragdbring, dem er aufträgt: „O Ring, wenn sie dir heimlich einen Kuß gibt, so heb ihn für mich auf!“ Das schönste ist aber unbedingt das „getreue Herz“, dessen Anfangs- und Schlußstrophe lauten:

E. Paul Flemings

Erstes Buch

Der Dorn /

**Zwischen Geistliche Siedet
gegriffen.**



**33.
Nach des vj. Psalmens
Weise.**

Er allen meinen Thaten/
Hilff ich den Höchsten rathen/
der alles kan und hat/
Er muß zu allen Dingen/
sols anders wol gelingen/
selbst geben Rath und That.

Nichts ist es spät und frühe/
üm alle meine Mühe/
mein sorgen ist ünsonst/
Er mag mit seinen Sachen
nach seinen Willen machen.
Ich stells in seine Günst.

Es kan mir nichts geschehen/
als was er hat versehen
und was mir selig ist/
Ich nahn' es/ wie ers giebet/
was ihm von mir geliebet
das hab' auch ich ertiest.

Ich traue seiner Gnaden/
die mich für allen Schaden/
für allen übel schüßet.
Leb' ich nach seinen Sätzen/
So

Titel und Textprobe aus Paul Flemings „Teutsche Poemata“, Lübeck in Verlegung Lorentz Jauchen Buchh.
Als Beispiel des Bucherdrucks im XVII. Jahrhundert.



A. Gryphius

Abb. 87. Andreas Gryphius. Nach dem Stich von Philipp Altan.

deutend als Lyriker wie als Dramatiker. In seinen lyrischen Gedichten herrscht ein düsterer Grundton vor, so besonders in seinen „Kirchhofgedanken“, einem ausführlichen-Gedichte von fünfzig Strophen, in dem er oft in eine grell-groteske Übertreibung sich verirrt und „seine Gedanken endlos über die Vernichtung dahin schweifen läßt“. Tief ernst sind seine geistlichen Lieder, wie das noch heute in unseren Kirchen gesungene: Die Herrlichkeit der Erden muß Rauch und Asche werden zc. Oft aber treten auch darin grelle Bilder und übertriebene Ausrufe hervor, so in dem Liede:

Abd, verfluchtes Trauertal!
Du Schauplatz herber Schmerzen,

Du Unglückshaus, du Jammeraal,
Du Folter reiner Herzen!

Ungeachtet dieses schwermütigen Grundtons, der selbst in seinen Liebesliedern sich nicht ganz verleugnet, ist doch seine Lebensanschauung nie eine völlig verzweifelnde; die Hoffnung auf Gott, der die Liebe ist, hält ihn in allen Nöten und Stürmen aufrecht, wie er es sehr schön in dem Sonett „Dominus de me cogitat“ (Der Herr denkt an mich) ausgesprochen hat. Es ist das folgende:

In meiner ersten Blüt', im Frühling zarter Tage
 Hat mich der grimme Tod verwaist, und die Nacht
 Der Traurigkeit umhüllt. Mich hat die herbe Nacht
 Der Seuchen ausgezehrt. Ich Schmach! in steter Plage.

Ich teilte meine Zeit in Seufzer, Not und Klage;
 Die Mittel, die ich oft für feste Pfeiler acht,
 Die haben leider all' erzittert und gekracht.
 Ich trage nun allein den Jammer, den ich trage.

Doch nein! Der treue Gott heut mir noch Aug' und Hand,
 Sein Herz ist gegen mich mit Vätertreu' entbrannt,
 Er ist's, der jederzeit für mich, sein Kind, wird sorgen.

Wenn man kein Mittel find't, sieht man sein Wunderwert;
 Wenn unsre Kraft vergeht, beweist er seine Stärk';
 Man schaut ihn, wenn man meint, er habe sich verborgen.

Am hervorragendsten war Andreas Gryphius jedoch als dramatischer Dichter, und zwar mehr in der Komödie als in der Tragödie. In dieser konnte er sich über seine Zeit und über den Einfluß der Opiischen Richtung nicht erheben. So entnahm er die Regeln für seine Schauspiele dem holländischen Theater, insbesondere den Stücken des Jost van Vondel, von dem er auch ein Stück übersetzte, faßte sie in den ermüdenden Alexandrinern ab, führte den Chor, den er „Keien“ nannte, in das Trauerspiel ein, und obgleich er die von seinen Mustern streng innegehaltene Aristotelische Einheit nicht ganz befolgte, da er den Schauplatz zuweilen wechseln ließ, beschränkte er doch die Zeit der Handlung auf 24 Stunden und machte dadurch eine weitere Entfaltung und Entwicklung unmöglich. So kam in der ersten „Abhandlung“ (wie er das nennt, was wir „Akt“ nennen) die Handlung meist schon zum Schluß — in den drei folgenden gab es lange Monologe und reflektierende Dialoge, im letzten Akt wurde durch eine Häufung des Allergreulichsten und Blutigsten ein Schlußeffekt erzielt.

Sein ältestes Trauerspiel ist „Leo Armeniuz“ (der am Weihnachtsfest des Jahres 820 ermordete griechische Kaiser); dann folgte „Katharina von Georgien“, die gefoltert und halbzerissen, weil sie dem König von Persien aus Glaubensgründen ihre Hand verweigert, auf der Bühne erscheint und dort den Todesstoß empfängt. In dem Trauerspiele „Ermordete Majestät“ oder „Karolus Stuardus“ griff er in die unmittelbare Gegenwart. Das Stück entstand unter dem Eindruck der Nachricht von Karls I. Hinrichtung. Dennoch ist wenig Handlung darin und viel rhetorischer Schwulst, und das Ganze geht darauf hinaus, den unglücklichen König so edel als möglich darzustellen und das göttliche Recht der Könige im allgemeinen nachzuweisen. Die Chöre werden von den Geistern der früher ermordeten englischen Könige ausgeführt.

Dagegen sind die Lustspiele des Andreas Gryphius seinen Tragödien nicht vergleichlich überlegen; namentlich machen zwei davon, „Herr Peter Squenky“ und „Horribilicribrifax“, noch heute einen frischen Eindruck. Das erste (eine Verpottung der Nüppelspiele) stimmt mit der bekannten Episode in Shakespeares „Sommerachtsstraum“ ziemlich überein, in der vor König Theseus und seiner Gemahlin die tragische Geschichte von Pyramus und Thisbe von ungeschickten Handwerkern einer kleinen Stadt aufgeführt wird. Er nennt das Stück ein

Gryphius' Dramen.

Trauerspiele.

Lustspiele.

„Schimpf=Spiegel“ — anstatt der Alexandriner ist die Haupthandlung in Prosa, das „Spiegel“ in Knittelversen geschrieben. In dem zweiten Stück, das er ein „Scherz=Spiegel“ nennt, werden die kriegerischen Prahlhänse verspottet, die nach dem 30jährigen Kriege sehr zahlreich auftraten. Beide Stücke hat nach der ersten Ausgabe Wilhelm Braune wortgetreu neu drucken lassen. Sämtliche lyrische und dramatische Dichtungen Gryphius' hat Palm für den Stuttgarter literarischen Verein, eine Auswahl in Kürschners „Deutscher Nationalliteratur“ herausgegeben.

Aus Schlessien ist endlich noch ein Opizianer zu erwähnen, Logau, einer der geistreichsten Epigrammendichter aller Zeiten.

Friedrich
v. Logau.

Friedrich v. Logau, geboren zu Broduth bei Nimptsch im Januar 1605, besuchte das Gymnasium zu Brieg, wo er an dem Landesfürsten Johann Christian und seiner Gemahlin Dorothea Sibylla (der „lieben Dorel“) freundliche Gönner fand, studierte die Rechtswissenschaft und fand danach eine Anstellung am Hofe des Herzogs. 1644 wurde er Kanzleirat, 1648 wählte ihn die Fruchtbringende Gesellschaft unter dem Namen „der Verkleinernde“ zum Mitgliede, 1655 starb er zu Liegnitz, wohin er ein Jahr zuvor als Regierungsrat mit dem Herzog Ludwig, dem Nachfolger Johann Christians, übergesiedelt war. — Gegenüber der ermüdenden Weitschweifigkeit der meisten zeitgenössischen Dichter wirkt seine knappe könnige Kürze erfrischend, und unter den ca. 3600 Epigrammen oder Sinngedichten, die er unter dem Namen Salomon von Golaw im Laufe seines Lebens herausgab, sind die meisten vortrefflich und von dauerndem Werte. Dazu kommt, daß sich die damaligen traurigen Zustände unseres Vaterlandes in vielen derselben spiegeln, ebenso sehr wie ein treues deutsches Herz, welches das Elend der Zeiten tief beklagt, aber sich davon nicht erdrücken läßt und an der Zukunft seines Volkes nicht verzagt. Ernst hält er seinen Landsleuten ihre Verirrungen vor in Sprüchen wie diese:

Französische Kleidung.

Diener tragen insgemein ihrer Herren Liverey;
Soll's denn seyn, daß Frankreich Herr, Deutschland aber Diener sey?
Freyes Deutschland, schäm dich doch dieser schändlichen Knechtereij!

*Mausen lobet großt Prinz,
Dürf wirs loben Eß und Trunk,
Wach zu werden dain gung,
Die zu Salze fast umsonst
Und für sich nur ist der Dünst.*

*Recordationis ergo scribel.
Drega Siles. 19. Marcii
An. 1653.*

*(F.) Friedericus a Logau.
1653*

Abb. 88. Stammbuchvers von Fr. v. Logau. Eigenhändige Unterschrift desselben. Aus einem Stammbuche der Radowitschen Sammlung in der Königl. Bibliothek zu Berlin.

Fremde Tracht.

Mamode-Kleider, Mamode-Sinnen:

Wie sich's wandelt außen, wandelt sich's auch innen.

Wie Spruchweisheit des Volkes klingen andere, so z. B.:

Hoffnung ist ein fester Stab und Geduld ein Reisefleid,		da man mit durch Welt und Grab wandert in die Ewigkeit.
--	--	--

Ungeachtet seiner großen Bedeutung wurde Fr. v. Logau in seiner Zeit wenig gekannt, und bald nach seinem Tode war er vollends vergessen. Erst Lessing und Hamler haben ihn aus dem Staube der Vergessenheit wieder hervorgezogen und die besten seiner Epigramme 1759 unter seinem wahren Namen herausgegeben. Eine vollständige Sammlung aller Logauschen Gedichte hat G. Citner 1872 in den Publikationen des Literarischen Vereins zu Stuttgart veröffentlicht.

Auch ein nennenswerter Satiriker des 17. Jahrhunderts, Nachel, ging ganz in des Meisters Dpiß Fußstapfen und gab seinen satirischen, in Alexandrinern abgefaßten Gedichten ein durchaus gelehrtes Gepräge.

Jochim Nachel, geboren am 28. Februar 1618 zu Lunden in Norderditmarschen, empfing seine Bildung in Husum und Hamburg, studierte in Rostock und Dorpat, wurde dann Rektor an verschiedenen Schulen seiner Heimat und starb am 3. Mai 1669 zu Schleswig. Seine acht Gedichte führen die Titel: 1. Das poetische Frauenzimmer oder die bösen Sieben. 2. Der vorteilige Mangel. 3. Die gewünschte Hausmutter. 4. Die Kinderzucht. 5. Vom Gebet. 6. Gut und böse. 7. Der Freund. 8. Der Poet. — In dem ersten bespricht er sieben Arten von bösen Weibern, denen er am Schluß das Bild einer trefflichen Hausmutter entgegensetzt, das er in dem dritten noch weiter ausführt. Am schärfsten ergießt er seinen Spott über die dichtenden Frauen. Sehr hausbacken ist die zweite Satire, in der er zeigt, wie der Mann, um mit seiner Frau glücklich zu leben, sich immer daran erinnern solle, daß jeder Fehler seine gute Seite habe etc. Am meisten Wit, wenn auch nicht viel Poesie, ist in der letzten Satire, in welcher er die Keimtschmiede weiblich verspottet:

Dies Lumpenvöcklein will (mit Günst) Poeten heißen,
das nie was Guts gelernt, das niemals den Verstand
hat auf was Wichtiges und Nethliches gewandt,
die nichts denn Worte nur zu Markte können tragen,
zur Hochzeit faulen Scherz, bei Leichen lauter Klagen,
bei Herren eiteln Ruhm, dran keiner Weisheit Spur,
kein Salz noch Essig ist, als bloß der Fuchschwanz nur."

Von Dpiß ganz unabhängig, ja der Gelehrtenpoesie bitterfeind war dagegen ein anderer Satiriker und Humorist, Lauremberg, der durch seine echt volkstümlichen Dichtungen einen großen Einfluß geübt haben würde, wenn er sie in hochdeutscher Sprache verfaßt hätte; er zog aber die plattdeutsche vor, die „sich immer gleich bleibe, während das Hochdeutsche sich alle fünfzig Jahre verändere“.

Johann (Hans Willmsen) Lauremberg, am 26. Februar 1590 zu Rostock geboren, war dort Professor der Poesie, später Mathematiker an der Ritterakademie zu Soroe in Seeland, wo er 1658 starb. Seine „veer olde beröhmede Scherz-Gedichte“ (1652) handeln 1. Vom isigen verdorvenen wandel und maneren der minschen. 2. Von almodischer Kledertracht. 3. Von almodischen Zügen ein Bild der das almodischer poesie und rimen. Sie geben in derb-kraftigen Zügen ein Bild der das

Welsche nachahmenden wie der gelehrten Lächerlichkeiten der Zeit und richteten sich insbesondere gegen die Opizsche Richtung. In dem einleitenden Gedicht kennzeichnet er seine eigne Gesinnung und das von ihm für seine Landsleute erstrebte Ziel:

Kleider, Sprache, Verse schreiben
 endert sich fast alle Jahr;
 man ich achte idt nich ein Haer:

by den Olden will ich bliven,
 höger schal min Styl nicht gahn,
 als mins Vaders hefft gedahn.

Doch auch unter den hochdeutschen Dichtern gab es eine ganze Zahl, die bei aller Ehrfurcht vor Opizens Verdiensten sich von seinem Einfluß nicht beherrschen ließen, sondern ihre Selbständigkeit wahrten und einen lebendigen natürlichen Ton in ihren Dichtungen anschlugen. So vor allem der Königsberger Dichterkreis, dessen Haupt der kurfürstliche Rat Robertin war.

Robertin.

Robert Robertin, 1600 in Saalfeld in Preußen geboren, 1648 in Königsberg gestorben, war durch seinen freundschaftlichen Umgang mit Opiz und durch eigene Neigung zum Dichten gekommen, ohne gerade ein hervorragendes Talent dafür zu besitzen. Doch gelang ihm manch ernstes wie manch heiteres Lied in der schlichten und natürlichen Weise, welche die ganze poetische Gesellschaft der Königsberger auszeichnete. Dazu bildete er sich auf seine poetischen Leistungen nichts ein, sammelte und veröffentlichte nicht einmal, was er gedichtet, sondern ließ es sich vornehmlich angelegen sein, begabtere Dichter durch Rat und Urteil zu unterstützen und zu fördern. So weckte er das Talent des jungen kränklichen und schüchternen Simon Dach, wies besonders hin auf das sangbare Lied, wobei ihn Heinrich Albert unterstützte, und wurde so ein einflußreiches Mitglied des Königsberger Vereins, in welchem er den Schäfernamen „Berrintho“ führte, unter dem auch seine eigenen Dichtungen in Alberts Sammlungen sich finden.

Der musikalische Mittelpunkt des Vereins war Albert, in dessen vor der Stadt gelegnem Garten die Dichtergenossen im Sommer sich bisweilen versammelten. Dort hatte Albert eine Kürbshütte angelegt und die Namen aller Freunde „nebenst etlichen Reymen an sonderliche Kürbse“ angeschrieben. Auf Robertins Vorschlag wurden diese Reime von Albert in Musik gesetzt, um von den Freunden in der „Kürbshütte“ gesungen zu werden.

H. Albert.

Heinrich Albert, den 28. Juni 1604 zu Lobenstein im Voigtlande geboren, studierte zu Leipzig die Rechte, ging aber bald ganz zur Musik über, in der er sich zu Dresden weiter ausbildete. 1626 nach Königsberg gekommen, wurde er durch seine schönen Kompositionen rasch beliebt und erhielt die Stelle eines Organisten an der Domkirche, in welcher Stellung er bis an seinen Tod (1655 oder 56) verblieb. — In dem Dichtervereine hieß er „Damon“ und leitete Treffliches, vornehmlich als Komponist seiner eigenen wie der Lieder seiner Freunde. Seine „Arien oder Melodienen etlicher teils geistlicher, teils weltlicher Lieder“ erschienen in acht einzelnen Teilen zu Königsberg 1638—1650, und ein unberechtigter Nachdruck derselben u. d. T. „Poetisch-Musikalisches Lustwäldlein“ kam noch zu seinen Lebzeiten heraus. Ein anderes Werk Alberts ist die „Musikalische Kürbshütte“, welche die Kompositionen zu den schon erwähnten in die Kürbisse eingeritzten Sprüchen enthält. Manche seiner geistlichen Lieder gehören noch heute zu den beliebtesten unserer Gesangbücher; so die trefflichen: „Einen guten Kampf hab' ich auf der Welt gekämpft“ und „Gott des Himmels und der Erden“. Eines seiner weltlichen Lieder „Amor im Tanze“ ist so gefällig und echt volkstümlich, daß Herder es in seine Volksliederammlung aufnahm.

Der bedeutendste Dichter des Königsberger Kreises war Simon Dach.

Simon Dach, den 29. Juli 1605 zu Memel geboren, zeichnete sich schon auf der Schule seiner Vaterstadt durch große Fähigkeiten und namentlich auch durch poetische wie musikalische Begabung aus und kam dann auf die Domschule zu Königsberg. In Wittenberg und Magdeburg vollendete er seine Gymnasialstudien und studierte darauf Philosophie und Theologie auf der Universität zu Königsberg, wählte



*Simon Dachius,
p. t. Doctor.*

Abb. 89. Simon Dach, nach einem Stich von Philipp Kilian v. J. 1730. (Verkleinert.)
Unterschrift einer Königsberger Universitätsurkunde vom 7. April 1652.
Im Besitz des Herrn Wllh. Künzel in Leipzig.

hernach aber das Lehramt zu seinem Lebensberufe. Die Anstellung als Kollaborator an der Domschule gewährte ihm nur ein sehr dürftiges Einkommen bei übergroßer Arbeitslast. Er drohte darunter zusammenzubrechen, als Robertin, auf ihn aufmerksam gemacht, sich seiner sofort annahm, ihn in sein Haus brachte, für seine leibliche Genesung und Kräftigung sorgte und es durchsetzte, daß er zum Konrektor der Domschule aufrückte. Auch in seinen poetischen Versuchen beriet und leitete er

ihn. Als Kurfürst Georg Wilhelm nach Königsberg kam, begrüßte ihn Dachs in begeisterten Versen. Dem Kurfürsten gefiel der Dichter, und er verlieh ihm die im folgenden Jahre erledigte Professur der Poesie an der Universität. Auch der Große Kurfürst schätzte den Dichter sehr hoch. Dachs' Dankbarkeit war groß, und wiederholt hat er sie in Versen ausgesprochen. Aber niemals erniedrigte er sich zu den üblichen Dpisschen Schmeicheleien, vielmehr spricht sich einerseits ein unbefangener gemüthlicher Ton, andererseits ein offenes Selbstbewußtsein darin aus. So hat er in seinem Alter den Großen Kurfürsten um ein Stückchen Gartenland zu seiner Erholung und Muße, indem er auf seine poetischen Verdienste in folgenden Zeilen hinwies:

Phöbus ist bei mir daheime, diese Kunst der deutschen Reime lernet Preußen erst von mir;	meine sind die ersten Saiten — zwar man sang vor meinen Zeiten, aber ohn' Geschick und Zier.
--	--

Friedrich Wilhelm nahm das Gesuch nicht übel, ja tat noch mehr, als der Dichter erbeten hatte, indem er ihm das kleine Gut Cugheim schenkte. Im Jahre 1641 hatte er sich mit Regina Pohl verheiratet, mit der er bis an seinen Tod in der glücklichsten Ehe lebte. Nach dem Tode seines Wohlthäters Robertin, dem andere aus dem Freundeskreise folgten, überkam ihn eine so trübe Stimmung, daß seine immer zartgebliebene Gesundheit darunter zusammenbrach. Nach langem, schwerem Krankenlager starb er am 15. April 1650.

Chasmindo.

In der Königsberger Gesellschaft war Dachs, der darin Chasmindo (Versetzung seines Namen, wie Berrintho aus Robertin) hieß, das bedeutendste Mitglied. Innigkeit, Reinheit und Natürlichkeit sind die Charakterzüge seiner Dichtungen, dazu bei tiefer Frömmigkeit ein fröhlicher Sinn. Das schönste seiner Lieder, das Herder ins Hochdeutsche übertrug und u. d. T. „Palmbaum“ unter die Volkslieder aufnahm, lautet in der ursprünglichen, plattdeutschen Fassung (in samländischer Mundart) nach Desterleys Ausgabe von Dachs' Gedichten:

Anke van Tharau ðs, de mi geföllt,
Se ðs min Lewen, min Goet on min Gölt.
Anke van Tharau heft wedder eer Hart
Wi mi geröchtet än Löw' on än Schmart.
Anke van Tharau, min Ritdom, min Goet,
Du mine Seele, min Flesch on min Bloet!
Duöm' allet Wedder glik ön ons to schlan,
Wi sin gesönt bi een anger (bei einander) to stahn.
Krankheit, Verfälgung, Bedröfnöð on Pin
Sal unsrer Löwe Vernöttinge (Verknüpfung) sin.
Recht as een Palmenbom äwer söt söcht,
Je mehr en Hagel on Regen anföcht,
So wart de Löw' ön ons mächtig on grot
Dörch Kriß, dörch Liden, dörch allerlei Nöt.
Wördest du glik en mal van mi getrennt,
Lewdest dar, wor öm de Sönne kum kennt:
Gä wöll di fälgen dörch Wöler, dörch Mär,
Dörch ðs, dörch Ißen, dörch findlöcket Här.
Anke van Tharau, min Licht, mine Sönn',
Min Lewen schlut öck ön dinet henönn.
Wat öck geböde, wart van bi gedahn,
Wat öck verböde, dat lästju mi stahn.
Wat heft de Löwe däc ver een Bestand,
Wor nicht een Hart ðs, een Mund, eene Hand?

Worüm söck hartaget (ärgert), kabbelt (zankt) on schleit,
 On glied den Hungen on Katten begeit (beträgt).
 Anke van Tharau, dat war wi nich don,
 Du bist min Dyhffen, min Schahpfen, min Hohn.
 Wat öck begehre, begehrest du öf,
 Eck lat den Rock di, du läst mi de Brock (Hosen).
 Dit ös dat, Anke, du söteste Ruh,
 Gen Lis on Seele wart ut öck on du.
 Dit maakt dat Lewen tom hämmelischen Nit,
 Dörch Zanken ward et der Hellen gelik.

Nach einer Tradition, der jeder geschichtliche Anhalt fehlt, hatte Dack dieses anmutige Liebeslied an Anna Neander, die Tochter des Pfarrers von Tharau bei Königsberg, gerichtet; vermuthlich war es ein Lied zu ihrer Hochzeit mit dem Pfarrer Portatius, das Dack aus Freundschaft zu ihrer Familie verfasste.

Nicht minder hat Dacks Lied von der Freundschaft:

Der Mensch hat nichts so eigen, | als daß er Treu erzeigen
 so wohl steht ihm nichts an, | und Freundschaft halten kann zc.

einen bleibenden Wert. Neben seinen „Tanzliedern“, in denen Heiterkeit und Frohsinn („Et laßt mir doch den Willen“), zur Geltung kommen, hat er auch viele geistliche Lieder gedichtet, von welchen mehrere („O wie selig seid ihr doch, ihr Frommen!“ „Ich bin bei Gott in Gnaden“) in unseren Gesangbüchern noch heute sich finden.

Das evangelische Kirchenlied kam inmitten dieser trübseligen Jahrzehnte ^{Kirchenlied.} zur größten Vollendung, wogegen nicht in Betracht kommt, daß es von manchem seiner Vertreter in den Opitschen Schematismus gezwängt wurde. Im ganzen und großen erhebt es sich über die Auswüchse der Zeit, und selbst Dichter, die in ihren weltlichen Erzeugnissen an allen Modearten gelehrter Künstelei und Gespreiztheit frankten, sind kernig und einfach in ihren kirchlichen Liedern. In diesen haben die Empfindungen des 17. Jahrhunderts ihren tiefsten und besten Ausdruck gefunden.

So der oben erwähnte Johann Nist (vgl. S. 249), dessen Abendlied: „Werde ^{Johann Nist.} munter, mein Gemüte“ uns noch heute erbaut, wie sein Adventlied: „Auf, auf, ihr Reichsgenossen“ uns anregt und sein Sterbelied: „O Ewigkeit, du Donnerwort“ uns aus falscher Sicherheit aufrüttelt.

Aus der großen Schar der Kirchenliederdichter, deren ich einige schon oben erwähnte, ragt demnächst besonders hervor der von Kaiser Rudolf II. gekrönte schlesische Dichter und lutherische Pfarrer zu Köben Johann Heermann (1585 ^{Johann Heermann.} bis 1647), ein Mann, der die Drangsale des dreißigjährigen Krieges erfuhr und dabei fortwährend körperlich leidend war. Aus dem Feuer der Trübsal entstanden seine nahezu 400 Lieder, die nur im Versbau und korrekten Ausdruck sich der Opitschen „Poeterei“ unterordneten, sonst sich meist durch große Innigkeit und einfache Frömmigkeit auszeichnen und selten ins Lehrhafte abirren. Am beliebtesten ist von ihm das Gebetslied „O Gott du frommer Gott, du Brunnenquell aller Gaben“ geblieben, dessen zweite Strophe „Gib, daß ich tu' mit Fleiß, was mir zu tun gebühret“ Friedrichs des Großen Grenadiere als Morgenlied sangen, als sie — 30000 Mann stark — gegen die dreimal an Zahl überlegenen Oesterreicher bei Leuthen in den Kampf zogen. Als der Abend über dem blutgetränkten Schlachtfelde hereinbrach, da stimmten die siegreichen Preußen das deutsche Te Deum: „Nun danket alle Gott“ an, das ebenfalls einen Dichter des 17. Jahrhunderts, den Eilenburger Pfarrer Martin Rinkart (1586—1649) zum ^{Rinkart.}

Verfasser hat, und das von Jahrhundert zu Jahrhundert bei allen Dank- und Freudenfesten gesungen wird, wie es einst aus seiner jubelnden Seele beim Ende des dreißigjährigen Krieges hervortönte. Neben diesen Männern verdienen einen Ehrenplatz Josua Stegmann (1588—1632), der Sänger von „Ach bleib mit Deiner Gnade bei uns, Herr Jesu Christ“, und Dr. Johann Matthäus Meyfart (1590—1642), dem die christliche Gemeinde das schwungvolle „Jerusalem, du hochgebaute Stadt, wollt' Gott, ich wär' in dir!“ verdankt.

Sie alle aber überragt an Tiefe der poetischen Empfindung und Innigkeit des Ausdruckes der nächst Luther größte Kirchenliederdichter unseres Volkes Paulus Gerhardt.

Paulus
Gerhardt.

Am 12. März 1607 (nicht 1606) zu Gräfenhainichen bei Wittenberg geboren, empfing Paulus Gerhardt seine gelehrte Vorbildung auf der Jürschenschule



*„Bleib ein Pfund jedes Jahr mich selber ein Pfund, Mein
mein Selbst gesamtlich J. folgend, etc.“*

Paulus Gerhardt

Abb. 80. Paulus Gerhardt. Nach dem vom Paul Gerhardt-Verein 1828 herausgegebenen Stich von Buchhorn, einer freien Nachbildung des Originalgemäldes (vgl. Abb. 91).

zu Grimma, worauf er die Universität Wittenberg bezog. Die Kriegswirren verzögerten seine Anstellung in solchem Maße, daß er noch in seinem 44. Lebensjahre als Kandidat der Theologie und Hauslehrer im Hause des Advokaten Barthold zu Berlin lebte. Vier Jahre später heiratete er die Tochter desselben, nachdem er 1651 in Wittenwalde

Pfarrer geworden war. Von da als Diakonus an die Nicolaikirche zu Berlin berufen geriet er um seiner lutherischen Überzeugung willen mit den Edikten des Großen Kurfürsten in Konflikt und hüßte darüber sein Amt ein, obwohl er selbst am Gezänk der Konfessionen nie Teil genommen hatte. Und als der edle Fürst ihn wieder in das Amt einsetzte, wobei er ihn ausdrücklich von der Unterschrift des Reverses dispensierte, entsagte Gerhardt freiwillig, weil in der kurfürstlichen Mitteilung die Erwartung ausgesprochen wurde, „er werde sich den Edikten gemäß bezeugen und seiner bekannten Moderation sich ferner befleißigen.“ Ein Jahr

darauf erhielt er von dem Magistrat der Stadt Lübben die Einladung, daselbst eine Gastpredigt zu halten. In seiner Antwort an den Magistrat hieß es u. a.: Gleichwie Ich nun jeder Zeit mich schuldig bekennet, Meinem Gott gehorsamlich

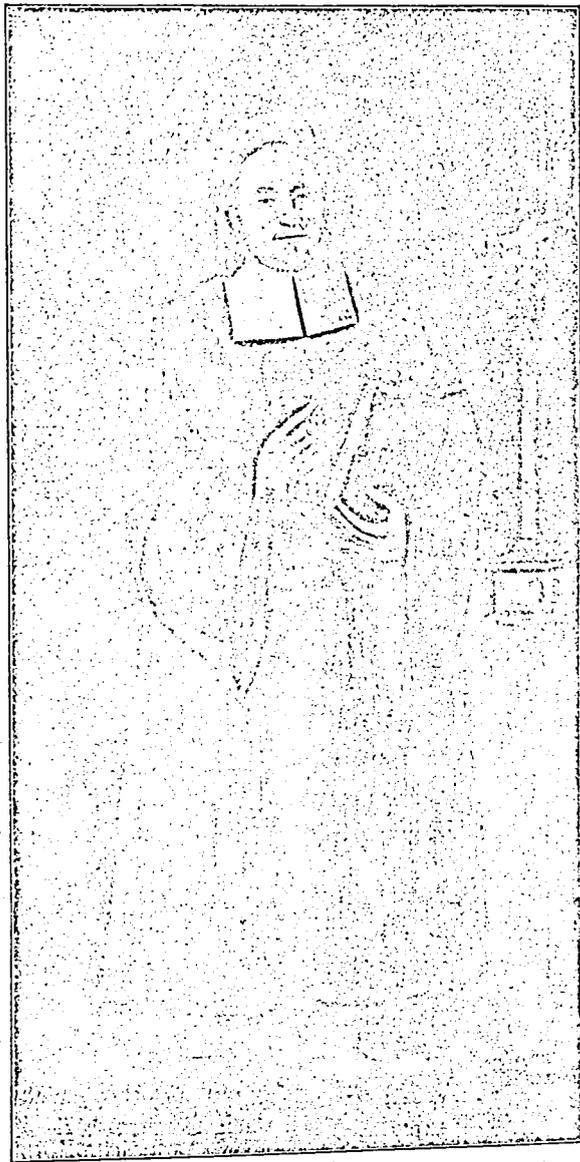


Abb. 91. Paulus Gerhardt.

Nach dem Ölgemälde in der Kirche zu Lübben (über der Tür zur Sakristei), zum erstenmal photographiert und reproduziert.

Zu folgen, Und das Wenige Vermögen, so Er mir durch seine grade reichen wirdt, in seinem Und seiner Kirchen heyligem Dienste auff Zu wenden, Also werde ich auch in deme, was meine Hochgeehrten Herren mir wegen Besuehung Ihrer Stadt Und ablegung einer Predigt großgünstig angeschlossen, Ihnen nicht auß Händen gehen, Sondern mich allemahl willig Und bereit darine beweisen . . .” Nach gehaltener Gastpredigt wurde ihm das Archidiaconat an der Hauptkirche übertragen, das er aber erst am Trinitatisfeste 1669 antrat. Noch sieben Jahre wirkte er dafelbst mit großer Treue unter mancherlei Anfechtungen bis an sein Ende, den 7. Juni 1676. — Von seinen 131 Liedern ist eine große Zahl noch heute im lebendigen Besiz und Gebrauch unseres Volkes. Aus ihnen klingt nicht mehr das Gesamtbekenntnis der streiffertigen und siegesgemiffen protestierenden Kirche heraus wie bei Luther, sondern das fromme Zeugnis der einzelnen gläubigen Seele; aber gerade dadurch sind sie so aus dem Bewußtsein des christlichen Volkes herausgehoben, treffen so sehr den volkstümlichen Ton und spiegeln dabei in solchem Maße die unveränderlichen Erfahrungen des menschlichen Herzens in Leid und Freude, daß sie noch heute Lieblingslieder in Kirche und Familie sind, wie auch der ihrem Grundcharakter fernstehende sie gern als Kleinode unserer heutsichen Dichtung bezeichnet. Alle Hauptmomente des Kirchenjahres, Adventszeit (Wie soll ich dich empfangen?), Weihnachten (Fröhlich soll mein Herze springen; Ich steh an deiner Krippe hier), Passionszeit (O Haupt voll Blut und Wunden), Ostern (Auf, auf, mein Herz mit Freuden) und Pfingsten (Zeug ein zu meinen Thoren), finden sich durch sie in kirchlich klassischer Weise vertreten. Ein sieghafter Jubelton geht durch viele seiner Lieder, wie: „Warum sollt ich mich denn grämen?“ „Ist Gott für mich, so trete gleich alles wider mich.“ Eine feste Glaubenszuversicht, die sich unwillkürlich uns mitteilt, atmet aus seinen Trostliedern: „Gib dich zufrieden und sei stille in dem Gotte deines Lebens“ und namentlich aus der Perle aller seiner Dichtungen: „Befehl du deine Wege“ (vgl. Beil. Nr. 62), an die sich die durch das Gedicht Schmidts von Lübeck: „In Brandenburg einst waltet der Kurfürst“ bekannte Legende knüpft, die den Dichter brotlos und in großer Not aus Berlin vertrieben werden und auf der Flucht das Lied dichten läßt, während es in Wahrheit viel älter ist. Auch lebte Gerhardt noch zwei Jahre nach seiner Amtsentsetzung in Berlin ohne alle Sorgen, von seiner Gemeinde unterhalten. — Wie gemüthvoll begrüßt er den Morgen: „Wach auf, mein Herz, und singe dem Schöpfer aller Dinge!“ wie schön besingt er den Abend: „Nun ruhen alle Wälder,“ wie herrlich ist sein Sommerlied: „Geh aus mein Herz und suche Freud in dieser lieben Sommerzeit an deines Gottes Gaben!“ Ein echtes Vaterlandslied ist endlich sein am Ende des dreißigjährigen Krieges gesungenes: „Gottlob! nun ist erschollen das edle Fried- und Freudenwort.“ Durch alle seine Lieder aber klingt der Grundton: „Das was mich singen machet, ist was im Himmel ist.“

Die besten kritischen Ausgaben von Gerhardts Gedichten sind die von F. F. Bachmann, von R. Goedeke und von Ph. Wackernagel. Neuerdings ist noch eine hie und da im Ausdruck etwas modernisierte Ausgabe von Karl Gerolt hinzugekommen.

Am Paul Gerhardt gruppiert sich ein großer Dichterkreis verwandter Richtung, aus dem ich die wichtigsten Glieder heraushebe. Am zahlreichsten sind die Sängere der Lutherischen Kirche.

Da ist vor allem Michael Schirmer (1606—1673), der Rektor am Berlinischen Gymnasium zum Grauen Kloster, Gerhardts Freund, zu nennen, dem wir das Pfingstlied „O heiliger Geist, Lehr bei uns ein!“ verdanken. Ihm zunächst Christian Reimann, Rektor in Bittau (1607—1662), der Verfasser verschiedener christlicher Rombödien und des innigen Glaubensliedes „Meinen Jesum laß ich nicht“. Dann Tobias Clausnitzer (1619—1684), gegen Ende des dreißigjährigen Krieges Feldprediger im



133. Mel. Lobet Gott unsern h. Erzen.

Befiehl du deine wege / Und was dein herze kränck / Der aller treuesten pflege / Des / der den himmel lenck / Der wolcken / lufft unnd winden Siebe wege / lauff unnd bahn / Der wird auch wege finden / Da dein fuß gehen kan.

2. Dem Herren must du trauen / Wann dir's sol wol ergehn / Anf sein werck / must du schauen / Wann dein werck sol bestehn. Mit sorgen un mit grämen / Und mit selbst eigner pein läßt Gott ihm gar nichts nehmen / Es muß erbäten seyn.

3. Dein ewge treu und gnade / O Vater / weiß und sieht / Was gut sey oder schade Dem sterblichen gebliß / Und was du den erlesen / Das treibst du / starcker Held / Und bringst zum stand und wesen / Was deinem rath gefällt.

4. Weg hast du allertwegen / An mitteln fehlt dir's nicht / Dein thuu ist lauter segen / Dein gang ist lauter liecht / Dein werck kan niemand hindern / Dein arbeit darf nicht ruhn / Wann du / was deinen kindern Erspriesslich ist / wilt thun.

5. Und ob gleich alle teuffel Mit wolten wiederstehn / So wird doch ohne zweifel Gott nicht zurücke gehn / Was er ihm für genommen / Und was er habē wil / Das muß

do ch endlich kömen Zu seine zweck und ziel.

6. Hoff o du arme seele / Hoff und sey un- verzagt / O Du wird dich aus der höle / Da dich der künner plage / Mit grossen gnaden rücken / Erwarte nur der zeit / So wirst du schon erblickē Die Sonn der schönstē freud.

7. Auf / auf / gib deinern schmerze Und sorgen gute nacht / Laß fahrē / was das her- ze Betrübē nnd traurig mach / Bist du doch nicht Regente / Der alles führen sol / Gott sigt im regimēte / Un füret alles wol.

8. Ihn / in laß thun und walten / Er ist ein weiser Fürst / Und wird sich so verhaltē / Da du dich wundern wirst / Wann er / wie im gebüret / Mit wunderbahren rath Das werck hinaus geführet / Das dich beküm- mert hat.

9. Er wird zwar eine weile Mit seine trost verziehn / Un thun an seine theile / Als hätte in seine sün Er deiner sich begabē / Un solist du für und für In angst und nöthen schwe- ben / So frag er nichts nach dir.

10. Wird's aber sich befinden / Da du ihm treu verbleibst / So wird er dich entbinden / Da bus am wenigstē gläubst / Er wird dein herze lösen Von der so schwerē last / Die du in keinem bösen Bis her getragen hast.

11. Wol dir / du kind der treue / Du hast und tragt davon Mit ruhm und dank / geschreye Den sieg und ehrentron / O Du glete dir selbst die palmen In deine rechte hand / Unnd du singst freudens psalmen / Dem / der dein leid gewandt.

12. Mach end / o Herr / mach ende An aller unser noth / Si dret unser süß und hände / Und laß bis in den tod Uns all- zeit deiner pflege / Unnd treu empfohlen seyn / So gehen unsre wege Gewiß zum himmel etc.

Paul Gerhard.

Erster erhaltener Druck von Paul Gerhardts Liede: „Befiehl Du Deine Wege“ nebst Melodie.

Aus Johann Crügers „Praxis pietatis melica“. (Wittenberg 1636. S. 522, 691—694)
Nach dem Exemplar der Göttinger Bibliothek.

erinnern/ und solches Buch noch
mit dero eigenen Liedern/ als

Ein ander stelle sein Vertrauen auf die
Gewalt und Herrlichkeit / 2c.

Wird der Reichthumb deiner Güter/
Dem ich alles schuldig hat / 2c.

GEU meine Zuversicht Und mein
Besland ist im Reben / 2c.

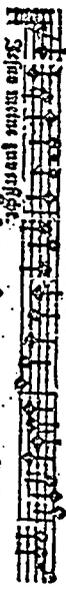
Ich wil von meinet Stiffethat Sum
Herrnreich befehren 2c.

vermehrten und zieren wollen.

Es haben G. Schurf. Durchl.
nicht nur in den itzgemeldten
gestreichten Thren eigenen Sie-
dem dero Schriftliches Gemüth:
wie Sie allein ihr Vertrauen
auff GOTT gerichtet: wie Sie
dem alle Wohlthaten mit dank-
barem Herzen aufschreiben: und
wie Sie die Hoffnung dero fünf-
fingigen

13. 2c. Seyn um das wu/ darumb er tag/ 2c.
Gewidit bis an den dritten tag. 2c. Melusja.
14. W. Wir sehnes wol zu dieser frist 2c.
Wels uns den Herren Jesum Christ. 2c. Mel.
15. 2c. Weht hin ins Galilisch land / 2c. Mel.
Da findt ihr ihn/ sagt er zuhand. 2c. Melusja.
16. W. Habt dank/ ihr lieben engel ein/ 2c.
Iru wolln wir alle frolich seyn. 2c. Melusja.
17. 2c. Weht hin/ sagt das St. Petro an/
2c. Und seinen Jüngern lobes an. 2c. Mel.
18. W. Drum singet all zu dieser frist/ 2c. Mel.
Erstanden ist der heilige Christ. 2c. Mel.
19. Des solln wir alle frolich seyn/ 2c. Melusja.
Und Christ wil unser troffer seyn. 2c. Mel.

CXL.



Jesus meine Zuversicht Und mein heyland
Sist im leben / Dieses wels ich/ sol ich nicht
darumb mich zu friedi geben/ Was die san-
ge todesnacht Mir auch für gedankē macht.

2. Jesus / er mein heyland lebt/ Schwerd
auch das leben schawen/ Seyn/ wo mein er-
löser schwebt/ Darumb solte mir dem grau-
en? Rästet auch ein haubt sein glich Welches
es nicht mach sich zieht? 3. Ich

Erster Druck des Liedes „Jesus meine Zuversicht“

schwedischen Heere, mit dem kleinen Kanzelliede „Liebster Jesu, wir sind hier“. Der Bürgermeister von Guben Johannes Frank (1618—1677) lebt fort in seinem erhebenden Abendmahlsliede „Schmücke dich, o liebe Seele“, wie in seinen Liedern: „Jesu, meine Freude“,

„Herr, ich habe mißgehandelt“ — während seine opihianischen weltlichen Dichtungen ganz vergessen sind. Der Rechtskonsulent Homburg (1605 bis 1681) erbaut uns am Himmelfahrtstage durch sein erhebendes Lied „Ach wundergroßer Siegesheld“, sein Freund Albinus († 1679) durch sein Bußlied „Straf mich nicht in deinem Zorn“ und auf dem Todeslager durch sein sterbensfreudiges Lied „Alle Menschen müssen sterben“. — Allgemein beliebt ist noch heute das alte Trostlied „Wer nur den lieben Gott läßt walten“. Es hat alle geschraubten Kunstgedichte seines Verfassers

Georg Neumark (geb. 16. März 1621 zu Langensalza, † 18. Juli 1681 in Weimar) überlebt, der seiner Zeit als „der Sprossende“ in der Fruchtbringenden Gesellschaft und „Thyrifis der Zweite“ im Pegnithorden einen hohen Rang unter den Mufenjüngern einnahm. Das berühmte Lied, an das sich die von Fr. Rind und G. Meritz dichterisch verwertete Sage geknüpft hat, ist ein Jugendereignis Neumarks. Es entstand 1640 in Kiel, wo der Neunzehnjährige auf dem Wege zur Universität nach allerhand traurigen Erlebnissen und Irrfahrten endlich eine Haus-



Abb. 92. Georg Neumark.
Nach einem Stiche in seinem „Musikal. Poet. Lustwald“. Jena 1657.

18*

lehrerstelle gefunden hatte. In der Freude über dieses „gleichsam vom Himmel gefallene Glück“ setzte er „noch des ersten Tages“ sein „Danklied unter Tränen“ auf, das wohl in jedem evangelischen Gesangbuch zu finden ist. Die mit dem Liede entstandene Melodie wurde rasch beliebt. Viele Lieder wurden und werden noch nach ihr gesungen. Sebastian Bach hat sie zu einer Cantate benutzt, Mendelssohn-Bartholdy sie in seinem „Paulus“ verwertet. Neumarks Bildnis mit dem ihm von einem Zeitgenossen gewidmeten schwülstigen Verse war lange nach seinem Tode noch in vielen evangelischen Häusern anzutreffen. — Dem Neumarkschen Liede verwandt ist das Lieblingslied Friedrich Wilhelms III. von Preußen: „Was Gott tut, das ist wohlgetan“ von Samuel Rodigast († 1708), dem Rektor am Grauen Kloster zu Berlin.

Vier hervorragend schöne Lieder, darunter das trostreiche Oster- und Sterbelied „Jesus meine Zuversicht“ wurden bisher der frommen Gemahlin des Großen Kurfürsten Luise Henriette von Brandenburg zugeschrieben. Ein ganzes Jahrhundert nach ihrem Tode hatten dieselben allerdings für anonym gegolten. Da war im Jahre 1770 der gräfliche Bibliothekar Raschmann in Wernigerode aufgetreten und hatte auf Grund eines von Christoph Kunge herausgegebenen Gesangbuches von 1653 die Kurfürstin Luise als die Dichterin jener Lieder bezeichnet. In seinem Vorwort hatte Kunge nämlich von dem Befehle der hohen Frau, ein Gesangbuch zusammenzustellen, gesprochen und dann hinzugefügt: „zu geschweigen, daß Em. Kurfl. Durchlaucht seither so unablässig, und zwar, da Sie ferne von hier gewesen, um Beschleunigung solches Werkes erinnern, und solches Buch noch mit den eigenen Liedern, als: ‚Ein andrer stelle sein Vertrauen auf die Gewalt und Herrlichkeit zc., ‚Gott, der Reichtum deiner Güte, dem ich alles schuldig bin zc., ‚Jesus meine Zuversicht und mein Heiland ist im Leben, ‚Ich will von meiner Missetat zum Herren mich bekehren zc.‘ vermehren und zieren wollen.“ (Vgl. Beil. Nr. 63.) Aber der Ausdruck „eigene Lieder“ bezeichnete, wie Karl Bilh überzeugend nachgewiesen, zu Ende des 16. und im ganzen 17. Jahrhundert nicht den Verfasser. Wie im Mittelalter Fürsten und Herren Sinnprüche oder Verse, die ihrem Charakter und Lebensziele am treffendsten entsprachen, zu Mottos und Devisen wählten, so taten es die des 16. und 17. Jahrhunderts mit ganzen geistlichen Liedern, „in welchen sie ihre Gesinnung, ihr Wünschen und Streben, gewissermaßen ihr ganzes Bekenntnis besonders prägnant ausgesprochen fanden. Dieselben wurden dann in den Gesangbüchern von den Herausgebern als der betreffenden Fürsten ‚eigene Lieder‘ bezeichnet“. Keines der Gesangbücher jener Zeit — auch das Kungesche von 1653 nicht — welche sonst unter jedes Lied den Namen des Verfassers setzen, sofern er bekannt war, zeichnen eines jener vier Lieder mit dem Namen der Kurfürstin Luise. Dasselbe gilt auch von einigen anderen Liedern, die bisher fürstlichen Autoren zugeschrieben wurden und die in vielen Gesangbüchern noch mit deren Namen unterzeichnet stehen, z. B. das Lied: „Was mein Gott will, gescheh allzeit“, das der Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, und „Herr Jesu Christ, dich zu uns wend“, das Wilhelm II., Herzog zu Sachsen-Weimar, gedichtet haben soll. Es waren deren „eigene“, d. h. ihnen besonders liebe und wertvolle, aber nicht von ihnen gedichtete Lieder.

Der bedeutendste Liederdichter der reformierten Kirche ist Joachim Neander, geb. 1650, als Prediger zu Bremen 1680 gestorben, den man den „Psalmisten des Neuen Bundes“ genannt hat. Die Krone seiner Lieder ist der Jubelgesang im höheren Chor: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren.“ Ein Menschenalter später gelang auch dem demütigen Bandweber Gerhard Terstegen (1697—1769) ein treffliches Lied; sein „Gott ist gegenwärtig“ wird von beiden Schwesterkirchen gleichermaßen geschätzt.

An die evangelischen Kirchenliederdichter müssen aber noch zwei katholische gereicht werden, in denen das beiden Kirchen Gemeinsame oft machtvoll durchklingt. Der erste ist der Jesuit Spee.

Zu Kaiserswerth am 25. Februar 1591 geboren trat Friedrich von Spee ^{Friedrich v. Spee.} 1610 in den Jesuitenorden, was ihn aber nicht hinderte, gegen die Hexenprozesse



Abb. 93. Friedrich von Spee.

Nach dem Ölgemälde in der Bibliothek des Marzellen-Gymnasiums zu Köln.

sich aufs energischste in Wort und Schrift zu äußern. Es ist leicht erklärlich, daß er viel darob zu leiden hatte, aber sein größter Kummer war die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen, und es ist gewiß keine Übertreibung, wenn er dem Kanonikus Philipp von Schönborn, nachmaligen Kurfürsten von Mainz, auf die Frage, weshalb er vor dem 40. Jahre schon eisgraue Haare habe, antwortete: „Der Gram hat mein Haar grau gemacht darüber, daß ich so viele Hexen (an 200) habe müssen zur Richtstatt begleiten und habe unter allen keine gefunden, die nicht unschuldig war.“ Dieselbe selbstverleugnende Liebe, die ihn zum Anwalt der unglücklichen

Dyfer des Aberglaubens machte, wurde der Anlaß seines Todes. In Trier widmete er sich nämlich nach der Eroberung der Stadt durch die Kaiserlichen der Pflege der Kranken und Verwundeten mit solchem Eifer, daß er in ein hitziges Fieber verfiel, dem er am 7. August 1635 erlag. Seine geistlichen Lieder kamen erst vierzehn Jahre nach seinem Tode heraus unter dem von ihm selbst gewählten Titel „Trutz-Nachtigal“, den er in der Vorrede dahin erklärt: „Trutz-Nachtigal wird diß Büchlein genant, weil es trutz allen Nachtigalen süß vnd lieblich singend vnd zwar auff recht Poetisch. Also daß es sich auch wol bey sehr guten Lateinischen vnd andern Poeten darff hören lassen.“



Trutz-Nachtigal
 oder
 Geistliches Poetisch Büchlein
 als noch nil zuvor in Teuffel
 Sprach auff recht Poetisch gesehen ist.
 Allen geistlichen gottliebenden
 Seelen vnd jeder Lust der ge-
 wiszen kump Liebkoleren zu
 erquickung
 Auf einen Briefen von
 so vides Jun 1634.

Ms. P. Friderici Spe p. m.

Abb. 94. Eigenhändiges Titelblatt der von Fr. Spee niedergeschriebenen „Trutz-Nachtigal“, im Besiz der k. k. Universitäts- und Landesbibliothek zu Straßburg. (Geschenk des Antiquars Briesemann in Stuttgart im Jahre 1871.)

Scheffler.

Johannes Scheffler wurde 1624 zu Breslau geboren, studierte in Straßburg, Leiden und Padua Medizin, wurde danach Leibarzt des Herzogs Sylvius Nimrod von Württemberg. Als zu Ditz, verließ aber diese Stellung, als er 1658 zur katholischen Kirche übertrat, wobei er in der Firmelung den Namen Angelus annahm. Kaiser Ferdinand III. ernannte ihn zum Hofmedicus; später entschloß er

In diesem Buche glaubt man die „Gottesminne“ des Mittelalters wieder erwacht zu sehen; eine tiefe seelenvolle Innigkeit und Frömmigkeit spricht aus allen seinen Liedern, ein warmes Naturgefühl und eine zwar oft ins Spielende und Tändelnde ausartende, aber doch durch ihre Aufrichtigkeit ergreifende Liebe zu Jesus, seinem Heilande. — Eine wirklich treue Ausgabe der „Trutz-Nachtigal“ veranstaltete 1817 Clemens Brentano; in neuester Zeit reproduzierte Karl Simrock das Buch in „jüngster“ Gestalt, und Gustav Valke veröffentlichte es nach der letzten vom Dichter herrührenden Redaktion, der Trierer Handschrift. Die Straßburger Handschrift, von deren Titelblatt ich eine Abbildung mitteile, enthält den ersten, von des Dichters Hand niedergeschriebenen Entwurf seines Werkes.

Ein ursprünglich evangelischer, dann zum Katholizismus übergetretener Dichter ist Scheffler oder Angelus Silesius (der Schellester), wie er sich später selbst in seinen Schriften nannte.

sich, in den Minoritenorden einzutreten, und empfing sogar die Priesterweihe. Seitdem schrieb er eine Reihe der heftigsten Streitschriften gegen die Kirche, in welcher er geboren war und in deren Glaubensgemeinschaft er die schönsten und innigsten seiner Lieder gedichtet hatte. Der Fürstbischof von Breslau und Neffe ernannte ihn zum fürstbischöflichen Hofmarschall, aber gegen Ende seines Lebens zog er sich in das Stift der Kreuzherren zu St. Matthias in seiner Vaterstadt zurück, in welchem er am 9. Juli 1677 starb. — Ein mystischer, oft ins Krankhafte ausartender Zug geht durch die 205 geistlichen Lieder, welche er unter dem Titel: „Heilige Seelenlust, oder Geistliche Hirtenlieder der in ihren Jesus verliebten Psyche“ herausgab, aber viele darunter zeichnen sich durch eine solche Zuerlichkeit und Innigkeit aus, daß sie zu den schönsten Blüten der geistlichen Liederdichtung gerechnet werden dürfen und mit Recht ihren Platz bis heute in unseren evangelischen Gesangbüchern behauptet haben, z. B. „Liebe, die du mich zum Bilde deiner Gottheit hast gemacht“, „Ich will dich lieben, meine Stärke“, „Wie nach! spricht Christus unser Heil“. — Seinen Ruhm hat Scheffler indes vornehmlich seiner Spruchsammlung „Cherubinischer Wandersmann oder Geistreiche Sinn- und Schlußreime zur göttlichen Beschaulichkeit anleitende“ (Neudruck von Ellinger 1895) zu verdanken. Viel Tiefinniges und echt Poetisches enthalten diese in Alexandrinern geschriebenen Sprüche, so z. B.

Nach unter Dornen blühen.

Christ, so unverweilt in Leiden, Kreuz und Pein
Wie eine Rose blühest, wie selig wirst du sein!

in anderen Stellen aber verirrt er sich in pantheistische Überschwenglichkeiten, so sagt er:

Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nun kann leben;
Werd' ich zunicht, — er muß vor Not den Geist aufgeben.

In der Vorrede zur zweiten Auflage seines „Wandersmann“ nahm er diese Anschauung ausdrücklich zurück und erklärte die früher unbedingt ausgesprochene Göttlichkeit des Menschen für eine innere, nur durch Christi Gnade mögliche Vereinigung der Seele mit Gott, so z. B. in dem Spruche: „Die Perle geburt.“

Die Perle wird vom Tau in einer Muschelhöhle
Gezeugt und geborn und dies ist bald beweist,
Wo du's nicht glauben willst; der Tau ist Gottes Geist,
Die Perle Jesus Christ, die Muschel meine Seele.

Eine ganze Reihe poetisch angeregter Frauen, auch Fürstinnen, schlossen sich der Richtung Schefflers an.

Dazu gehören u. a. die Reichsgräfin von Schwarzburg-Rudolstadt Amalia Juliane (1637—1706), von deren ca. sechshundert Liedern das ernste Sterbelied: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende“ am weitesten durch die ganze evangelische Kirche sich verbreitet und erhalten hat; die Landgräfin von Hessen-Darmstadt Anna Sophie (1638—1683) („Schönster Jesu, liebtes Leben“), eine kaiserl. gekrönte Dichterin und Genossin des Pegnitzhordens, Gertrud Möllerin (1641—1705), die Frau des Prof. Möller in Königsberg. („Ein Raddig-Strauch wird nicht bewegt, wenn eine rauhe Lust sich regt.“)

Die schulmäßige Nüchternheit der Opikianer, die „Reinlichkeit“ ihrer Sprache und ihrer Verse, die Geziertheit und Süßlichkeit der Pegnitzschäfer mußten allmählich einen Umschlag herbeiführen, der mit dem politischen Verfall Deutschlands und mit der von Frankreich eindringenden Unsitlichkeit Hand

Cherubinischer
Wandersmann.

Geistliche
Dichterin.

Zweite
schlechte
Dichterschule.

in Hand ging. Mit den sechziger Jahren des 17. Jahrhunderts entstand eine neue Schule, zum Unterschied von der ersten Opizschen gewöhnlich die „zweite schlesische Schule“ genannt, die „das Neue und Ungemeine“, die „niedliche und galante Schreibart“ in nachahmender Anlehnung an italienische Vorbilder, namentlich Guarini und Marino, erstrebte. Vom Deklamierenden

und Rhetorischen der älteren Schule schraubte man sich zu einem widerlichen Pathos und Schwulst auf; dem Schäfergespel und Liebesgewinsel der Begnügtdichter suchte man durch eine grobhumliche Lüfterheit zu entziehen. Der Führer dieser Richtung war Christian Hofman von Hofmanswalbau. Man könnte deshalb diese Schule auch die Schule Hofmanswalbaus nennen.

Am 25. Dezember 1617 zu Breslau geboren kam Christian Hofman von Hofmanswalbau 1636 auf das Gymnasium zu Danzig, wo Opiz auf sein poetisches Talent aufmerksam wurde und ihm alle Förderung zu teil werden ließ. Seine weiteren Studien machte er 1638 in Leiden, von wo aus er mit dem Fürsten von Fremonville die Niederlande, England, Frankreich und Italien bereiste. Nach seiner Rückkehr gefiel es ihm in der Heimat gar nicht, und er wäre gern einem Rufe nach Konstantinopel gefolgt, wenn ihm sein Vater die Erlaubnis verheiratete dieser ihn und verschaffte ihm eine Ratsherrnstelle in Breslau, obgleich er das gesetzliche Alter dazu noch nicht erreicht hatte. Der Sohn entsprach dem ihm geschenkten Vertrauen durchaus: durch seinen Eifer, seine Geschäftsgewandtheit und Lauterkeit erwarb er sich die Liebe und Anerkennung seiner Mitbürger, wurde mehrmals in wichtigen Ge-



Christian
Hofman.

Christianus Hofman.

Abb. 95. Christian Hofman von Hofmanswalbau.
Kupferstich von Philipp Kiltan nach dem Gemälde Georg Schulzes.
(Verkleinerter Ausschnitt.)

Unterschrift eines eigenhändigen lateinischen Briefes Hofmans mit deutscher Adresse. Dem Wohl Edlen und Gestrungen Herrn Joh. Steronimo zc. von 1673. Im Besitz des Herrn Künzel in Leipzig.

dazu erteilt hätte. Um ihn an die Heimat zu fesseln, verheiratete dieser ihn und verschaffte ihm eine Ratsherrnstelle in Breslau, obgleich er das gesetzliche Alter dazu noch nicht erreicht hatte. Der Sohn entsprach dem ihm geschenkten Vertrauen durchaus: durch seinen Eifer, seine Geschäftsgewandtheit und Lauterkeit erwarb er sich die Liebe und Anerkennung seiner Mitbürger, wurde mehrmals in wichtigen Ge-

schäften an den kaiserlichen Hof zu Wien geschickt, wo er den Titel eines kaiserlichen Rats erhielt, und endlich zum Präsidenten des Breslauer Ratskollegiums ernannt, in welcher Stellung er am 18. April 1679 starb. — In der Vorrede zu seinen Gedichten erzählt er, wie sich sein Talent entwickelt hatte. Neun Jahre alt lernte er am „Teuerdank“ die Silben zählen, dann lernte er Opiens Schreibart kennen, die ihm so wohl gefiel, daß „er sich aus dessen Exempeln Regeln machte und bei Vermeidung der alten rohen deutschen Art der reinen Lieblichkeit soviel als möglich gebrauchte, bis er nachmals auf die lateinischen, welschen, französischen, niederländischen und englischen Poeten geriet, daraus er die sinnreichen Erfindungen, durchdringenden Bewörter, artige Beschreibung, anmutigen Verknüpfungen, und was diesem anhängig, sich je mehr und mehr bekannt machte — — — So entstand das „Neue und Ungemeine, das Liebliche und Galante“, durch das er einen so großen Eindruck auf seine Zeit machte. Glatt und fließend lesen sich seine Gedichte, aber die Häufung der oft schiefen Bilder und Gleichnisse ermüdet, das Schlüpfrige und Lüsterne, das der im Leben ehrenhaft und rein dastehende Mann in seinen Gedichten auf das widerlichste häuft, stößt uns zurück. Damals aber gefiel es allgemein, und seine wie seiner Schüler und Nachfolger Poesien erfreuten sich lange Zeit der Gunst der hohen und höchsten Kreise. Man nannte ihn den „deutschen Ovid“ und konnte sich an seinen Werken nicht satt lesen. Am berühmtesten waren seine den Heroïden des Ovid nachgebildeten „Heldenbriefe“, in denen er eine Reihe geschichtlich berühmter Liebesverhältnisse (des Grafen von Gleichen mit seinen zwei Frauen, Abtars und Heloisens, Albrechts III. von Bayern und Agnes Bernauerin zc.) durch poetische Episteln der Liebenden schildert. Da schreibt z. B. Emma, Karls des Großen Tochter, an Eginhard:

Der Himmel blase nun in unsre liebesflammen,
Es weh uns dessen gunst Zibeth und Bisem zu:
Es heßt uns seine hand durch einen drath zusammen,
Der keinen Mangel hat und lieblich ist wie du.

Ein „Allegorisch Sonett“ an „Amanda“ hob an:

Amanda, liebstez kind, du brustflaz kalter herzen,
Der liebe feuerzeug, goldschachtel edler zier,
Der seufftzer blasbalg, des traurens lösch-papier,
Sandbüchse meiner pein, und baumöhl meiner schmerzen,
Du speise meiner lust, du flamme meiner ferzen.*)

In demselben Genre waren die zahlreichen Ehren- und Lob-, Geburtstags-, Hochzeits- und Begräbnisgedichte des Gefeierten, und um nichts besser seine geistlichen Dichtungen „Die erleuchtete Maria Magdalena“, „Die Tränen der Tochter Jephtha“ u. s. w.

Und trotz all dieser Unnatur sollte Hofmanswaldau an Schwulst noch übertroffen werden von seinem nächsten und berühmtesten Anhänger und Jünger Lohenstein, dem Dramatiker der zweiten schlesischen Schule.

Daniel Kaspar von Lohenstein wurde 1635 zu Nimptsch im Fürstentum Lohenstein Brieg geboren. Mit großen Gaben ausgestattet kam er im siebenten Jahre aufs Gymnasium, und im fünfzehnten schrieb er in Hofmanswaldaus Manier ein Drama „Abraham Bassa“, das er mit Hilfe seiner Mitschüler auführte. 1652 bezog er die Universität Leipzig, wo er die Rechte und neuere Sprachen studierte. Nachdem

*) Die Verfasserschaft dieses Liebes ist zweifelhaft. Es steht in Neukirchs Sammlung: Hofmanswaldaus u. a. Deutschen auserlesene Gedichte 2, 318 (1697), trägt aber nicht die Initialen H.S.



D. Caspar von Lohenstein
1660 *h.*

Abb. 96. Daniel Caspar von Lohenstein. Nach einem gleichzeitigen Stich.
 Umschrift: „D. C. von Lohenstein zu Kittelau, Reissau und Roschowitz, kaiserl. Rat und Syndikus zu Breslau.“ Unterschrift aus dem „Bericht der Breslauer Ratsmänner vom 1. August 1660“ auf der Breslauer Stadtbibliothek.

er in Tübingen sich das Doktordiplom erworben, machte er große Reisen durch Holland, die Schweiz und Ungarn. In die Heimat zurückgekehrt vermählte er sich mit einer sehr reichen Erbin. Rasch stieg er in Ämtern und Würden empor und starb als kaiserlicher Rat und Syndikus der Stadt Breslau am 28. April 1683. — Ungachtet seines großen Talentes schuf Lohenstein nichts Bedeutenderes als Hofmanuswaldau (sein „Begleiter in der Poesie“), obgleich er ihn durch größere Schwülstigkeit und gelegentlich durch größere sittliche Roheit — trotz seines ebenfalls ganz ehrbaren und makellosen Wandels — zu überbieten suchte. Dazu erstrebte er an Gelehrsamkeit das Äußerste nach Diphens Rezept, daß der Dichter vor allem nützen müsse. Seine lyrischen Gedichte, die er unter dem Titel „Blumen“ herausgab, teilte er in „Rosen“ (teils Heldenbriefe, teils Hochzeitscarmina), „Hyazinthen“ (Begräbnis-

liedern und „Himmelschlüssel“ (geistliche Gedichte). — Bedeutenderes, freilich auch in der Geschmackverirrung, leistete er im Drama, in dessen Formen er sich Andreas Gryphius angeschlossen, während er sonst die Italiener zu Mustern nahm. Seine Vorgänger und Meister übertrifft er vornehmlich durch ein Häufen des Gräßlichen und Unnatürlichen, durch eine hochtrabende Darstellung und durch eine oft aus Unglaubliche streifende Gemeinheit. Am erträglichsten ist seine Jugendarbeit „Abraham Bassa“, die mit folgendem Monolog der Asia anhebt:

Weh! weh! mir Asien! ach weh!
 Weh mir! ach! wo ich mich vermaledeien,
 Wo ich bei dieser Schwermutssee
 Bei so viel Ach selbst mein betränt Gesicht verspeien,
 Wo ich mich selbst mit Heul- und Jeter-Rusen
 Durch strengen Urteilspruch verdammen kann!
 So nimm dies lechzend Ach, bestürzter Abgrund an!
 Bestürzter Abgrund! O die Glieder triesen
 Völl Angstschweiß! Ach des Achs! der laute Brunn
 Der dürrn Adern schwellt den Fächt der Purpurflut!
 Mein Blutschaum schreibt mein Elend in den Sand!

Nach dieser Tragödie hat er noch fünf andere geschrieben, eine haarsträubender als die andere. In der „Epicharis“ werden die Opfer der Tyrannenvut zu Tugenden gepeitscht, gefoltert, geköpft und gewürgt, ihnen die Zungen ausgerissen, die Adern geöffnet, und das alles wird nicht etwa nur berichtet, sondern vor den Augen der Zuschauer ausgeführt. Ähnlich geht es im „Ibrahim Sultan“, aber alles das übertrifft er in der „Agrippina“, wo Blutzänen und Unzuchtsszenen miteinander auf das gräßlichste abwechseln und die er nicht genug war, der Herzogin von Schlesien-Liegnitz zu widmen. Dennoch hat er oft gute Gedanken und weiß sie gewandt und echt poetisch vorzutragen, wie in manchen Stellen der „Cleopatra“ in den Reden der Geister, die dem schlafenden Antonius erscheinen, aber sie verschwinden im Schwall des Unnatürlichen und Gemeinen. — Von Lohensteins Roman wird späterhin (S. 293 f.) die Rede sein.

Unter den zahlreichen Dichtern der zweiten schlesischen Schule verdient eine ehrende Erwähnung Hans Adam von Afshar (1646—1699), der allerdings im ganzen und großen der Modeströmung folgte, aber doch hie und da sich davon frei machte, namentlich sich schlichter Einfachheit befleißigte in seinen tiefgefühlten kräftigen patriotischen Liedern „Deutscher Ehren-Preis“ — „Eisen-Hüttel“ zc. Das letztere hebt an:

Nun ist es Zeit zu wachen,
 Eh Deutschlands Freiheit stirbt
 Und in dem weiten Rachen
 Des Skrofobils verdirbt.

Herbey, daß man die Krötten,
 Die unsern Rhein betreten,
 Mit aller Macht zurücke
 Zur Son und Seine schicke zc.

Es konnte nicht ausbleiben, daß diesen Schwulstdichtern trotz ihrer durch die Macht der Mode erstarkten Beherrschung des literarischen Marktes bald Gegner erstanden, die ihnen offen den Fehbehandelschuh hinwarfen. Der erste, der dazu den Mut fand, war ein Sachse namens Weise, ein nüchtern verständigere Mann, der allen Ernstes zur Einfachheit und Wahrheit zurückstrebte, aber, obgleich es ihm an poetischem Talente nicht fehlte, in das entgegengesetzte Extrem einer in feichtester Breite dahinfließenden Versmacherei verfiel.

Christian Weise, 1642 in Zittau geboren, war von 1670—1678 Gymnasialprofessor in Weipensfeld, danach Rektor des Gymnasiums seiner Vaterstadt, wo er

Hermann v. Afshar.

Christian Weise.

1708 starb. In seinen jugendlichen Liedern („Überflüssige Gedanken der grünenden Jugend“) herrscht ein kecker und flotter, freilich zugleich roher, zum Teil gemeiner Ton vor; aber es war doch ein Anflug von Poesie darin, und bis in Goethes Universitätszeit lebten sie im Munde der deutschen Studenten. In der darauf folgenden Sammlung „Der grünenden Jugend Notwendige Gedanken, denen Überflüssigen Gedanken entgegengesetzt 2c.“ sagt er: „So fern ein junger Mensch zu etwas Rechtschaffenes will angewiesen werden, daß er hernach mit Ehren sich in der Welt kann sehen lassen, der muß etliche Nebenstunden mit Verschreiben zubringen.“ In solchem Sinne setzt er dann weiter auseinander, daß sich das ganze poetische Geheimnis in zwei Teilen ablassen läßt: erstlich müsse man sich nach der Grammatik und vorz. andere nach der Rhetorik richten 2c. Demnach führte er in der ernstesten Absicht, „seinen Schülern die Junge zu lösen“, das deutsche Versmachen als Lehrgegenstand in seinem Gymnasium ein, und ihm nach taten es andere Schulen. Zur weiteren poetischen Ausbildung seiner Gymnasiasten verfaßte er über ein halbes hundert Dramen, die zum Teil seine lyrischen Dichtungen bei weitem übertreffen. Alle wurden von den Schülern aufgeführt und zwar alljährlich an drei aufeinander folgenden Tagen. „Um die Zuschauer bei Appetit zu erhalten“, gab er „zuerst etwas Geistliches aus der Bibel“ (meist dem Alten Testament entnommen), „dann etwas Politisches aus der karibischen Historie“ (d. h. eine Tragödie) „und zuletzt ein freies Gedicht“, d. h. ein Lustspiel eigener Erfindung. Über eins seiner geschichtlichen Stücke „Das Trauerspiel von dem neapolitanischen Haupttrebellen Masaniello“ urteilt Lessing (an seinen Bruder): „Es hat ganz den freien shakespeareischen Gang . . . Auch wirkt du des pedantischen Frostes ungeachtet, der darin herrscht, hin und wieder Funken von shakespeareischem Genie finden.“ Von seinen Romanen wird nachher (S. 294) die Rede sein.

Wasser-
dichter.

An Weise schloß sich eine ganze Schar von Dichterlingen an, die man nicht ohne Grund „Wasserdichter“ genannt hat und deren Namen aufzuführen nicht der Mühe lohnt, obgleich sie bis ins achtzehnte Jahrhundert hochberühmt waren, und obgleich Obersachsen, wo sie zumeist ihren Sitz hatten, um ihretwillen lange als die Heimat der neuerstandenen deutschen Poesie galt. Aber das Verdienst hatten sie immerhin, das Ansehen der Hofmanswaldau-Hohensteinschen Schule gründlich erschüttert zu haben.

Was die Schule Weises auf weltlichem Gebiet erstrebte, danach trachteten auf dem geistlichen die Väter des Pietismus, Spener und Francke, um die sich ein ganzer Dichterkreis sammelte.

Spenerscher
Kreis.

Philipp Jakob Spener, geb. zu Rappoltzweiler im Elsaß den 13. Jan. 1635, gest. als Probst an St. Nikolai in Berlin den 5. Febr. 1705, begründete durch seine „Geistreichen Gesänge“, die poetisch wertlos der Vergessenheit anheimgefallen sind, die pietistische Richtung des Kirchenliedes, welche dem individuellen Glaubensleben zu einem erwünschten Ausdruck verhalf. In solchem Sinne dichtete der gelehrte Gottfried Arnold (1665—1714) seine „Göttlichen Liebesfunken“, aus denen noch mehrere Lieder unter uns fortleben, z. B. „O Durchbrecher aller Bande“ — „So führst du doch recht felig, Herr, die Deinen“ 2c. Speners Freund, der Rechtskonsulent Joh. Jak. Schütz (1640—1690), ist der Verfasser des noch heute allgemein gesungenen Liedes „Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut“. — Von dem Konrektor Wolfgang Döpler (1660—1722) stammt das Lied „Wie wohl ist mir, o Freund der Seelen“, von dem Justizrat Burkhard Freyhstein († 1720) das erweckliche Mahnlied „Mache dich, mein Geist, bereit“.

Von dem Vater des „Hallischen Pietismus“, August Hermann Francke (1663 bis 1727), der sich durch das Hallische Waisenhaus ein unvergängliches Glaubens-

Franckscher
Kreis.

denkmal gesetzt hat, singt die Kirche noch heute gern das Lied: „Gottlob, ein Schritt zur Ewigkeit ist abermals vollendet“, das er 1691 dichtete, als die Stadt Erfurt ihn als Irrlehrer aus ihren Mauern trieb. Franzes Schwiegersohn Freylinghausen (1670—1739), der in Halle erst recht den Sinn für den geistlichen Gesang weckte und als Sammler fremder Lieder ebenso bedeutend war wie als Komponist und als Dichter, verfaßte u. a. das Jesuslied „Wer ist wohl wie du?“ — Dichter und Sänger war auch der Arzt am Waisenhause Chr. Fr. Richter († 1711), dessen innerlich tiefes Wesen am besten aus Schleiermachers Lieblingslied „Es glänzet der Christen inwendiges Leben“ erkannt wird. — Ein Hallischer Jurist, Jaf. Gabriel Walf (1684—1754), war es, der anstimmte: „Seele, was ermüdest du dich in den Dingen dieser Erden?“ — Außerhalb Halles sei nur des Pfarrers Schröder zu Möseberg bei Wolmirstädt (1666—1699) gedacht, dem wir das schwinghafte Lied „Eins ist not! Ach Herr, dies Eine lehre mich erkennen doch“ verdanken. — Aus der sogen. jüngeren Hallischen Schule, in welcher die pietistische Lieberdichtung bald entartete, sei nur Heinr. v. Vogakth (1690—1774) hervorgehoben, der das „Guldene Schatzkästlein der Kinder Gottes“ und das klassische Missionslied „Wach auf, du Geist der ersten Zeugen“ verfaßte.

Ein Gegengewicht gegen das „pietistische Gefühlschristentum“ suchten Sänger der „lutherischen Orthodogie“ in ihren Liedern darzubieten. „In der letzten Kraft seiner bald gänzlich absterbenden Wurzeln“, sagt Knipser in seinem trefflichen Buche „Das kirchliche Volkslied in seiner geschichtlichen Entwicklung“, „und vom Lau des Pietismus mäßig befruchtet, trieb der Baum des lutherischen Kirchenliedes noch eine herrliche Nachblüte“. Um dieses zu erhärten, nenne ich nur zwei Namen: Erdmann Neumeister (1671—1756), den Verfasser des Liedes „Jesus nimmt die Sünder an“, und Benjamin Schmolck (1672—1737), dem Hoffmann von Fallersleben in seinen „Spenden aus der deutschen Literaturgeschichte“ eine warme und berechtigte Würdigung zu teil werden läßt. Wenn auch in manchen Stücken dem Zeitgeschmack huldigend, trat ihm Schmolck in anderen entschieden entgegen; so hielt er sich ganz der beliebten Anspielungen auf das römische und griechische Altertum, und wenn er oft auch gewisse Bilder und Vergleichen zu sehr häufte, überhaupt ein wenig flüchtig seine Verse aufs Papier und in die Presse gab, so war er doch ein ebenso echter Dichter wie ein frommer Christ, und eine große Anzahl seiner Lieder („Hosianna, Davids Sohn kommt in Zion eingezogen“ — „Himmelan geht unsre Bahn“ — „Je größer Kreuz, je näher Himmel“) werden immer ihr Bürgerrecht in der christlichen Kirche behaupten.

Zwischen der Bombastschule und den Wasserpoeten gab es nun noch einige, die sich von den Extremen beider Richtungen frei zu halten suchten. Dazu gehörten vor allem die Hofpoeten, „meistens modern aufgeputzte Pritschenmeister“, wie Goedeke sie nennt, „welche die amtliche Verpflichtung hatten, die Festlichkeiten ihrer Herrschaften mit ihren Versen und mit Erfindung eines Gemisches von Musik, Verkleidung und Reimsprüchen zu verschönern, oder die doch in ihrer nahen Verbindung mit den Höfen Aufforderung genug fanden, den großen Begebenheiten der Geburts-, Hochzeits- und Sterbetage ihr Talent zuzuwenden“.

Zu den Hofpoeten wird der Freiherr von Canitz (1654—1699) gerechnet, ein angesehenener, hochgebildeter Edelmann, der unter dem Großen Kurfürsten und unter Preußens erstem Könige hohe Staatsämter bekleidete. In seiner Satire „Von der Poesie“ trat er den Minderichtungen energisch entgegen und erstrebte in seinen Dichtungen („Nebenkunden unterschiedener Gedichte“), welche er übrigens nicht für die Öffentlichkeit bestimmt hatte, nach Horazens Muster eine

Vogakth.

Neumeister
Schmolck.Freiherr
v. Canitz.

Johann
v. Besser.

gewählte, elegante Form und einen reineren, edleren Inhalt als die Lohengrainer, was er auch erreichte, ohne daß er damit immer den Mangel an poetischem Geist hätte ersetzen können. — Der vollendete Hofpoet dagegen war Canitzens Freund, der Oberceremonienmeister Johann von Besser (1654—1729), ein Kurländer von Geburt und von dem Großen Kurfürsten geadelt. Auch unter Friedrich I. behauptete er seine Stellung; der sparsame Friedrich Wilhelm I. schaffte aber die Hofpoeten und damit auch ihn ab, er fand indes an dem prachtvollen Hofe Augusts II. zu Dresden eine noch glänzendere Stellung als Geheimer Kriegsrat und Ceremonienmeister. An beiden Höfen reimte er zahlreiche „Wirtschaften“, d. h. dramatische Spiele, die von dem Hofpersonal aufgeführt wurden: stilistisch gewandte, aber gedankenarme Dichtungen. — Nicht viel höher stand sein Kollege und später sein Nachfolger am Dresdener Hofe, Ulrich von König (wie Besser von bürgerlicher Herkunft, 1688—1744), der sich sogar an ein Epos „August im Lager“ wagte. — Endlich ist Benjamin Neutirch (1665—1729), der Erzieher des Erbprinzen von Ansbach zu nennen, der sich in Berlin an Canitz angeschlossen. Er übersehte den Tendenzroman Fenelon's, Telemach, in Alexandrinern und veröffentlichte ihn in prachtvoller Ausstattung mit Kupfern im Geschmack der Zeit.

Ulrich
v. König.
Neutirch.

Joh. Chr.
Günter.

In diese Gruppe pflegt man auch einen Mann einzureihen, der die Genannten durch entschiedenes Talent weit überragte: Johann Christian Günter. Am 8. April 1695 zu Striegau in Schlesien geboren, besuchte er fünf Jahre lang die „Gnadenschule“ zu Schweidnitz. In dieser Zeit erwachte und entwickelte sich seine dichterische Gabe. Sein Rektor verstand es, die Liebe zur Poesie in den Schülern zu wecken und veranstaltete theatralische Aufführungen mit ihnen. Ein von Günter verfaßtes Trauerspiel „Die von Theodosio bereute Eifersucht“ wurde von seinen Mitschülern öffentlich aufgeführt. Durch Benjamin Schmolck (vgl. S. 285), den Inspektor der Schule, wurde er zu geistlichen Gedichten, durch die leidenschaftliche Liebe zu einem jungen Mädchen, die er Leonore nennt, zu seinen ersten Liebesliedern angeregt. Die weitere Geschichte dieses Verhältnisses ist erst kürzlich durch die Benutzung neuer Quellen von allerhand Irrthümern seiner namhaftesten Biographen befreit worden. So war es nicht die Geliebte, welche die Treue brach, sondern Günter, trotz seiner Versicherung in der Scheidestunde:

„Wohin ich geh', begleitet mich dein Bild;
Kein fremder Zug wird mir den Schatz entreißen.“

Ohne Neigung sollte er auf den Wunsch seines Vaters in Frankfurt a. D. Medizin studieren. Dort hielt er es nur zwei Monate aus. Im Dezember 1715 ging er nach Wittenberg. Aber statt zu arbeiten stürzte er sich in das wütheste Studentenleben, vergaß bald seine Braut und besang dafür eine andere. In seiner Poesie wechselten Gelegenheitsreimereien und innig empfundene Lieder, aber sie fand Anerkennung. 1717 wurde er in Wittenberg zum Dichter gekrönt. Bald danach siedelte er nach Leipzig über. Eine Reihe frischer Trinklieder entstand dort zunächst. Doch nahm er seine medizinischen Studien wieder auf und stimmte auch ernstere Weisen an. In einem umfangreichen Gedichte auf den „zwischen Thron Kaiserl. Majestät und der Pforte 1718 zu Passarowitz geschlossenen Frieden“ feierte er insonderheit den Prinzen Eugen von Savoyen. Seine Freunde versprachen sich von dieser schwungvollen Dichtung eine große Wirkung. Sein Name wurde auch in ganz Deutschland bekannt und berühmt, aber die erhoffte Gunst des Wiener Hofes und eine seiner Begabung angemessene Stellung wurde ihm nicht zu teil; Kaiser und Prinz nahmen keine Notiz von seiner Huldigung. Nun bemühten sich seine Freunde für ihn um die Stelle eines Hofpoeten bei dem Kurfürsten von Sachsen Friedrich August dem Starken, welcher „einen Menschen begehrte, der bei allen Gelegenheiten und Lustbarkeiten des Hofes im Dichten was auffehen konnte“. Auch dieser Plan mißlang. In der entscheidenden Audienz erschien

Günther — wie erzählt wird, durch die Intriguen eines Rivalen — in so be-
 rauschestem Zustande vor dem Fürsten, daß er für immer in Ungnade fiel.

Zu seinen Leipziger Gönnern mochte er nicht zurückkehren. Er reiste in die
 Heimat, aber sein Vater
 wies seine Bitte um
 Verzeihung schroff zurück
 und verbot ihm, je wieder
 sein Haus zu betreten.
 Ein Hoffnungsstrahl noch
 leuchtete ihm: das Bild
 seiner Jugendgeliebten,
 gegen die er so treulos
 gehandelt hatte. Er eilte
 zu ihr und war aufs tiefste
 von ihrer Liebe ergriffen;
 alle diese Jahre war
 Leonore ihm treu geblieben
 und hatte ihm nie gezürnt.
 Neue Lieder voll Innigkeit
 und Zartheit waren die
 Frucht dieses Wieder-
 sehens. Nun wollte er
 ein neues Leben anfangen,
 eine Existenz gründen, um
 die Geliebte heimzuführen
 zu können. Vergebens!
 Alle Versuche, die er dazu
 machte, scheiterten an
 seinem Leichtsinne; zuletzt
 wurde er schwer krank.
 Was er damals gelitten,
 hat er in erschütternden
 Tönen ausgesprochen:
 Verzweiflung und Hoff-
 nung, Gottvertrauen und
 lästernde Auflehnung gegen
 die Vorsehung wechseln
 in den Liedern jener Zeit.
 Endlich genas er, aber er
 war ein körperlich und
 geistig gebrochener Mann.
 Er sah ein, daß er Leo-
 noren, die nun fünf Jahre
 in Treue zu ihm gehalten,
 entsagen müsse. In einem
 tief empfundenen Gedichte
 gab er sie frei — vielleicht
 mit der stillen Hoffnung,
 daß sie es nicht annehmen
 würde. Das ihr fälschlich zugeschriebene Antwortgedicht
 war ein Produkt seiner eigenen Dichterphantasie; sie nahm seine Absage an und
 vermählte sich kurze Zeit darauf mit einem anderen. Die Nachricht davon traf ihn
 schwer und verleitete ihn zu ungerechten Beschuldigungen gegen die Geliebte.
 Allmählich beruhigte er sich, und als er zwei Jahre danach den Tod ihres



Johann Christian
 Günther
 Hingebend und dankbar
 1729.

Abb. 97. Johann Christian Günther.
 Nach einer anonymen Radierung.
 Namensunterschrift vor 1719 aus Günthers handschriftlichem
 Gedichtbuche auf der Breslauer Stadtbibliothek.

^{vi.}
 mit diesen ~~und~~ ^{und} ~~ich~~ ^{ich} ~~vor~~ ^{vor} ~~allen~~ ^{allen}
 w ~~flücht~~ ^{flücht} ~~ich~~ ^{ich} ~~trüben~~ ^{trüben} ~~ich~~ ^{ich}
 A ~~land~~ ^{land} ~~für~~ ^{für} ~~aller~~ ^{aller} ~~besinn~~ ^{besinn} ~~willen~~ ^{willen}
~~störung~~ ^{störung} ~~es~~ ^{es} ~~tun~~ ^{tun} ~~mag~~ ^{mag}
 Leb wohl ~~ich~~ ^{ich} ~~will~~ ^{will} ~~ich~~ ^{ich} ~~mehr~~ ^{mehr} ~~zu~~ ^{zu} ~~hören~~ ^{hören}
 So kommt ~~sein~~ ^{sein} ~~bal~~ ^{bal} ~~zu~~ ^{zu} ~~unsern~~ ^{unsern} ~~Chören~~ ^{Chören}.

Zurief
 aus der ewigen
 seligen Linder
 an seine
 hochbetrübten Eltern.

Abb. 98. Schlußstrophe des Liebes Joh. Christ. Günthers: „Zuruf eines seligen Kindes aus der Ewigkeit an seine hochbetrübten Eltern.“ Aus Günthers handschriftlichem Gedichtbuche (S. 61). (Dat.: Landeshut, 21. Juni 1722.) Auf der Breslauer Stadtbibliothek.

Kindes erfuhr, suchte er sie in Liedern zu trösten, die von der Tiefe seines Gemütes zeugen. Den Schluß des einen teile ich hier in Günthers Handschrift mit. Das „selige Kind“ ruft den „hochbetrübten Eltern“ zu:

Mit diesem Danke nehmt für Willen
 Und seht mir in den Himmel nach,
 So wird sich alle Wehmut stillen,

Womit ich Euch das Herze brach;
 Lebts wohl, und wünscht ihr mehr zu hören,
 So kommt sein bald zu unsern Chören.

Solche Stimmungen waren aber nur von kurzer Dauer. Seit Leonorens Vermählung hatte Günther den letzten Halt verloren. Alle Bemühungen seiner Freunde, ihm zu einem festhaften Leben zu verhelfen, scheiterten an seiner Charakterschwäche. Die Unversöhnlichkeit seines leidenschaftlichen Vaters, der auf die immer erneuten Bitten des reumütigen Sohnes um Verzeihung ihm nur Jorneßworte zurief und den endlich verzweiselt Heimkehrenden nach einem entsetzlichen Auftritt roh aus dem Hause stieß, vernichtete den unglücklichen Dichter vollends. Krank und elend kam er im Dezember 1722 in Jena an, wo er seine Studien noch einmal aufnehmen wollte; aber bald danach — am 15. März 1723 — ehe er das 28. Lebensjahr vollendet hatte, starb er.

In Günthers frisch empfundenen, zum Teil gedankenreichen und durchweg formgewandten, oft aber auch im „dichten Rausch“ entstandenen und zuweilen roh sinnlichen Liedern spiegelt sich das vergebliche Ringen seiner Seele wider die ihn beherrschende Leidenschaft mit erschütternder Kraft. „Er wußte sich nicht zu zähmen“, sagt Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ von ihm, „und darum zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten“. Ein treffliches, liebevoll eingehendes Lebens-

bild hat Otto Roquette von ihm entworfen; eine kürzere und auf Grund der neuesten Forschung berichtigte, warm, aber unparteiisch geschriebene Biographie verdanken wir Ludwig Fulda, der auch seine Gedichte herausgegeben hat.

Aus der Wende des 17. und 18. Jahrhunderts ist schließlich noch eine Dichtergruppe zu erwähnen, welche in Hamburg ihre vornehmsten Vertreter hatte. Ihre Erzeugnisse wurden von dem Braunschweigischen Hofrat Weichmann im Jahre 1721 unter dem Titel „Die Poesie der Niedersachsen“ herausgegeben.

Unter den zweiundsechzig, die in dieser Sammlung aufgeführt werden, verdienen hier nur zwei eine kurze Erwähnung, Christian Warncke (oder Bernicke, Christlan
Warncke. wie er niedersächsisch ausgesprochen und gewöhnlich geschrieben wurde) und Heinrich Brokes. Zwei andere, Drollinger und Gagedorn, gehören dem nächsten Zeitraum an.

Von Christian Bernickes Lebensumständen ist wenig mehr bekannt, als daß er nach längeren Reisen im Auslande in Hamburg mehrere Jahre privatisierte, dann als Staatsrat in dänische Dienste trat und als dänischer Resident in Paris nach 1710 starb. Er trat in einer Sammlung von Epigrammen („Poetische Versuche und Überschriften“), die nächst denen Logaus die besten dieser Zeit sind, gegen Hofmanswaldau wie gegen Christian Weise auf. Hier ein paar Proben:

Blumenreiche Gedichte.

Man find't, wenn man mit Fleiß die Rosen und Narzissen,
Die unsre deutschen Vers' anfüllen oder schließen,
Mit dem Verstand des Dichters überlegt:
Daß ein unfruchtbar Land die meisten Blumen trägt.

Über gewisse Gedichte.

Der Abschnitt? gut. Der Vers? fließt wohl. Der Reim? geschieht.
Die Wort? in Ordnung. Nichts als der Verstand verrückt.

Einen bedeutenderen Platz unter den Niedersachsen nahm Brokes ein, der auf dem von Christian Weise angebahnten Wege, aber in gemüthvollerer, wenn auch etwas pedantischer Weise vorwärts schritt.

Barthold Heinrich Brokes, den 22. September 1680 in Hamburg geboren, hatte Brokes. in Halle die Rechte studiert und war nach mehrjährigen Reisen, auf denen er sich eine vielseitige Bildung erworben, in seine Vaterstadt zurückgekehrt, hatte 1714 die „Deutschübende Genossenschaft“ gegründet und war 1720 als Rathherr in den Senat aufgenommen worden, wobei er Muße behielt, den von ihm eifrig gepflegten Künsten, der Malerei, der Musik und der Poesie sich zu widmen. 1735 wurde er Amtmann in Nikesbüttel, von wo das interessante Stammbuchblatt (in der Beilage Nr. 64) an einen unbekanntem Freund gerichtet ist. Obgleich er erst 1747 starb, gehört er doch geistig mehr dem siebzehnten als dem achtzehnten Jahrhundert an. Seine Gedichte beschränken sich auf fromme Naturbetrachtung und Natur- schilderung im Sinne des Deismus und enthalten manche wohlgelungene Stellen poetischer Kleinmalerei neben zahlreichen Geschmackslosigkeiten, die im Geiste der damaligen Zeit lagen. Die gemüthvoll sinnige Darstellung der Natur war damals etwas so Neues, daß sein „Irdisches Vergnügen in Gott“, unter welchem Titel er seine Gedichte in neun ansehnlichen Bänden herausgab, viele rasch aufeinander folgende Auflagen erlebte. Die Methode, die er bei seiner Naturbetrachtung verfolgte, kennzeichnet sich am besten durch eine Probe, wie sie das nachfolgende Gedicht darbietet:



Abb. 99. Barthold Heinrich Brockes.
Nach einem alten Stich von Galt in Bruckers Ehrentempel. Augsburg 1747.

Rirschblüte bei der Nacht.

Ich sahe mit betrachtendem Gemüte
Jüngsteinen Rirsch-Baum, welcher blühte,
In kühler Nacht beym Monden-Schein;
Ich glaubt', es könne nichts von grössrer
Weisse seyn,

Es schien, als wär' ein Schnee gefallen,
Ein jeder, auch der kleinste Ast
Trug gleichsam eine schwere Last
Von zierlich weissen runden Ballen.
Es ist kein Schwahn so weiß, da nemlich
jedes Blatt,

Indem daselbst des Mondes sanftes Licht
Selbst durch die zarten Blätter bricht,
Sogar den Schatten weiß und sonder
Schwärze hat.

Unmöglich, dacht' ich, kann auf Erden
Was weisser angetroffen werden.
Indem ich nun bald hin und her
Im Schatten dieses Baumes gehe:
Sah ich von umgekehr
Durch alle Blumen in die Höhe,
Und ward noch einen weissern Schein,
Der tausend Mal so weiß, der tausend
Mal so klar,
Fast halb darob erstaunt, gewahr.
Der Blüte Schnee schien schwarz zu seyn
Bei diesem weissen Glanz. Es fiel mir
ins Gesicht
Von einem hellen Stern ein weißes Licht,
Das mir recht in die Seele strahlte.

Wie sehr ich mich am Irdischen ergehe,
Dacht' ich, hat GOTT dennoch weit
größere Schätze.

Die größte Schönheit dieser Erden
Kann mit der himmlischen doch nicht
verglichen werden.

So bemüht er sich, die Natur überall als ein Zeugnis der göttlichen Güte und Weisheit und als eine Wegweiserin auf den Schöpfer selbst darzustellen. Ebenso ist er bemüht, den Zweck und Nutzen einer jeden Erscheinung der Natur darzulegen, und er wird dabei sehr ermüdend und langweilig. Aber obgleich ihm eigentlich schöpferische Phantasie ganz abgeht und er sich auch nie zu einer wahrhaft poetischen Naturanschauung zu erheben vermag, bezeichnet seine treuherzige Darstellung doch einen großen Fortschritt gegen die handwerksmäßige Reimerei der Weisfischen Schule. Ihm ist die Poesie eine Herzenssache, und er bahnt ein näheres, innigeres Verhältnis zur Natur wieder an; außerdem hat er mit seinem kunstgeübten Sinn viel zur Veredelung und Hebung der poetischen Sprache und zu einer gewandteren Behandlung des Metrums getan. Auch ist es sein Verdienst, durch eine Übersetzung von Thomsons „Jahreszeiten“ als einer der ersten auf die englische Literatur hingewiesen zu haben, welche später einen so bedeutenden Einfluß auf die unsere ausüben sollte.

Mit dem Verfall der Poesie und dem völligen Erlöschen des Helden-
gedichtes hing es zusammen, daß der Roman, dessen erstes Auftreten bereits Roman.
in das 15. und 16. Jahrhundert (S. 234) fällt, nun erst recht eifrig ge-
pfligt wurde. Zunächst wurden die Übersetzungen und Bearbeitungen aus
fremden Sprachen noch fortgesetzt: französische Helden- und Liebesgeschichten,
spanische Romane von irrenden Rittern und Schäferromane.

Zum Jahre 1621 erschien der „Don Quixote de la Mancha, das ist Junker Don
Quixote.
Harnisch aus Fleckenland, aus dem Spanischen ins Hochdeutsche versetzt durch
Pahsch Basteln von der Sohle“, übrigens nur ein Auszug des Originals des
Cervantes, und erregte ein großes Aufsehen, dann aber folgten auch selbständige
Nachahmungen und eigenerfundene Romane, natürlich in dem sattnam oben charak-
terisierten Geschmack der Zeit und im Anschluß an die verschiedenen dichterischen
Schulen, die einander ablösend die deutsche Poesie im 17. Jahrhundert beherrschten.

Demgemäß waren die Romane im höchsten Grade das, was man heut-
zutage „Tendenzromane“ nennt; sie sollten erbauen, sittlich bessern, unter-
richten und belehren. In seiner „Vor-Ansprache“ zur „Kramena“ Anton
Ulrichs von Braunschweig sagt Sigmund von Birken:

„Diese Geschichtgedichte und Gedichtgeschichten vermählen den Nutzen mit der
Belustigung, tragen gülbene Äpfel in silbernen Schalen auf und versüßen die bittere
Moe der Wahrheit mit dem Honig der angedichteten Umstände. Sie sind Gärten,
in welchen auf den Geschichtsstämmen die Früchte der Staats- und Tugendlehren
mitten unter den Blumenbeeten angenehmer Gedichte herfürwachsen und zeitigen.
Ja sie sind rechte Hof- und Adelschulen, die das Gemüte, den Verstand und die
Sitten recht adlig ausformen und schöne Hofreden in den Mund legen.“

Nach diesem Rezept wurden die Romane zu dichterisch eingerahmten Lehr- Liebes- und
Heldenge-
schichten.
büchern, in denen alles Mögliche und Unmögliches — von der Weltgeschichte
bis zur Astrologie — zum Vortrage kam. Besonders geschah das in den
„Liebes- und Heldengeschichten“, auch „Wundergeschichten“ genannt,
in denen sich zuerst der Gründer der „Teutschgesinnten Genossenschaft“, Philipp
von Besen (vgl. S. 248 f.) auszeichnete.

Adriatische
Rosenmund.

Nachdem Zesen mit Übersetzungen französischer Romane begonnen, gab er 1645 den ersten deutschen Roman heraus: „Die adriatische Rosenmund“ unter dem Pseudonym „Ritterhold von Blauen“. Dem bösen Leumund zufolge schilderte er darin seine Liebschaft mit einem Leipziger Wäscher mädchen. Übrigens bricht die Liebe des schwärmerischen Markhold zu der Tochter eines geflüchteten venetianischen Edelmanns Rosenmund ohne Schluß ab; sie ist auch sonst nicht einmal die Hauptsache, die endlosen pedantischen Diskurse, die zu topographischen Beschreibungen anschwellenden Schilderungen, die langen Abhandlungen, die eingeflochten sind, halten die Handlung fortwährend auf. Zesen schrieb dann noch zwei Romane: „Simon“ und „Hsenat“ (Josefs Frau Asnat in der Bibel, 1. Mos. 41. 45), d. i. „derselben und des Josefs heilige Stahitz-, Liebes- und Lebens-Geschichte“. In dem letzteren wird das ägyptische Staatsregiment und der Hofprunk ausführlich geschildert, was der damaligen vornehmen Welt, die für Hof- und Staatsaktionen, feierliche Audienzen, Aufzüge und Feste à la Louis XIV. schwärmte, besonders zusagte. Das wunderliche Buch, das übrigens in eine Befehrunsgeschichte ausläuft, da die Heldin durch einen Engel, der ihr Brot und Wein als Sakrament austheilt, aus der Finsternis des Heidentums zum Licht des Christenglaubens gelangt, war lange ein Lieblingsbuch der deutschen Damen. Derselbe Stoff ist später wiederholt, u. a. von Jung-Stilling, bearbeitet worden.

Buchholz.

Zu voller Blüte gelangte der Helden- und Liebesroman in den zwei Wundergeschichten des Braunschweigischen Superintendenten Andreas Heinrich Buchholz (1607—1671), der darin zeigen wollte, „daß die Deutschen nicht lauter wilde Säue und Bären sind“, und daß „die Gottesfurcht der eigentliche Mittelpunkt aller Tapferkeit und Liebe“ ist. Sie heißen:

Des Christlichen Deutschen Großfürsten Hercules und der Böhmisches Königl. Fräulein Basisca Wundergeschichte in acht Büchern und zween Theilen abgefaßt“ (912 und 881 zweispaltige Seiten)

und „Der christl. köni. Fürsten Hercules und Herculanis Wundergeschichte.“

Buchholz'
Romane.

Beide sind von einer ganz ungeheuerlichen Weiterschweifigkeit und Breite. „Der ganze dreißigjährige Krieg,“ wie der Verfasser sagt, „wird durch Veränderung etlicher weniger Umstände mit eingebracht, und fast die ganze Theologie und Philosophie wird hin und wieder in erbaulichen Diskursen fürgebracht“ — das alles übrigens in das dritte Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung verlegt. Der fromme Mann hatte ganz wohlmeinend sich vorgesezt, den „Amadis“ zu verdrängen, und wünschte hier darzubieten, „was nicht allein des Lesers weltvollendes, sondern auch zugleich sein geisthimmlisches Gemüt erquickend und ihn auf der Bahn der rechtschaffenen Gottseligkeit erhalten könnte.“ Trotz ihrer entsetzlichen Langweiligkeit erhielten sich diese dickleibigen Bücher volle hundert Jahre in der Gunst der Leser.

Mrich von
Braun-
schweig.

Nicht minder berühmt waren die Romane des auch durch seine geistlichen Lieder bekannten, im hohen Alter katholisch gewordenen Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig (1633—1714), des Gründers der berühmten Wolfenbüttler Bibliothek, im Palmenorden „der Siegprangende“ genannt.

Syrrerin
Kramena.

Im Jahre 1669 erschien sein erster, nicht weniger als 6822 Seiten füllender Roman „Die Durchleuchtige Syrrerin Kramena“. Es ist darin „die Historie alles Testaments, so zu Zeiten der drei Patriarchen, Abraham zc. sich unter denen Heiden zugetragen, nebst denen Gebräuchen der alten Völker so artig begriffen, und sind die Tugenden und Laster, so ferne dieselben bei hohen und niedrigen Standes-

Die
Asiatische Banise/

Oder
Das blutig-doch muthige

Wegu/

Dessen hohe Reichs-Sonne bey geendig-
tem letztern Jahr-Hundert an dem Xemin-
do erbärmlichst unter-an dem Balacia aber
erfreulichst wieder auffgehet.

Welchem sich die merckwürdigen und er-
schrecklichen Veränderungen der benachbar-
ten Reiche Ava, Aracan, Marrabane, Siam
und Prom, anmuthigst bey gesellen.

Alles in Historischer/und mit dem Mantel einer
annehmlichen-Helden-und Liebes-Geschichte bedeck-
ten Wahrheit beruhende.

Diesem füget sich bey eine/aus Italiänischer in Deutsch-
gebundene Mund-Art/übersetzte Opera/oder Theatralli-
sche Handlung/ benennet:

Die listige Rache/

oder
Der Tapffere HERACLIUS.

Auffgesetzt

von

H. U. v. Z. U. K.

Leipzig/Verlegt's Johann Friedrich Gleditsch/

ANNO M.DC.LXXXIX.

Titel der ersten Ausgabe von Zieglers „Asiatische Banise“, 1689

Nach dem Exemplar der Bonner Universitätsbibliothek.

personen anzutreffen sind, so anmutig abgemahlet, daß man ihn notwendig mehr als einmal, sein Vergnügen zu stillen, durchlesen muß und solcher Gestalt der Welt Lauf als in einem Spiegel ohne Verdruß erlernet". In dem zweiten, nicht weniger als sechs Bände umfassenden Roman „Die römische Octavia“ wird die römische Geschichte von Claudius bis Vespasianus zu Grunde gelegt. Dazu werden geistliche Gedichte, Schauspiele, galante Hofgeschichten zc. eingemischt. Die letzteren bildeten den Hauptreiz, da sie aus der Chronique scandaleuse der kleinen Höfe genommen und nur unter versteckten Namen leichtverhüllt erzählt wurden.

Römische Octavia.

Viel beliebter war ein ganz im Stil Hofmanswaldaus geschriebener Roman des Rittergutsbesizers Heinrich Nuschelm von Ziegler und Kliphausen (1653—1697), dessen Titel allein schon die Lesewelt entzückte. Er hieß:

„Asiatische Banise oder blutiges doch mutiges Pegu, in historischer und mit dem Mantel einer Helden- und Liebesgeschichte bedeckten Wahrheit beruhende.“ Leipzig 1688. (Vgl. Beilage Nr. 65.)

Asiatische Banise.

Wie aber wuchs das Entzücken, wenn der Roman nun anhub:

„Blik, Donner und Hagel, als die rächenden Werkzeuge des gerechten Himmels, zerschmetterten den Pracht deiner goldbedeckten Thürme, und die Rache der Götter verzehre alle Besitzer der Stadt, welche den Untergang des königlichen Hauses befördert oder nicht solchen nach äußerstem Vermögen, auch mit Darbringung ihres Blutes, gebührend verhindert haben. Wollten die Götter! es könnten meine Augen zu donnerschwangeren Wolken, und diese meine Tränen zu grausamen Sündfluten werden: ich wollte mit tausend Keulen, als ein Feuerwerk rechtmäßigen Bornes, nach dem Herzen des vermaledeiten Bluthundes werfen, und dessen gewiß nicht verfehlen; ja, es sollte alsobald dieser Tyranne samt seinem götter- und menschenverhassten Anhange überschwemmt und hingerissen werden, daß nichts als ein verächtliches Andenken überbliebe!“

Nach der Vorrede besteht der Inhalt dieses Romanes aus wahrhaftigen Begebenheiten, welche sich zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts bei der „grausamen Veränderung des Königreichs Pegu und in den angrenzenden Reichen“ zugegetragen hätten; auch verfehlt der Verfasser nicht, die Quellen anzugeben, aus denen er die Nachrichten über die in seinem Werk vorkommenden „wundersamen Gewohnheiten und Gebräuche der barbarischen Asiaten bei Heiraten, Begräbnissen und Krönungen“ geschöpft habe.

Einen Neudruck nach der dritten Auflage von 1707 hat Felix Bobertag veranstaltet. Bis 1765 ist übrigens das merkwürdige Buch immer aufs neue gedruckt worden.

Ein Jahr nach diesem entzückenden Roman (1689) erschien ein Werk von Lohenstein, das alles Dagewesene überbieten sollte. Es war betitelt:

„Großmütiger Feldherr Arminius oder Germann als ein tapferer Beschürmer der deutschen Freiheit nebst seiner durchlauchtigsten Ehefrau, nelda in einer sinnreichen Staats-, Liebes- und Helden-Geschichte, dem Vaterland zu Liebe, dem deutschen Adel aber zu Ehren und ähnlicher Nachfolge in zwei Theilen vorgestellt und mit sauberen Kupfern ausgeziert.“

Arminius u. Ehefrau, nelda.

Das Buch, von Lohenstein unvollendet zurückgelassen, wuchs unter den Händen seiner Fortsetzer zu vier starken Quartbänden (2868 doppelspaltigen Quartseiten) heran. Das erklärt es auch, daß der Roman viel gerühmt, aber gewiß nicht so eifrig gelesen wurde wie Zieglers blutiges Werk. Der Zweck war übrigens ein ganz patriotischer. Lohenstein wollte — neben der Liebesgeschichte — nicht nur eine allgemeine Geschichte unseres Volkes in seinem Roman geben, sondern

auch den Nachweis führen, daß alles Große in der Welt von Deutschen ausgeführt worden sei, oder er wollte, wie es der spätere Herausgeber ausdrückt, „versuchen, ob man nicht unter dem Zucker solcher Liebesbeschreibungen auch eine Würze nützlicher Künste und ernsthafter Staatsfachen, besonders auch der Gewohn- und Beschaffenheit Deutschlands mit einmischen und also die zärtlichen Gemüter hierdurch gleichsam spielend und unvermerkt oder sonder Zwang auf den Weg der Tugend leiten und hingegen ihnen einen Eckel vor anderen unnützen Büchern erwecken könnte“. Eine ganz unglaublich gründliche Gelehrsamkeit ist in diesem Romanungeheuer niedergelegt. Der in Ludwigs XIV. Zeitalter doppelt anzuerkennende Patriotismus spricht sich auch darin aus, daß der Dichter sein Volk ermahnt, sich der Überwältigung vom Rhein her zu widersetzen. Dazu ist der Stil verhältnismäßig rein und gut, wenn er uns auch oft komisch amuset; so wenn Thuznelda zu Hermann, als sie ihn widersieht, ohne daß er sie sofort erkennt, ausruft: „Hast du denn, mein liebster Hermann, zwischen diesen rauhen Felsen ihre unemphindliche Unart angenommen, daß du von deiner geliebten Thuznelda die wenigste Regung nicht empfindest?“

Christian
Weises
Romane.

Christian Weise (S. 283 f.) suchte auch durch seine Romane die Poesie zur Wahrheit und Natürlichkeit zurückzuführen, Menschen von Fleisch und Blut und nicht bloße Phantasiegebilde darzustellen, aus entfernten Zeiten und Ländern zur Gegenwart und in die Heimat zurückzuführen, und das alles in einem einfach nüchternen Stil durchzuführen. Aber das Lehrhafte konnte er nicht lassen, obgleich er sich bemühte, die gelehrten und rhetorischen Abschweifungen zu vermeiden.

So sucht er in den „drei Hauptverderbern“, die er im Jahre 1671 unter dem Namen „Sizismund Gleichviel“ herausgab, drei Hauptschäden des deutschen Volkes zu brandmarken: 1) die zugleich wachsende religiöse Gleichgültigkeit und Gottentfremdung, 2) die klassische, wesentlich heidnische Gelehrsamkeit, 3) die ausländische Mode. Durch seinen Roman „Die drei ärgsten Erz-Narren in der ganzen Welt“ wollte er seine Zeitgenossen „bessern“. Es ist dieses Buch, das W. Braune nach der Ausgabe von 1673 wortgetreu hat neudrucken lassen, noch heutzutage lesenswert, da es „ein sehr anschauliches Spiegelbild der Sitten und Zustände, gewissermaßen ein bürgerlich-friedliches Gegenstück zu den Kriegsbildern im Simplissimus“ darbietet.

Historisch-
politische
Romane.

Eine Art der Helden- und Liebesromane waren die historisch-politischen Romane, aus denen zuletzt vollständige politische Chroniken wurden.

Gappel.

Darin tat sich besonders hervor ein Vielschreiber namens Eberhard Werner Gappel (1647—1690), dessen Bücher Beschreibungen von Europa, Asien, Afrika und allen bekannten Inseln des Erdballs im Rahmen abenteuerlich-phantastischer, dabei unnatürlich geschmackloser Liebes- und Heldengeschichten enthalten; in neun anderen fogen. „europäischen Geschichtsromanen“ erzählt er unter gleicher Einkleidung, was sich in den Jahren 1685—93 „hin und wieder in Europa Merk- und Denkwürdiges“ zugetragen hat. Sein Hauptwerk trägt den Titel: „Der Asiatische Drogambo, darin der jetzt regierende große sinesische Kaiser Kunchius als ein umschweifender Ritter vorgestellt, dessen und anderer asiatischen Liebesgeschichte, Königreiche und Länder beschrieben werden.“

Abenteuer-
roman.

Von allem diesem krankhaft aufgepuhten steifen Wesen suchte man sich in dem deutschen Abenteuerroman zu erholen, in welchem das Volkstümliche und Naturwüchsigende endlich zur Geltung kam, und der zugleich das wüste Leben des dreißigjährigen Krieges in treuer Weise widerspiegelte. Das bedeutendste Werk dieser Art, eines der wertvollsten unserer Literatur, der „Abenteuerliche

Simplicius Simplicissimus", erschien 1669 in dem alten Städtchen Mömpelgard (1801 französisch geworden und Montbéliard genannt, durch Werders tapfere Scharen in neuester Zeit zu hohem Ruhme gekommen) unter dem in den Beilagen (Nr. 66. 69) mitgetheilten umständlichen Titel des ersten Druckes. (Zwei Proben aus den Kupfersicheln der Ausgabe von 1671 enthalten die Beilagen Nr. 67. 68.)

Der Verfasser dieses merkwürdigen Romans, der seinen Namen durch Buchstabenversetzungen unter allerhand Pseudonymen (German Schleifheim u. ä.) zu verdecken liebte, hieß in Wahrheit Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen, Grimmelshausen. war 1625, im ersten Jahrzehnt des dreißigjährigen Krieges, in der alten Reichsstadt Welnhausen in der jetzigen preussischen Provinz Hessen-Nassau geboren, wurde als Knabe (1635) von den Hessen aufgegriffen und in die Soldatenjacke gesteckt. Jahre lang durchstreifte er mit den wilden Banden Deutschland, kam auch in die Schweiz und nach Frankreich und lernte das Leben und die Menschen aus dem Grunde kennen. Danach zur Ruhe gekommen, hatte er Gelegenheit, seine mangelhafte Jugendbildung zu ergänzen, ja sich umfangreiche und gelehrte Kenntnisse zu erwerben, wie aus seinen Schriften unwiderleglich hervorgeht. Um das Jahr 1667 wurde er bischöflich Straßburgischer Amtschultheiß zu Rechen am Schwarzwald im jetzigen Großherzogtum Baden und lebte dort in sehr angesehenen Verhältnissen und Verbindungen bis zu seinem Tode am 17. August 1676. Am 17. August 1879 wurde ihm in Rechen ein von dem Bildhauer Breunig entworfenes und ausgeführtes Denkmal errichtet.

In das bedeutendste seiner Werke, den oben erwähnten *"Simplicissimus"*, Simplt. cissimus. hat Grimmelshausen jedenfalls ein gutes Stück seiner eigenen abenteuerlichen Erlebnisse verwebt; dadurch hat eben sein Roman die Lebensfrische und Lebenswahrheit erhalten, welche ihn über alle Werke seiner Zeitgenossen wie auch über seine eigenen anderen Schriften (Die Landstörcherin Courasche — der seltsame Springinsfeld zc. im ganzen einundzwanzig binnen achtzehn Jahren geschriebene Werke) weit emporheben.

Im Speßart heben die Abenteuer unseres Helden an. Dort wird er von einem armen Bauern, den er für seinen „Knän“ (Vater) hält, aufgezogen; in Wahrheit ist er der Sohn eines vornehmen Herrn, dessen Frau auf der Flucht nach der Schlacht bei Höchst ihm das Leben gegeben und dabei das ihrige verloren hatte. Hier wuchs er als Hirtenknabe auf, war ein trefflicher Musiker auf der Sackpfeife, sonst aber unwissend in göttlichen und weltlichen Dingen wie das Vieh, das er weidete, und seines freilich erst später ihm beigelegten Spitznamens Simplex oder *Simplicissimus* durchaus würdig. So war er zehn Jahre alt geworden ohne eine Ahnung von den Greueln des Krieges, der unser Vaterland dreißig Jahre lang verwüstete. Da überfällt eines Tages ein Trupp „Courassirer“ das Dorf, in dem sein Pflegevater lebte, plündert es, martert und erschlägt die Männer und verübt allerhand Schandtaten; nur mit Mühe entkommt Simplex der Mörderbande.

Ohne zu wissen wohin, flieht er in den Wald; die Nacht überleilt ihn; da kriecht er in einen hohlen Baum, um sich darin zur Ruhe zu legen. Raub hat er sich „zum Schlaf bequemt“, da vernimmt er die Stimme eines betenden Mannes, eine ihm ganz unverständliche Sprache. Doch der Redende kann vielleicht seinen unerträglichen Hunger stillen, darum verläßt er sein Lager und nähert sich der gehörten Stimme. „Da wurde ich eines großen Mannes gewahr in langen schwarz-grauen Haaren, die ihm ganz verworren auf den Achseln herumlagen; er hatte einen wilden Bart, fast formiert wie ein Schweizerkäp. Sein Angesicht war zwar

bleichgelb und mager, aber doch ziemlich lieblich, und sein langer Rock mit mehr als 1000 Stüchern von allerhand Tuch überflutet und aufeinander gelegt; im Hals und Leib hatte er eine schwere eiserne Kette gewunden wie St. Wilhelmus, und sahe sonst in meinen Augen so scheußlich und fürchterlich aus, daß ich anfang zu zittern, wie ein nasser Hund. Was aber meine Angst mehrte, war, daß er ein Kreuzförmig, ungefähr 6 Schuhe lang an seine Brust druckte, und weil ich ihn nicht kannte, konnte ich nichts anderes erinnern, als dieser alte Greis müsse ohne Zweifel der Wolff seyn, davon mir mein Knab kurz zuvor gesagt hatte. In solcher Angst wischte ich mit meiner Sackpfeife herfür, welche ich als meinen einzigen angenehmsten und wertesten Schatz noch vor den Reutern salviert hatte. Ich blies zu, stimmte an und ließ mich gewaltig hören, diesen greulichen Wolff zu vertreiben.“

Es war sein guter Geist, der den Knaben zu dem alten, frommen Einsiedler geführt hatte, der niemand anders als sein Vater war, obgleich damals beide es nicht wußten. Derselbe, ein Herr Sternfels von Fuchshain, hatte nach dem Tode seiner Frau, einer Schwester des schwedischen Gouverneurs von Hanau, eines Herrn vom Ramsay, der wilden Weltlust entsagt und war Einsiedler geworden. Nun erzog er seinen Sohn zu gleicher Frömmigkeit. Unvergeßlich war dem für Musik empfänglichen Knaben das in der ersten Nacht an sein Ohr dringende Lied des Einsiedlers:

Komm, Trost der Nacht, o Nachtigall!
 Daß deine Stimm mit Freudenschall
 Nuffs lieblichste erklingen:
 Komm, komm und lob den Schöpfer dein,
 Weil andre Vögel schlaffen seyn

Und nicht mehr mögen singen!
 Daß dein Stimmlein
 Laut erschallen, dann vor allen
 Kanstu loben
 Gott im Himmel hoch dort droben!

„Sein Leben und seine Reden,“ erzählt Simplex, „waren mir eine inneverwährende Predigt, welche mein Verstand, der eben nicht so gar dumm und hölzern war, vermittels göttlicher Gnade, nicht ohne Frucht abgehen ließ.“

Zwei Jahre blieb er unter diesem heilsamen und lehrreichen Einflusse im Walde: da starb sein treuer Erzieher, und Simplex weinte ihm bittere Tränen nach. Sechs Monate später wird er aus der ihm lieb gewordenen Einsamkeit und von seinen Büchern durch die aufs neue in seine Nähe dringende Soldateska herausgerissen und zum Gouverneur von Hanau gebracht, der ihn als Pagen annimmt, als er aus einem Briefe des Einsiedlers, den Simplex bei sich führt, ersieht, daß jener sein Schwager gewesen, ohne doch in dem Knaben seinen Neffen zu erkennen.

Simplex, obgleich von gesundem Verstande, weiß sich in die neuen Verhältnisse nicht zu schicken, spielt absichtlich und unabsichtlich seiner Umgebung allerschand dumme Streiche, so daß ihn der „Gubernator“ für einen Tölpel hält und sich seiner als Narr bedienen will. Auf eine abscheuliche Weise soll er hierzu abgerichtet werden. In einer Nacht kommen — im Auftrage des Gouverneurs — vier Kerls in schröcklichen Teufels-Larven verumumt zu ihm ins Zimmer vor's Bette; die sprangen herum wie Gaukler und Fastnachts-Narren; einer hatte einen glühenden Faden, und der andere eine Fackel in den Händen; die andern zweien aber wischten über ihn her, zogen ihn aus dem Bett, tanzten eine Weile mit ihm hin und her und zwangen ihm seine Kleider an Leib“. Simplex aber — vorher durch einen Freund von dem schändlichen Vorhaben unterrichtet — stellte sich, als wenn er sie vor recht natürliche Teufel gehalten hätte, verführte ein jämmerliches Zettersgeschrey, und ließ die allerforschampten Gebärden erscheinen; aber sie verkündigten ihm, daß er mit ihnen fortmüsse“. Nachdem er die Schrecken dadurch geschükt, seinen Peinigern und ihrem Herrn manchen argen Pöffen, sagt ihnen auch die derbsten Wahrheiten, über die sie sich nicht wenig ärgern.



Titelkupfer der ersten Ausgabe des „Simplicissimus“ von 1669.

Nach dem Exemplar der Wolfenbütteler Bibliothek.



Kupferstich aus dem „Simplicissimus“ vom Jahre 1671.

Simplex ein Pilger wird, lässt ihm gefallen,
Mit dem Hertzbruder herumher zu wallen (V. 1).

Verlag von Vellhagen & Klasing.

Bielefeld und Leipzig.



Kupferstich aus dem „Simplicissimus“ vom Jahre 1671.
Simplex erzählt, wie der Teufel dem Pfaffen
Seinen Speck stiehlt und macht ihm viel zu schaffen (I. 31).

Verlag von Velhagen & Klasing.

Eislefeld und Leipzig.

Der Abenteuerliche
SIMPLICISSIMUS
Deutsch /

Das ist :

Die Beschreibung des Lebens eines
seltsamen Vaganten / genant Melchior
Sternfels von Fuchshaim / wo und welcher
gestalt Er nemlich in diese Welt kommen / was
er darinn gesehen / gelernt / erfahren und auß-
gestanden / auch warum er solche wieder
freywillig quittirt.

Uberaus lustig / und männiglich
nuzlich zu lesen.

In Tag geben

Von

GERMAN SCHLEIFHEIM

von Sulstort.



Monpelgart /
Gedruckt bey Johann Zillion /
Im Jahr M DC LXIX.

Titel der ersten Ausgabe
von Grimmelhausens „Simplicissimus“ von 1669.

Nach dem Exemplar der Wolfenbütteler Bibliothek.

(Druckort und Druckernamen sind erdichtet, wahrscheinlich war Nürnberg der Druckort.)

Bald danach führen die Wirren der Zeit ihn wieder von dannen. Er gerät unter die verwildertesten Kroaten und damit vollends in die Schrecken des Kriegeslebens hinein, die er ungeschminkt und fürchterlich anschaulich schildert. Aber das wilde Sündenleben, obgleich sein Gewissen sich dagegen auflehnt, reißt ihn doch mit fort; nur zu bald wird er mit vollem Bewußtsein ein Abenteurer. Immer tiefer sinkt er in den Schlamm der Welt und lernt alle Laster des Lagers kennen. Eine abstoßende Gesinnungslosigkeit beherrschte die Soldateska; jeder zog nur der Fortuna nach und wechselte gewissenlos Fahne und Fahneneid wie die Tracht. Der Glaube an Gott war verschwunden in dem Kriege, der angeblich ein Religionskrieg sein sollte: Astrologie und Goldmacherei waren an seine Stelle getreten. Die greulichsten Laster walteten frei.

Auf seinen Streifzügen lernte Simplex zwei Personen kennen, die großen Einfluß auf sein Schicksal haben sollten: Olivier, einen durchtriebenen Schurken, und Herzbruder, eine ehrliche Seele, die ihm in treuer Freundschaft ergeben war. Unter dem Einflusse dieser Freunde wurde er nun endlich selbst ein Soldat, zeichnete sich auf den Streifzügen durch Keckheit und Gewandtheit aus und war bald weit und breit unter dem Namen des Jägers berühmt und bekannt.

Auf einer „Cavalcada“ durchs Stift Münster erkürmte er mit seinen Kameraden auf Befehl des Grafen von der Wahl ein Städtchen, in dem zwei Kompanien hessischer Reiter lagen. Nachdem die Soldaten niedergemacht waren, ging es über die Bürgerhäuser her. Simplex mit einem Kameraden greift ein solches an, er will das Haus visitieren, jener den Stall, mit der Abrede, die Beute reiblich zu teilen. „Also zündete jeder seinen Wachsstock an; ich,“ erzählt Simplex, „rußte nach dem Vater im Haus, kriegte aber keine Antwort, weil sich jedermann versteckt hatte, geriet indessen in eine Kammer, fand aber nichts als ein leer Bett darin und einen beschlossenen Trog; den hämmerte ich auf, in Hoffnung, etwas Kostbares darin zu finden: aber da ich den Deckel aufth, richtete sich ein kohlschwarzes Ding gegen mir auf, welches ich vor den Lucifer selbst ansah. Daß dich dieser und jener erschlage! sagte ich in solchem Schröcken und zuckte mein Ärtlein, damit ich den Trog aufgemacht, und hatte doch das Herze nicht, ihm solches in Kopff zu hauen. Er aber kniete nieder, hub die Hände auf und sagte: Min leve Herr, ich bidde ju doer Gott, schindt mi min Levend! Da hörte ich erst, daß es kein Teufel war, weil er von Gott redete und um sein Leben bat, sagte demnach, er möge aus dem Troge gehen.“ Der also gefangene Mohr und zwei prächtige Pferde waren der Siegespreis dieser Nacht für unseren Helben.

Auf einem der also erbeuteten Pferde ritt er nun alle Tage spazieren, und wenn er dann so durch eine Gasse daher prangte und das Volk zufah und zu einander sagte: „Sehet, das ist der Jäger!“ oder: „Min God! Wat vor en prave Kerl is mi dat!“ so spitzte er die Ohren gewaltig und war ganz stolz. Doch auch für ernstere Dinge hatte er Sinn; er erkannte mit scharfem Blick und mit Trauer im Herzen, die unter der ironischen Larve seiner Schilderung sich wohl durchfühlen läßt, was für ein Jammer es sei, daß sein Volk, anstatt in diesem greuelvollen Kriege einander in fremder Herren Namen zu zerfleischen, nicht lieber wie ein Mann wider die Fremden zusammenstände. Seine Ideen zur Rettung seines Vaterlandes legt er einem Narren in den Mund, der sich für den Gott Jupiter hält und den er eines Tages gefangen genommen. Neben manchem Konfusen, daß in seinen religiösen und politischen Ansichten sich ausdrückt, leuchtet doch trostvoll die Überzeugung hervor, daß im deutschen Volke die edelsten Kräfte schlummern und daß man seine Stämme nur zu vereinigen brauche, um es wieder zur ersten Nation der Erde zu machen.

Mitten aus diesen behaglichen Zuständen wird Simplex herausgerissen durch die Schweden, die ihn eines Tages auf einer Streiferei gefangen nehmen. Doch führt er ein ganz angenehmes Leben, da man ihm auf Ehrenwort freie Bewegung

gestattet und ein großer Schatz, den er gefunden, ihm die Mittel gewährt, als ein vornehmer und reicher Herr aufzutreten. Er nimmt nun täglich an weltmännisch seiner Bildung zu, hat allerhand galante Abenteuer, wird aber infolge eines solchen zu einer ihm unliebsamen Heirat gezwungen. Bald darauf nötigen ihn bedenkliche Gerüchte über den Kaufmann, bei dem er seinen Schatz niedergelegt, nach Ostn zu reisen. Da seine Angelegenheit nur langsam von statten geht, bemißt er die Zeit, zwei junge Adelige nach Paris zu begleiten, wo er als Beau Man viel Glück bei den Damen hat. Nach längerem Aufenthalt will er in die Heimat zurück, bekommt aber unterwegs die Blattern, die ihn entsetzlich entstellen, und gerät in die größte Not, aus der er sich endlich dadurch herauszieht, daß er als Quacksalber die Bauern um ihr Geld bringt.

So wandert er von Dorf zu Dorf und kommt mit vollem Beutel glücklich bis an die deutsche Grenze und über den Rhein, wo er sein Kriegshandwerk von neuem aufnimmt. Und wieder saust der tolle Spektakel an uns vorüber, und der Dichter läßt uns den frischen poetischen Hauch, der in dem Kriegstreiben liegt, fühlen. In kräftiger Sprache, mit munterer Laune und in echt volksmäßigem Tone erzählt er immer neue Abenteuer, alle voller Abwechslung und von stets sich steigendem Interesse, und an ihnen entwickelt sich heranreifend der Charakter des sie erlebenden Helden.

Nach längeren Kriegsfahrten führt ihn sein Unstern wieder mit Olivier zusammen, der ihn bereden will, sein Spießgefelle in seinem inzwischen begonnenen Räuberleben zu werden. Simplex, der von sich selbst bekennet, daß er „unter seiner Mußquete ein recht wilder Mensch geworden, der sich um Gott und Sein Wort nichts bekümmerte“, willigt ein. Mancher Raub wird von ihnen gemeinsam vollführt, Olivier war immer dabei der Verwegenste und Grausamste. So überfielen sie einmal eine Kutsche mit zwei Reitern. Olivier schoß den einen nieder, der andere entfloh. Nun zwang Olivier den Kutscher abzustiegen, spaltete ihm mit seinem breiten Schwert den Kopf und wollte gleich darauf die Frauenzimmer und die Kinder „mehgen“, die aus der Kutsche herausgesprungen waren. Aber Simplex hielt ihn zurück, indem er ihm sagte, erst müsse er ihn selbst erwürgen, ehe er die Frauen antasten könne. Spöttisch lachend gab Olivier nach.

Dennoch vermochte Simplex, dessen Gewissen bei dieser Untat kräftig erwacht war, sich nicht von seinem Gefährten loszumachen, und sie blieben zusammen, bis Olivier an seiner Seite in einem Scharmügel mit Soldaten erschlagen wurde. Bald danach traf er seinen alten Kameraden Herzbruder, der ihm als ein elender Bettler begegnete, und in rührender Treue pflegte er ihn bis an seinen Tod, wie „seinen andern Ich“.

Nun ganz allein geblieben, da auch sein Weib inzwischen gestorben war, kommen dem viel umhergeworfenen Abenteuerer Ruhegedanken; er kauft ein Bauerngut, heiratet ein Bauernmädchen, aber beides schlägt nicht zum besten aus, zudem wird ihm seine zweite Frau auch bald wieder entrißen. Aber noch vor ihrem Tode ist er mit seinem alten Pflegevater, seinem „Onän“ aus dem Speßart, zusammengesommen und hat von ihm erfahren, wer seine wahren Eltern gewesen. Er übergibt ihm darauf seinen Bauernhof und führt lange Zeit ein beschauliches Stillleben.

Noch einmal gerät die Kriegsurie in seine Nähe. Ein schwedischer Oberst weckt seine alte Abenteuerlust, und er zieht aufs neue in die Welt, durchstreicht drei Jahre lang Land und Meer bis nach Asien hin und kommt erst heim, als der Friede geschlossen, so daß er nun bei seinem „Onän“ in sicherer Ruhe leben und sich wieder an seine langvergebenen Bücher machen kann. Das Studium führt ihn zum Nachdenken über sich selbst; er geht in sich, bereut sein sündhaftes Leben und beschließt, der Welt für immer abzufagen und ein Einsiedler zu werden.

„Gott verleihe uns allen Seine Gnade, daß wir allesamt dasjenige von Ihm erlangen, woran uns am meisten liegt, nämlich ein seliges Ende.“ So schließt dieser Roman; denn das später hinzugefügte sechste Buch hat nur insofern Interesse, als Grimmeckshausen darin seinen Helden auf eine einsame Insel kommen und sie allein bewohnen läßt, so daß wir im *Simplicissimus* auch die älteste Robinsonade besitzen.

Der *Simplicissimus* ist ein echt deutscher Roman, und nicht nur der beste und bedeutendste des siebzehnten Jahrhunderts, sondern einer der besten aller Zeiten. Bei seinem Erscheinen machte er ein großes Aufsehen und hatte einen gewaltigen Erfolg; nicht nur wurde er wiederholt aufgelegt, sondern auch fortgesetzt und nachgeahmt. Und bis in unsere Zeit ist er verschiedentlich neu bearbeitet worden von Ed. v. Bülow, von Fr. List, neuerdings von C. H. Meyer, und mit Recht wird er als ein treffliches Volksbuch betrachtet. Kritische Ausgaben des Originals erschienen von A. v. Keller, H. Kurz, A. Kögel, F. Bobertag und Littmann (letztere mit modernisierter Orthographie).

Als die Abenteuerromane schlossen sich im 18. Jahrhundert die Robinsonaden an, deren Keim schon im *Simplicissimus* lag.

Der Schluß des *Simplicissimus* hatte über die Meere geführt; ein Roman Happels „Der Inselanische Mandorell“ enthielt die Seeabenteuer des Spaniers Serrano. Die Gründung von überseeischen Kolonien, insbesondere von Holland aus, lenkte den Blick noch mächtiger auf die Welt der fernen Länder. Da erschien 1719 ein merkwürdiges Buch in englischer Sprache: „Robinson Crusoe“ von Daniel Defoe, ein in seiner Art klassisches Werk, das in seiner Urform nur wenig bekannt ist. Darin wurden, mit Benutzung der wirklichen Schicksale eines schottischen Matrosen Alexander Selkirk, die Abenteuer eines auf eine wüste Insel verschlagenen Seefahrers Robinson Crusoe erzählt. Das Buch machte in England ein ungeheures Aufsehen, übte aber in der deutschen Literatur, in die es 1720 durch die Übersetzung des Mag. Ludw. Friedr. Wischer eingeführt wurde, eine viel größere Wirkung als in anderen, obgleich es in alle Sprachen übersetzt wurde. In den nächsten dreißig Jahren erschienen gegen vierzig Robinsone, oft der wunderbarsten Art, so z. B. der geistliche Robinson; der medizinische R.; zwei westfälische R.; der jüdische R.; der Harz-R.; der unter der Masque eines deutschen Poeten räsonnierende R.; Robunse mit ihrer Tochter Robinsonen zc. Das bedeutendste Werk dieser Gattung war die Insel Felsenburg, das zuerst 1731 unter dem Titel „Wunderliche Fata einiger Seefahrer, absonderlich Alberti Julii, eines geborenen Sachsen, welcher in seinem achtzehnten Jahre zu Schiff gegangen, durch Schiffsbruch selbvierte an eine grausame Klippe geworfen worden, nach deren Übersteigung das schönste Land entdeckt, sich daselbst mit seiner Gefährtin verheiratet zc.“ herauskam und das den Gräflich Stolberg'schen Hofagenten Joh. Gottfr. Schnabel zum Verfasser hatte. Unter dem kürzeren Titel „Insel Felsenburg“ wurde es fast hundert Jahre später (1827) von Ludwig Tieck erneuert herausgegeben. Es wird darin die Flucht einiger edlen Deutschen aus der durch den dreißigjährigen Krieg entstandenen Verderbnis in den idyllischen Frieden der Südseeinseln beschrieben, wo sie einen Musterstaat gründen, in welchem Tugend, Unschuld und Glück regieren: eine Rückkehr zu dem Naturzustande, wie sie später Jean Jacques Rousseau noch begeisterter als sein höchstes Ideal aufstellte.

Unter den Prosadichtungen des 17. Jahrhunderts ist schließlich noch ein Werk zu nennen, das von manchen als satirischer Roman aufge-

Robinsonaden.

Insel Felsenburg.

faßt wird, aber weder ein Roman ist, noch eigentlich Satire enthält, wohl aber eine Reihe für die Zeit höchst charakteristischer Sittenschilderungen, die allerdings einen satirischen Zug haben, aber denselben durch die ermüdende Breite der Darstellung und das pedantische Allegorisieren und Moralisieren wieder verwischen. Es sind die „Wunderlichen und wahrhaftigen Gesichte Philanders von Sittewald“, wie sich der Verfasser Moscherosch nannte.

Philanders
von Sittewald
Gesichte.

Moscherosch.



Joh. Mich. Moscherosch
1678.

Abb. 100. Johann Michael Moscherosch.
Nach dem Kupferstich von Peter Lubry 1652.
Eigenhändige Namensunterschrift in einem Exemplare von
Scarron, Le Virgile travesty. Paris 1648. Original in
der v. Radowitschen Autographensammlung der Königl.
Bibliothek in Berlin.

Johann Michael Moscherosch, einer altadligen, aragonischen Familie entstammend, wurde 1601 zu Willstädt in der Grafschaft Hanau-Lichtenberg geboren, studierte in Straßburg die Rechte, wurde in den Stürmen des dreißigjährigen Krieges vielfach umhergeworfen, oft ausgeplündert, kam erst gegen Ende des Krieges zur Ruhe als Sekretär und Fiskal der Stadt Straßburg und wurde dann landgräflich Hessen-Kasselscher Geheimer Rat in Kassel. 1669 starb er auf der Reise in Worms. — In seinem ebengenannten Buche zeichnet er in der Gestalt von Träumen oder „Gesichten“ — nach dem Vorbilde des Spaniers Quevedo — die jammervollen Zustände seiner Zeit, die er ähnlich klassifiziert wie Sebastian Brant die Narren, als „Schergen-Teufel, Welt-Wesen, Venus-Narren, Höllen-Kinder, A la mode Kehrauß (worin er die Nachahmungssucht und Fremdklümelei der Deutschen geißelt), Weiberlob zc.“. Während er indes die aufdringliche, pedantische Gelehrsamkeit und Fremdländerei verspottet, leidet sein eigenes Werk an beiden Übeln; allerdings versichert er, daß er seine Schilderungen darum mit griechischen, lateinischen und welschen Brocken durchspickt, um „die à la mode Tugenden mit à la mode Farben zu schildern“, doch er tut des Guten darin so viel, daß die Verspottung

auf ihn zurückspringt. Aber einen wertvollen Beitrag zur Kulturgeschichte hat er immerhin geliefert, und ein fester vaterländischer Sinn wie eine schlichte Frömmigkeit (in einigen eingestreuten Liedern besonders) spricht sich darin wohlthuend aus. So wird im sechsten Gesichte, das vom Soldatenleben handelt, „ein auff Pergament geschriebener langer Brieff“ unter dem Titel „der Soldaten-Lehrbrieff“ in Versen mitgeteilt, welcher also anhebt:

Wer sich zum Kriegs-Mann werben leßt,
Soll sein from, redlich und Faustfest;
Er soll nichts fürchten als nur Gott
Und nach ihm seines Herrn Gebott.

Er soll sich vben tag vnd nacht,
Biß daß er werd zum Mann gemacht,
Vnd lerne aus Erfahrung wol,
Wie man dem Feind begegnen soll.

Eine treue Wiedergabe mehrerer „Gesichte“ mit kurzen Erklärungen und einer lehrreichen Einleitung hat Felix Bobertag (1883) besorgt.

Auf der Kanzel und unter der Kanzel kämpften mit Humor und Satire wider die sittlichen Gebrechen und sonstigen Schäden der Zeit zwei Geistliche des 17. Jahrhunderts, Balthasar Schupp und Ulrich Megerle, genannt Abraham a Sancta Clara, der eine dem Norden und dem Protestantismus, der andere dem Süden und der katholischen Kirche angehörig.

Johann Balthasar Schupp, geb. im März 1610 in Gießen, bezog fünfzehnjährig die Universität Marburg, studierte dort und in Königsberg Philosophie und Theologie, machte dann weite Reisen fast immer zu Fuß, auf denen er nach Githland und Dänemark kam. 1631 wurde er in Rostock Magister, 1635 Professor der Geschichte und Eloquenz in Marburg, daneben später Prediger an der Elisabethkirche. 1646 wurde er Hofprediger beim Landgrafen Johann zu Hessen in Braubach. Dieser Fürst sandte ihn als seinen Bevollmächtigten zu den Friedensverhandlungen in Münster und Osnabrück, und hier ward er Hofprediger bei der königl. schwedischen Legation. Als solcher hielt er auf Orenstiernas Befehl die feierliche Friedenspredigt, in welcher er die christlichen Fürsten Europas ermahnte, statt brudermörderische innere Kriege zu führen, sich gegen die Türken zu verbinden und Jerusalem wieder für die Christenheit zu erobern. — In Münster noch erhielt er einen Ruf nach Hamburg als Pastor zu St. Jacobi, folgte demselben 1649 und wirkte dort ebenso gewaltig als Redner wie treu als Seelsorger bis an seinen Tod (26. Oktober 1661). In seinen Predigten war Luthers Kraft und vollstümliche Anschaulichkeit zu spüren; eine der uns erhaltenen, „die Katechismuspredigt vom 3. Gebot oder Bedenk daran, Hamburg“, kennzeichnet seine



Jo. Balt. Schupp.

Abb. 101. Johann Balthasar Schupp. Nach einem Stich von G. Sandrart in Nürnberg.

1649 und wirkte dort ebenso gewaltig als Redner wie treu als Seelsorger bis an seinen Tod (26. Oktober 1661). In seinen Predigten war Luthers Kraft und vollstümliche Anschaulichkeit zu spüren; eine der uns erhaltenen, „die Katechismuspredigt vom 3. Gebot oder Bedenk daran, Hamburg“, kennzeichnet seine

ganze Eigenart aufs beste. Die merkwürdige Rede schließt mit den folgenden Worten:

„Ich hätte hier noch viel zu reden, allein ich kan leicht erachten, warumb ihr mich also ansehet. Ihr werdet denken, die Glock hab schon lang geschlagen. Es sey Zeit zur Boersch. Ihr habt diesen oder jenen nach der Predigt zu euch bescheiden, der werde mit Ungebulst warten. Wolan, weil dann die Glock geschlagen hat, so gehet hin. Gott wolle euch auch an euer hartes Hertz schlagen, daß wann ihr hinfüro hoeret zur Kirchen läuten, ihr gedencket, daß der Glockenklang nichts anders bedeute, als gedenck, gedenck, gedenck des Sabbaths, daß du ihn heiligest! Zwar mache ich mir leicht die Rechnung, ich werde Hamburg nicht reformiren oder anders machen. Diejenigen, welche vor mir auff dieser Cangel gestanden, haben geruffen: Gedencke des Sabbaths, daß du ihn heiligest! Meine Collegae ruffen und schreyen: Gedenck des Sabbaths, daß du ihn heiligest. Und ich sorg, ich werde mich auch einmal daran zu todte rufen, und Hamburg wird doch bey ihrem Schentrian, bei ihrem Bocksbeutel bleiben. Aber ich nehme heute zu Zeugen an Himmel und Erden, Sonn, Mond und Sterne, die heilige hochgeliebte Drey-Einigkeit, Gott Vater, Sohn und heiligen Geist, Engel und Menschen, und sondersich euch, meine Zuhörer, daß ich kein stummer Hund gewesen, sondern meine Stimm erhoben hab wie eine Posaune, und hab euch zugeruffen: Gedencke des Sabbaths, daß du ihn heiligest, und hab also in diesem Stück meine arme Seele errettet. Ihr moegt hoeren oder nicht, so ruff und schrey ich abermals: Gedenck des Sabbaths, daß du ihn heiligest. Gedenck daran, Hamburg.“

Auch seine übrigen kernigen Prosaschriften sind noch heute lesenswerth. Besonders erwähnenswerth sind: „Der rachgierige und unversöhnliche Lucidor“ und „Der geplagte Siob“. Für seinen das Vaterhaus verlassenden Sohn schrieb er 1657 ein Büchlein „Der Freund in der Not“, 1878 von Wilh. Braune neu herausgegeben. Aus den späteren Schriften verdient hervorgehoben zu werden: „Salomo oder Regentenspiegel“ und „Corinna“ (ein wider die Unkeuschheit gerichtetes Büchlein). In seinem „teutschen Lehrmeister“ trat er, der Schulgelehrsamkeit gegenüber, für den Gebrauch und die Rechte der Muttersprache ein, ein Zeugnis seiner gesunden pädagogischen Ansichten.

Während Schupp bei freierer Handhabung des Humors auf der Kanzel doch die Würde derselben stets wahrte, artete Ulrich Megerle (geb. 2. Juni 1644 zu Kreenheinstetten bei Neßkirch in Baden), der bei seinem Eintritt in das Barfüßer-Augustinerkloster Maria-Brunn bei Wien (1662) sich Abraham a Sancta Clara nannte, nur zu oft ins Burleske aus. Seine bedeutende Predigertätigkeit übte er auf der Kanzel der Augustinerkirche zu Wien von 1669 an, mit Unterbrechung von sieben in Graz verlebten Jahren (1682 bis 1689), bis an seinen Tod am 1. Dezember 1709 aus. — Neben seinen Predigten schrieb er eine Reihe kleinerer und größerer Bücher. Die Türkenangst veranlaßte ihn zu der Schrift „Auf, auf ihr Christen“, aus welcher Schiller die berühmte „Kapuzinerpredigt“ in „Wallensteins Lager“ und Uhland vornehmlich den Stoff zu dem Gedichte „Schwäbische Kunde“ entlehnte. Sein Hauptwerk ist „Judas der Grzshelm“, in dem er die apokryphe Geschichte des Judas Ischarioth zum Ausgangspunkte und Rahmen für die Schilderung der Sitten und die Besprechung der mannigfachen Lebensverhältnisse (Ehe, Kinderzucht, Hofsitten etc.) nahm. Eine gute Auswahl daraus hat Felix Bobertag herausgegeben. Am eingehendsten und gerechttesten hat Th. G. von Karajan den bedeutenden Mann in einer Monographie gewürdigt (Wien 1867).

Abraham
a Sancta
Clara.

*

*

*



Abraham a Sancta Clara.

Abb. 102. Abraham a Sancta Clara. Nach einem Schabkunstblatte aus dem Verlag von Christoph Wetzel in Nürnberg aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts. Namensunterschrift von einem Schriftstück der v. Radomitzschen Autographensammlung (6317) der Königl. Bibliothek in Berlin.

Im übrigen herrschte die gelehrte Weltsprache noch in der Prosa dieses Zeitraumes vor. Auch das erste Journal, welches seit 1682 in periodischer und systematischer Besprechung der Erscheinungen der Wissenschaften und der Literatur sich zur Aufgabe stellte, die „Acta Eruditorum“, hielt daran fest, wie denn der große Mann, dessen Förderung es wesentlich seinen Einfluß verdankte, der Freiherr von Leibniz, die meisten seiner einflußreichen Werke in lateinischer und französischer Sprache (letzteres in Rücksicht auf die Hof- und Adelskreise) abfaßte.

G. W. v. Leibniz.

Gottfried Wilhelm Leibniz, 1. Juli 1646 zu Leipzig geboren, der berühmte Freund der Königin Sophie Charlotte von Preußen, für die er seine „Theodicee“

schrieb, veranlaßte die Gründung der Berliner Akademie der Wissenschaften, deren erster Präsident er wurde, gelangte am österreichischen und am Welfenhofe zu hohen Ehren, wurde in den Freiherrnstand erhoben und starb am 16. November 1716 zu Hannover. Wie



Gottfried Wilhelm Leibniz

Abb. 103. G. W. v. Leibnitz. Nach dem Gemälde von A. Schettz, gestochen von J. F. Baufe. Namensunterschrift eines von Leibnitz eigenhändig geschriebenen Briefes in der Georg Rostner'schen (†) Sammlung.

Christian
Thomastus.

(1655—1728) gab von 1688 an eine literarische Zeitschrift in deutscher Sprache, die „Monatgespräche“, heraus und wurde dadurch der eigentliche Gründer der deutschen Journalistik, wie er es auch wagte, den von Schupp bereits lange vorher geäußerten Gedanken, „die Jugend in deutscher Sprache zu lehren“, durch seine deutschgehaltenen Vorlesungen an den Universitäten Leipzig und Halle auszuführen.

der Wissenschaften, deren Ehren, wurde in den Freiherrnstand erhoben und starb am 16. November 1716 zu Hannover. Wie vortrefflich er deutsch zu schreiben verstand, zeigen seine von Gukrauer herausgegebenen „Deutschen Schriften“, unter denen zwei durch Gedankenreichtum und patriotische Gesinnung hervortragen: die um 1680 niedergeschriebene „Ermahnung an die Deutschen, ihren Verstand und Sprache besser zu üben“ und die 1697 verfaßten „Unvorgreiflichen Gedanken betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache“, worin er zum Gebrauch des Deutschen in der Wissenschaft mahnte. Auch deutsche Gedichte verfaßte er im Stil der Hofpoeten, in denen er die Nachahmer der Franzosen geißelte und die Fürsten auf die für sie besonders unheilvolle Verbreitung dieser Vorliebe in der deutschen Volke hinwies.

Erst der Professor
Christian Thomastus

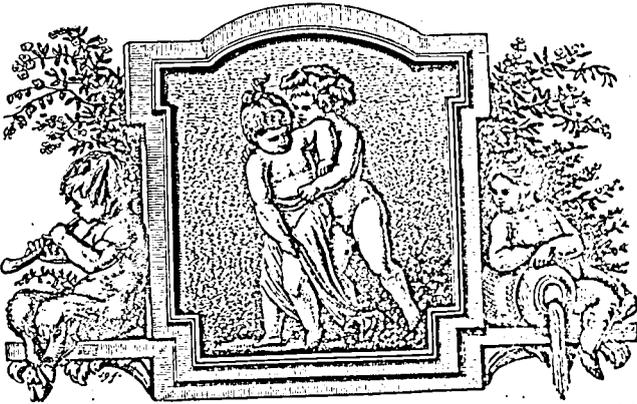


Abb. 104. Vignette aus Geymers Idyllen, von ihm selbst radirt. Als Beispiel des Büchergeschmacks in der Mitte des 18. Jahrhunderts.

III. Das achtzehnte Jahrhundert.

1. Vorboten einer neuen Blütezeit.

Das 17. Jahrhundert war zu Ende gegangen, ohne mit den Nachwehen des dreißigjährigen Krieges und mit dem Anwesen der Ausländerei aufgeräumt zu haben. Die Höfe und der Adel zogen fort und fort das sittliche und geistige Leben in Deutschland eher herab, als daß sie es gehoben hätten; erst in Friedrich Wilhelm I. von Preußen erstand wieder ein deutschgesinnter König, dessen sittenstrenger Wandel und dessen Abneigung gegen alles Ausländische in den höheren Ständen einen besseren Ton anbahnte und dem undeutschen Wesen zu steuern begann. Aber trotzdem blieb die Bildung des Adels und der höheren Gesellschaftsschichten eine vorherrschend französische und die aller auf gelehrten Schulen und Universitäten Gebildeten eine pedantisch lateinische. Hinab in die nichtadeligen und die nichtgelehrten Klassen drang von Bildungselementen so gut wie nichts.

In der Poesie stand auch in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts die Reinkunst der Niedersachsen noch im Ansehen, ja der Schwulst der Schlesier war noch keineswegs ganz verschwunden. Dennoch drang bei allen Einsichtigen der Grundsatz, daß die Poesie „auf Nachahmung der Natur“ beruhen müsse, allmählich durch. Darin waren auch im Grunde die beiden Männer einig, die im dritten Jahrzehnt an zwei weit auseinander liegenden Mittelpunkten der Literatur Schüler und Jünger um sich sammelten und einen großen Einfluß auf die strebsame jugendliche Welt ausübten: Bodmer in Zürich und Gottsched in Leipzig. Aber bald gerieten sie in eine schwere literarische Fehde, die unter dem Namen des „Stampfes der Leipziger und Schweizer“ bekannt ist, und die am heftigsten wütete, als in Friedrich dem Großen ein König auf den Thron des mächtig emporstrebenden Preußenreiches kam, der durch seine Taten das Nationalgefühl machtvoll heben und

Gr. Wlb. I
v. Preußen.

Historisch
der Welt.

beleben und damit — ihm selber unbewußt — auch der deutschen Dichtung einen höheren Schwung geben sollte, als es die langjährigen Schulmeisterlichkeiten vermochten.

Es ist bekannt, daß die Bildung Friedrichs des Großen eine ausschließlich französische war, und daß er die großen Tragiker der Franzosen und vor allem

Voltaire höher stellte als sogar die Stoffe des Altertums. Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß er an dem Aufschwung unserer Literatur keinen Anteil nahm. Was demselben vorausging und was er davon in seiner Jugendzeit kennen lernte, war auch nicht geeignet gewesen, ihm Liebe für die deutsche Dichtung einzulösen. Als er aber, auf den Thron gelangt, dem Ruhm und den Regierungssorgen lebte, war seine Geschmacksbildung abgeschlossen; auch fehlte es ihm an Muße, sich eingehend mit dem Schrifttum seines Volkes zu beschäftigen. Dennoch benützte er jede Gelegenheit, sich über dasselbe zu belehren. Davon zeugen seine Unterredungen mit Gottsched und Gellert in Leipzig, auf die ich später zurückkomme. Vor allem zeugt davon seine Schrift über die deutsche Literatur, welche im Jahre 1780 in französischer Sprache („De la littérature allemande, des défauts qu'on peut lui reprocher; qu'elles en sont les causes et par quels moyens on peut les corriger“) und gleichzeitig in einer Übersetzung ohne den Namen des Verfassers in Berlin herauskam.

Professor Suphan, dem wir eine sehr lehrreiche Beleuchtung dieser Schrift verdanken, bezeichnet es als eine glückliche Idee, daß die Herausgeber der „Deutschen Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts“ die Schrift des großen Königs in ihre Sammlung aufgenommen haben; „denn“, fügt er hinzu, „ein

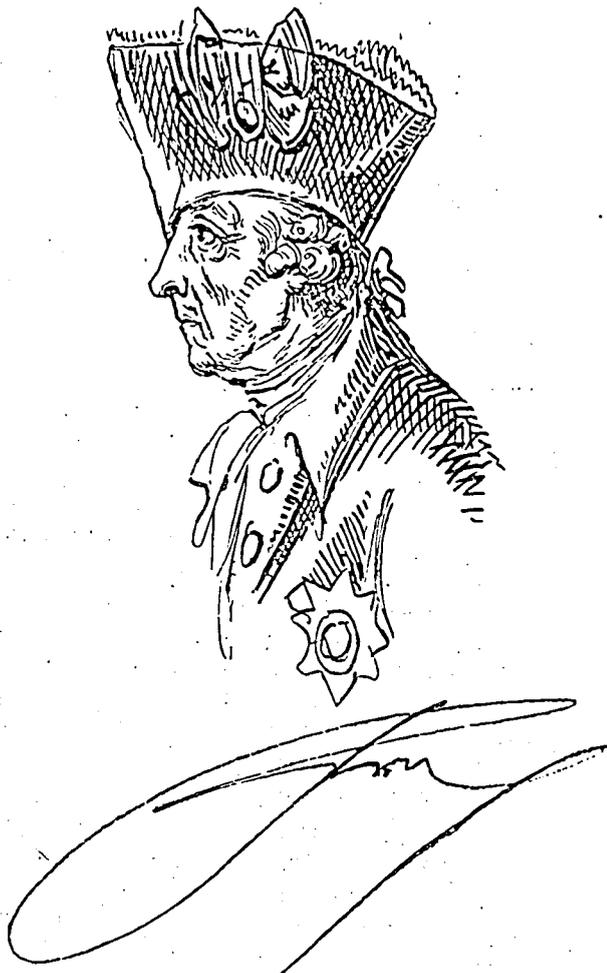


Abb. 105. Friedrich in den Jahren nach dem siebenjährigen Kriege.

Gezeichnet von Chodowiecki. (Darunter Friedrichs Unterschrift aus der Zeit zwischen dem zweiten schlesischen und dem siebenjährigen Kriege.)

Denkmal deutscher Literatur ist diese Schrift wie keine andere. Wenn ein bedeutendes Werk sich dadurch ausweist, daß es Aufgaben stellt, an denen Menschenalter zu arbeiten haben, daß es Stäbe aufrichtet, an denen ein folgendes Jahrhundert sich mißt, daß es Zukünftiges mit Weissagerblick vorausnimmt: so ist Friedrichs Buch ein bedeutendes Werk.“ Auch Justus Möser, der 1781 in seinem „Schreiben an einen Freund über die deutsche Sprache und Literatur“ eine offene Kritik daran übte, verkannte die Bedeutung der königlichen Schrift keineswegs; vgl. die 1886 von Heinrich Simon neu übersetzte Abhandlung Friedrichs des Großen, welcher eine treffliche Einleitung und die Gegenschrift Justus Möser's beigelegt ist. Trotz mancher Absonderlichkeiten, die sich darin finden (s. im II. Bd. unter Goethes Völk), trotz der nur oberflächlichen Bekanntheit mit unserer Literatur, die sich darin kund gibt, schlägt uns daraus doch ein deutsches Herz entgegen, das die wärmsten Wünsche für ihre Entwicklung hegt und die kommende Herrlichkeit derselben ahnt. Zum Schluß sagt der König: „Wir werden unsere klassischen Schriftsteller haben; jeder wird sie zu seinem Nutzen lesen wollen; unsere Nachbarn werden Deutsch lernen, die Höfe werden es mit Vergnügen sprechen; und es kann geschehen, daß unsere verfeinerte und ausgebildete Sprache um unserer guten Schriftsteller willen von einem Ende Europas bis zum anderen dringt.“ (Vgl. das schöne Gedicht Geibels „Sansfouci“.)

Viel größer aber als der unmittelbare war der mittelbare Einfluß Friedrichs des Großen auf unsere Literatur. In Dichtung und Wahrheit (Buch VII.) sagt Goethe: „Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Taten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie.“ Wie richtig dieses Urteil war, hat sich aus dem weiteren Verlaufe unserer Literaturentwicklung ergeben.

Ohne eine Ahnung davon zu haben, daß bald durch einen solchen Helden neues Leben in die deutsche Dichtung kommen werde, strebte zu Beginn des 18. Jahrhunderts unsere Literatur danach, aus den im vorigen Abschnitte geschilderten Irrwegen herauszukommen. Das gab sich zunächst kund in der erwähnten literarischen Fehde, die — so viel Unerquickliches sie auch darbietet — doch den endlichen siegreichen Durchbruch des neuen Aufblühens der deutschen Dichtung mit anbahnen sollte. Schon um die Wende der beiden Jahrhunderte war die Unnatürlichkeit der zweiten schlesischen Schule immer lebhafter bekämpft worden. Darüber aber gingen die Meinungen auseinander, wie die „Nachahmung der Natur“ durchzuführen sei, und nach kürzerem Zusammengehen entbrannte ein heftiger Kampf zwischen den Hauptvertretern der verschiedenen Auffassungen in Zürich und Leipzig. Während die Schweizer nur die Phantasie und die Begeisterung des Dichters als maßgebend für die Durchführung des neuen Grundsatzes hinstellten, hielten die Leipziger im Grunde an dem alten Irrtum von der Erlernbarkeit der Dichtkunst fest, indem sie behaupteten, die Nachahmung der Natur müsse sich nach bestimmten bindenden Regeln und dichterischen Gesetzen vollziehen, die jeder sich aneignen könne. Freilich ahnte Bodmer die Wahrheit nur, und seine Erkenntnis war eine rein theoretische. Auch die sogenannten „Bremer Beiträger“ und die Hallischen Anakreontiker kamen darüber nicht weit hinaus. Mitten unter ihnen aber erhob sich Klopstock, der ein wirkliches Dichtergenie unter den vielen vorbereitenden Talenten war. Er konnte seine Schöpfungen für die neugewonnene

Erkenntnis sprechen lassen und beendigte damit den literarischen Streit zu Gunsten Bodmers.

*

*

*

Literarische
Gesellschaft
in Zürich.

Im Jahre 1720 stifteten zwei junge Schweizer, Bodmer und sein Freund Breitinger, eine literarische Gesellschaft in Zürich, die wöchentlich einmal zusammenkam, um sich in anregender Weise über sittliche und literarische Gegenstände zu unterhalten, das Ergebnis der Besprechung aufzuschreiben, auch Aufsätze einzelner Mitglieder zu beurteilen. Nachdem man ein Jahr so miteinander und aneinander gearbeitet hatte, beschloß man — nach dem Muster des englischen Blattes Addison's „The Spectator“ (Der Zuschauer) — eine kritische Wochenschrift zu gründen, der man den Namen „Die Discourse der Mahlern“ gab. Jedes Mitglied der Gesellschaft führte nämlich den Namen irgend eines berühmten Malers, mit dem es dann auch seine Artikel in dem Blatte zeichnete; so nannte sich Bodmer, der die meisten schrieb, Rubens, Breitinger gewöhnlich Holbein. So schüchtern und unbeholfen dieses kritische Journal auch auftrat, so sehr die Anfänge an schülerhafte Stilübungen erinnern, so wichtig sollte es doch für die Entwicklung der Poesie werden. Denn ein tiefes Verständnis für wahre Poesie kam hier zuerst zum Ausdruck. Hier stellte Bodmer die bedeutsame Regel auf:

Disкурse der
Maler.

„Die künstlichste Ode ist die, in welcher die Kunst verborgen ist und in welcher der Poet, ohne sich an die Regeln einer methodischen Chria zu binden, keine Ordnung befolgt als diejenige, welche ihm seine poetische Hitze und der Enthusiasmus an die Hand giebet; ich verstehe die äußerste Passion, mit welcher er für die Materie seines Gedichtes angefüllt ist —“

Das Wun-
derbare in
der Poesie.

eine Ansicht, die er dann später in seiner Schrift „Kritische Abhandlung von dem Wunderbaren in der Poesie und dessen Verbindung mit dem Wahrscheinlichen, in einer Verteidigung des Gedichtes John Miltons von dem verlohrenen Paradiese“ eingehender ausführte. Diese Schrift erschien 1740 und war die Veranlassung zu dem Streit mit dem in Leipzig herrschenden und von ganz entgegengesetzten Grundsätzen ausgehenden Gottsched, der nach hartnäckiger Gegenwehr, von seinen bedeutendsten Schülern verlassen, schließlich unterlag und gegen Ende seines Lebens ebenso gering geschätzt wurde, als er einst überschätzt worden war. (Zur näheren Orientierung über den Streit wie über „Die Literatur des 18. Jahrhunderts“ vor Klopstock dient das Heft der Denkm. ält. d. Lit. IV, 2.)

Bodmers
Leben.

Johann Jakob Bodmer, eines Pfarrers Sohn, geboren zu Greifensee bei Zürich am 19. Juli 1698, erhielt seine Bildung auf dem Züricher Gymnasium, wo ihn Opihens Gedichte bereits sehr anzogen und ihn veranlaßten, die deutsche Sprache und Poesie eifrig zu studieren. Dieses Studium zog er dann auch der Theologie, für die er anfänglich bestimmt war, und dem kaufmännischen Stande, zu dem er in Italien herangebildet werden sollte, vor, so daß sein Vater ihn 1719 von dort nach Hause zurückrief. Von da an studierte er mit großem Eifer die Geschichte und die Rechte seines Vaterlandes, um ein Lehramt in diesen Fächern übernehmen zu können, bildete sich aber daneben in den alten und neuen Sprachen



Niklaus Bodmer

Abb. 106. Niklaus Bodmer, im Jahre 1768 nach einem Gemälde von J. C. Fuesli von Knaur gestochen. Unterschrift eines eigenhändigen Briefes Bodmers vom 19. September 1752. Aus der Autographensammlung Georg Kestner's (†).

tüchtig aus. Im Jahre 1725 wurde er zum Professor der helvetischen Geschichte und Politik ernannt und 1737 in den großen Rat von Zürich gewählt, in welchen Stellungen er bis zum Jahre 1775 blieb. Von seinen Amtsgeschäften zog er sich

danach auf ein Gut in der Nähe von Zürich zurück, wo er in ungebrochener Leibes- und Geisteskraft sich bis an seinen Tod mit literarischen Arbeiten beschäftigte. Erst 1783 starb er im 85. Lebensjahr.

Bodmers
Wirten.

Bodmers Hauptbedeutung lag in seiner Erkenntnis von dem wahren Wesen der Poesie; er hatte sie insbesondere durch das Studium der englischen Sprache und Literatur erworben, mit der er sich schon als junger Mann vertraut gemacht hatte. Er übersetzte dann (1782) Miltons „Verlorenes Paradies“ in Prosa und trat für dasselbe gegen Voltaire und Gottsched auf das entschiedenste ein. Ebenso hat er sich dadurch verdient gemacht, daß er die alten Schätze unserer Dichtung gewissermaßen wieder entdeckte und auf sie als die nächstliegenden Quellen der Anregung und Begeisterung für die neuere Dichtung in einer Reihe von Abhandlungen („Von den vortrefflichen Umständen für die Poesie unter den Reisern aus dem schwäbischen Hause“ zc. zc.) hinwies. Er gab die Minnesänger nach der damals in Paris befindlichen Großen Heidelberger Handschrift (I, 137 f.) heraus, die er durch die französische Gesandtschaft zur Benutzung erhalten hatte, ebenso das Nibelungenlied (vgl. I, 72 f.), freilich in wenig genauem und unkritischem Abdrucke; auch machte er auf Sebastian Brant und Fischart wieder aufmerksam. In einem Lehrgedicht „Charakter der deutschen Gedichte“, das für die Literaturgeschichte von bleibendem Interesse ist, zeichnet er mit sicherer Hand den ganzen Entwicklungsgang unserer Poesie und legt zugleich sein poetisches Glaubensbekenntnis ab. Da werden auch Brant und Fischart in kurzen Zügen trefflich gewürdigt, ebenso weiterhin Opitz zc., dagegen andere wie Lohenstein zc. ihres Nimbus entkleidet. Auch Gottsched wird in Ehren erwähnt, d. h. in der ersten Ausgabe, während in den späteren, als der Streit mit ihm entbrannt war, das Urtheil sich geradezu ins Gegentheil verkehrt. In einer Fortsetzung „Die Drollingerische Muse“ erkennt Bodmer auch unparteiisch die dichterische Bedeutung Drollingers, Hallers und Hagedorn's an. Aber so tüchtig er sich auch hier als Kritiker zeigt, als Dichter ist er nie über die allerschwächsten Versuche hinausgekommen: seine „Noachide“, seine „Syndflut“ — nicht zu reden von seinen ganz verunglückten Trauerspielen — sind nur Beweise davon, wie auch das klarste Bewußtsein von echter Poesie und das sicherste poetische Verständnis niemals die unerwerbbar schönepferische Kraft, die angeborene Phantasie ersetzen können. Bis in seine letzten Tage ist ihm aber die Freude an der Poesie niemals verloren gegangen; unermüdlich pfl egte und förderte er jedes junge Talent in Zürich, so daß Lavater ihn mit Recht in einer Ode als „den Vater der Jünglinge“ feiern konnte. In sein gastliches Haus lud er Klopstock und Wieland und empfing noch als Greis darin den jugendlichen Goethe. Im Jahre 1780 schreibt Wilhelm Heinse in einem Briefe an J. G. Jacobi über ihn: „Bodmer ist die lebendige Chronik unserer Literatur, zwar kind und eitel wie ein Kind, doch äußerst unterhaltend und noch voll leichter Blüthe von Wit und Verstand und seiner Bosheit. Bodmer ist ein altes Greislein mit kahlem Vorhaupt und grauen Augenbrauen, die bis in die Augen hineinhängen, und eingefallenen Backen, zusammengeschrumpften Lippen, die kaum noch die Zähne bedecken. Er kommt herangestabelt mit seinem kurzen spanischen Rohr im Schlafröck und in Pantoffeln von Tuch, das schwarzseidene Käppchen auf der hohen hintergehenden Stirn über der scharfen Nase, als eine von den interessantesten Figuren von der Welt.“ So haben den Alten auch drei große Künstler, Tischbein, Grass und Fuesli, in ihren Bildnissen übereinstimmend aufgefaßt und wieder-

Noachide.

Breitinger.

Joh. Jak. Breitinger, geb. 1701 in Zürich, Professor der hebräischen und griechischen Literatur, gest. 1776, gab den ihm und seinem Freunde gemeinsamen Ideen einen Ausdruck in seinem Werke „Kritische Dichtkunst“, durch das er

sich ein entschiedenes Verdienst um die Hebung des Geschmacks erwarb und Gottsched und seine Schule hauptsächlich zum Sturz brachte.

Während Zürich erst durch diese beiden Männer zu einer für die Literatur so bedeutsamen Stadt wurde, war es Leipzig längst, als ihr Gegner sich dort — bald nach Stiftung der literarischen Gesellschaft Bodmers — niederließ. Die blühende Hochschule zog die Studierenden von nah und fern, vornehmlich aus den höheren Kreisen herbei. Der deutsche Buchhandel und die gelehrte Journalistik hatten dort ihren Herd, dazu war die Stadt der angesehenste Handelsplatz des Kontinents, dessen alljährliche Messen Fremde aus der ganzen Welt versammelten. Keine Stadt konnte besser einen Mittelpunkt der Literatur abgeben als dieses „Klein-Paris“; das erkannte Gottsched sehr bald, nachdem er, aus äußerlichen Gründen dorthin gekommen, sich in den Verhältnissen umgeschaut hatte. Dort beschloß er seinen literarischen Thron zu errichten: und nicht lange dauerte es, so herrschte er unumschränkt im Reich der deutschen Dichtung.

Johann Christoph Gottsched, ein Pfarrerssohn, wurde am 2. Februar 1700 zu Judithenkirch bei Königsberg i. Pr. geboren, bezog 1717 die Universität Königsberg, um Theologie zu studieren, beschäftigte sich aber vorzugsweise mit der Literatur der alten und neuen Sprachen, mit Philosophie und den sog. schönen Wissenschaften und wurde 1723 Magister und Privatdozent. Da lenkten sich die Blicke der Werber Friedrich Wilhelms I. auf seine ungewöhnlich stattliche, hohe Gestalt, und um nicht unter die „langen Kerle“ gesteckt zu werden, flüchtete er zu Anfang des Jahres 1724 nach Leipzig, wo er nach kurzer Privatlehrertätigkeit sich an der Universität habilitierte und mit Vorlesungen über Philosophie und Dichtkunst seine Lehrtätigkeit begann. Er hatte einen so starken Zulauf und erwarb sich so rasch Einfluß und Ansehen, daß er in kurzen Bausen zum außerordentlichen und zum ordentlichen Professor ernannt wurde. 1727 wählte ihn die „Deutschübende Poetische Gesellschaft“ zu ihrem Senior: als solcher wußte er rasch ihren Wirkungskreis zu erweitern, gab ihr den Namen der „Leipziger deutschen Gesellschaft“ und fand in ihr eine willige Stütze für seine literarischen Reformbestrebungen. Underthalb Jahrzehnte dauerte seine literarische Diktatur in fast unbeschränkter Weise. Ihm zur Seite stand seine Frau, die bei allen literarischen Unternehmungen seine rechte Hand war. Als sie 1762 starb, sang er ihr, „seiner Eurydice, als ein zweiter Orpheus“ nach: „Du hast mein ganzes Herz besessen, hinfort besitzt es keine mehr!“ Doch verheiratete er sich 1765 zum zweitenmal mit „einer Jungfer Oberstleutnantin“, wie Goethe sich spöttisch ausdrückt. Ein Jahr danach am 12. Dezember 1766 starb er. Seine ergötzliche Begegnung mit dem Studenten Goethe, ein Jahr vor seinem Tode, ist aus „Dichtung und Wahrheit“ (VII. Buch) bekannt. Aber schon lange vorher hatte sich der Spott an seine Fersen geheset. Man nannte ihn verächtlich den „großen Duns“, und als Friedrich der Große ihn 1757 in gutem Ernste als „cygne saxon“ besang, erregte das nur die Lachlust des ganzen literarischen Deutschlands. Die Veranlassung zu dem Gedichte, in welchem Friedrich ihn den „sächsischen Schwan“ nannte, „der die Herbheit der Töne einer barbarischen Sprache mildern werde“, war die Übersetzung einer Rousseauschen Ode, welche Gottsched auf Wunsch des Königs gemacht hatte. Die verschiedenen Gespräche, welche zwischen dem „Diktator der deutschen Literatur“ und dem Philosophen auf dem Throne 1757 teils in deutscher, teils in französischer Sprache geführt wurden, erzählte Gottsched ausführlich in einem Briefe an seinen Königsberger Freund Flottwell. Der König ließ sich einige Übersetzungen Gottscheds

aus dem Französischen vorlesen, wobei er im Original vergleichend folgte. „Ob er nun gleich,“ erzählte Gottsched, „viele deutsche Worte nicht verstand, so kritisierte er doch andere sehr gründlich und lobte wieder viele Stellen, die ich besser ausgedrückt hätte, als er sich jemals möglich zu sein eingeildet hätte“ . . . „als ich sagte, daß die deutschen Dichter nicht genug Aufmerksamkeit hätten, weil der Adel und die Höfe zu viel Französisch und zu wenig Deutsch verständen, um alles Deutsche recht zu schätzen, sagte er: „Das ist wahr; denn ich habe von Jugend auf kein deutsches Buch gelesen, und ich rede es sehr schlecht (je parle comme un cocher); jeho aber bin ich ein alter Kerl von 46 Jahren und habe keine Zeit mehr dazu.“ Ubrigens hat Gottsched den Eindruck, den er auf Friedrich gemacht, wohl etwas überschätzt.



Joh. Christoph Gottsched.

Abb. 107. Johann Christoph Gottsched.
Nach einem Stich von Sald in Augsburg, aus der Mitte des 18. Jahrhunderts. (Verkleinert.)

Unterschrift aus dem eigenhändigen Einladungsschreiben zur Hochzeit an die „Hochedelgeborenen, Hochedelen vest und Hochgelahrten Herren des löblichen Collegii zu Unserer Lieben Frauen in Leipzig“ aus Danzig vom 5. April 1735.
Im Besitz des Herrn Wllh. Künzel in Leipzig.

der Iphigenienübersetzung Gottscheds, obwohl das französische Original vor ihm lag, nicht ein Wort verstanden. Auch ist es vielleicht nicht zufällig, daß das vorhin erwähnte Gedicht in den Werken des Königs mit der Überschrift: „Au Sieur Gellert“ Aufnahme gefunden hat.

Auch Gottsched begann seine schriftstellerische Tätigkeit, wie die Schweizer, mit einer moralischen Wochenschrift, nach Art der englischen. Angeregt durch den von Richard Steele in London herausgegebenen „Tattler“, der Addison's „Spectator“

etwas überschätzt. Jedenfalls hat der König selbst sich der Herzogin von Gotha gegenüber sehr spöttisch über Gottsched ausgesprochen; und zu Gellert, der ihm viel besser zusagte, äußerte er, er habe von

vorausging, gab er eine Zeitschrift heraus, welche er „die vernünftigen Tadlerinnen“ nannte. Dieselbe war besonders auf die Frauenwelt berechnet. Um sicher auf dieselbe zu wirken, gaben er und seine Mitarbeiter sich für Frauenzimmer aus und unterzeichneten die einzelnen Aufsätze mit „Calliste“, „Fris“, „Philis“ u. s. f. Das Blatt enthielt kurze Aufsätze und Briefe, in denen die gesellschaftlichen Untugenden, Geschmacklosigkeiten und Torheiten jener Zeit verspottet wurden. Daneben verfolgte er aber auch darin literarische Ziele. So ging er dem Fremdwörterunwesen bald in sittlicher Entrüstung über die undeutsche Gesinnung, bald mit den Waffen der Satire energisch zu Leibe. Auch der Schweizer Bestrebungen gedachte er mit Anerkennung. Gleich in dem ersten Stücke erwähnte er, daß „in der Schweiz etliche muntere Köpfe einen guten Anfang zu öffentlichen Beurteilungen gemacht hätten“. Aber doch zeigte sich bald eine verschiedene Auffassung des Wesens der Poesie. Wenn er allerdings auch „die Nachahmung der Natur“ als Ziel festhielt, so wollte er diese doch an vorgeschriebene Formen gebunden wissen und erhob überhaupt Vernunft und Regelmäßigkeit zum Grundgesetz der Poesie, trat also nur in Opihens Fußstapfen, und da er wie Opih eigene Dichtergabe nicht besaß, sah er sich auf die Muster des Auslandes gewiesen und ließ sich bald von den französischen, allerdings den besseren aus Ludwigs XIV. Zeit, ganz beherrschen, deren Regelmäßigkeit ihm gewaltig imponierte. Seine erste Wochenschrift setzte er zwei Jahre später unter dem Titel „Der Biedermann“ fort. Danach folgten einige andere Blätter, die schon mehr den Charakter eigentlicher Literaturzeitungen trugen, z. B. „Das Neueste aus der anmutigen Gelehrsamkeit,“ und bei deren Herausgabe er von verschiedenen Mitarbeitern unterstützt wurde. In diesen gelehrten Journalen eröffnete er auch 1740 seinen Kampf wider die Schweizer, wie gegen die von ihm sich loslösenden Vertreter einer neuen Dichtungsepoke, so vor allem wider Klopstock für die in seiner „Kritischen Dichtkunst“, in der „Grundlegung zu einer deutschen Sprachkunst“ wie in anderen gelehrten Werken niedergelegten Grundsätze.

So sehr er es verdiente, in diesem Kampfe zu unterliegen, so darf anderseits doch nicht vergessen werden, daß der starrsinnige Pedant sich auch namhafte Verdienste um unsere Sprache und Literatur erworben hat. Die Sprache verdankt ihm besonnene Säuberung von Fremdwörtern, größere Deutlichkeit des Ausdrucks, gründliche Durchbildung des Stils und die Anbahnung eines einheitlichen Schriftdeutsch. Das Studium unserer Sprache und Literatur machte er zu einem wichtigen Zweige der höheren wissenschaftlichen Bildung in Deutschland. Dazu kam, daß er die deutsche Sprache in den höheren Kreisen wieder zu Ehren brachte und überhaupt in allen Volksschichten durch seine Zeitschriften das Interesse für deutsche Sprache und Literatur anregte. Endlich machte er sich um die Geschichte des Dramas verdient durch ein ungemein fleißiges Verzeichnis aller ihm bekannten älteren Fastnachtsspiele, Mysterien, Singspiele, Komödien und Tragödien in deutscher Sprache, das er unter dem Titel „Nötiger Vorrat zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst“ herausgab, und das noch jetzt ein wichtiges Quellenwerk ist. Auch sonst hob er das Theater dadurch, daß er die damals beliebten, meist sehr unfauberen Stücke beseitigte und den Ganzwurf (vgl. S. 232) — eine alte volkstümliche, allmählich aber pöbelhaft gewordene Figur — förmlich und feierlich von der Bühne verbannte. Leider verstand er nichts Besseres an die Stelle des Verdrängten zu setzen. Der Mann, der von den „Barbareien“ und „abgeschmackten Herereien Shakespeares“ sprach und allen Ernstes wollte, daß „die tragische Schreibart stets auf Stelzen, die komische barfuß gehe,“ der in den Hofdichtern Ludwigs XIV. und ihrem Ceremonienmeister Boileau seine höchsten dichterischen Ideale sah, der, selbst aller und jeder Poesie bar, eine Poesie nach dem Muster der Franzosen zur Herrschaft bringen wollte, der Mann konnte kein Reformator der deutschen Bühne werden.

Der Biedermann.

Kritische Dichtkunst.

Ganzwurf.

Der ster-
bende Cato.

Am klüglichsten war sein eigenes, übrigens auch nicht einmal originales Trauerspiel „Der sterbende Cato“, durch welches er seinen Landsleuten zeigen wollte, wie ein Drama nach französischem Zuschnitt, mit Beobachtung der drei Einheiten der griechischen Tragödie, des Orts, der Zeit und der Handlung, abzufassen sei. So lebern und poesielos auch dieses Nachwerk war, er proklamirte es doch voll Selbstgefühl für das erste regelmäßige und darum für das erste wahre Trauerspiel unseres Volkes. Es wurde auch mit großem Beifall vom Publikum begrüßt und erhielt sich lange auf der Bühne. 1732 erschien es im Drucke und wurde bis 1757. in zehn Auflagen über ganz Deutschland verbreitet. — Noch fürchterlicher waren seine Gedichte, die zum großen Teil der schweifwedelnden Gelegenheitspoesie à la Opiz angehörten, in der Gottsched so weit ging, daß er selbst den berühmtesten starken August von Sachsen als den „Vater des Vaterlandes“ pries und ihn mit dem römischen Kaiser Augustus verglich.

Unter Gottscheds Mitarbeitern und Anhängern gebührt der erste Platz der Gottschedin, seiner „geschickten Freundin“, wie er seine Frau gerne nannte.

Frau Gott-
sched.

Louise Adelgunde Victoria Gottschedin, Tochter des Dr. Kulmus (geb. 11. April 1713 zu Danzig), hatte eine sehr sorgfältige Erziehung erhalten, früh das Französische und Englische aufs gründlichste gelernt und ein lebhaftes Interesse an der Poesie gewonnen, hatte sich aber auch mit ernst wissenschaftlichen Werken gern beschäftigt. Auch dichterisch betätigte sich Adelgunde Kulmus schon als junges Mädchen. Ihre ersten poetischen Versuche gelangten durch Vermittelung eines Freundes zur Kenntniss Gottscheds, der davon ganz begeistert war und an das vierzehnjährige Mädchen eine poetische Epistel voll überschwenglicher Lobsprüche richtete: In derselben hieß es u. a.:

„Ich lese ganz entzückt die geisterfüllten Lieder,
Die du mir zugesandt, und seufz' in meinem Sinn:
Ach schade, daß ich doch so weit von Danzig bin!“

Zwei Jahre darauf reiste er zum erstenmal wieder in seine Heimat. Auf der Rückreise lernte er in Danzig Adelgunde kennen, deren angenehmes Äußere ihn ebenso sehr fesselte wie ihr Verstand und Wit. Beim Scheiden bat er die Eltern, mit ihr in Briefwechsel treten zu dürfen, was ihm gern gestattet wurde. Aus den beiden Briefschreibern wurden nach und nach Verlobte, aber erst 1735 konnte er sie als seine Frau in den geistig regen Kreis seiner neuen Heimat einführen. Dort suchte sie vor allem ihre Bildung zu vervollkommen. Täglich saß sie hinter der Thür, die zu dem Hörsaal ihres Mannes führte, und hörte seine Vorlesungen über Philosophie, Beredsamkeit und Dichtkunst an. Daneben nahm sie Privatstunden in der lateinischen Sprache und in der musikalischen Kompositionslehre. Ihrem Manne half sie mit großem Fleiß und Eifer in seinen gelehrten Arbeiten. Sehr einflußreich war ihre Mitarbeit an seiner „Deutschen Schaubühne“, für welche sie sieben Übersetzungen von französischen Dramen und fünf eigene Lustspiele lieferte. Die letzteren sind heute ungenießbar und wirken in einzelnen Stellen abstoßend durch ihre Zweideutigkeiten, die an die naturalistischen Schilderungen der Neuzeit erinnern. Zu ihrer Zeit fehlte es ihnen nicht an Beifall, erst Lessing sprach in seiner Dramaturgie einen herben Tadel (er nennt sie schmutzig, etel und im höchsten Grade beleidigend) über sie aus. Als Sittenbilder ihrer Zeit sind einige von ihnen, z. B. „die Hausfranzösin“, der „Wihling“ und besonders das „Testament“, nicht ohne Wert. Außer diesen dramatischen Arbeiten übersetzte sie zahlreiche Artikel aus englischen Zeitschriften, ferner „den Lockenraub“, ein komisches Epos von Pope u., schrieb eigne Kritiken und entfaltete überhaupt als Schriftstellerin eine fast unglaubliche Tätigkeit. Dabei war sie eine vortreffliche Hausfrau und besorgte, wie Gottsched ihr später

bezeugt, „ihre Wirtschaftsangelegenheiten an Küche, Wäsche und Kleidung ohne alles Veräusch aufs ordentlichste.“ Doch litt ihre Gesundheit unter dieser Arbeitslast. Dazu kam noch ein Gram, der jahrelang im stillen an ihrem Herzen zehrte: der gegründete Zweifel an der Treue ihres Gatten. Am 26. Juni 1762 starb sie nach schwerem Leiden. Ein Jahr darauf gab Gottsched eine Lebensbeschreibung seiner Frau heraus. Ein besseres Bild als diese gewähren ihre von ihrer Freundin Henriette von Kunzel 1772 veröffentlichten Briefe, die sich durch weibliche Sanftmut und Geist auszeichnen und besser als ihre unter dem Einfluß ihres Mannes entstandenen Schriften ihr wahres eigenes Wesen offenbaren. 1886 hat Paul Schlenker u. d. L. „Frau Gottsched und die bürgerliche Komödie“ ihr ein würdiges biographisches Denkmal errichtet.



Nach andere Dichterinnen traten in diesem Zeitraum auf. Als geistliche Dichterin schloß sich denen des 17. Jahrhunderts (S. 279) würdig an die Gemahlin und treue Gehilfin des Stifter der deutschen Brüdergemeinde Erdmutha Dorothea Gräfin von Zinzendorf (1700—1756), die in seiner Weise manch schönes Lied dichtete. Zwei „kaiserlich gekrönte Poetinnen“ waren Sidonia Hedwig Zänemannin und Christiane Marianne von Ziegler. Die erste wurde durch eine Ode auf die „am Rhein stehenden sämtliche Herrn Hussaren“ (1735) bekannt. Als das Gottschedsche Ehepaar in Leipzig einzog, begrüßte sie es durch ein poetisches Glückwunschsreiben. Die

Luise Adelgunde + Victoria Gottsched.

Abb. 108. Luise Adelgunde Victoria Gottsched, geb. Rufmus. Nach einem Stich von Gald in Augsburg, aus der Mitte des 18. Jahrhunderts. (Verkleinert.)
Unterschrift aus dem von L. V. Rufmus mitunterzeichneten Einladungs schreiben zur Hochzeit aus Tonzig (vgl. S. 331). Im Besitz des Herrn Wilh. Kunzel in Leipzig.

lehre, die einen dicken Band „vermischter Schriften in gebundener und ungebundener Rede“ herausgab, war Mitglied der deutschen Gesellschaft in Leipzig und erfreute sich des besonderen Schutzes Gottscheds.

Unbekümmert um den Streit der Schulen traten, zum Teil schon vor Ausbruch des berühmten Federkrieges, einige Dichter auf, die man Vorboten einer neuen und besseren Zeit nennen kann. In die Umgebung Bodmers gehören zwei derselben, Drollinger und Haller, die eine tief eingreifende Wirkung auf die Dichtung übten, während ein Dritter im fernen Norden, Hagedorn, sich über den Gottschedschen Kreis nur durch sein größeres Talent erhob. Von Haller insbesondere sagt der neueste Herausgeber einer Auswahl seiner Gedichte, A. Frey: „Er gab Deutschland wieder eine poetische Sprache im vollsten Sinne des Wortes, und es ist kein Geringerer als Klopstock, der auf dieses Verdienst Hallers hingewiesen hat. Neben vielen anderen haben sich Lessing und Wieland und vor allem Schiller an seinen Werken gebildet.“

Drollinger.

Karl Friedrich Drollinger, 1688 zu Durlach geboren, studierte in Basel die Rechtswissenschaft und brachte auch später in der von ihm treu geliebten Stadt den größeren Teil seines Lebens bis an seinen Tod (1742) zu, da ihn sein badiſcher Landesherr mit der Überwachung des Archivs und der übrigen Schätze des Baden-Durlachſchen Hauſes, die seit der Einäſcherung Durlachs durch die Franzosen in dem Marktgräflichen Hof zu Basel verwahrt wurden, betraut hatte. — Drollinger, ein entschiedener Gegner der alten Schulen, ſuchte die Vorbilder ſeiner erſten Dichtungen (Lob der Gottheit ꝛc.) zugleich bei den erſten Sängern Iſraels und Griechenlands, in Davids Pſalmen und in Pindars Oden. So erhob er ſich weit über Brockes, mit dem er die Liebe zur Natur teilte, zeichnete ſich in ſeinen Nachahmungen der Pſalmen durch ungekünſtete Sprache und wahre Empfindung aus und hatte den Mut, in einem ſatiriſchen Gedicht „Tyrannei der deutſchen Dichtkunſt“ den allbeliebten Alexandriner ſcharf anzugreifen, wobei es u. a. heißt:

„Schau, wie ſo oft ein Dichter ängſtlich ringt,
 Bis nach den Regeln ihm ein Verſ gelangt!
 Er martert ſich, verdreht, verſetzt, verſchränkt;
 Der Sinn wird ſchwach, die Sprache wird gekränkt ꝛc.“

Wilhelm Wackernagel, der ihm in einer akademiſchen Feſtſtede ein verdientes Denkmal geſetzt hat, ſagt von ihm: „Er war ein Wiederklang von Brockes, aber verſchönt und vergeiſtigt; von Haller ein ſtarker Vorklang, deſſen Herold, man könnte ſagen, ein Haller vor Haller.“

Albrecht
 v. Haller.

Albrecht von Haller, am 16. Oktober 1708 in Bern geboren, ſtammte aus einer altangeſehenen patriziſchen Familie. Körperlich ſchwächlich war er geiſtig um ſo kräftiger und wagte ſich ſchon im 15. Lebensjahre an ein großes epiſches Gedicht zur Verherrlichung ſeines Schweizer Vaterlandes und an Gedichte aller Art, ja an Dramen im Lohenſteiniſchen Stil, die er aber in ſeinem 21. Jahre alle wieder vernichtete. 1723 hatte er bereits die Univerſität Tübingen bezogen, um Medizin zu ſtudieren; von da ging er nach Leiden, wo er unter dem weltberühmten Boerhave ſeine Studien fortſetzte und 1727 Doktor der Medizin wurde. Danach unternahm er eine größere Reiſe nach England und Frankreich, und nach ſeiner Heimkehr durchwanderte er die Schweizer Gebirge, um ſeine botaniſchen Kenntniſſe zu bereichern. Sein berühmteſtes Gedicht, „Die Alpen“, war die Frucht dieſer Reiſe, das erſte, das er der Veröfentlichung (1729) wert hielt. Das ebenfalls dieſer Zeit angehörige Lied „Doriſ“ zeigt ihn als Sänger glücklicher Liebe. 1731 vermählte er ſich mit ſeiner „Doriſ“, Marianne Wyß. Nachdem er einige Jahre in Bern als Arzt

praktiziert und daneben seine wissenschaftlichen Studien fortgesetzt hatte, folgte er einem Rufe an die kurz zuvor gegründete Universität Göttingen als Professor der Anatomie, Chirurgie und Botanik, und brachte sie durch seine siebenjährige umfangreiche, wissenschaftliche und literarische Tätigkeit zu raschem, glänzendem Aufblühen. Bald

drang sein Ruf durch ganz Europa. Ehrenbezeugungen aller Art wurden ihm zu teil, darunter eine sehr eigentümliche vom Fürsten Radziwille, der ihm ein Patent als Generalmajor zur Anerkennung seiner Gedichte übersandte; von den bedeutendsten Hauptstädten erhielt er die ehrenvollsten und glänzendsten Anträge, er wies sie alle zurück, folgte aber endlich 1753 dem Rufe in den großen Rat seiner nie vergessenen Vaterstadt, wo er trotz zunehmender Kränklichkeit bis zum letzten Augenblick tätig, am 12. Dezember 1777 starb, nachdem er noch kurz vor seinem Tode durch einen Besuch Kaiser Josephs II. geehrt worden war.



Haller

Abb. 109. Albrecht von Haller.
 Stich von J. F. Baufe nach dem Gemälde von Freudenberger. (Ausschnitt.)
 Unterschrift eines Briefes Hallers von 1771. Aus der Autographensammlung Georg Nestlers †.

Haller machte sich zeitig von dem Lohensteinschen Einfluß los und erhob sich über Brockes, dem er die Vorliebe für die Kleinmalerei in der Naturschilderung verdankte. Schon in seinem ersten großen Gedichte „Die Alpen“ gab er der Dichtung neue Anschauungen, Gedantentiefe und eine bisher ungekannte Gedrungenheit des Ausdrucks. Allerdings herrscht das Lehrhafte darin vor: er will altschweizerische Einfachheit und Naturwüchsigkeit als etwas Löbliches und Nachahmenswertes vortreiben, im Gegensatz zu den Verirrungen der Kultur, und eröffnete damit die Reihe der Dichter, welche der später von Rousseau aufs äußerste zugespitzten kulturfeindlichen Geistesrichtung Ausdruck gaben. Dann beschreibt er in anschaulichen Bildern

Die Alpen.

das häusliche Leben seiner Landsleute, ihre Arbeiten, ihre Feste, zuletzt schübert er das Gebirge. Aber ungeachtet des Lehrhaften kommen doch Gemüt und wahre Empfindung zum vollen Ausdruck, und große Gedanken, edle Bestimmungen durchdringen das Ganze.

Ein sehr gedankenreiches Gedicht des an der christlichen Offenbarung unerfütterlich festhaltenden Haller ist betitelt „Über den Ursprung des Übels“. In demselben bringt er die Frage, „wie unsre Leiden sich mit Gottes Guld vertragen“, durch ehrfurchtsvolle Unterwerfung vor Gottes „verborgenen“ Wegen, also durch die Zuversicht seines Glaubens zum Schweigen:

„Wann unser Geist gestärkt, dereinst Dein Licht verträgt
Und sich des Schicksals Buch vor unsre Augen legt,
Wann Du der Taten Grund uns würdigest zu lehren,
Dann werden alle Dich, o Vater, recht verehren.“

Unter Hallers Iyrischen Gedichten zeichnet sich die „Träuerode beim Absterben seiner geliebten Marianne“, die das Andenken seiner früh ihm ent-rissenen ersten Frau feiert, durch tiefes Gefühl aus.

Haller's Dichterruhm währte trotz Lessing (vgl. Laokoon Stück 17) unverändert über ein halbes Jahrhundert. Gottsched's Angriffe, die er in seiner vornehmen Zurückhaltung ganz unbeachtet ließ, hatten dazu noch beigetragen. Er selbst erlebte dreißig Auflagen seiner Gedichte, außerdem eine englische, eine italienische, eine lateinische und eine französische Übersetzung. Mit einer vortrefflichen Biographie und kritischen Ausgabe seiner Gedichte hat uns Ludwig Hirzel 1882 beschenkt, dazu später „Haller's Tagebücher seiner Reisen nach Deutschland, Holland und England 1723—27“, welche für die Kenntnis der Jugendgeschichte des Dichters von großem Werte sind, herausgegeben.

Während in der Schweiz die Dichtung im Anschluß an die überlieferte christliche Anschauung einen neuen Aufschwung nahm, versuchte sie es in Norddeutschland durch eine Erneuerung der antiken Bildung und Sinnesweise. In Hamburg trat Hagedorn auf, der Haller durch fließende Sprache und leichte Darstellung übertraf, wenn er auch an Gedankentiefe weit hinter ihm zurückstand.

Friedrich von Hagedorn, geboren den 23. April 1708 in Hamburg, erhielt eine sorgfältige Erziehung und vielfache poetische Anregung in dem gastfreien Hause seines Vaters durch den Verkehr mit Brockes, Wernicke und anderen nieder-sächsischen Dichtern. Neben den Alten las er schon auf dem Gymnasium die neueren ausländischen Dichter. In Jena widmete er sich sodann den Nechten, soviel ihm die Freuden des Studentenlebens dazu Zeit ließen, und ging darauf als Privatsekretär des dänischen Gesandten nach London, in welcher Stellung er zwei Jahre verblieb und eine gründliche Kenntnis der englischen Sprache und Literatur sich erwarb. In die Heimat zurückgekehrt, erlangte er nach mancherlei widrigen Geschehnissen die Stelle eines Sekretärs bei einer angesehenen englischen Handelsgesellschaft, die ihm eine sorgenlose Stellung und genügende Muße für poetisches Schaffen gewährte. In dieser Stellung starb er am 28. Oktober 1754. — Von den englischen Dichtern, die er in seinen moralischen, überaus langstieligen Gedichten (eines darunter, „Schriftmäßige Betrachtungen über einige Eigenschaften Gottes“, füllt sechs Seiten) zu Vorbildern nahm, wandte er sich bald der französischen Dichtung zu, die seinem Wesen besser zusagte. Nach Lafontaines Vorgang dichtete er Fabeln (Das Hühnchen und der Diamant) und poetische Erzählungen (Johann, der muntere Seifensieder), die uns heute noch ebenso frisch und behaglich anmuten

Ursprung
des Übels.

Nord-
deutsch-
land.

Hagedorn.

Fabeln.

wie seine Zeitgenossen. Vor allem aber trat er in die Fußstapfen des römischen Dichters Horaz, den er seinen „Freund, Lehrer und Begleiter“ nannte, und in die des griechischen Dichters Anakreon und pries wie sie die Lebenslust in leichter, oft leichtfertiger, immer ziemlich oberflächlicher, aber meist einschmeichelnder und verführerischer Weise. Auch wenn er die Natur in anmutigen Tönen besingt, denkt er an den Genuß im Kreise lustiger Gefellen, für den sie einen angenehmen Hintergrund bildet. Freude und Wein sind Lieblings-themata seiner Muse; Grübeln und Sorgen sind ihm fremde Dinge.

Seine leichte Form und seine heitere Lebensauffassung gewannen ihm viele Freunde und seiner Muse viele Anhänger und Nachfolger.

Nach dem Beispiel der großen Gottschedischen Zeitungen hatte ein treuer Bundesgenosse des Leipziger Parteiführers, Professor Joachim Schwabe (1714—1784) eine moralische Monatschrift „Be-



F. v. Hagedorn

Abb. 110. Friedrich von Hagedorn.
Nach dem Bildnis von Denner vom Jahre 1744.
Unterschrift eines eigenhändigen Schreibens F. v. Hagedorns an den
Abt Jerusalem in Braunschweig vom 12. Juni 1763. Aus der
Autographensammlung Georg Reiners †.

setzter Dichterzeit.

Das Blatt brachte dichterische Versuche aller Art, daneben ästhetisch-kritische Aufsätze und nahm bald einen immer schärferen polemischen Charakter an. Bald jedoch verdroß das Partei-

gezänkte die Begabteren unter den jungen strebsamen Schülern Gottscheds. Sie schlugen dem Herausgeber daher vor, die „Belustigungen“ eingehen und an ihre Stelle eine neue rein-poetische Zeitschrift treten zu lassen. Schwabe sagte es ihnen zu, änderte jedoch seinen Beschluß. Da sagten sie sich von ihm los und gründeten ein eigenes, von ihm und darum auch von Gottsched unabhängiges Blatt. Sie nannten es „Neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Wises“. Den Verlag übernahm der bremische Buchhändler Nathanael Saurmann. Aus Bremen datierten die Herausgeber, um nicht erkaunt zu werden, die Vorrede zu dem ersten Stück; daher nannte man das Blatt später kurzweg „die Bremer Beiträge“, und dieser Name ist der übliche geblieben. (Vgl. Beilage Nr. 70.)

Bremer
Beiträge.

Nach der Vorrede wollten die Herausgeber die Liebe zu den Werken der Poesie und Berechtigung allgemeiner machen und ihre Leser zugleich vergnügen. Besonders aber wollten sie es sich angelegen sein lassen, „dem Frauenzimmer zu gefallen und nützlich zu sein“. Wöchentlich kamen die zu diesem Unternehmen verbundenen Freunde zusammen, um über die aufzunehmenden Arbeiten sich miteinander zu beraten und nach Stimmenmehrheit zu entscheiden. Alles sollte anonym erscheinen, um das Urteil des Publikums in keiner Weise zu beirren. Zum Herausgeber, der besonders die Geschäfte mit dem Verleger zu besorgen hatte, erwählte man Gärtner (geb. 1712 zu Freiberg im Erzgebirge), mit dem Gellert und Rabener, die übrigens erst später beitraten, schon auf der Fürstenschule zu Meissen befreundet gewesen waren. Gärtner, ein mehr kritischer als poetischer Geist, hatte den Plan zu den „Beiträgen“ entworfen und bewährte sich auch während der vier Jahre seiner Geschäftsleitung (er wurde 1748 als Professor nach Braunschweig berufen, wo er 1791 starb) auf das trefflichste. Ihm schlossen sich zunächst Cramer und Johann Adolf Schlegel (der Vater der Romantiker A. W. und F. von Schlegel) an; dann trat Rabener bei, dann Ebert, Zacharia, Gellert und Gieseke; Gagedorn schickte später Beiträge; im vierten Bande, dessen Titel in der Beilage Nr. 70 wiedergegeben ist, erscheinen die drei ersten Gesänge von Klopstocks Messias.

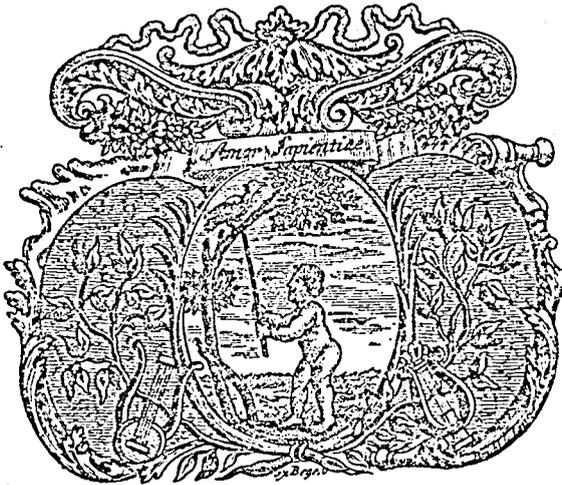
Die „Bremer Beiträge“ wurden durch das Zusammenwirken so vieler tüchtiger, zum Teil sogar hervorragender Kräfte von einflussreicher Bedeutsamkeit für die Entwicklung unserer Literatur, obgleich sie unter den späteren Redakteuren allmählich erlahmten und bereits nach anderthalb Jahrzehnten eingingen. Bei einigen der bedeutenderen Dichter dieses Kreises ist es nötig, kürzer oder länger zu verweilen. (Unter dem Titel: „Bremer Beiträge“ hat Franz Muncker in zwei Bänden eine Auswahl der besten Erzeugnisse von Gellert, Rabener zc. mit biographisch-literarhistorischen Einleitungen herausgegeben.)

Außer dem bereits erwähnten Johann Adolf Schlegel (als Konsistorialrat 1793 in Hannover †), der warmempfundene und formgewandte geistliche Lieder dichtete (von denen sich eines: „Christ, aus deinem Herzen Banne Sorg und Schmerzen“ in unseren Gesangbüchern erhalten hat), ist sein Bruder Johann Elias Schlegel zu nennen, der schon in Schulpforta Dramen schrieb und, von Gottsched ermuntert, dies in Leipzig fortsetzte, deutsche und skandinavische Stoffe (Heinrich der Löwe, Ranut) nicht ohne Talent behandelte, auch Lustspiele dichtete, unter denen Lessing als eines der besten den „Triumph der guten Frauen“ rühmt, aber schon früh, 1749 im 31. Lebensjahre starb, ehe seine Gaben zur vollen Entfaltung hatten gelangen können. — Joh. Andr. Cramer (geb. 1723, † 1788 als Prof. der Theologie in Kiel)

Brüder
Schlegel.

Cramer.

Neue Beiträge
zum
Vergnügen
des
Verstandes und Witzes.



Vierter Band, erstes Stück.

Bremen und Leipzig,
Verlegt Nathanael Saurmann.
1747.

Titel der „Neuen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes“
sog. „Bremer Beiträge“ von 1747, IV. Band, 1. Stück.

dichtete geistliche Oden, in welchen er sich außer der „Sprachrichtigkeit“ derjenigen „Deutlichkeit“ bestreifte, die sich von allzukühnen Wendungen in Wortfügungen und Wortverfälschungen fernhalten sollte.“ — Der Hauptvertreter der englischen Literatur, aus der er vieles für die „Beiträge“ übersetzte, war Johann Arnold Ebert (1723—1795, als Prof. der englischen Literatur in Braunschweig) aus Hamburg, an den eine der schönsten Oden Klopstocks gerichtet ist. In seinen religiösen Gedichten finden sich auch Anklänge an Klopstock, während seine anderen Gedichte mehr Verwandtschaft mit Hagedorn zeigen. Er übersetzte Youngs „Nachtgedanken“, durch welche der elegisch sentimentale Zug, der dem Kreise eigen war, neue Nahrung fand.

Beliebter als die bisher genannten Dichter war Friedrich Wilhelm Zachariä (1726—1777), Prof. der Dichtkunst in Braunschweig, nicht so sehr wegen seiner religiösen Gedichte, die wenig Poesie enthalten, als wegen seiner „komischen Helbengedichte“, deren erstes, „Der Renommist“, noch unter Gottscheds Gönnerschaft im J. 1744 in den Schwabeschen „Belustigungen“ erschien. Darin werden die Abenteuer des von Jena relegierten Studenten Kaufbold in ganz ergötzlicher Weise erzählt — seine Flucht vor den Manichäern unter dem Schutz eines ihm von Pandur, dem Gotte der Renommisterei, gesendeten Nebels, seine Begegnung mit der Göttin Mode, die ihn im Morgengrauen in einem von Mäpsschen gezogenen Gefährt nach der Stüzer-Universität Leipzig befördert.

Ganz Leipzig hob sich nun halbtäumelnd in die Höh,
Zur Arbeit ging der Mann, die Dame trank Kaffee;
Die Schöne malte sich mit Rosen ihre Wangen,
Und Lilien blühten auf, die in der Nacht vergangen.
Im ganzen Leipzig war kein einzig Mädchen alt,
So sehr verbesserte die Schminke die Gestalt;
Kein Blätterchen fuhr auf, die Musche muß' es decken,
Und wo auch keines war, lag doch ein schwarzer Flecken.

Kaufbold verliebt sich in die reizende Selinde, ja, ihr zu Liebe läßt er sich küssen, scheren, frisieren, striegeln und bieglern. Allein es ist vergeblich: Selinde liebt bereits einen andern, den Stüzer Sylvan. Da braust die alte Natur in dem Jenenser auf, er fordert seinen Rivalen zum Zweikampf, aber Leipzig ist nicht der Ort, wo ein Jenenser siegen kann. Die Göttin der Schlägerei wird von der der Galanterie bestochen: Kaufbold muß beschämt abziehen. — Der Gegensatz der Sitten der drei Nachbarstädte Jena, Leipzig, Halle, namentlich der Gegensatz der wilden Studentenwirtschaft Jenas und des Stüzerwesens im zierlichen „Klein-Paris“ an der Pleiße ist mit Geschick und Humor aufgefaßt, und das Gedicht wird als gelungenes Zeitbild stets einen kulturgeschichtlichen Wert behalten. — Die übrigen Helbengedichte Zachariäs, „Der Phaeton“, „das Schnupftuch“ zc. sind auch als Sittenbilder von geringem Werte.

Von größerer Bedeutung ist der Satiriker des Leipziger Dichtervereines Nabener, der den Ton seiner Zeitgenossen ausgezeichnet zu treffen und sich über allerhand Leute lustig zu machen verstand, ohne zu verletzen.

Gottlieb Wilhelm Nabener wurde 1714 zu Wachau bei Leipzig geboren, wo sein Vater Rittergutsbesitzer und Anwalt beim Leipziger Oberhofgericht war. Nach sorgfältiger häuslicher Vorbereitung kam er auf die Fürstenschule zu Meissen und bezog von da die Universität Leipzig, um die Rechte zu studieren, woneben er mit dem dichterischen Freundeskreise in lebhafter Verbindung trat. Auch als Steuerrevisor blieb er ein eifriger Förderer der Poesie, arbeitete fleißig an Schwabes Blatt, dann an den „Bremer Beiträgen“ mit, indem er die meisten seiner mit großem Beifall aufgenommenen Satiren dazu beisteuerte. „Nabeners Persönlichkeit wird nicht leicht wieder erscheinen,“ sagt Goethe in Dichtung und Wahrheit (VII. Buch). „Als

tüchtiger, genauer Geschäftsmann tut er seine Pflicht und erwirbt sich dadurch die gute Meinung seiner Mitbürger und das Vertrauen seiner Obern; nebenher überläßt er sich zur Erholung einer heiteren Nichtachtung alles dessen, was ihn zunächst umgibt. Pedantische Gelehrte, eitle Jünglinge, jede Art von Beschränktheit und



Dünkel bescherzt er mehr, als daß er sie bespottet, und selbst sein Spott drückt seine Verachtung aus. Ebenso spaßt er über seinen eigenen Zustand, über sein Unglück, sein Leben und seinen Tod.“ Die letztere Bemerkung bezieht sich darauf, daß Rabener, der inzwischen als Obersteuersekretär nach Dresden berufen war, 1760 beim Bombardement das Unglück hatte, sein ganzes Hab und Gut, dazu einen großen Vorrat ungedruckter Manuskripte durch das Feuer zu verlieren. Über dieses Mißgeschick schrieb er einen höchst launigen Brief an einen Freund, in dem es in betreff der verbrannten Manuskripte hieß: „Die wihigen Manuskripte, die nach meinem Tode sollten gedruckt werden, sind zum kräftigen Trost der Narren künftiger Zeiten alle, alle mitverbrannt. Nun verlohnt es sich beinahe nicht der Mühe, daß ich sterbe, weil nach meinem Tode weiter nichts gedruckt

Gottlieb Wilhelm Rabener

Abb. 111. Gottlieb Wilhelm Rabener.
Nach dem Gemälde von Grass, gestochen von Gald (1776). (Ausschnitt.)

werden kann.“ Nach geschlossenem Frieden ernannte ihn der Kurfürst zum Steuertrat. Als solcher starb er schmerzlos am Schläge in Dresden am 22. März 1771.

Außer einem scherzhaften Gedicht „Beweis, daß die deutschen Reime in der deutschen Dichtung unentbehrlich sind“ schrieb Rabener alle seine Satiren in Prosa. Dieselben sagten in ihrer großen Harmlosigkeit dem Mittelschlage seiner Zeitgenossen zu, um so mehr, da sie in der mannigfaltigsten Einkleidung, bald in Briefen, bald in Abhandlungen, bald in Trauer- und Lobreden, Visionen, Totenlisten, Wörterbücher zc. eingekleidet sich ganz behaglich lasen, niemand eigentlich verletzten und sorgfältig vermieden, bestimmte Persönlichkeiten zu treffen. Sagt Rabener doch selbst in seiner Abhandlung „Vom Mißbrauch der Satire“: „Wer den Namen

eines Satirikers verdienen will, dessen Herz muß redlich sein. — Er muß liebreich sein, wenn er bitter ist. Er muß mit einer ernsthaften Vorsicht dasjenige wohl überlegen, was er in einen scherzhaften Vortrag einkleiden will.“ So gelten N.s Satiren auch nicht den tiefen, dunkeln Quellen der Sittenerverbnis seiner Zeit, sondern nur der Torheit und Beschränktheit gewisser Stände und Verhältnisse. Dennoch trifft er oft den Nagel auf den Kopf und züchtigt scharf soziale Übelstände, so z. B., wenn er einen unwissenden Schulmeister also sprechen läßt: „Rechnen und Schreiben ist auch meine Sache nicht; aber was tut das? Ich will mir einen großen Zungen aus der Gemeinde halten, der es an meiner Statt tut. Ich denke ja wohl, das geschieht in den meisten Ämtern, daß einer den Titel und die Besoldung hat und einen großen Zungen für sich arbeiten läßt. Was vornehmen Leuten recht ist, das wird doch bei einem armen Dorfschulmeister auch angehen!“ — Demnach fehlte es Rabener nicht an Anfeindung von seiten zahlreicher Personen, die sich — ungeachtet seiner Vorsicht — getroffen fühlten.

Ein echter Satiriker war der viel weniger bekannte, ja lange Zeit ganz unbeachtete Lisow, den ich hier gleich anreihe, obgleich er nicht in den Kreis der „Bremer Beiträger“ hineingehört.

Christian Ludwig Lisow, zu Wittenburg in Mecklenburg am 29. (?) April 1701 geboren, studierte in Rostock, Jena und Halle die Rechte, bekleidete mehrere Privatstellen, war eine Zeitlang Privatsekretär des Grafen Brühl in Dresden und wurde später zum Kriegsrat ernannt. Seine freimütigen Äußerungen über den Grafen Brühl, der für Sachsen so verderblich wirtschaftete, zogen ihm eine Untersuchung und Verhaftung zu, und ohne daß man ihm eine Verteidigung gestattete, wurde er seines Dienstes entsetzt. Er zog sich danach auf das Gut seiner Frau zurück, wo er am 30. Oktober 1760 starb. — Obgleich seine Satiren anscheinend einen rein persönlichen Charakter tragen, richten sie sich doch gegen allgemeine Mißstände und Zeitübel und zeichnen sich durch geistvolle Ironie, Humor und klare, korrekte



Lisow.

Lisow

Abb. 112. Christian Ludwig Lisow.
Kupferstich von Pfenniger aus Meisters „Charakterist
deutscher Dichter“ (1789). (Ausschnitt.)

Sprache aus. So verspottet er auf höchst ergötzliche Weise die Pedanterie des Gelehrtentums in dem „Schreiben eines gelehrten Samojedens über eine gefrorene Fenster Scheibe“. Die bedeutendste und beliebteste von Lisow's Schriften ist aber die, in welcher er satirisch die Sache der schlechten Schriftsteller führt: „Die Vortrefflichkeit und Notwendigkeit der elenden Skribenten.“ Mit Meisterhand deckt er darin die Gründe des Beifalls auf, den die Mittelmäßigkeit bei der Masse findet. „Es würde uns,“ versichern die schlechten Skribenten, „niemals an einer Menge Verehrer und Bewunderer gebrechen. Unsere Schriften sind so beschaffen, daß sie dem Pöbel notwendig gefallen müssen, weil sie nach seinem Begriffe eingerichtet sind. Wir entfernen uns nicht einen Finger breit von den gemeinen Vorurteilen. — Die guten Skribenten sind so glücklich nicht. Sie sind naseweis und wollen alle Welt meistern. Sie tabeln die gemeinen Torheiten und haben das Herz, die Wahrheit zu sagen, die doch so bitter ist etc.“ Lisow ist oft ein Vorläufer Lessings genannt worden. Genauer bezeichnet Berthold Rihmann in seiner beachtenswerten Schrift „Lisow in seiner literarischen Laufbahn“ den Unterschied zwischen dem Wirken der beiden Männer, wenn er sagt: „Wie ein gewaltiger Orkan, der die Luft reinigt und morsche Stämme zersplittert, ist Lessing durch die deutsche Literatur gefahren, und wie ein Wirbelwind, der mit dem Staub der Gelehrtheiten, welchen Blättern und andern Nichtigkeiten sein Spiel treibt, geht Lisow vor ihm auf.“

Diesen beiden Satirikern reiht sich noch ein dritter an, Kästner, der zu den geistreichsten Epigrammendichtern unseres Volkes und aller Zeiten gehört.

Kästner.

Abraham Gotthelf Kästner, 27. September 1719 in Leipzig geboren, war ein so frühreifes Talent, daß er schon als zehnjähriger Knabe den juristischen Vorlesungen seines Vaters mit Nutzen beiwohnen und zwei Jahre später als Student immatrikuliert werden konnte. Außer der Rechtswissenschaft studierte er Philosophie und Mathematik, besuchte Gottsched's literarische Vorlesungen und schrieb für Schwabes „Belustigungen“. In seinem 14. Jahre wurde er Notar, im 18. Magister, im 20. begann er seine öffentliche Lehrtätigkeit mit Vorlesungen über Philosophie und Mathematik in Leipzig. Nachdem er rasch zum außerordentlichen Professor emporgerückt war, erhielt er 1756 einen Ruf als ordentlicher Professor der Mathematik nach Göttingen, wo er 44 Jahre lang, bis ins 81. Jahr seines Lebens mit großem Ruhm als Gelehrter wirkte und sich auch als Freund der Poesie durch die eifrige Förderung des Hainbundes erwies. Er starb am 20. Juni 1800. — Die Epigramme Kästners sind scharf und beißend, ja manchmal abstoßend, aber meist nur zu wahr, so wenn er Kepler beklagt, den man fast verhungern ließ:

So hoch war noch kein Sterblicher gestiegen,
Als Kepler stieg; und starb in Hungersnot.
Er wußte nur die Geister zu vergnügen,
Drum ließen ihn die Körper ohne Brot.

Begeistert ist er für seines Vaterlandes Ehre, für seine Sprache, und er scheut sich nicht, Preußens großen König zu fragen:

O König, Deutschlands Ruhm! weswegen ziehst dein Ohr
Vom Volk, das du besiegt, die Sprache — deiner vor?

Achtzehn Tage vor seinem Tode schrieb er sich selbst folgende Grabchrift, die dem strenggläubigen Grundton seines Lebens durchaus entspricht:

Von Müß und Arbeit voll kam mehr als hoch mein Leben,
Doch froh in dessen Dienst, der Trieb und Kraft verleiht,
Im Glauben an den Sohn, der sich für uns gegeben,
Ging ich getrost zur Ewigkeit.

Der bekannteste, beliebteste und einflußreichste unter den Männern des Leipziger Dichterkreises war Gellert, dessen Schriften Goethe „das Fundament der deutschen sittlichen Kultur“ nennt.

Christian Fürchtegott Gellert, am 4. Juli 1715 zu Hainichen zwischen Freiberg und Chemnitz im sächsischen Erzgebirge geboren und das dritte Kind eines Predigers unter dreizehn Geschwistern, wuchs unter sehr ärmlichen Verhältnissen

Gellerts
Leben.

auf, empfing seine gelehrte Vorbildung auf der Meißner Fürstenschule und studierte in Leipzig Philosophie und Theologie. Da er wegen seiner großen Schüchternheit von dem geistlichen Beruf absehen mußte, habilitierte er sich 1745 in Leipzig als Dozent der Philosophie und Moral, nahm auch an den „Bremer Beiträgen“ einen regen und tätigen Anteil. 1751 wurde er außerordentlicher Professor mit dem selbst für die damaligen Verhältnisse sehr geringen Gehalt von hundert Talern. Um ihn sammelte sich ein stets wachsender Zuhörerkreis (oft über vierhundert), den die größten Säle der Universität kaum fassen konnten. „Die Verehrung und Liebe,



C. F. Gellert.

Abb. 113. Christian Fürchtegott Gellert (1775).
Nach dem Gemälde von Grass, gestochen von Gald. (Auschnitt.)

welche er von allen jungen Leuten genoß, war außerordentlich,“ sagt Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ (VI. Buch), der seine Erscheinung dann weiter schildert: „Nicht groß von Gestalt, zierlich, aber nicht hager, sanfte, eher traurige Augen, eine sehr schöne Stirn, eine nicht übertriebene Habichtsnase, ein feiner Mund, ein gefälliges Oval des Gesichts; alles machte seine Gegenwart angenehm und wünschenswert.“ Und wenn der geniale Dichteringling der „in einem etwas hohlen und traurigen Ton vorgebrachten Ermahnungen, Warnungen und Bitten“ des Professors auch bald überdrüssig ward, so konnte er sich doch nicht enthalten, ihn zu lieben und zu verehren wie alle seine Zuhörer. Aber Gellerts Einfluß ging durch

seine Schriften weit über die Grenzen seines Auditoriums, ja der studierenden Jugend hinaus. Von nah und fern ließ man sich von ihm Hofmeister empfehlen, suchte in Briefwechsel mit ihm zu treten, um von ihm zu lernen; so bat ihn der österreichische Freiherr von Widmann, der kaiserlicher Gesandter in Nürnberg war, in den ehrerbietigsten Ausdrücken, seine Briefe zu korrigieren und ihm zu einem besseren deutschen Stil Anleitung zu geben. Bekannt ist die Unterredung, die Friedrich der Große im Dezember 1760 mit Gellert hatte. Sie ist für Art und Gesinnung beider Männer sehr charakteristisch. Als der Offizier, der den Dichter zu der Audienz abgeholt hatte, ihn als den „Deutschen Lafontaine“ vorstellte und der König ihn fragte, ob er Lafontaine gelesen habe, antwortete er: „Ja, Ihre Majestät, aber nicht nachgeahmt; ich bin ein Original.“ Und als er dann auf Wunsch des Königs eine seiner Fabeln („der Maler“) rezitiert hatte, meinte dieser: „Das ist recht schön. Er hat so etwas Coulantés in seinen Versen; das verstehe ich alles. Da hat mir aber Gottsched eine Übersetzung der Iphigenie vorgelesen; ich habe das Französische dabei gehabt und kein Wort verstanden.“ Der König entließ den schlichten sächsischen Moralprofessor mit dem Ausdruck großer Befriedigung und äußerte — wohl nicht ohne einen vergleichenden Blick auf Gottsched — bald nachher bei der Tafel: „C'est le plus raisonnable de tous savants allemands“ (Vgl. S. 312). Bauern und Prinzen liebten und ehrten den „guten Gellert“ gleichermaßen und suchten es ihm, jeder in seiner Weise, zu betätigen. General Hülsen verschonte seine Vaterstadt ausdrücklich „aus Wohlwollen gegen den Professor Gellert und seine Schriften“ fast gänzlich mit Einquartierung. Der überaus tätige Mann hatte leider unaufhörlich mit der Gebrechlichkeit seines Leibes zu kämpfen; um ihm das vorgeschriebene Reiten zu erleichtern, ließ der Kurfürst von Sachsen das sanfteste Pferd seines Stalles auswählen und machte es ihm zum Geschenk; aber alle ihm erwiesene Liebe, Verehrung, Besenkung konnte dem Leidenden nicht helfen. Seine Kränklichkeit nahm immer mehr zu, aber in seinem festen Glauben fand er Trost bis an seinen nach sehr schmerzvollen Tagen am 13. Dezember 1769 eintretenden Tod, der in ganz Deutschland aufrichtige Trauer hervorrief. In neuester Zeit hat ihm Leipzig im Rosental ein schönes Denkmal gesetzt.

Gellerts
Schriften.

Gellert besaß manches von dem, was den Dichter macht, aber ihm fehlte die schaffende Kraft, die schwinghafte Phantasie, die Tiefe und Fülle der Gedanken; das Lehrhafte herrschte in den meisten seiner poetischen Erzeugnisse vor, und doch lebt das Wertvollste seiner Dichtung noch heute — mehr als hundert Jahre nach seinem Tode — frisch in unserem Volke. Seine Fabeln ergöhen noch heute jung und alt, viele seiner geistlichen Lieder trösteten, beruhigten, erheben noch immer betrübte, schwankende, zaghafte Gemüter, obgleich sie weder an poetischer Kraft noch an innerer Glaubenstiefe sich mit denen Luthers oder Paul Gerhards vergleichen lassen. Der Grund dieser auffälligen Erscheinung liegt einmal darin, daß die liebenswürdige, freundlich-fromme Natur Gellerts in seinen Fabeln und Liedern zum vollsten Ausdruck kam, und dann darin, daß sich in ihnen Charaktereigenheiten unseres Volkes abspiegelten, die das Beste seines Wesens ausmachten. Daß sie im vorigen Jahrhundert eine so ungeheuere Wirkung hatten, wie ich vorhin andeutete, ist freilich nur aus dem Charakter jener Zeit und ihrer Literatur und daraus zu verstehen, daß er sich an die breite Mittelmäßigkeit wandte. Die Fabeln und Erzählungen, die 1746—48 herauskamen, erschienen der Jugend von damals gegenüber dem innerlich noch ganz gebundenen Kulturzustand wie eine geistige Befreiung. Schon die verständliche, leichte, gefällige Sprache, das „Coulanté“ des Ausdruckes, wie es Friedrich der Große in seiner Unterredung mit Gellert treffend bezeichnete, hatten für die damaligen Hörer und Leser etwas Entzückendes; noch vielmehr fesselte der Inhalt. Wie naiv schalkhaft waren doch die Sticheleien auf die Eitelkeit, Wandelbarkeit und die angeborene List der Frauen! Wie treffend war seine Zeichnung der „Widersprecherin,“ so daß noch heute gern citiert wird:

Fabeln.

Geliebter Herr,
 Herzlichster Herr Abt,

Schreiben Sie mir, daß ich Ihnen ein Werk über
 Ihren Wunsch, das nicht zufalls wegen Ihrer
~~unbestimmtheit~~ und Kritik schwierig ist. Aber kann
 auch Gedanken der Religion geistlich vertheilen, als
 Sie; und was amie ob lieber Ihnen? Ein glückliche
 werde ich mich zusetzen, wenn Ihre Anbetrachtung Ihre
 meine Arbeit und Lieder günstig ²empfängt! Aber
 ich will Ihre Begehrte mit dem besten verzeihen
 ich will ihn outdosen, wenn ich ihn nicht verdienen
 und mich mit den besten Absicht trösten, die ich
 bei dieser Arbeit gehabt, aber doch zu haben mich
~~schon bemüht haben.~~ Schreiben Sie mir sehr, Gellert

Brief Gellerts aus Leipzig vom 18. März 1757 an den Abt Jerusalem
 zu Braunschweig.

Aus Georg Kestners (†) Autographensammlung.

Ihre Abt, und sterben Sie mich anzuwenden und Ihre
begehrte, von Ihrer Witwen, nicht als Selbstmörder.
Ich will nicht ist nicht mein letztes Wort; wenig;
Ich habe ich die dunkelste Gefühl davon.
Denn Sie mir Ihre Gedanken Ihre Meinung
so ist unglücklich genug, mir zu unverständlich
zu sein. Volle ich nicht verstehen was Sie,
sagen werden: es ist nicht mein letztes
und einziges Wort in Betrachtung. Ich möchte
mit Ihrer schonen geistlichen Gewogenheit und
Vorwitz mit der vollkommensten Gerechtigkeit
und Gerechtigkeit.

Ihre Gerechtigkeit

Leipzig,
den 18 März,
1757.

gehorchender Diener
P. F. Jellert.

„Der Hecht, der war doch blau.“ Übrigens etwas ungenau; denn die Hausfrau, die darob in todesähnliche Ohnmacht gefallen, daß ihr Mann behauptet, ein bei Tisch aufgetragener Hecht sei zu wenig blau gefotten, während es ihr zu sehr erscheint, erwacht sofort, als er tiefbetäubt in die Klage ausbricht:

„Wer hieß mich dir doch widerstreben!
Ach, der verdammte Fisch! Gott weiß, er war nicht blau!“
Den Augenblick bekam sie wieder Leben.

„Blau war er!“ rief sie aus, „willst du dich noch nicht geben?“

Wie die Alten gern für jung gelten wollen, können die Jungen die Zeit nicht erwarten, zum Heiraten alt genug zu sein, so „das junge Mädchen“, dessen Vater einen Freier zurückweist, weil sie „erst vierzehn Jahre alt“ sei.

Indem er dies noch sprach, trat Fietchen selbst herein
Und trug ein Essen auf. „Was!“ fing sie an zu schreien,
„Was sagten Sie, Papa! Sie haben sich versprochen.
Ich sollt' erst vierzehn Jahre sein?
Nein, vierzehn Jahr und sieben Wochen!“

Wie kannte der Erzähler doch so gut die menschlichen Torheiten und Schwächen und wußte sie mit ummachahmlichem Humor zu behandeln! Wie oft bewährt es sich im Leben, was er in der Fabel „Der Reifig“ sagt:

Dem Farb und Kleid ein Ansehn geben,
Der hat Verstand, so dumm er ist —

oder wenn „der sterbende Vater“, der dem ältesten Sohn ein Juwelenkästchen, dem jüngeren nichts vermacht, das also begründet:

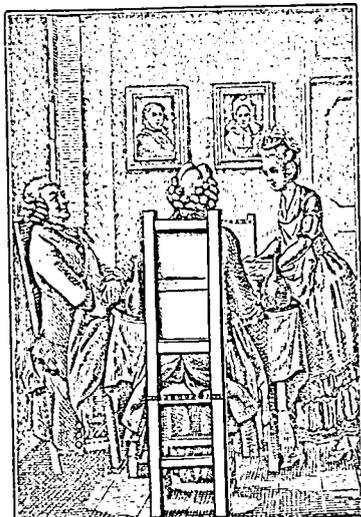
„Für Sorgen ist mir gar nicht bange,
Der kommt gewiß durch seine Dummheit fort.“

Unter den 54 „geistlichen Oden und Liedern“ Gellerts sind viele, die man nur moralisierende Lehrgedichte nennen kann, ja es kommen darin Stellen vor, die selbst in der Form ganz verunglückt sind, wie das berücksichtigte:

Lebe, wie du, wann du stirbst,
Wünschen wirst, gelebt zu haben!

Aber eine allerdings kleine Zahl ist bei aller schmucklosen Einfachheit, die an das alte Kirchenlied erinnert, doch voll höheren Schwunges und volkstümlicher Kraft. Darum feiern wir kein Weihnachtsfest, ohne neben Luthers „Vom Himmel hoch da komm' ich her“ auch Gellerts „Dies ist der Tag, den Gott gemacht“, zu singen, und die Tatsachen des Ostertages finden einen lebendigen Ausdruck in dem Liede „Jesus lebt, mit ihm auch ich.“ Am beliebtesten und verbreitetsten sind die Lieder: „Mein erst Gefühl sei Preis und Dank,“ — „Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht,“ — „Auf Gott und nicht auf meinen Rat.“

Gellerts Lustspiele sind mit Recht vergessen. „Sie wirken,“ um mit Gelzer Lustspiele zu reden, „wie dramatisierte Abhandlungen auf uns“ und wiederholen dieselben



Das junge Mädchen
Was?.....
Was sagten sie Papa? Sie haben sich versprochen
Ich soll erst vierzehn Jahre sein?
Nein, vierzehn Jahr und sieben Wochen.

Abb. 114. Aus Chodowledts Kupfern zu Gellerts Fabeln v. J. 1776.

Geistliche Lieder.

Gedanken und Bestrebungen wie die Fabeln und Erzählungen. So wird in der „Franken Frau“ die auf den Tod Erkrankte schnell wieder gesund, als sie eine moderne Andrienne (Schleppkleid), um die sie eine Freundin beneidet hat, zum Geschenk erhält und damit Staat machen kann. Sein ebenfalls verschollener Roman „Das Leben der schwedischen Gräfin G.“ — übrigens der erste soziale Roman in Deutschland — ist voll abenteuerlicher Empfindsamkeit und einer Lebensauffassung, die als Ergebung in die Fügungen des Schicksals hingestellt wird, aber oft ans Frivole grenzt. So findet sich der erste Gemahl der Gräfin, den sie für tot gehalten, nach vielen Jahren zurückgekehrt, mit ihrem zweiten Manne ganz gemüthlich mit den Worten ab: „Seht zu Eurer Strafe Eure vorige Gemahlin in meinen Armen . . . Sie hat Euch geliebt, und Ihr habt es verdient; und wenn ich sterbe, so liebt sie Euch wieder. Wir haben uns alle kein Vergehen, sondern nur das Unglück vorzuwerfen.“

Zu Gellerts geistlichen Liedern, die zumeist einen lehrhaften, verstandesmäßigen Charakter haben, bilden die schwärmerisch-mystischen, aus der Brüdergemeinde hervorgehenden Jesulieder, insonderheit die ihres Stifters und Hauptängers Zinzendorf, einen seltsamen Gegensatz.

Zinzendorf.

Nicolaus Ludwig Graf von Zinzendorf war 1700 zu Dresden geboren. Sein Taufpate war Spener; im Pädagogium zu Halle wurde er unter N. H. Franke's Augen erzogen. 1722 gründete er die Brüdergemeinde Herrnhut, wo er am 9. Mai 1760 nach einem vielbewegten, reichgesegneten Wirken starb. Sein Wahlspruch: „Ich habe nur eine Passion, das ist Er, nur Er,“ nämlich Jesus, punktet in seinen zahlreichen Liedern, die zum Teil der rechten evangelischen Nüchternheit entbehren und in tändelndes Spielen mit dem „Lämmlein“ zc. ausarten, von denen aber manche (Jesus, geh voran! — Herz und Herz vereint zusammen, — Die wir uns allhier beisammen finden zc.) mit Recht Eigentum der ganzen evangelischen Kirche geworden sind. Noch schwärmerischer waren andere Herrnhuter Dichter, — Zinzendorf selbst hat später das sehr umfangreiche Brüdergesangbuch von vielen Auswüchsen gereinigt, die es verunzierten.

Durch Hagedorn und Gellert war die lange vernachlässigte Fabel und zugleich die kleine komische Erzählung von neuem in Aufnahme gekommen und beliebt geworden.

Lichtwer.

Zunächst nahm sich Magnus Gottfried Lichtwer, Regierungsrat in Halberstadt, (1719—1783) Gellert zum Vorbilde und gab 1748 „Vier Bücher Aesopischer Fabeln in gebundener Schreib-Art“ heraus, erreichte ihn aber nicht in der Gemüthlichkeit und dem köstlichen Humor seiner Darstellung, obgleich Gottsched sie „zu den schönsten zählte, die unsrer Deutschland aufzuweisen habe“. Er schadet sich selbst nur zu oft durch seine angehängte triviale Moral, wie z. B. in der oft noch sehr gerühmten Rahenmusik „Die Rahen und der Hausherr“: „Tier und Menschen schließen feste,“ wo die Lehre, daß „blinder Eifer nur schade,“ das bißchen Wit vollends zu schanden macht. Dagegen sind einige ganz vortreffliche Erzählungen darunter, so die Geschichte vom „kleinen Töffel“, der auch als erwachsener Mann den Namen nicht los werden konnte, auch die „seltsamen Menschen“, in denen die Kartenspieler verspottet werden, u. a.

Pfeffel.

Außer Lichtwer ist noch zu erwähnen Gottlieb Konrad Pfeffel (1736—1809) aus Colmar, der neben einer Reihe von Bänden lyrischer Gedichte auch nach Gellerts Muster Tierfabeln und Erzählungen geschrieben hat. Am bekanntesten sind sein „Doch und Esel“ (die sich beim Spaziergang um die Wette zanken) und seine „Tabakspfeife“ (Gott grüß Euch, Alter, schmeckt das Pfeifchen?).

Nächst Leipzig nimmt das benachbarte Halle eine Hauptstelle unter den Städten ein, die in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu Mittelpunkten der Literatur wurden. Durch den Spenerisch-Francesischen Pietismus (vgl. S. 284) war die dortige Universität seit ihrer Gründung der Hauptsitz der neuen Theologie geworden, und späterhin war auch die neue Philosophie von dort ausgegangen. Einer der dortigen Dozenten, Baumgarten, wandte nun auch die Grundsätze der Philosophie auf das Wesen des Schönen an und rief damit eine ganz neue Wissenschaft, die Ästhetik (die Lehre vom Schönen) ins Leben. Nach seinem Fortgange von Halle machte einer seiner Schüler, G. F. Meier, diese bisher nur lateinisch vorgetragene Lehre durch deutsche Bearbeitung größeren Kreisen zugänglich, brachte sie auch in ein näheres Verhältnis zur deutschen Dichtung und trat mit einigen jüngeren Dichtern in eine enge Verbindung, woraus eine neue Dichterschule erwuchs, die — bald von Gottsched abgefallen — sich zuerst an die Schweizer, dann insbesondere an die Hagedorn'sche Lebensauffassung und Dichtungsweise angeschlossen. Ihre Bedeutung aber liegt darin, daß sie durch ihre Begeisterung für Friedrich d. Gr. und seine Taten der Poesie neue Ideale zuführte.

Dieser Halle'sche Dichterverein oder, wie er auch genannt wird, die preussische Dichterschule (im Gegensatz zur sächsischen, und weil der auf Friedrich den Großen sich konzentrierende preussische Patriotismus bald das Bindeglied für viele von ihnen ward), wurde durch drei junge Männer begründet, die ebenfalls zu den Vorboten der neuen Blütezeit gehören. Es waren Gleim, Götz und Uz, die 1739 in Halle studierten, ein enges Freundschaftsbündnis schlossen und gemeinsam, angeblich nach Anakreon's Vorbilde, Wein und Liebe feierten, und denen sich dann später andere angeschlossen. Doch waren die Muster dieser Anakreontiker nicht die echten, uns fast gänzlich verlorenen Poesien des griechischen Dichters Anakreon, der um 530 v. Chr. am Hofe des samischen Tyrannen Polykrates lebte, sondern die Erzeugnisse der römischen und byzantinischen Kaiserzeit, deren späten Ursprung schon ihre meist gesuchte Naivetät verrät. Sie besangen den frohen tändelnden Lebensgenuss, das Trinken und Küssen, unter dem Schutze griechischer und römischer Göttheiten: Cupidos, Amors, des Bacchus und der Venus, und zu Ehren ihrer Schönen, welche abwechselnd Delta, Chloë, Lesbia oder ähnlich heißen. Obgleich dieser poetischen Spielerei der Name der „anakreontischen Poesie der Grazien“ beigelegt wurde, war doch weder von Poesie noch von Grazie viel darin zu spüren. Dennoch dauerte sie bis in die sechziger Jahre des 17. Jahrhunderts fort, ja Gleim ließ sich noch als würdiger Kanonikus in Schlafrock und Pantoffeln von seinen „griechischen Schächchen“, d. h. den Muses, die „Nektarschale füllen“ und das ergraute Haar „mit Rosen schmücken“; und mit den Freunden fand kein brieflicher Austausch statt ohne Liebeskiedchen und Freundschaftstüfche, ja förmliche Liebeserklärungen (vgl. S. 336 f.). Doch auch Besseres ging aus diesem Kreise hervor; indem diese Männer — „Vater Gleim“ an der Spitze — die patriotische Lyrik begründeten, haben sie sich unstrittig Verdienste um die deutsche Literatur erworben.

Joh. Wilh. Ludwig Gleim wurde am 2. April 1719 zu Ermzleben bei Halberstadt geboren, kam vom Gymnasium zu Wernigerode auf die Universität Halle, um die Rechte zu studieren, wo der vorhin erwähnte Ästhetiker Baumgarten einen großen Einfluß auf ihn hatte und sein Dichtertalent weckte. Nach vollendetem Studium bekleidete er verschiedene Stellen als Hauslehrer und Sekretär (so 1745 im Kriege bei dem Fürsten Leopold von Dessau), dann als Sekretär des Domkapitels zu Halberstadt; endlich wurde ihm ein Kanonikat an dem nahen

Stifte Walbeck verliehen, in dem er 45 Jahre verblieb. Während dieser langen Zeit benutzte er sein reichliches Einkommen, Gutes zu tun und besonders unbemittelte strebsame Talente zu unterstützen. Klopstock besingt in einer Ode an Gleim dessen „brennenden Durst, Freunden ein Freund zu sein“, und Goethe sagt von dem gutherzigen Kanonikus: „Er hätte ebensowohl des Altemholens entbehrt als des Dichtens und Schenkens, und indem er bedürftigen Talenten aller Art über frühere



Abb. 116. Joh. Wtlh. Ludwig Gleim.
Nach dem Ölgemälde von G. Ramberg im Freundschaftstempel zu Halberstadt.

oder spätere Verlegenheiten hinaus und dadurch wirklich der Literatur zu Ehren half, gewann er sich so viele Freunde, Schuldner und Abhängige, daß man ihm seine breite Poesie gern gelten ließ.“ Die Bildnisse seiner Freunde ließ er auf seine Kosten malen und hängte sie neben dem seinigen in einem besonderen Zimmer auf, das er seinen „Musen- und Freundschaftstempel“ nannte. Dort werden sie noch heute, ebenso wie seine reiche Bibliothek, sein ausgedehnter Briefwechsel mit den meisten seiner berühmten Zeitgenossen sorgfältig aufbewahrt unter der Aufsicht des Kuratoriums der Gleimschen Erben, und zu diesen Reliquien wallfahren noch immer viele, wie einst Goethe im Jahre 1803. Bis in sein hohes Alter blieb „Vater Gleim“ frisch und fast jugendlich kräftig — vor allem erhielt er sich bis zuletzt sein warmes Vaterlandsgefühl und empfahl noch 1800 den Wahlspruch: „Deutsche Treue, deutscher Wein, Ganzer und nicht halber Rhein!“ — Als hochbetagter Greis starb er am 18. Februar 1803 und ward in seinem Garten bestattet.

Gleims erste dichterische Arbeiten erschienen 1744 unter dem Titel „Versuch in scherzhaften Liedern“. Damit war die anakreontische Poesie eröffnet, bald hieß ihr Autor unter seinen Schmeichlern nur „der deutsche Anakreon.“ 1766 ließ er „Lieder nach Anakreon“, eine freie Übersetzung seines Lieblingsdichters, folgen. Poetischen Wert hatten alle diese Reimereien ebensowenig wie seine Schäfergedichte, in denen er ein sorgloses Schlaraffenleben: „gemächlich essen, trinken und lieben, endlich furchtlos sterben“ als das höchste Ideal unseres Daseins in ermüdend wiederholter Eintönigkeit ausmalt. Ganz mißlang sein Versuch, die Romanze auf deutschen Boden zu verpflanzen, obgleich er sich einbildete, damit den rechten „Volkston“ getroffen zu haben; dafür hielt er nämlich Verse wie folgende:

Die Eh' ist für uns arme Sünder ein Marterstand;
Drum, Eltern, zwingt doch keine Kinder ins Eheband zc.

Preussische

Kriegslieder

in den

Feldzügen 1756. und 1757.

von

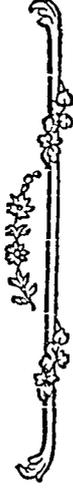
Einem Grenadier.



Mit neuen Melodien.

Berlin, 1778.

Titel und Textprobe aus Gleims Grenadierliedern. Genaue Wiedergabe des Drucks von 1778 nach dem Exemplar der Verlags-handlung.



Siegeslied

nach der Schlacht bey Prag,
den 6ten May 1757.

Victoria ! mit uns ist Gott,

Der stolze Feind siegt da !

Er siegt, gerecht ist unser Gott,

Er siegt, Victoria !

Obwar unser Vater ist nicht mehr,

Sedoch er starb ein Held,

Und steht nun unser Siegesheer,

Nom hohen Sternengelt.

Er ging voran, der edle Greis !

Hoff Gott und Vaterland.

Sein alter Kopf war kaum so weiß,

Als tapfer seine Hand.

Es waren nichts als Mordgeschichten im Bänkelfängerton, für den Leierkasten geeignet. Nicht besser waren seine „Lieder für das Volk“. Wertvoller sind seine Fabeln, die er zuerst eigens für den Kronprinzen von Preußen (Friedrich Wilhelm II.) dichtete; noch manche von ihnen sind in unserer Kinder Mund, so „Die Gärtnerin und die Biene“ („Eine kleine Biene flog Emsig hin und her und sog zc.“), „Der Greis und der Lob zc.“ Auch unter seinen Erzählungen sind einige ganz artige und gefällige, so die „Milchfrau,“ „die Eiche und der Kürbis“ u. a. m.

Ein wesentlich kräftigeres Gepräge tragen seine „Preussischen Kriegslieder von einem Grenadier,“ welche zuerst auf einzelnen Blättern (1758—1778) ohne seinen Namen erschienen (Vgl. die Beilage Nr. 72). Der dichterische Wert der meisten ist freilich für unseren Geschmack nicht sehr groß, am wenigsten sind es Volkslieder, denn dazu fehlt ihnen der Reim, auch enthalten sie zuviel lange Schilderungen, bildliche Redensarten, ja sogar gelehrt mythologische Anspielungen. Aber Goethe sagte, im Anschluß an sein von mir zitiertes Wort über die Einwirkung Friedrichs des Großen auf die deutsche Poesie (S. 307), über sie: „Sie behaupten deswegen einen so hohen Rang unter den deutschen Gedichten, weil sie mit und in der Tat entsprungen sind, und noch überdies, weil an ihnen die glückliche Form, als hätte sie ein Mitsreitender in den höchsten Augenblicken hervorgebracht, uns die vollkommenste Wirksamkeit empfinden läßt. Auch Lessing schätzte sie und schrieb zu der ersten „gesammelten Ausgabe“ der „Preussischen Kriegslieder“ ein Vorwort, in dem er u. a. sagt: „Alle seine Bilder sind erhaben, und alle sein Erhabenes ist naiv.“ Es ist eben nicht zu verkennen, daß durch diese Lieder das waterländische Element wieder in der Literatur zu Ehren kam und daß die in ihnen atmende Gesinnung den Patriotismus und die Begeisterung der Zeitgenossen für Friedrich den Großen weckte und nährte. Ein religiöser Grundzug geht durch diese Lieder:

Gott donnerte, da floh der Feind: Singt Brüder, singet Gott!	Denn Friederich, der Menschenfreund, Hat obgesiegt mit Gott!
---	---

heißt es z. B. in dem Siegesliede nach der Schlacht bei Lomowitz (1756). Welch ein warmes patriotisch begeistertes Herz in seiner Brust schlug, beweisen seine späteren Kriegslieder, als dunkle Zeiten über Preußen hereinbrachen. Da ruft er:

Auf dann, die Waffen in der Hand Zu haben Ruhm und Sieg,	Vom Reiche nicht ein Körnchen Sand, Sonst ewig, ewig Krieg!
---	--

Und den greisen Sänger verließ auch die Hoffnung nicht, als noch schlimmere Tage hereinbrachen. Fast prophetisch klingen seine Worte:

Wir werden wieder Brüder
Und eh' wir's uns versehn, wieder
Die fest vereinten Deutschen sein!

wie er denn schon im Dezember 1792 die kühne Prophezeiung, deren Erfüllung er nicht erleben sollte, wagte: „daß die Deutschen noch in Paris nachsehen würden, was für Früchte die Freiheitsbäume getragen.“

Mit rührender Treue hing Gleim an seinem Königshause. Noch als einundachtzigjähriger Greis sann er darauf, demselben eine Aufmerksamkeit zu erweisen. Am 19. Oktober 1800 schrieb er an die Königin Luise (vgl. Beilage 73):

„Allerdurchlauchtigste Königin,
Allergnädigste Landesmutter.

„Der alte Ein und achtzigjährige Gleim hörte, Ew. Königlich Majestät wünschten einen Gesang zu haben, den Sie am Ersten Tage des neuen Jahrhunderts dem Allergnädigsten Landes-Vater singen könnten! Der alte Gleim, von dieser Sage begeistert, machte solch einen Gesang!“ Galten's Ew. Königl. Majestät dem alten

*) S. Gleims sämtliche Werke. Halberstadt 1812. VI. Band S. 329.

Patrioten zu Gnaden! Er nimmt sich die Freiheit, den Gesang in Abschrift hiebei zu überreichen und dessen Composition, wenn Er allerhöchsten Beyfall erhält, und die Wahl eines guten Componisten der allergnädigsten Landesmutter unterthänigst zu überlassen, mit getreuester Devotion ersterbend.

Halberstadt,
den 19. Oct. 1800.

Erw. Königl. Majestät
unterthänigster Knecht
der Canonicus Gleim."

Auf diesen mit noch kräftiger, wenn auch hie und da mit undeutlicher Hand geschriebenen Brief antwortete die edle Fürstin in der liebenswürdigsten Weise. Die ihr eigenen zierlich klaren Schriftzüge, welche in der Beilage (Nr. 74) getreu wiedergegeben sind, bedürfen keiner Erläuterung.

Ein Gleim poetisch überlegenes Talent aus dem Hallenser Aecblatt
u. war H3.

Johann Peter H3, 3. Oktober 1720 zu Ansbach geboren, dichtete bereits auf dem Gymnasium und betheiligte sich in Halle, wo er die Rechte studierte, auch an dem Studium und der Uebersetzung des Anakreon. In seine Vaterstadt zurückgekehrt wurde er Sekretär beim Justizkollegium, später Assessor, erst 1790 Direktor des Landgerichts. Als dann in Folge der Resignation des Markgrafen von Ansbach dessen Länder an Preußen fielen, wurde er zum Geheimen Justizrat und Landrichter in Ansbach ernannt. Die Nachricht davon erhielt er jedoch erst wenige Stunden vor seinem Tode (12. Mai 1796). — Von den anakreontischen Liedern, die sich durch größere Beweglichkeit der Form und durch melodischen Wohlklang vor denen seiner Genossen auszeichnen, wandte er sich bald ernstern Stoffen zu und dichtete Oden im Klopstock'schen Stile, die nicht ohne höheren Schwung sind. Selbst in seinem Lehrgedicht „Theodicee“ gelingt es ihm, den an sich trocknen Stoff mit poetischem Leben zu durchdringen. Auch in den patriotischen Ton Gleims stimmt H3 mit ein; mit ganzer Seele steht er auf Friedrich's Seite und hofft auf seinen Sieg, aber sein Herz trauert über Deutschlands Zerrissenheit und Zwietracht.

Göth dagegen, der dritte aus dem Hallenser Freundesbunde, konnte aus dem anakreontischen Grazienkultus sein Leben lang nicht herauskommen.

Göth. Johann Nikolaus Göth, am 9. Juli 1721 zu Worms geboren und erzogen, widmete sich dem geistlichen Stande, studierte aber in Halle neben der Theologie Ästhetik &c. Nach vollendeten Studien kam er als Hauslehrer nach Lothringen und lernte die große Welt Frankreichs und Voltaire kennen. Auch weiterhin war sein Leben viel bewegt. Mit dem französischen Regiment Royal allemand zog er 1747 als Feldprediger nach Flandern und Brabant in den Krieg. Danach kam er zu Hornbach in der Pfalz ins Pfarramt, rückte bald in Amt und Würden seines Standes herauf und starb am 4. November 1781 als Superintendent in Winterburg. — Göth, welchen Herder den „Vielformigen“ nannte, beherrschte die mannigfaltigsten lyrischen Formen, die Elegie, die Ode, besonders aber das Madrigal, Triolett &c. mit solcher Gewandtheit, daß man darüber die Gedankenarmut, die in allen diesen Spielereien und Tändeleien sich breit machte, ganz vergaß. Selbst Friedrich der Große ließ sich dadurch bestechen; das einzige Gedicht, das er in seiner Abhandlung „De la littérature allemande“ lobend hervorhob, war ein ganz barockes Reimwerk von Göth, „Die Mädcheninsel“, von dem er sagt: „Die Verse sind voll Geist, und mein Ohr wurde durch die klangvollen Laute, die ich unserer Sprache nicht zugetraut hätte, angenehm berührt.“ In diesem „geistvollen“ Gedicht erreicht Akhamaß, der Held desselben, auf einer einsamen Insel gescheitert, aber durch die Günst der Göttin Venus von reizenden Mädchen umflattert, ein Alter von hundert

Theodicee.
Patriot.
Lieder.

Allehochselbstherrsche Königin
allergrädigste Landesherrin

Von altes Sie und alle Ihre jährige Gleim
Johann der Königl. Majestät einwilligen
meinen Gefang zu haben, der Das am
ersten Tage des neuen Jahresbruchs
dem allgrädigsten Landesherrn
Jürgen Landesherr!

Der alte Gleim, ~~und~~ eine dieser
Tage ergriffet, ~~und~~ wachte solches
meinen Gefang! Galland für
Königl. Majestät von altes Sie
wissen zu werden.

Es wird ~~der~~ freigesied. Den Gefang
ein Abschied für Sie zu überreichen
und dessen Compagnie hier, wenn
der allgrädigste Landesherr Brieffall von
Ihnen, ~~und~~ dass nicht gutem Cour
spielen den allgrädigsten Landesherr
wird die für ein Hofmann zu haben
Leyen, mit ystereiner Induktion
erforderlich
für Königl. Majestät.

Halbstadt
den 19^{ten} Oct.
1800.

in beständigster Treue
Ihr Carosseier Gleim

Eigenhändiges Konzept Gleims zu einem Briefe an die Königin Luise
vom 19. Oktober 1800.

Auf den damit übersandten Festgesang zur Wende des Jahrhunderts
bezieht sich der umstehende Dankbrief der Königin.

Halberstadt

den 30^{ten} Oct.1800.

Der alte würdige Herr wird Ihnen aus
 seiner größten Freude zuversetzen können
 alle durch die Übersetzung seiner
 gesungenen Lieder: so ist - als wäre
 es in seinen Händen geschrieben -
 und auf seinen alten neuen Gesängen
 manchen besondern Antheil. Ich bin es.
 Möchten doch recht viele Gutsamen
 in diesem glücklichsten fürchterlichen
 Sterben, so Hoffen, und möchten
 den doch recht wenigen noch in ihm
 glücklich folgen, und der Dittmer uns
 seine genugsam schreiben

Luise

Brief der Königin Luise an Gleim vom 30. Oktober 1800.

Danksagung der Königin auf Gleims mit umstehendem Briefe (Beil. No. 73) übersandtes Gedicht. Die Originale
 beider Handschriften befinden sich im Gleimschen Freundschaftstempel zu Halberstadt.

Jahren, so daß selbst Zeus neidisch auf den Glücklichen herabsieht. Endlich stirbt er, und nun heißt es zum Entzücken der damaligen Zeit:

Bruder Amor, betrübt, daß ihm sein Lehrer gestorben,
Schreibt durchs Cyprische Reich eilend ein Trauerfest aus:
Balsamieret den Leib und stellt mit festlichem Pompe
Mein wohlriechend Skelett hoch auf der Mutter Altar
Mit zwey Tafeln voll Liebesgeseh' in den duftenden Händen,
Über welchen in Gold zierlich die Überschrift blinkt:
„Dies ist Athamas' Rest, des hundertjährigen Jünglings,
Dessen Reden und Thun immer voll Grazie war.“

Aus dem großen Kreise jugendlicher Dichter, die sich um „Vater Gleim“
scharfen, verdient vor allem Erwähnung G. Chr. von Kleist, der von Gleim Ewald Chr. von Kleist.
zum Dichten angeregt ihm
treu blieb bis in seinen
tapferen Soldatentod.

Ewald Christian von Kleist, den 7. März 1715 zu Zeblin in Pommern geboren, studierte in Königsberg i. Pr. die Rechte, wurde aber nach beendigtem Studium durch ungünstige Verhältnisse genötigt, den Gedanken an den Civildienst aufzugeben und auf die Einladung eines in dänischen Diensten stehenden Generals in die dänische Armee einzutreten. Auf Befehl Friedrichs II. lehrte er jedoch zurück und wurde 1740 als Leutnant im Regiment des Prinzen Heinrich in Potsdam angestellt, aber sowohl seine beschränkten Vermögensverhältnisse wie die Roheiten seiner Kameraden machten ihm das Leben schwer, und er geriet in häufige Streitigkeiten. Eine Wunde, die er in einem Duell erhielt, war die Veranlassung, daß Gleim, der damals Hauslehrer bei Kleists Obersten war, ihn aufsuchte, woraus das innige Freundschaftsbündnis



E. Kleist.

Abb. 116. Ewald Christian von Kleist, nach einem gleichzeitigen Stich.

Autograph aus einem eigenhändigen Briefe Kleists an Baron v. Brandt, datirt: Potsdam, 12. Oct. 1755. Im Besitze des Herrn W. Künzel in Leipzig.



Abb. 117. Titeltupfer aus Kleists „Frühling“, Ausgabe von 1753. Salomon Geomlers erste Radierung (vgl. S. 305. 353 f.). Als Probe der Bücherausstattung um die Mitte des vorigen Jahrhunderts.

zwischen den beiden Männern erwuchs. In den Jahren 1744—45 machte Kleist den Feldzug in Böhmen mit und kehrte dann nach Potsdam zurück. Nun nahm er die durch Gleims Anregung schon früher begonnene Beschäftigung mit der Poesie ernstlicher auf, obgleich es damals unter den Offizieren für eine Schande galt, ein Dichter zu sein. 1751 zum Stabskapitän befördert wurde er in die Schweiz auf Werbung geschickt

und lernte dort Bodmer und Breitinger, auch Wieland kennen. Ebenso brachte ihn seine nächste Beförderung zum Major, als welcher er mit seinem Regiment nach Leipzig marschierte, mit den dortigen Dichtern, auch mit Lessing, in freundschaftliche Beziehungen, der fortan seinen Dichtungen mit lebhafter Teilnahme folgte und später seinen Tod außr schmerzlichste empfand. In den Feldzügen 1758/59 zeichnete er sich durch persönliche Tapferkeit in hervorragender Weise aus. Auch in der heißen Schlacht bei Kunersdorf, am 12. August 1759, war er allen voran. Als er an der Spitze seines Bataillons eine feindliche Batterie stürmte, wurde er an der rechten Hand verwundet, sofort nahm er den Degen in die Linke und setzte seinen Sturm lauf fort, da zerschmetterte ihm eine Kartätschekugel das rechte Bein und warf ihn zu Boden. So schwer verwundet wurde er von Kosaken all seiner Kleider beraubt und in einen Sumpf geworfen. Erst am folgenden Tage wurde er aufgefunden und, nachdem seine Wunden notdürftig verbunden waren, nach Frankfurt a. O. gebracht, wo er trotz der sorgsamsten Pflege am 24. August 1759 starb.

Daß seine Jugendgeliebte wider ihren Willen einem reichen Manne in die Ehe folgte, dies trieb Kleist aus der Sorglosigkeit seiner ersten anakreontischen Lieder in ernstere, oft schwermütige Lebensauffassung und Poesie. Dazu trug noch der Widerspruch in seinem Innern zwischen Neigung und Beruf bei, denn mit Widerstreben hatte er den Soldatenstand erwählt, der ihm nur vor dem Feinde Befriedigung gewährte. Wo sein Herz am liebsten weilte, davon zeugt sein bedeutendstes Werk „der Frühling“, in dem er sich nicht nur Gleim, sondern den meisten Dichtern dieses Kreises überlegen erwies. Das mit Begeisterung aufgenommene Gedicht besteht aus einer Aneinanderreihung von Naturschilderungen, die aber in wahrhaft dichterischem Sinne durchgeführt sind. Vortrefflich treten darin die großen Gegensätze friedlich stillen Glückes und gewaltfamer Verheerung hervor, und von den trüben Bildern des Krieges wendet sich der hoffende Blick auf die ersehnten Friedensjahre. Das Gedicht ist in Hexametern abgefaßt, denen eine VorschlagsfäÙbe vorgefetzt ist. Es beginnt:

Em- | pfangt mich, heilige Schatten! ihr hohen belaubten Gewölbe,
Der ersten Betrachtung geweiht, empfängt mich und haucht mir ein Lied ein
Zum Ruhm der verjüngten Natur! Und ihr, o lachende Wiesen,
Voll labyrinthischer Bäche! Befaute blumige Täler!
Mit eurem Wohlgeruch will ich Zufriedenheit atmen. Euch will ich
Besteigen, ihr duftigen Hügel, und will in goldenen Saiten
Die Freude singen, die rund um mich her aus der glücklichen Flur lacht etc.

Den hier angeschlagenen idyllischen Ton hat Kleist auch in anderen Gedichten fortgeführt, von denen „Trin“ das bekannteste ist. Neben den weichen und innigen Klängen fehlt es aber keineswegs an energischen und kriegerischen Weisen in seinen Dichtungen. Mannhaft und markig ist seine „Ode an die preußische Armee“ von 1756, in der sich der ganze Zorn eines preußischen Kriegsmannes über die allgemeine europäische Verschwörung gegen Friedrich den Großen und die feurigste Begeisterung für seinen König und dessen gerechte Sache ausdrückt. Zum Schluß gibt er seinem heißen Wunsch, bald an dem Kampfe teilnehmen zu können, einen Ausdruck:

Auch ich, ich werde noch, vergönn es mir, o Himmel!
Einher vor wenig Helden ziehn;
Ich seh' dich, stolzer Feind, den kleinen Haufen flieh'n
Und find' Ehr oder Tod im rasenden Getümmel!

Beides hat er gefunden, der tapfere Sänger. In den Schlußversen eines kleinen Heldenepos „Gisfreds und Pachos“ (zwei Freunde, Theßalier, die den Opfertod im Kampfe fürs Vaterland gegen die Athener erleiden) hat er sich selbst ein Denkmal gefetzt:

Kleist

Früh

Trin

Gisfred
Pachos

Ihr Krieger, die ihr meiner Helben Grab
 In später Zeit noch seht, streut Rosen drauf
 Und pflanzt von Lorbeern einen Wald umher!
 Der Tod fürs Vaterland ist ewiger
 Verehrung wert. — Wie gern sterb' ich ihn auch,
 Den edlen Tod, wenn mein Verhängniß ruft.
 Ich, der ich dieses sang im Lärm des Kriegsz,
 Als Räuber aller Welt mein Vaterland
 Mit Feu'r und Schwert in eine Wüstenei
 Verwandelten; als Friedrich selbst die Fahn'
 Mit tapfrer Hand ergriff und Bliz und Tod
 Mit ihr in Feinde trug, und achtete
 Der teuren Tage nicht für Volk und Land,
 Das in der finstern Nacht des Glends seufzt —
 Doch es verzagt nicht drin, das treue Land:
 Sein Friedrich lächelt, und der Tag bricht an.

Ein anderer Freund Gleims war J. G. Jacobi, mit dem er einen höchst charakteristischen Briefwechsel in den Jahren 1766—68 unterhielt und mit dem er dann lange Jahre in Halberstadt zusammen lebte.

Joh. Georg
 Jacobi's
 Leben.

Johann Georg Jacobi, am 4. September 1740 zu Düsseldorf geboren, der ältere Bruder des als Philosoph und Romandichter bekannten Friedrich Heinrich Jacobi, studierte in Göttingen und Helmstedt Theologie, daneben auch Philosophie und Sprachen, so daß er sich später von einem Freunde nach Halle ziehen ließ, wo er als Professor ohne Gehalt Vorlesungen über die schönen Wissenschaften hielt. Bald danach lernte er dort auch Gleim kennen, der von nun an einen großen Einfluß auf ihn und sein Leben hatte; durch ihn ermuntert wandte er sich mit erneutem Eifer der Poesie zu und war höchst beglückt, als er 1768 durch seines Freundes Vermittelung auch eine Präbende am Collegiatstift St. Mauritii und Bonifacii in Halberstadt, das damals noch ein Mittelpunkt des deutschen Litteraturlebens war, erhielt. Gleim war außer sich vor Freude, seinen Jacobi so nahe zu haben, und meinte, nun sei die Zeit gekommen, in Halberstadt die lang-erträumte „deutsche Akademie der Wissenschaften“ ins Leben zu rufen. Dazu kam es zwar nicht, allein einige Jahre, gemeinsam der Dichtkunst geweiht und in inniger Freundschaft verlebt, folgten nun. Jacobi mochte es aber doch schließlich des Guten zu viel werden; 1774 ging er nach Düsseldorf, um dort die „Fris“, eine Quartalschrift, „der sittlichen und ästhetischen Ausbildung des schönen Geschlechtes gewidmet“, unter Gleims Mitwirkung herauszugeben, kehrte bald aber nach Halberstadt zurück, von wo aus er sein Blatt entfaltete, zu dem u. a. auch Goethe Beiträge lieferte. Im Jahre 1784 folgte er einem Rufe Kaiser Josephs II. als Professor der schönen Wissenschaften nach Freiburg im Breisgau; dort vermählte er sich in schon vorgerücktem Alter mit einer jungen Schwarzwälderin und lebte, von seiner Umgebung und seinen Schülern geliebt und geachtet, vielseitig tätig, fast noch volle zwei Jahrzehnte. Am 4. Januar 1814 starb er daselbst.

J. G. Jacobi konnte sich lange von dem Gleimschen Einflusse nicht losmachen und das „Spielen mit Götterchen und Amoretten“, wie es Wieland nannte, aufgeben. Der bereits erwähnte Briefwechsel (S. 329) zwischen beiden zeigt, bis zu welcher Fieberhöhe die Krankheit der Zeit gestiegen war. So schreibt z. B. Gleim einmal an Jacobi: „Ich stand unter dem Baume mit den roten Äpfeln, und da, mein lieber Freund, da gab ein Geist mir einen Kuß; der Genius meines Jacobi war es, oder er selbst. Er küßte völlig so, wie mein Jacobi küßt. So wie seine Verse von allen anderen Versen, so unterscheide ich seine Küsse von allen anderen Küssen. Es war eif Minuten auf Dreie; dachten Sie da an mich, mein lieber

Aus Ja-
 cobi's
 und
 Gleim's
 Briefen.

Freund, so war es gewiß Ihr Geist, der mich küßte. Übermorgen um elf Minuten auf Dreie stehe ich wieder unter dem Baum mit den roten Äpfeln, wenn Sie etwa nur auf dieser Stelle mich küssen wollen.“ — Jacobis Briefstil an Gleim ist aus folgender Probe zu ersehen: „Höre, lieber Amor, du der weiseste unter deinen Brüdern, höre meine Bitte. O schleiche hin zu meinem Freunde, und wenn er, in Papieren vertieft, dich nicht sehen will, so klettere auf den höchsten Stoß Ästen, rausche mit den Flügeln, wie Chloes Vögeln, das von ihr vergessen wird; und hört er noch nicht, so nimm ihm die Feder, so greife nach der Leier und drohe sie zu verstimmen, bis er voll Ungeduld dir zu sprechen erlaubt. Dann Amor, dann nenne mit traurigem Tone meinen Namen, sag' ihm, daß mir kein Morgen mehr schön, kein Abend mehr heiter ist. Sag ihm alles, kleiner, gütiger Gott, sag es ihm weinend, denn einen Amor kann er nicht weinen sehen. Er wird sich hinsetzen und an seinen Jacobi schreiben.“

Schon 1769 schien sich Jacobi zu ermannen, als er an einen Freund von Halberstadt aus schrieb: „Hier haben Sie ein kleines Gedicht auf eine hiesige Schauspielerin, worin kein einziger Amor vorkommt. Überhaupt werde ich den Knaben bald abschaffen, damit er bei mir nicht zum Invaliden wird.“ Schon seit der Herausgabe der „Fris“, besonders aber nach seiner Trennung von Gleim kam ein ernsterer Gehalt in Jacobis Dichtung, die sich nun an Goethe fortbildete und glücklicher entwickelte. Manche seiner Lieder, die in der „Fris“ erschienen, sind fälschlich Goethe zugeschrieben worden, eines von ihnen hielt dieser selbst für seines Geistes Kind und nahm es in die Sammlung seiner Gedichte auf. Es ist das folgende, zuerst in der „Fris“ 1776 ohne Angabe des Verfassers, dann in Jacobis sämtlichen Werken Band III. [1819. 3. Ausg.] S. 108 abgedruckte:

Jacobis
Gedichte

Sommer-Tag.

Wie Feld und Au'
So blinken im Tau;
Wie Perlen schwer
Die Pflanzen umher!
Wie durch den Hain
Die Lüfte so rein!
Wie laut im hellen Sonnenstrahl
Die süßen Vöglein allzumal!

Ach! aber da,
Wo Liebchen ich sah
Im Rämmerlein,
So nieder und klein,
So rings bedeckt,
Der Sonne versteckt —
Wo blieb die Erde weit und breit
Mit aller ihrer Herrlichkeit?

Ein warmer, tiefempfundener Ton geht durch alle seine späteren Lieder, oft ernst, ja schwermütig, aber immer naturwahr und anmutend. So besingt er das Familienglück, die Mutterliebe, und gibt seinem Glauben an ein ewiges Leben einen warmen Ausdruck in der „Linde auf dem Kirchhofe“, von dem Anfange:

Die du so bang den Abendgruß
Auf mich herunter wehest,

Zur Wolke schwebst und mit dem Fuß
Auf Totenhügeln stehst —

bis zu den Schlußversen:

O Linde! gern an deinem Fuß
Hör' ich des Wipfels Wehen:

Dein feierlicher Abendgruß
Verkündet Auferstehen.

Der Kritiker dieses ganzen Dichterkreises, dem übrigens auch Lessing seine Gedichte (sogar den „Nathan“) zur Beurteilung und Durchseilung übergab, und der darüber zuletzt in eine unbarmherzige Korrigierwut geriet, war der damals hochgerühmte Ramler, den Eichendorff nicht übel „den poetischen Exerziermeister seiner Zeit“ genannt hat.

Karl Wilhelm Ramler, geb. den 15. Febr. 1725 zu Kolberg, erhielt seine Schulbildung in den Waisenhäusern zu Stettin und Halle, wo — außer Kirchenliedern —
Roentg, Literaturgeschichte. I.

Ramlers
Leben.

Brodes' „Jrbisches Vergnügen in Gott“ (S. 289) die einzige Poesie war, die er zu sehen bekam; und doch stammt schon aus seiner Schulzeit eine „Ode auf Friedrich II.“, die er im Jahre der Thronbesteigung seines Königs dichtete. 1742 bezog er die Universität zuerst in Halle, ging dann nach Berlin, wo er Gleim kennen lernte, der ihn von dem verhassten Studium der Theologie befreite,



Ramler

Abb. 118. Karl Wilhelm Ramler und die Muse. Gez. von B. Rode, gest. von C. Senne. Vom Titel des I. Bandes von Ramlers „Poetischen Werken“ (Berlin, 1800). Unterschrift eines eigenhändigen Schreibens Ramlers „à Mademoiselle Oeser à Leipzig“, datiert Berlin, 9. April 1785. Aus der Autographensammlung Georg Kestners †.

indem er ihm eine Hauslehrerstelle verschaffte. 1748 erhielt er eine Anstellung als „Maire“, d. h. als Professor der schönen Wissenschaften an der Berliner Kadettenschule. Seine Stelle war kärglich besoldet, und doch hielt er darin treu aus bis an seines großen Königs Tod, den er unablässig in seinen Oden besang, ohne je nach einem Lohn von „seinem so herzlich besungenen Heiden“ zu verlangen; „ein Sänger“, meinte er, „der nicht gebungen worden, könne keine Belohnung fordern; der König möge sie denen erteilen, die ihr Leben für ihn gewagt“. Friedrich Wilhelm II. setzte ihm ein Jahrgehalt von 800 Talern aus und ernannte ihn zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Später wurde er Engels Mittdirektor des königlichen Nationaltheaters; am 11. April 1798 starb er.

Ramlers Hauptverdienst bestand in seiner Korrektheit und Formenvollendung, die u. a. in seiner Übersetzung der Oden des Horaz wohlthuend hervortrat. In beiden steht er allerdings unübertroffen da, aber sie können doch den Mangel an dichterischer Schaffenskraft nicht ersehen. Auch das rhetorische Pathos, das in seinen pomphaften Oden sich geltend macht, kann uns weder begeistern noch erwärmen. In alcäischen, sapphischen und anderen antiken Versen singt er von Liebe, und seine Schönen heißen Chloe, oder Delia u. ä. Außer Übersetzungen des Horaz, Catull und Martial schrieb er auch Kantaten, einige ganz mythologisch, einige allegorisch, einige christlich, wie z. B. den durch Grauns schöne Komposition berühmt gewordenen „Tod Jesu“. Eine aufrichtige Begeisterung und eine männliche Vaterlandsliebe zeigt sich in seinen zahlreichen

geltend macht, kann uns weder begeistern noch erwärmen. In alcäischen, sapphischen und anderen antiken Versen singt er von Liebe, und seine Schönen heißen Chloe, oder Delia u. ä. Außer Übersetzungen des Horaz, Catull und Martial schrieb er auch Kantaten, einige ganz mythologisch, einige allegorisch, einige christlich, wie z. B. den durch Grauns schöne Komposition berühmt gewordenen „Tod Jesu“. Eine aufrichtige Begeisterung und eine männliche Vaterlandsliebe zeigt sich in seinen zahlreichen

Den auf Friedrich II.; aber in ihrer mythologischen Vermummung blieben sie dem Volk von Anfang an fremd. Jupiter streitet für seinen königlichen Helden, und als Apoll kehrt der Sieger des Orkus zurück! — In der Ode „an die Stadt Berlin“ fragt „die Göttin des berlinischen Stromes“, die Najade der Spree:

„Stritt Jupiter nicht selbst mit Friedrichs Volke
Und donnerte den Feind zurück?
Warf nicht Latonens Sohn, sein Schutzgott, eine Wolke
Vor seines Mörders Blitze?“

An dieses Auftreten des Berliner Stromes mag Schiller gedacht haben, als er in einem seiner Xenien die „Spree“ folgendermaßen sich äußern läßt:

„Sprache gab mir einst Ramler und Stoff mein Cäsar; da nahm ich
Meinen Mund etwas voll; aber ich schweige seitdem.“

Zu Gleims Schülern gehörte endlich auch eine Frau, die Karsschin, die übrigens zumeist ihren romanhaften Erlebnissen ihren Ruhm verdankt.

Anna Luise Karsschin wurde am 1. Dezember 1722 auf einem schlesischen Karsschin. Bauernhofe, dem „Hammer“, einer Meierei an der Grenze Niederschlesiens, als die Tochter des Bauerngastwirthes Dürbach geboren. In einigen Briefen an J. G. Sulzer, einen geborenen Schweizer und Bodmers Schüler, der zuerst die Züricher Dicht- und Geschmackslehre in Preußen vertrat, hat sie ihr Leben bis zum Jahre 1761 erzählt, außerdem auch eine gereimte Skizze ihres Lebensganges entworfen. Aus beiden citiere ich hier und da. Bei einem Oheim lernte sie lesen und schreiben, ja selbst einige lateinische Vokabeln. Aber ihrer Mutter war das ein Greuel, und sie nahm sie nach kurzer Zeit von ihm fort. „Mein Oheim segnete mich, und ich reiste mit seinen Tränen auf meiner Wange ab.“ Nun mußte sie zunächst ihren Stiefbruder warten, dann das Vieh auf die Weide treiben. Bei letzterer Beschäftigung erwachte ihr Trieb zum Dichten, der weitere Nahrung in einigen Büchern fand, die sie in den Händen eines Hirtenknaben entdeckte. Trotz der Einsprache ihres Stiefvaters suchte sie sich dadurch fortzubilden. Von einem



A. L. Karsschin

Abb. 119. Anna Luise Karsschin.
Nach einer Radirung von G. F. Schmidt von 1763. (Ausschnitt.)
Unterschrift eines eigenhändigen Schreibens der Karsschin.
(Autographensammlung Georg Reimers f.)

Dienste, in den sie als Magd trat, hoffte sie Erleichterung, allein ihre Herrin war eine harte Frau, die sie bei schwerer Arbeit hungern ließ. In das Haus ihrer Eltern zurückgekehrt konnte sie sich allerdings satt essen, aber sie befand sich oft in Todesangst bei den täglichen heftigen Zänkereien derselben. Als ihr Stiefvater starb, war sie fünfzehn Jahre alt, und noch hatte sie nichts gelernt als die dürftigen Elemente, die ihr inzwischen auch verstorbener Oheim ihr beigebracht hatte. Ein Jahr darauf suchte sich die Mutter ihrer zu entledigen, indem sie das arme Mädchen an einen heftigen Geizhals, der sie Hunger leiden ließ, verheiratete. In allem Jammer dieses Lebens ermüdete sie nicht, sich fortzubilden und sich durch das Erlernen zu trösten. — Jahre waren so vergangen, da kam eines Abends ihr Mann, etwas berauscht, nach Hause, warf lustig den Hut auf den Tisch und rief lachend: „Vivat! Es lebe der König von Preußen! Er hat die Erlaubnis zur Ehescheidung gegeben. Höre, Luise, was meinst du, wenn wir die ersten wären, die sich scheiden lassen?“ Aus dem Scherz wurde Ernst, und so löste sich ihr erster unglücklicher Ehebund; sie kehrte zu ihrer Mutter zurück, die alsbald darauf Bedacht nahm, sie schnell wieder zu verheiraten. So schwer es ihr ward, sie willigte ein und gab ihre Hand dem Schneider Karsch und „ward auf lange drückende Jahre gefesselt“. Ihr zweiter Mann war ein Müßiggänger und Trunkenbold, der sie in die bitterste Not stürzte, der die Kleider seiner Kinder verkaufte, um seinem Lustfrönen zu können, der sie mißhandelte. Aber sie „vertraute dem alles versorgenden Gott“, und ihr Vertrauen wurde nicht zu Schanden. Ein von ihr gebildetes Leihencarmen lenkte die Aufmerksamkeit urteilsfähiger Personen auf sie: sie bekam Bücher zu ihrer Fortbildung und fand Gelegenheit, sich durch Gedichte bei festlichen Anlässen etwas Geld zu verdienen. 1755 siedelten die Ehegatten nach Glogau über: „meine Familie ward vermehrt, ich war Mutter von vier Kindern und noch immer die Gattin eines nicht zu bessernden Mannes.“ Unter der pöbelhaften Behandlung desselben blieb sie aber stets geduldig, pflichttreu und unermüdet in der Ausübung ihres dichterischen Talentes. Endlich nahte für sie die Stunde der Erlösung — während ihr Mann ins Feld hatte ziehen müssen, wurde der schlesische Freiherr von Kottwitz auf sie aufmerksam und nahm sie mit nach Berlin. „Dem, der einst von pflugziehenden Kindern zum Völkerbeherrscher gerufen ward, erfüllte wohl Freude das Herz, aber mich machte sie trunken“, ruft sie in der Erinnerung an ihren Einzug in die Königsstadt aus. Dort kam sie bald in die Mode — es wurde Sitte, sie bei sich zu sehen und sich von ihr besingen zu lassen. Sulzer nahm sich ihrer an — und durch „den deutschen Horaz, den gedankenjüngenden Kamler“ lernte sie Gleim kennen, der sie sogleich als deutsche Sappho begrüßte. Ja er kam nach Berlin und veranstaltete eine Sammlung ihrer Gedichte. Im Herbst machte sie auch einen Besuch in Halberstadt und „lebte dort dreißig Tage, freudereich und liebreich für mich“. Als sie nach Berlin zurückgekehrt war, verschafften ihre Freunde ihr sogar eine Unterredung mit Friedrich d. Gr., der ihr versprach, sich ihrer anzunehmen, es aber trotz ihrer wiederholten Besuche nicht that; endlich suchte er sie (1773) durch ein spöttisches Geschenk von zwei Talern abzuschrecken — kühn genug schickte sie es sofort durch die Post zurück mit den Worten:

„Zwei Taler gibt kein großer König;
Ein solch Geschenk vergrößert nicht mein Glück —
Nein, es erniedrigt mich ein wenig,
Drum geb' ich es zurück.“

Auch diese Keckheit, über die der alte Herr in Sanssouci gewiß herzlich lachte, half ihr nicht. Erst Friedrich Wilhelm II. tat etwas für sie. Auf eine gereimte Bitte der Karschin ließ er ihr durch Geheimrat Wöllner ankündigen, „daß ihr ein Haus in Berlin gebaut werden sollte, ausgeziert mit allen Allegorien der Musen“. In diesem Hause lebte sie noch einige Jahre und starb darin am

eines Dichterwerkes, das mit einemmal die Poesie in ihrer urförmlichen, nicht zu erlernenden, nicht zu erwerbenden Macht wieder offenbarte (S. 320). Der Messias. Klopstocks „Messias“ war in der That ein bahnbrechendes Werk, aus christlich poetischer Begeisterung heraus geboren, das selbst den Kreis, aus dem es hervorgegangen, überraschte und in Erstaunen setzte. Trotz Gottscheds ohnmächtiger Zornausbrüche übte die hier offenbarte Kraft eines gottbegnadeten Dichters eine geradezu hinreißende Wirkung auf die Zeitgenossen, die wir in etwas nachzufühlen vermögen, wenn wir die Mühe nicht scheuen, uns durch ein paar Bände der Opitzianer, Hofmannswaldauer, Gottschedianer und Anacreontiker durchzuarbeiten, dann Klopstocks Gedicht aufschlagen und irgend eine Stelle der ersten Gesänge unbefangen auf uns wirken lassen. Dann werden wir erkennen, daß die deutsche Literatur an einen großen Wendepunkt gelangt war, daß sie fortan neue Wege einzuschlagen begann. Und der erste Bahnbrecher für die neue Zeit war Klopstock.

Klopstocks
Leben.

Friedrich Gottlieb Klopstock wurde am 2. Juli 1724 zu Quedlinburg am Garz in dem noch erhaltenen Häuschen gegenüber dem ehrwürdigen Dom und der Kaiserpfalz geboren. 1732 zog sein Vater als fürstlich Mansfeldischer Kommissionsrat und Pachthaber nach der Herrschaft Friedeburg a. S. Dort wuchs der Knabe in ländlich anmutiger Gegend auf, welche ihm den Sinn weckte für die Schönheit der Natur, und unter der treuen Fürsorge ernst gerichteter Eltern, die den Keim zu seiner religiösen Begeisterung in ihm pflanzten. Der Vater war ein vielseitig gebildeter und in seinem Berufe sehr tüchtiger Mann von tiefer Frömmigkeit und ernstem Streben. Von der Mutter Anna Maria, Tochter des Ratskammerers Schmidt zu Langensalza (1703—1773), bewahrt der Freundschaftstempel zu Halberstadt ein Gemälde auf, welches Gleim für den Sohn hatte anfertigen lassen. Auch mehrere Briefe von ihr und ihrem Gatten sind in den Besitz der Gleimschen Familienstiftung übergegangen. Sie war eine treue Mutter, die ihre Familie — neun Töchter und acht Söhne, von denen der Dichter der älteste war — vortrefflich, wenn auch mit etwas zu nachsichtiger Liebe erzog. Sonst war sie keine geistig hervorragende Frau, doch vermochte sie mit Verständnis den Arbeiten ihres Sohnes zu folgen. Auch sandte ihr Klopstock stets eins der ersten Exemplare seiner Dichtungen.

Im dreizehnten Jahre lehrte Klopstock nach Quedlinburg zurück und besuchte das dortige Gymnasium. Drei Jahre später (1739) kam er nach Schulpforta. Dort erwachte der dichterische Trieb in ihm und fand reiche Anregung und Nahrung durch das Studium der alten Klassiker, wie durch die seit Weiske (S. 283) üblichen poetischen Schulerexercitien. Außer „wohlgeratenen Schäfergedichten“ entwarf er damals schon den Plan zu einer Epöde „Heinrich der Vogler“ und „Messias“. In seiner sehr beachtenswerten Abschiedsrede von der Pforte über die epische Poesie pries er den großen Briten, den er einem „himmlischen Genius“ verglich. Auf der Universität Jena, die er 1745 bezog, um Theologie zu studieren, schrieb er die ersten drei Gesänge seines Epos in Prosa nieder, weil er über die Versart nicht mit sich ins Reine kommen konnte. In Leipzig, mit dem er Jena im zweiten Studienjahre (Sommer 1746) vertauschte, entschied er sich für den Vers Homers, den damals in deutscher Sprache noch ungewöhnlichen, obgleich schon von Gottsched empfohlenen und angewandten Hexameter; durch seinen Vetter Schmidt, wahrte Werk vor einem der Mitarbeiter der „Bremer Beiträge“ ans Tageslicht, der

sich das Manuskript für die Zeitschrift ausbat, in der es im Frühling 1748 namenlos erschien. Es erregte unerhörtes Aufsehen. Auch seine ersten Oden fallen in die Leipziger Zeit. Als sich dann der Freundeskreis auflöste, dem Klopstock mit schwärmerischer Hingebung anhing und den er in den Wingolf-Oden verewigt hat, übernahm er in Langensalza eine Hauslehrerstelle. Seine dort erwachte erste Jugendliebe zu der unter dem Namen „Fanny“ oft besungenen Tochter des Bruders seiner Mutter, Marie Schmidt, war ebenso glühend von seiner wie unerwidert von ihrer Seite. Das stimmte ihn schwermütig und machte ihn seine schon ohnehin beschränkte Stellung geradezu unleidlich. Da hörte er von Wärtner, daß Bodmer für den „Messias“ schwärme, und sofort beschloß er, an ihn zu schreiben, sich als seinen dankbaren Jünger zu bekennen, ihn in alle Geheimnisse seines Herzens einzuweihen. Bodmer wurde Feuer und Flamme, als er Klopstocks Brief empfing, setzte alles in Bewegung, um für seinen jungen Schützling eine Bahn zu schaffen, schrieb an Haller und andere Freunde dringende Briefe, ja, er ging damit um, den „Messias“ ins Französische zu übersetzen, um Friedrich den Großen darauf aufmerksam zu machen. Da aber alles vergeblich war, lud Bodmer ihn zu sich nach Zürich ein. Klopstock nahm es nicht sofort an. Es mochte ihm schwer werden, sich von Fanny zu trennen, und doch fragte er Bodmer in seinem Dankschreiben für die Einladung nicht nur nach der Gegend und den Freunden, sondern auch sehr naiv: „Wie weit wohnen Mädchen ihrer Bekanntschaft von Ihnen, von denen sie glauben, daß ich einen Umgang mit ihnen haben könnte?“ Freilich motiviert er es durch sein dichterisches Bedürfnis, indem er hinzufügt: „Das Herz der Mädchen ist eine große, weite Aussicht der Natur, in deren Labyrinth ein Dichter oft gegangen sein muß, wenn er ein tief sinniger Denker sein will.“ Aber er wünscht doch auch, daß „die Mädchen nichts von seiner Geschichte wissen möchten,“ um nicht „vielleicht sehr ohne Ursache zurückhaltend“ zu werden. Bodmer ging auf alle diese Fragen bereitwillig ein. In einer langatmigen Ode



A. M. Klopstockin

Abb. 120. Anna Maria Klopstock, des Dichters Mutter, in ihrem 67. Lebensjahre. Nach dem Originalgemälde von W. Calau (1770) im Gleim'schen Freundschaftsstempel zu Halberstadt. Unterschrift eines Briefes der Klopstockin an den „Hoch Edelgeborenen Hochgeehrtesten Herrn Dom Secretarius Gleim“ von Quedlinburg, 21. Okt. 1755. Im Besitz der Gleim'schen Familienstiftung (Nr. 28).

„Verlangen nach Klopstocks Ankunft“, die er dem Messias-Sänger zuschickte, versicherte er ihn:

Hier sind auch Mädchen, zwar sind sie nicht Fannys, doch Schwestern der Fanny.
Eine Fanny nur hatte die Schöpfung,
Aber sie hat Klarissen, Areten und Kluge Pamelas,
Männliche Seelen in weiblicher Bildung,
Fähig, die Weisheit, das Vorrecht des höheren Manns, zu empfinden zc.

Als alle diese Vorfragen erledigt waren, reiste er im Juli 1750 nach Zürich, wo ihn der Dichterfreund in seinem gastlichen Hause begeistert empfing. Wohl mochte dem jungen Dichter das Herz aufgehen bei solcher Begrüßung und in einer solchen Umgebung. Das noch heute erhaltene Haus stand damals wie ein Musentempel oberhalb (heut innerhalb) der Stadt, auf deren Türme und Dächer es herabschaute, an einen mit Fichten gekrönten Rebenhügel gelehnt, mit einem erquickenden Blick auf die Kette der Albisberge mit dem hohen Ussi und auf den Züricher See mit seiner glänzend bewegten Fläche und seiner unendlichen Mannigfaltigkeit von abwechselnden Berg- und Talusern: „eine wahrhaft idyllische Wohnung“, wie Goethe



Abb. 121. Bodmers Haus in Zürich, die gastliche Dichterherberge.

„wie Goethe sie nennt, der neunundzwanzig Jahre später hier auch den „Patriarchen“ begrüßte. Ungeachtet der ersten beiderseitigen Begeisterung stellte sich doch bald eine Ernüchterung ein — die beiden hatten sich in ihrer Phantasie ein ganz anderes Bild von einander gemacht, als sie es in Wirklichkeit fanden. Namentlich konnte der etwas kleinstädtisch-pedantische, sechsundzwanzig Jahre ältere Herr sich nicht in das ungebundene, lebenslustige Wesen seines Gastes finden, der seinerseits die Eigenheiten und Grillen seines Gastfreundes sehr lästig fand und nicht die geringste Rücksicht darauf nahm, ja sich überhaupt wenig um ihn kümmerte. Die Fortsetzung des „Messias“ hatte Klopstock ganz aus dem Auge verloren über allerhand lustigen Umgang, den er in der Stadt gefunden. „Er denket nicht nach,“ klagt Bodmer in einem uns erhaltenen Briefe, „was für ein gutes, großes Exempel der Messiasdichter der Welt schuldig ist. Daher steht sein Wandel mit der Messiasde ziemlich in Widerspruch; er ist nicht heilig.“

Dagegen dichtete Klopstock Odden, die einen ganz anderen Geist atmeten. Die Freude an der Natur, an dem Verkehr mit gleichgestimmten Freunden und

„eine wahrhaft idyllische Wohnung“, wie Goethe sie nennt, der neunundzwanzig Jahre später hier auch den „Patriarchen“ begrüßte. Ungeachtet der ersten beiderseitigen Begeisterung stellte sich doch bald eine Ernüchterung ein — die beiden hatten sich in ihrer Phantasie ein ganz anderes Bild von einander gemacht, als sie es in Wirklichkeit fanden. Namentlich konnte der etwas kleinstädtisch-pedantische, sechsundzwanzig Jahre ältere Herr sich nicht in das ungebundene, lebenslustige Wesen seines Gastes finden, der seinerseits die Eigen-

schönen Mädchen, an dem Wein kamen zum Ausdruck in der Ode: „der Zürcher See“, welche auf einer frühlichen Fahrt bald nach des Dichters Ankunft entstand. Bodmer, der sich daran nicht beteiligt hatte, wurde dadurch keineswegs verschönt. Auch die an ihn selbst gerichtete Ode stimmte ihn nicht milder. Seine Hoffnung, den Dichter ganz allein zu genießen, war zu schmerzlich getäuscht worden. Immer weniger verstanden sich die beiden Männer, welche die Poesie trotz mancher gemeinsamer Grundgedanken ganz verschieden auffaßten. Die poetische Büchergelehrsamkeit, auf welche der alte Herr so großes Gewicht legte, war dem jugendlichen Dichter, der nur aus der Fülle des Lebens schöpfen wollte, gründlich zuwider. Bodmer aber konnte es nicht verstehen, wenn Klopstock ihn versicherte, daß oft nach frühlichem Gelage ihm die heiligsten und schönsten Verse am besten gelangen. Endlich verließ der Gast zu Bodmers großer Betrübniß ganz sein Haus und zog zu einem jüngeren Freunde in die Stadt. Darüber kam es zu einem offenen Bruche zwischen den beiden, der erst nach langwieriger Bemühung der gemeinsamen Freunde, namentlich durch Breitingers Vermittelung beigelegt wurde; doch wurde das alte Verhältniß nie wieder hergestellt.

Nachdem Klopstock acht Monate in der Schweiz zugebracht, reiste er im Februar 1751 ab infolge einer Einladung des Königs Friedrichs V. von Dänemark, der ihm durch seinen Minister, Grafen Bernstorff ein Jahresgehalt von 400 Reichsthalern zur unabhängigen und sorgenfreien Vollendung seines Werkes, dazu Reisegeld nach Kopenhagen angeboten hatte. Dem Könige von Dänemark war deshalb auch der bald darauf (1751) erscheinende erste Band des Messias, der fünf Gesänge enthielt, in einer Ode gewidmet. In dem Vorbericht dazu heißt es: „Der König der Dänen hat dem Verfasser des Messias, der ein Deutscher ist, diejenige Muse gegeben, die ihm zur Vollendung seines Gedichtes nötig war.“ So ging denn sein Weg nach Norden. Unterwegs, in Hamburg, lernte er Meta Moller (eigentlich Margarete Möller geheiß), seine spätere Frau, kennen. Sie war die Tochter eines angesehenen Hamburger Kaufmanns (geb. 16. März 1728). Mit großer Begeisterung begrüßte sie ihn, als er mit einem Empfehlungsschreiben ihres gemeinsamen Freundes Giseke sie aufsuchte. Die drei Tage, welche er in Hamburg verweilte, widmete er ihr fast ausschließlich, las ihr Stücke aus dem Messias und seine neuesten Oden vor, und so wurden sie rasch „ganz ernsthaft Freunde“. Darüber schwand das Bild Fannys immer mehr aus seinem Herzen, und bald richtete er an Meta feurige Liebesoden, in denen er sie als „Sidli“ besang. Von Kopenhagen, wo er drei Jahre vom König geachtet und von Bernstorff stets als Freund behandelt lebte, trat er mit ihr in einen lebhaften Briefwechsel. Manche Ode entstand in dieser glücklichen Mußezeit, aber der „Messias“ schritt nur langsam vor. Erst 1755 erschienen wieder fünf neue Gesänge. Ein Jahr zuvor hatte er sich mit Meta in Hamburg verheiratet und lebte mit der reich gebildeten, dabei einfach und häuslich gearteten Frau im glücklichsten Ehebunde. Doch nur vier Jahre des Zusammenlebens waren ihnen vergönnt. Am 28. November 1758 wurde sie ihm durch den Tod entzissen. Er setzte ihr ein Denkmal durch Herausgabe ihrer hinterlassenen Schriften, die manches Ansprechende in Versen und Prosa, wenn auch nichts Selbständiges, enthielten. Auf ihrem Grabstein im Dorfe Ottenfen bei Altona setzte er den von ihr selbst dazu auserwählten Vers seiner Messiasode: „Saat von Gott gesäet, dem Tage der Garben zu reifen.“ Stets bewahrte er ihr ein liebendes Andenken, und noch vierzehn Jahre später gedachte er ihrer in dem fünfzehnten Gesange seines großen Gedichtes:

Späte Träne, die heute noch floß,
 Terrinn mit den anderen tausenden, welche ich weinte.

In den Jahren 1759—1762 lebte er abwechselnd in Quedlinburg, Braunschweig und Halberstadt; dann reiste er wieder nach Kopenhagen, wo er bis 1771 blieb.

Neben dem langsam fortschreitenden „Messias“ (1768 erschien der 11. bis 15., 1773 der 16. bis 20. Gesang) schrieb er mehrere Dramen, so „die Hermannsschlacht“ im Jahre 1768, die er dem Kaiser Joseph II. zueignete, der ihm dafür eine goldene,

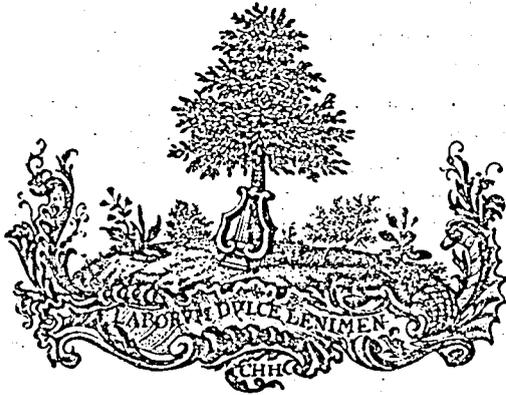


Klopstock

Abb. 122. Klopstock im mittleren Mannesalter. Nach einem gleichzeitigen Stich. Autograph aus einem Schreiben Klopstocks an Metas Schwestern, datiert: Jbchoe, 21. Juni 1769; im Besitze des Dr. med. C. R. Caspar in Hamburg. Vgl. Lappenberg's Briefe von und an K. S. 146.

mit Brillanten besetzte Medaille schickte. Der Kaiser schien ihn auch ganz nach Wien ziehen zu wollen, die Unterhandlungen darüber zerschlugen sich aber. Als sein Freund, der Graf Bernstorff, im September 1770 durch Christians VII. Günstling Struensee verdrängt wurde, ging Klopstock unter Beibehaltung einer Pension mit dem Titel eines königlich dänischen Legationsrates nach Hamburg, wo er mit Ausnahme der kurzen Zeit (Sept. 1774 bis März 1775), die er in

Der
Messias
ein
Heldengedicht.



Z U L L E,
bey Carl Herrmann Hemmerde.
1749.

Titel der ersten Separatausgabe der drei ersten Gesänge
von Klopstocks „Messias“ (1749).
Nach dem Original der Dresdener Bibliothek.



Der Messias.

Erster Gesang.



ing, unsterbliche Seele, der sündigen Men-
schen Erlösung,
Die der Messias auf Erden in seiner
Menschheit vollendet,
Und durch die er Adams Geschlechte die Liebe der Gottheit
Mit dem Blute des heiligen Bundes von neuem geschenkt
hat.

Also geschah des Ewigen Wille. Vergebens erhob sich
Satan wider den göttlichen Sohn; umsonst stand Judäa
Wider ihn auf; er that's, und vollbrachte die große Ver-
söhnung.

Aber, o Werk, das nur Gott allgegenwärtig erkennt
Darf sich die Dichtkunst auch wohl aus dunkler Ferne
dir nähern?
Welche sie, Geist Schöpfer, vor dem ich im stillen hier
bete;

A 2

Führe

Anfang des ersten Druckes von Klopstocks „Messias“ aus Band IV,
Stück 4 der „Neuen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes“
sog. „Bremer Beiträge“ (Bremen und Leipzig 1748).

Nach dem Exemplar der Dresdener Bibliothek.

Karlsruhe auf Einladung des Markgrafen Karl Friedrich von Baden zu- brachte, bis an seinen Tod wohnte. Die Anfänge der französischen Revolution hatte er mit großem Enthusiasmus begrüßt und dichterisch gefeiert. Wie Schiller wurde auch er dafür von den neuen linksrheinischen Machthabern zum französischen Ehrenbürger ernannt. Die Enttäuschung konnte nicht ausbleiben. Als die Greuel der Schreckensregierung im Königsmorde gipfelten, ergriff ihn leidenschaftlicher Schmerz und Zorn, dem er in mehreren seiner Oden („Mein Irrtum“ u. a.) einen entrüsteten Ausdruck gab. Seitdem schwieg seine Muse, doch blieb er geistig rege und tätig; neben Übersetzungen, grammatischen und metrischen Untersuchungen bereitete er eine neue Gesamtausgabe seiner Werke vor, von welcher er jedoch nur die ersten Bände erscheinen sah. Zu hohem Alter (1791) vermählte er sich mit seiner vieljährigen Freundin, Johanna Elisabeth von Winthem, geb. Dimpfel, einer Nichte Metas, die mit ihrer Liebe seinen Lebensabend erheiterte und verschönte. Am 14. März 1803 starb er und wurde am 22., einem heiteren, kühlen Frühlingmorgen, an der Seite seiner Meta in Diktensen mit fürstlichen Ehren unter Beteiligung einer zahllosen Volksmenge zur Ruhe bestattet.



M. Meta

geborene *M. Meta*

Eine Geschichte seines Lebens und seiner Schriften hat neuerdings Franz Muncker auf Grund der sorgfältigsten Forschungen herausgegeben.

Das Thema seines großen Epos, des „Messias“, ist die Erlösung der Menschheit durch Christus, wie er es zu Anfang hervorhebt (Ausg. v. 1799. Vgl. Weil. 75, 76):

Sing, unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung,
Die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet,
Und durch die er Adams Geschlecht zu der Liebe der Gottheit,
Leidend, getötet und verherrlicht, wieder erhöht hat! —

Also geschah des ewigen Willen. Vergebens erhob sich
Satan gegen den göttlichen Sohn; umsonst stand Zuba
Wegen ihn auf: er tat's und vollbrachte die große Versöhnung.

Abb. 123. Klopstocks erste Frau Meta (Margaretha), geb. Moller. Nach einer Photographie des Ölgemäldes von M. F. Duabel, im Besitze der Frau Hauptmann v. Issendorf geb. v. Winthem.

Autographen aus Briefen Metas an Gleim. (Von Der Messias, der Braut aus Hamburg, 6. Mai 1763; von der Frau aus Quedlinburg, 30. Juli 1764.) Im Besitz der Gleim'schen Familienstiftung zu Halberstadt. (Nr. 23.)

Mit dem Beschluß der drei Personen der Gottheit über das Werk des Heilandes beginnt die Erzählung und geht dann — bald auf Erden, bald im Himmel, bald in der Hölle spielend — fort bis zur Auferstehung und zur Himmelfahrt Christi im Geseits lobsingender himmlischer Heerscharen, welche seine Thaten von Ewigkeit zu Ewigkeit verherrlichen. Dieser Stoff, die Erlösung des verderbten Menschengeschlechts durch den gottgesandten Messias, war an sich für ein erzählendes Gedicht großen Stils, also für ein Heldenepos wohl geeignet, auch die Anlage echt episch: die Vorbereitungen im Himmel, die Gegenströmungen in der Hölle, die Durchführung der That auf Erden mit dem Siege bei der scheinbaren Niederlage des Helden und sein Triumph. Da jedoch sein Werk nur die Leidensgeschichte des Herrn behandelte (man vergleiche es in dieser Hinsicht wie in der rein epischen Behandlung mit dem Heliand!) und der Held somit nur leidend war, so reichte der Stoff für ein großes Epos nicht aus. Daher in der Ausföhrung der stete Wechsel zwischen epischer und lyrischer Darstellung und Stimmung, in der des Dichters eigentliche Begabung lag, daher als Ergänzung das oratorische Beiwerk und die eingeschobenen idyllischen Episoden.

„Seine Sphäre ist immer das Ideenreich,“ sagt Schiller von ihm, „und ins Unendliche weiß er alles, was er bearbeitet, hinüberzuführen. Man möchte sagen, er ziehe allem, was er behandelt, den Körper aus, um es zu Geist zu machen, so wie andere Dichter alles Geistige mit einem Körper bekleiden.“ Und so prägt sich von den zahllosen Figuren des Gedichtes keine einzige dem Gedächtnis des Lesers ein; selbst der liebenswürdige sentimentale Teufel Abbadona, der die Damen jener Zeit zu Tränen rührte, so daß sie den Dichter aufs herzbeweglichste ansehnten, das arme Geschöpf doch zuletzt noch zu begnadigen (was er denn auch im 19. Gesang wirklich that), entbehrt der festen Züge, die ihn zu einer unterscheidbaren Gestalt machen könnten. An Stelle der Handlung tritt die Empfindung, die sich in Ausrufungen und Versicherungen über das Unzureichende menschlicher Sprache zur Darstellung göttlicher Dinge erschöpft, und dazu halten alle die Engel und Seraphin unendlich lange Reden, die den Fortgang der Handlung ermüdend verzögern. Das macht sich besonders geltend in den letzten zehn Gesängen, die, in so langen Zwischenräumen entstanden, notwendig matter und matter werden mußten. Trotz dieser Mängel war das Epos ein Triumph der freischaffenden Phantasie eines echten Künstlers, der wiedergab, was er geschaut und innerlich erlebt hatte, in einer bis dahin unerhörten Vortragsweise und Sprache. Die Erzählung der Evangelien bot nur den an äußeren Geschehnissen wie an Charakteristit fargen Grundstoff. Die dichterische Erfindungskraft spann diesen geringen Stoff aus. Sie brachte eine Fülle neuer Tatsachen, suchte aus den oft nur schattenhaften Persönlichkeiten der Apostel, Freunde und Feinde des Messias volle, runde Gestalten aus Fleisch und Blut zu schaffen (man denke an Judas, Nicodemus, Kaiphas), kaum angedeuteten, wie der Gemahlin des Pilatus, Namen und Charakter zu geben, stellte neue eigener Erfindung auf, welche aus des Dichters eigenen Erlebnissen, seiner Liebe und Freundschaft Leben gewannen wie Sidki, Semida u. a., bevölkerte endlich Himmel und Hölle, rein aus dichterischer und religiöser Phantasie.

Und dies alles in einer Sprache und in einer Form, die noch heute unübertroffen sind. Mit Recht nannte Herder Klopstocks „Messias“ „nächst Luthers Bibelübersetzung das erste klassische Buch unserer Sprache“. Und das ist es trotz des fremden, des antiken Versmaßes. Mit sichrem Sprachgefühl und schöpferischer Kraft hat der Dichter aus dem Hexameter eine deutsche Versform gemacht. Daher durfte Haller denen, die zuerst an dem ungewohnten Maß Anstoß nahmen, den Rat geben, die Verse wie Prosa zu lesen. Man mache nur den Versuch, und man wird über den Wohlklang der edlen Sprache ebenso im „Messias“ erstaunt sein, wie bei den freien Rhythmen der Oden. Der Anfang des 3. Gesangs gliedert sich dann also:

Sei mir begrüßt!
 Ich sehe dich wieder,
 Die du mich gebarest, Erde,
 Mein mütterlich Land,
 Die du mich im kühlenden Schoße
 Einst zu den Schlafenden Gottes begräbst
 Und meine Gebeine sanft bedeckst;
 Doch dann erst,
 Dies hoff' ich zu meinem Erlöser,
 Wenn von ihm mein heiliges Lied zu Ende gebracht ist.

Klopstock war der erste, welcher dem Silbengeklapper der Dpißischen Verse ein Ende machte, welcher nicht mehr auf den regelmäßiger Wechsel je einer betonten und unbetonten Silbe das Hauptgewicht legte. „Er zählte und maß nicht nur, er wägte die Silben im Fluge des Wohllauts“ (Herder), er unterschied auch unter den betonten Silben stärkere und schwächere und überwand so auch in seinen Oden die spröden antiken Formen:

Schön ist, Mutter Natur,
 deiner Erfindung Pracht,
 Auf die Fluren verstreut,
 schöner ein froh Gesicht,
 Das den großen Gedanken
 Deiner Schöpfung noch ein-
 mal denkt.

So wurden die fremden Maße
 ihres undeutschen Wesens
 entkleidet und in deutsche
 Rhythmen aufgelöst.

Dennoch darf nicht ver-
 kannt werden, daß diese An-
 lehnung an fremde Formen
 dem Dichter bisweilen un-
 überwindliche Schwierigkeiten
 gemacht hat, daß er der neu-
 geschaffenen Dichtersprache
 nicht immer völlig Herr ge-
 worden und dadurch das
 Verständnis oft erschwert ist.
 werden.

So bemerkte denn schon Lessing, freilich indem er zugleich dem großen Publikum eine Zurechtweisung erteilte:

Wer wird nicht einen Klopstock loben?
 Doch wird ihn jeder lesen? — Nein.

Wir wollen weniger erhoben
 und fleißiger gelesen sein.

Das gilt auch heute noch, obwohl nicht zu verkennen ist, daß die Schätzung des „Messias“ zugenommen hat. Und mit Recht. Denn er enthält Schönheiten, die das Gedicht noch heute — wenigstens in auserwählten Abschnitten, wie sie u. a.



Abb. 124. Der alte Klopstock. Nach einem gleichzeitigen Stich.

Populär konnten seine Dichtungen daher nicht

in den Denkmälern älterer deutscher Literatur IV, 3 ausgewählt und verbunden sind — höchst lesenswert machen. Wer es versteht, die nicht leicht zu beherrschende Form des Gedichtes durch gutes Vorlesen zu überwinden und Längen zu über-schlagen, der wird auch heute einen sonst dichterisch empfänglichen Kreis dadurch erfreuen und erheben. So ist z. B. der vierte Gesang, der die Veranschlagung des jüdischen Synedrums, den Verrat des Judas, das letzte Abendmahl der Jünger mit Jesus und seinen Gang nach dem Ölberge enthält, zu einer solchen gewöhnlichen Lektüre sehr geeignet. Mit welcher einem meisterhaften Gleichnis hebt dieser Gesang sofort an:

Kaiphäs aber lag noch, nach Satans dunkeln Gesichte
Voller Angst auf dem Lager, von dem die Ruhe gestohlen war,
Schlief bald Augenblicke, dann wacht er wieder und warf sich
Ungestim und voll Gedanken herum. Wie tief in der Feldschlacht
Sterbend ein Gottesleugner sich wälzt, der kommende Sieger
Und das bäumende Ross, der rauschenden Panzer Getöse
Und das Geschrei und der Tötenden Wut und der donnemde Himmel
Stürmen auf ihn: er liegt und sinkt mit gespaltenem Haupte
Dumm und gedankenlos unter die Toten und glaubt zu vergehen;
Drauf erhebt er sich wieder und ist noch und denkt noch und fluchet,
Daß er noch ist, und spricht mit bleichen, sterbenden Händen
Himmelan Blut; Gott flucht er und wollt' ihn gerne noch leugnen —
Also beküßt sprang Kaiphäs auf und ließ die Versammlung
Aller Priester und Ältesten im Volk schnell zu sich berufen.

Ebenso ist die Begegnung der Portia, der Gemahlin des Pilatus, mit Jesu Mutter im siebenten Gesang höchst ergreifend. Daran reihe man etwa im zehnten die Schilderung der ersten Christen, im zwölften den Tod der Maria, Lazarus' Schwester, im vier-zehnten die Erscheinung des auf-erstandenen Heilandes, im fünf-zehnten Christi Tod, im neunzehnten die Zeit vor der Himmelfahrt.

Lessing hat darauf aufmerk-sam gemacht, daß Klopstock sich im Messias als ein „Vertei-diger unserer Religion“ erweist. „Diese einzige Betrach-tung“, sagt er weiterhin, „sollte den Messias schätzbarmachen und diejenigen behutsamer, welche von der Natur verwahrloßt sind oder sich selbst verwahrloßt haben, daß sie die poetischen Schönheiten desselben nicht empfinden.“

In den Iyrischen Dich-tungen ist Klopstock in seinem eigentlichen Elemente, besonders in den Oden, die noch viel mächtiger wirken würden, wenn des Altertums der Ausdruck zu

Abb. 125. Titeloignette Chodowieckis zu Klopstocks Messias, 7. Gesang, vom Jahre 1789. Maria und Portia, die Frau des Pilatus.

Oden.

nicht in den oft allzu spröden gelehrten Versmaßen gesucht und die Wendungen zu gekünstelt wären. In einer Ode an J. G. Voss

erklärte er dem Reim den Krieg. Die alten Sprachen hätten „zween gute Geister“ gehabt, meint er, Wohlklang und Silbenmaß —

Die spätern Sprachen haben des Klangs noch wohl;
 Doch auch des Silbenmaßes? Statt dessen ist
 In sie ein böser Geist, mit plumpem
 Wörtergepöller, der Reim, gefahren.
 Reb' ist der Wohlklang, Rebe das Silbenmaß;
 Allein des Reimes schmetternder Trommelschlag,
 Was der? Was sagt uns sein Gewirbel,
 Lärmend und lärmend mit Gleichgetöne?

Wohl war diese gänzliche Verwerfung des Reims eine Einseitigkeit, und die fast ausschließliche Verwendung fremder Versmaße eine Verirrung, die jeden Eingang der Gedichte ins Volk unmöglich macht; aber anderseits steht es fest, daß Klopstock durch die Maße und Formen des klassischen Altertums sich ein großes Verdienst um unsere Sprache und Poesie erworben hat. „Er hat,“ sagt Vilmar, „durch diese reimfreien Verse uns von dem seelenlosen, handwerksmäßigen Klingeln und Klappern mit Reimen, von dem toten Formalismus, in welchen unsere Poesie versunken war, frei gemacht und uns die Richtung auf große Gedanken als das den Vers Erfüllende und die Dichtung eigentlich Erzeugende, auf große Gedanken, die mehr sind denn die Versform und der herkömmliche Reimklang, auf eine edele, erhabene und wahrhaft dichterische, nicht durch den bloßen Reimklang und hallenden Verstos getragene Sprache mit solcher Entschiedenheit gegeben, daß das ganze nach ihm folgende Jahrhundert lediglich von ihm zu lernen hatte.“

In vielen Oden kommt seine religiöse Begeisterung zum Ausdruck, oft auch da, wo er Freundschaft, Liebe, Natur oder Vaterland besingt. So zeigt es sich in seinen der Freundschaft gewidmeten Oden, im „Wingolf“, worin der Leipziger Freundeskreis, aus dem die „Bremer Beiträge“ hervorgingen, gefeiert wird, auch in der Ode „an Bodmer“; und die an Fanny und Sidli gerichteten Gedichte beweisen, wie der Gedanke an Gott und die Hingabe an die Geliebte bei ihm ineinander fließen.

Von ihr geliebet, will ich dir feuriger
 Entgegenjauchzen, will ich mein volles Herz
 In heißeren Hallelujaliedern,
 Ewiger Vater, vor Dir ergießen!

singt er in seiner Ode „An Gott“. Ebenso sieht er in der Natur stets eine Gottesoffenbarung und klagt, daß nur wenige diese Auffassung teilen, so u. a. in der Ode „Dem Allgegenwärtigen“:

Wenige nur, ach wenige sind,
 Deren Aug' in der Schöpfung
 Den Schöpfer sieht! Wenige, deren Ohr
 Ihn in dem mächtigen Rauschen des Sturmwind's hört,
 Im Donner, der rollt, oder im lispelnden Bache,
 Unerhoffener, Dich vernimmt!
 Weniger Herzen erfüllt mit Ehrfurcht und Schauer
 Gottes Allgegenwart!

Am deutlichsten tritt in der Ode „Der Zürchersee“, die er während seines Aufenthaltes in Bodmers gastlichem Hause dichtete, die Verschmelzung irdischer und ewiger Gedanken hervor; Naturgenuß, Liebe, Ruhm, Freundschaft, alles gipfelt ihm in dem Streben,

So das Leben zu genießen
 Nicht unwürdig der Ewigkeit!

Während aber in dieser Ode ein fröhlicher Ton vorherrscht, der auch in anderen Oden durchklingt (z. B. im „Rheinwein“: O du, der Traube Sohn, der im Golbe blinkt; im „Eislauf“ u. a.), zeigt sich in vielen etwas krankhaft Beisches und Sentimentales, ein Freundschaftskultus, eine Tränenlust, eine überspannte Empfinderei und Spielerei mit dem Sterben, die für unsern Geschmack bisweilen ans Komische grenzt, aber dem Zeitgeschmack auf Rechnung zu setzen ist. Am übertriebensten tritt das in der Ode „Selmar und Selma“ hervor, in der die beiden Liebenden sich anseufzen über den Gedanken, was derjenige, der den anderen überlebe, in seinem Schmerz über den Tod des Geliebten tun werde. Selma versichert:

Ach, mein Selmar, wenn künftig der Tod uns Liebende trennet,
Wenn dein Geschick dich zuerst zu den Unsterblichen ruft:
Dann, dann wein' ich um dich mein ganzes übriges Leben,
Jeden schleichenden Tag, jede schreckliche Nacht!

während Selmar beteuert:

Selma, Selma, nur wenig bewölkte, trübe Minuten
Bring' ich, seh' ich dich tot, neben dir seelenlos zu!

Zulezt kommt Selma auf den Gedanken, mit Selmar zusammen sterben zu wollen:

Selmar, ich sterbe mit dir!
Ich bete mit dir von dem Himmel
Diese Wohlthat herab. Selmar, ich sterbe mit dir!

In einigen Liebesliedern aber, wie „Ihr Schlummer“ (Sie schläft. 1752), „Furcht der Geliebten“ (Sidli, du weinest. 1753) und „Das Rosenband“ (Im Frühlingschatten fand ich sie. 1753), hat er sich fast zu Goethischer Klassicität erhoben. In seinen späteren Oden tritt leider das Rhetorische immer mehr an die Stelle des Gedankenschwunges, die Sprache wird immer geschraubter, oft völlig dunkel und unverständlich, und das künstlich Gemachte wirkt erkältend. Dazu kommt zuweilen ein polemischer Zug. So nennt er in der Ode „Der Genügsame“, deren eigenhändige Niederschrift ich in der Beilage Nr. 77 mitteile, Kants kritische Philosophie „einen untergeschobenen Wechselbalg, der Tiefinn lüget, der Gedanken spinnwebt, der das Licht kunstwörterlend umdüstet.“

Geistliche
Lieder.

Klopstocks „geistliche Lieder“, die er eigens für den öffentlichen Gottesdienst verfaßte, in denen er sich sogar zum Gebrauch des Reimes herabließ, sind nie zu Kirchenliedern geworden. Seiner aufrichtig frommen Überzeugung gibt er darin meist einen so studiert kunstvollen, oft schwerfälligen Ausdruck, daß man die Lust zum Singen dabei ganz verliert, obgleich er allen bekannte Kirchenmelodien untergelegt hat. Neben dem rhetorischen Pathos herrscht der sentimentale Seufzerton darin vor, wie in vielen seiner Oden. Doch ist eins unter diesen Liedern, das sich im Gebrauch der christlichen Gemeinde erhalten hat und noch heute an so manchem Grabe Trost spendet; es ist das herrliche Auferstehungslied: „Auf-erstehn, ja auferstehn wirst du, mein Staub, nach kurzer Ruh!“ mit dem in neueren Liederansammlungen oft entstellten Schlusse, der richtig heißt:

Ach, ins Allerheiligste führt mich
Mein Mittler dann; lebt' ich
Im Heiligume
Zu seines Namens Ruhme!
Halleluja!

Patriotische
Oden.

Durch zahlreiche Oden Klopstocks geht ein patriotisch begeisterter Ton. Er, auf den die Person des großen Königs wie auf alle seine Zeitgenossen den größten Eindruck machte und der mehr als Gleim und Kleist der berufene Ver-

Der Genügsame.

Ode von Klopstock.

(Im Julius 1796)

«Forschung des Wahren, geb' ich dir
Erndt' ich Kenntniß, die mir den Geist erho
Löschet des Herzens Durst; zwar nicht Pa
Aber doch Halme

x

Lass mir den Stern, der mir dir
Funckel, Hesperus gleich erscheinen, da
Troh im Suchen bleibe, und nicht zu
Finde der Halme.

x
Sende mir deinen Blutsfreund, der
Du mit Innigkeit liebst, daß er mir
Wacher Leiter sey, daß er streng mir
Warnende Zweifel.

Der Genügsame.

Ode von Klopstock.

(Im Julius 1796)

«Forschung des Wahren, geb' ich dir mich ganz hin:
 Erndt' ich Kenntniß, die mir den Geist erhellet,
 Löscht des Herzens Durst; Zwar nicht Sorgen erndt' ich,
 *Aber doch Halme

x

Lass mir den Stern, der ~~mir~~ dir auf deinem
 Funckelt, Hesperus gleich erscheinen, daß ich Scheitel
 Froh im Suchen bleibe, und nicht zu wenig
 Finde der Halme.

x

Sende mir deinen Blutsfreund, den, o theure,
 Du mit Innigkeit liebst, daß er mir treuer,
 Wachter Leiter sey, daß er streng mir sey, der
 Warnende Zweifel.

x

Ihm ist ein Wechselbalg, der Tiefsinn lüget,
Ihro untergeschoben, der Gedanken
Spinnweb, der das Licht, das herab da strahlt, kunst-
Wörteln und dünstet.

x

Weise! beschütze vor dem blauen Balge,
Wer selbst denkt, und nicht groß ängig anstarrt,
Schüttert; wer die Kontroverse nicht nur, das Gut auch
Liebt, und das Schöne. »)

x

Also erscholl im deutschen Eichenhain,
Mit Begeisterung, eines Jünglings Stimme,
Und mit Kälte; leuchtender ward ihm da, wann
Röther die Frühe

Der Genügsame. Ode von Klopstock.
Nach der Originalhandschrift in der Stadtbibliothek zu Hamburg.

Verlag von Velhagen & Klasing.

Bielefeld und Leipzig.



herrlicher seiner Taten in Krieg und Frieden gewesen wäre, wurde leider durch die Mißgunst des Preußenkönigs, der seinem ganzen Bildungsgange nach für die Erhabenheit Klopstock'scher Poesie kein Verständnis haben konnte, von der Gegenwart abgedrängt und verirrete sich noch dazu in ein wunderbar zurechtgemachtes mythologisches Gebäude, das er für deutsch hielt. Dadurch wurden manche seiner Oden noch schwerfälliger und unverständlicher. Seine Kraft wurde freilich dadurch, daß die deutsche Kunst „von dem größten deutschen Sohne, von des großen Friedrichs Throne schußlos und ungeehrt ging“, so wenig gebrochen wie sein Mut, der ihn veranlaßte, das Verhalten des Königs in den Oden „An Gleim“ (1752), „Die Kofstrappe“ (1771), „Die Verkennung“ (1779), „Der Traum und die Rache“ (1782) offenerzig, wenn auch nicht immer maßvoll, zu tabeln. Bei der Beurteilung dieses Vorgehens darf man aber nie übersehen, daß auch dies alles aus seinem tiefen Schmerz und dieser wieder aus seiner Verehrung für Friedrich hervorging. Die Herrlichkeit seines deutschen Vaterlandes hat er immer aufs neue gepriesen. Das Selbstgefühl und den Wettstreit unseres Volkes gegenüber dem Auslande hat er mit aller Energie gesponnt, wie in „Die beiden Musen“ (1752), ja seinem „deutschen Mädchen“ stolze, allerdings etwas affektierte Worte in den Mund gelegt:

Jorn blickt mein blaues Aug' auf den,
Es haßt mein Herz
Den, der sein Vaterland verkennt!

Mein gutes, edles, stolzes Herz
Schlägt laut empor
Beim süßen Namen Vaterland!

Er spottet des, dessen Herz nicht glüht beim Namen Vaterland, und rühmt den Tod fürs Vaterland. Er preist deutsche Sprache, einfache deutsche Sitte, ernststen tiefen deutschen Geist. „Kraft ist dein Wort, Entscheidung dein Schwert, doch wandelst du es gern in die Sichel.“ So wirkte er anregend durch seine wahre deutsche Gesinnung und seine männliche Begeisterung für sein Volk und Land.

Auch seine „Bardiete“ (d. h. Bardenspiele), so verfehlt sie als Dramen Bardiete. sind, haben eine Wirkung auf das Nationalgefühl gehabt. Das älteste „Die Hermannsschlacht“, das Lessing übrigens in einem Briefe „ein vortreffliches Werk“ nennt, „wenn es auch schon etwa keine Tragödie sein sollte,“ wurde mit großer Begeisterung von der deutschen Jugend aufgenommen: das Gefühlsschwelgen darin sagte der Zeit zu, das Unhistorische derselben bemerkte damals niemand. In „Hermann und die Fürsten“ und „Hermanns Tod“ zeigt er, wie trotz Hermanns Eifer und Mut der Sieg verloren ging und Hermann durch die Uneinigkeit der deutschen Fürsten starb. Ganz ungenießbar sind seine drei biblischen Dramen (Tod Adams, David, Salomo).

Trotz der großen Schattenseiten der Klopstock'schen Poesie ist sie doch die Morgenröte einer neuen Zeit gewesen, und wie man erzählt, daß der alte Blücher an dem Grabe des Messiasängers nie vorübergegangen sei, ohne das Haupt zu entblößen, so wird ihm auch unser Volk in aller Zukunft verdienten Dank zollen und ihm eine Ehrenstelle in seinen Erinnerungen wahren.

Klopstocks Nachahmer und Nachfolger.

Es konnte nicht fehlen, daß Klopstocks kühner Vorgang in der Poesie zur Nachahmung herausforderte. „Es gibt nur allzu viele,“ schrieb Lessing schon 1753, „welche sich durch ihre unglückliche Nachahmung dieser erhabenen Dichtungsart, ich weiß nicht was für einen lächerlichen Anstrich geben, welche

glauben, ein hintendes heroisches Silbenmaß, einige lateinische Wortfügungen, die Vermeidung des Reims wären zulänglich, sie aus dem Pöbel der Dichtung zu ziehen." Hunderte solcher nachahmenden Geister tauchten vorübergehend auf, um schnell wieder zu verschwinden; alle großen Züge in der Dichtung des Meisters karikierten sie durch Übertreibung, alle seine Schwächen verzerrten sie ins Ungeheuerliche und Widerliche. Aber es gab auch genug der strebenden Geister, die, durch den ersten Bahnbrecher der neuen Literaturepoche heilsam angeregt, Tüchtiges, ja Hervorragendes in seiner Nachfolge leisteten, zu selbständigem Schaffen durchdrangen und selbsttätig in den Entwicklungsgang der Poesie eingriffen. Nur einige der bedeutenderen Namen aus beiden Klassen — den bloßen Nachahmern und den wahren Dichtern — sollen hier hervorgehoben werden; zuerst eine Reihe von biblischen Dichtern, die, durch den „Messias“ angeregt, etwas Ähnliches schaffen wollten.

Bodmers
Noah.

Da dichtete Bodmer seinen „Noah“ in zwölf Gesängen und in Hexametern, den er selbst für ein Meisterwerk hielt, der aber in der That ein ganz unlesbares Machwerk ist voll endloser moralischer Reden und Sentenzen und — wo er schildert — voll komischer Stellen. So gibt er eine regelrechte Naturgeschichte bei dem feierlichen Einzuge der Tiere in die Arche:

Nach ihm folgte das Federheer: zuerst das Geflügel
Mit krummhackigten Schnäbeln, gefräßige, beißende Vögel.
Dann die Arten des Spechts mit konveren, klemmenden Schnäbeln,
Dann die so schwimmen, mit Schnäbeln und sägende Zähn' eingeschnitten,
Die ineinander schließen, und Häutchen an Klauen zu schwimmen zc.

Eine große Zahl patriarchalischer Heldengedichte, die Bodmer „Patriarchaden“ nannte, folgten aus seiner unermüdlchen Feder: „Der Synd-Flut“, „Jakob und Rachel“, „Joseph und Zulika“ zc. Später goß er auch einige seiner Patriarchaden in Schauspiel um („Der erkannte Joseph“ zc.), die noch ungenießbarer waren als seine Epen. Andere Dichter folgten ihm darin nach. Unter ihnen erwähne ich nur den als Publizisten und Staatsmann berühmten Württemberger Freiherrn Fr. Carl von Moser, der sich an einem Epos „Daniel in der Löwengrube“ versuchte.

Auch der durch seine „physiognomischen Fragmente,“ wie durch seine Beziehungen zu Goethe bekannte Lavater war durch Klopstocks Poesie zur eignen dichterischen Produktion angeregt worden.

Lavater.

Johann Caspar Lavater, den 15. November 1741 in Zürich geboren, ein Schüler Bodmers und von 1768 bis an seinen Tod 1801 Geistlicher in seiner Vaterstadt, machte sich als zwanzigjähriger Kandidat durch eine kühne That berühmt, von der Goethe urtheilte, „sie gelte 100 Bücher,“ indem er einen der Bestechung und Erpressung schuldigen hochgestellten Beamten zuerst zur Erstattung der erpreßten Summen aufforderte und, als derselbe dem Verlangen nicht entsprach, ihn durch eine anonyme Schrift anklagte, die er später öffentlich vor dem Rat siegreich verfocht. Seit 1774 unternahm er mehrfache Reisen nach dem nördlichen Deutschland, wo sich bald ein großer Kreis von Freunden und Verehrern um ihn sammelte. Anfangs Anhänger der französischen Revolution trat er bald als Gegner der Umsturzpartei und der die Schweizer Rechte unterdrückenden französischen Republikaner auf. Er hatte darunter viel zu leiden, wurde sogar nach Basel gebracht und in Haft gesetzt. Endlich frei gelassen wurde es ihm schwer heimzukommen, da er durch die Linien der französischen Armee nicht durchzubringen vermochte. Erst nach

längerem Hin- und Herreisen gelang es ihm, seine Heimatstadt zu erreichen. Dort wurde er kurze Zeit danach von der meuchelmörderischen Kugel eines französischen (oder waadtländischen) Grenadiers getroffen. Sehr wahrscheinlich galt der Schuß dem freimütigen Verfechter der Wahrheit gegenüber dem Unrecht der französischen Regierung. Es geschah am Tage nach der Schlacht von Zürich, in welcher Massena über das vereinigte russisch-österreichische Heer siegte, am 26. September 1799, beim Einzuge der Franzosen in die Stadt. Lavater untersagte bestimmt, nach dem Mörder zu forschen. Fünfzehn Monate nachher, am 2. Januar 1801, starb er an den Folgen seiner Verwundung. — Von der großen Welt ist Lavater, ähnlich wie von Goethe, bald so, bald so beurteilt worden: zeitweise enthusiastisch verehrt, dann für einen Schwärmer und Heuchler gehalten, später objektiver und ruhiger aufgefaßt, wie in „Dichtung und Wahrheit“. Eine gerechte Würdigung haben ihm in der neuesten Zeit u. a. Mörikofer in seinem Werke über die „schweizerische Literatur des 17. Jahrhunderts“, Heinrich Thiersch und Franz Muncker zu teil werden lassen.

Nach Klopstocks und Bodmers Vorgang dichtete Lavater auch biblische Epen und Dramen. In Hexametern schrieb er nach der Offenbarung des Johannes ein großes Gedicht: „Jesus Messias oder die Zukunft des Herrn“; später ein anderes „Joseph von Arimathea“ in achtsüßigen Jamben. Auch behandelte er die ganze Geschichte Jesu und der Apostel in poetischen Erzählungen. Aber alle diese Dichtungen, welche ebensosehr der poetischen Erfindungskraft wie der künstlerischen Gestaltung entbehrten, fanden selbst bei seinen Verehrern eine ebenso kühle Aufnahme wie sein religiöses Drama „Abraham und Isaac“ und seine zahlreichen „christlichen Lieder“ und gereimten David-Psalmen. Seine „Schweizerlieder“ waren nur Nachahmungen der Gleimschen Kriegskieder, aber sie wirkten auf sein Volk mächtig und erhebend ein. — Am berühmtesten wurde Lavater durch seine Schriften über Physiognomik. In den Jahren 1775 bis 1778 erschienen in vier großen Quartbänden die „Physiognomischen Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe“ zugleich in deutscher und französischer Sprache und machten ein großes Aufsehen. Heute zählt dieses Werk nur noch unter die Kuriositäten der Literatur, aber doch hat Mörikofer recht, wenn er darüber sagt: „Die äußeren Charakteristiken, welche in diesem Werke über die bedeutendsten Männer seiner Zeit niedergelegt sind, machen dasselbe zu einem eigentümlichen Beitrag der Zeitgeschichte. Auch dem Psychologen gewährt es für alle Zukunft eine unvergleichliche Fundgrube.“ Der beste Gewährsmann für die Macht, welche Lavater als Physiognom ausübte, ist Goethe. Er sagt: „Alles überwog sein



J. C. Lavater.

Abb. 126. Johann Caspar Lavater.
Nach der Zeichnung von J. S. Lips (1786), gestochen
von A. L. Wirting.

Unterschrift eines Schreibens Lavaters vom
30. Nov. 1764 an Joh. Georg Zimmermann in
Hannover. Aus der Autographensammlung Georg
Kestners †.

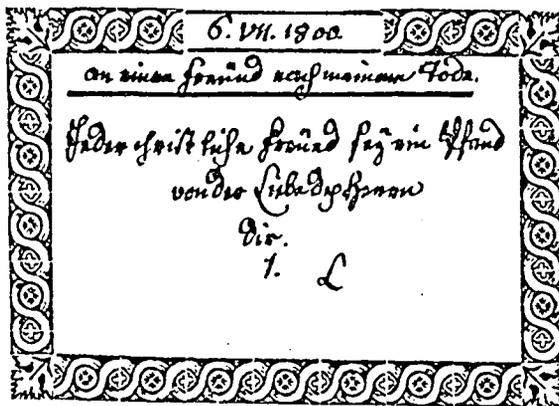


Abb. 127. Ein Albumblatt von Lavaters Hand.
Zum Besitze der Verlagsbandlung.

und jenen vertraulich sprach; ja es war furchtbar, in der Nähe des Mannes zu leben, dem jede Grenze deutlich erschien, in welche die Natur uns Individuen einzuschränken beliebt hat.“

Warden-
poesie.

Durch Klopstocks vaterländische Oden, insbesondere durch seine „Wardiete“ begeistert, stimmte eine ganze Schar jüngerer Dichter die bardisch-patriotische Poesie (etwas verb „Wardengebrüll“ genannt) an.

Der Name „Warden“ entstammt der irrigen Ansicht Klopstocks, daß, wie es bei den skandinavischen Völkern den Sängerstand der Skalden gegeben, unsere germanischen Vorfahren ebenfalls einen eigenen Sängerstand gehabt haben müßten. Das glaubte er aus den Anmerkungen, mit denen Verstenberg sein Gedicht „Der Skalde“ begleitete, schließen zu dürfen. Als er nun seine „Hermannschlacht“ schrieb, nannte er es „Wardiet“ nach einer Stelle in Tacitus' „Germania“, wo von dem „Warditus“, dem Kriegsgefange unserer Vorfahren, die Rede ist (vgl. S. 2). Und „Warden“ hießen ihm danach die Sänger selbst. In Wahrheit aber hat unser Volk niemals eine Sängerkaste noch den Namen „Warden“ gekannt; beides eignete dem keltischen Volksstamm (im Irischen heißt ein Dichter „bard“). Eine weitere Anregung zu seiner Wardenpoesie empfing Klopstock durch die ossianischen Gedichte. Um das Jahr 1760 hatte nämlich der Schotte James Macpherson altgälische Gesänge, die dem grauesten Altertum des keltischen Volkes angehören sollten (die Originale stammen wohl aus dem 12. Jahrhundert, während Ossian dem 3. angehört), in englischer Prosa überarbeitet und als Übersetzungen von Dichtungen des Warden Ossian (Ossian od. Oislin), König Fingals Sohn, herausgegeben. Obgleich sehr bald Zweifel an der Echtheit dieser Lieder sich erhoben und Macpherson eine sehr eigentümliche Rolle spielte, als er angegangen wurde, die Originale der von ihm angeblich übersehten Dichtungen bekannt zu machen, fanden diese phantastischen Nebelgebilde sowohl in England wie in Deutschland eine begeisterte Aufnahme. Bei uns insbesondere kamen sie der herrschenden tränenreichen Richtung gerade entgegen. Denn dieser von der Kritik vielumstrittene Ossian enthielt neben unleugbaren Schönheiten soviel „gigantische Schatten voller Empfindsamkeit“, daß er auf Dichter und Dichterlinge mit einer unwiderstehlichen Gewalt und noch mehr auf die Leser und Leserinnen des großen Publikums wirkte, wie es Goethe anschaulich in „Werthers Leiden“ dargestellt hat.

Ossian.

physiognomisches Genie. Durch den reinen Begriff der Menschheit, den er in sich trug, und durch seine scharfsinnige Bemerkungsgabe war er im höchsten Grade geeignet, die Besonderheiten einzelner Menschen zu gewahren, zu erkennen, zu unterscheiden, ja auszusprechen. Wirklich ging Lavaters Einsicht in die einzelnen Menschen über alle Begriffe; man erstaunte, ihn zu hören, wenn man über diesen

Unter den Übersetzern und Nachahmern Macphersons ist besonders merkwürdig Michael Denis (1729—1800), ein Österreicher, Jesuit und Kusos der Hofbibliothek in Wien, der sich „Barde Sined“ nannte und 1784 seine Übersetzung der Macphersonschen Lieder in Hexametern unter dem stolzen Titel „Ossians und Sineds Lieder“ in einer Prachtausgabe in Quart erscheinen ließ. In diesem Prachtbande meldet Denis, daß Ossian ihm, dem deutschen Barden, seine „Telyn“ (Harfe) hinterlassen habe. Deshalb vereint er kühn seine eigenen Lobgedichte auf Maria Theresia und Joseph II. mit Ossians Gesängen. — Nächst Ossian feierte der österreichische Poet und Jesuit den norddeutschen und protestantischen Klopstock aufs begeistertste und besang ihn als „den obersten Barden Teuts“ nicht ohne dichterischen Schwung, ja, er dichtete auf Gellerts Tod eine „bardenhafte Klage“, und in der Tat erwarb er sich dadurch ein Verdienst, daß er in Wien für die neuerstandene deutsche Poesie den Sinn weckte. Sonst stand er in den Kriegen mit Preußen ebenso feurig zum Hause Österreich, wie Gleim und seine Freunde zum Hause Hohenzollern. Dennoch kann er sich nicht enthalten, den Gegner seiner Kaiserin zu bewundern und ihn einen großen Feldherrn zu nennen.

Teuts.
Ossians u.
Sineds
Lieder.

Der Hauptbarde war Karl Friedr. Kreisshmann (1738—1809), Doktor der Rechte und zuletzt Gerichtsaktuar in seiner Vaterstadt Zittau in der Oberlausitz. Sein Hauptwerk „Der Gesang Rhingulphs des Barden: Als Varus geschlagen war“ erschien 1768. Auch Hermanns Tod besang er. Im Gegensatz zu Klopstock verwandte er im „Wardiet“ den Reim, suchte aber sonst sein Vorbild noch in großen Kraftworten zu überbieten; auch war er in seiner Zeit so berühmt, daß es hieß: „außer Klopstock und Denis habe er allein den einzigen wahren Bardenton getroffen,“ und Gleim fand in ihm einen „vollendeten Ausdruck des Bardentums“.

Streit-
mann.

Aus dem weiteren Bardenchor verdient noch Erwähnung Heinr. Wilt. v. Gerstenberg, geb. zu Tondern 1737, † 1823 in Altona. Er war zuerst Anatreontiker, dann „dänischer Grenadier“ nach Gleims Muster, dann Skaldensänger, doch sang er in gereimten Zamben seine Klage über den Fall der alten Götter des Nordens. Am meisten Ruhm erlangte er durch seine Tragödie „Ugolino,“ die zugleich eine Vorläuferin der „Sturm- und Drangpoesie“ war. Der Stoff ist aus Dantes Hölle entnommen: Ugolino, Feldherr der Pisaner, wird von dem Bischof Ruggiero, seinem Todfeinde, unter der Maske der Freundschaft verführt, nach der Fürstenmacht über Pisa zu streben, dabei aber zu Grunde gerichtet und mit seinen drei Söhnen in einen Turm gesperrt, um Hungers zu sterben. Das ganze Stück spielt im Kerker und schildert das entsetzliche Schicksal der vier Unglücklichen in gräßlich realistischer Weise. Zuletzt sieht Ugolino, der im Wahnsinn einen seiner Söhne erschlagen, unter den Leichen der Seinigen und wird allmählich von dem fürchterlichsten Hunger aufgerieben. Ungeachtet mancher Schönheiten ist das Ganze doch so haarsträubend, daß es geradezu widerwärtig wirkt. Dennoch begrüßte es Klopstock nicht nur beifällig, sondern rühmte sich noch „des kleinen Verdienstes, Gerstenberg aufgemuntert zu haben“.

Gersten-
berg.

Ein anderes Element der Klopstockschen Poesie, das man zuweilen die „mystische Naturandacht“ genannt hat, nahmen die Naturdichter auf. Ein schwärmerisches Versenken in die Natur, eine Sehnsucht nach dem Frieden und dem Glücke, das dieselbe im Gegensatz zu den Schranken des civilisierten und verfeinerten Lebens bieten soll, sind die ihnen gemeinsamen Grundzüge: das Empfindsame, Schwermütige, Himmelnde herrscht in ihren Dichtungen vor. Ein Hauptvertreter dieser Dichterguppe ist Gessner, der Idyllendichter.

Natur-
dichter.

LIBRARY
UNIVERSITY
OF
MICHIGAN

Gefner.

Salomon Gefner, am 1. April 1780 in Zürich geboren, zeigte als Knabe nur fürs Zeichnen Begabung, wurde aber zum Buchhändler bestimmt und nach Berlin geschickt, wo durch Ramler sein poetischer Sinn geweckt wurde. Später übte Klopstock einen bestimmenden Einfluß auf seine Dichtung. Nach Zürich zurückgekehrt übernahm er die Buchhandlung seines Vaters, illustrierte und verlegte seine Idyllen wie andere Werke (S. 305, 334), wurde Mitglied des großen Rates und



S. Gefner.

Abb. 128. Salomon Gefner. Nach dem Stich von H. de St. Aubin. Unterschrift aus einem Briefe Gefners an seinen Sohn vom 24. April 1784.

starb am 2. März 1788. Gefner galt seiner Zeit als ein Dichter erster Größe und wurde nach seinem griechischen Vorbilde der „deutsche Theokrit“ genannt. In seinen wohlklingenden Idyllen ist viel Anmutiges, aber auch viel süßliches Getändel, und seine Naturmenschen sind meist „körperlos ineinander verschwimmende Abstraktionen“; die beste darunter ist „der erste Schiffer“. — In seinem „Tode Abels“ hat er sich Klopstocks „Messias“ zum Vorbilde genommen; es finden sich auch manche erhabene schöne Stellen darin, die Hauptcharaktere aber sind weich und

verschwommen. — In einer seiner „Zürcher Novellen“ („Der Landvogt von Greifensee“) hat Gottfried Keller den liebenswürdigen Dichter wohlwollend geschildert.

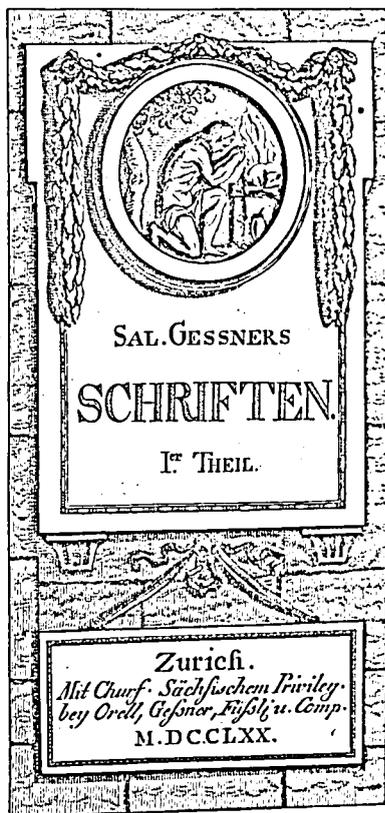
Gesners bedeutendster Schüler war Franz Xaver Brönnler (1758—1850), der aus dem Benediktinerkloster zu Donauwörth entflohen bei Gesner liebevolle Aufnahme fand. Seine „Schiffergedichte“ übertreffen die seines Meisters an Wahrheit der Handlung, sind aber senft von dem empfindsamen Grundzuge auch nicht frei.

Innerlich verwandt mit den Idyllendichtern waren Matthiſſon und Salis, zwei jüngere „poetische Landschaftsmaler“.

Friedrich von Matthiſſon, geb. 23. Januar 1761 in Hohendodeleben bei Magdeburg, studierte Theologie, dann Philosophie und Naturwissenschaften, wurde Hofmeister und lebte danach in verschiedenen Stellungen und an den Höfen zu Dessau und Stuttgart; er starb am 12. März 1831 zu Wörlitz. — Schiller hat Matthiſſons Ruhm gewissermaßen geschaffen, gegen den sich dann die romantische Schule zürmend und vernichtend erhob. Sanfte Schwermut, die aber oft nur erkünstelte Empfindsamkeit ist, die Gabe, ein Landschaftsbild in wenig Strichen anschaulich vor die Seele zu zaubern, und musikalischer Wohlklang zeichnen seine Gedichte aus. „Das Mondscheinmälde“ (Der Vollmond schwebt im Osten), „Die Elegie, in den Ruinen eines alten Bergschlosses geschrieben“ (Schweigend, in der Abenddämmerung Schleier, Ruht die Flur) und die „Abendlandschaft“ (Goldner Schein Deckt den Hain) charakterisieren am besten seine Art. Seine „Abelaide“ wird noch heute mit Beethovens Musik oft gesungen:

Einsam wandelt dein Freund im Frühlinggarten,
Mild vom lieblichen Zauberlicht umflossen,
Das durch wankende Blütenzweige zittert,
Abelaide.

In der spielenden Flut, im Schnee der Alpen,
In des sinkenden Tages Goldgewölken,
Im Gefilde der Sterne strahlt dein Bildnis,
Abelaide.



Matthiſſon.

Abb. 129. Titel von Sal. Gesners Schriften, Zürich 1770. Von ihm selbst radirt. Als Beispiel des Büchergeschmacks im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts.



Liedge.

F. Matthiſſon.

Abb. 130. Friedrich von Matthiſſon.

Nach einem gleichzeitigen Stich.

Unterschrift aus einem Briefe Matthiſſons an
Blumenbach, datirt: Wörth, 6. 4. 1816.
(Aus G. Keßners + Autographensammlung.)

Salis-
Seeröts.

Malanz in Graubünden, diente als Hauptmann in der Schweizergarde zu Versailles, bis die Revolution ihn aus Frankreich vertrieb; später lebte er in Chur als Ranton-Oberst; † 29. Januar 1834. — Selbst Eichendorff, der diese Naturdichter als „Dekorationsmaler“ verspottet, gibt zu, daß Salis am naturwahrsten gewesen; dazu hat er auch etwas Männliches und Kräftigeres als Matthiſſon. So warnt er die Männer vor Weichlichkeit:

Zient sich für Männer das weibliche Sehnen?
Wünscht ihr verzagend zu modern im Grab?
Edleres bleibt uns noch viel zu verrichten;
Viel auch des Guten ist noch nicht getan,
Geiterkeit lohnt die Erfüllung der Pflichten,
Ruhe beschattet das Ende der Bahn.

Abendlüftchen im zarten Laube flütern,
Silberglöckchen des Maies im Grase
säuseln,
Wellen rauschen und Nachtigallen flöten:
Oelalaide.

Einſt, o Wunder, erblüht auf meinem
Grabe
Eine Blume der Aſche meines Herzens;
Deutlich ſchimmert auf jedem Purpur-
blättchen

Oelalaide.

An Matthiſſon ſchloß ſich in ſeinen Liedern, Oden und Elegieen noch Chriſt. August Liedge (geb. 1752 zu Gardelegen, † 1841 zu Dresden) an, der ſonſt dem Gleimſchen Kreiſe angehörte und durch ſein rationaliſtiſches Lehrgedicht „Urania“, das früher als ein Ewangelium der Halbgebildeten galt und noch heute „ſchöne Stellen“ für Stammbücher liefert, ſich einen Namen machte. Von ſeinen Liedern wurde das einem kleinruffiſchen Volksliede nachgebildete „Schöne Minka, ich muß ſcheiden“ lange mit Vorliebe geſungen.

Johann Gaudenz v. Salis-Seeröts,
geb. am 15. Dezember 1762 zu

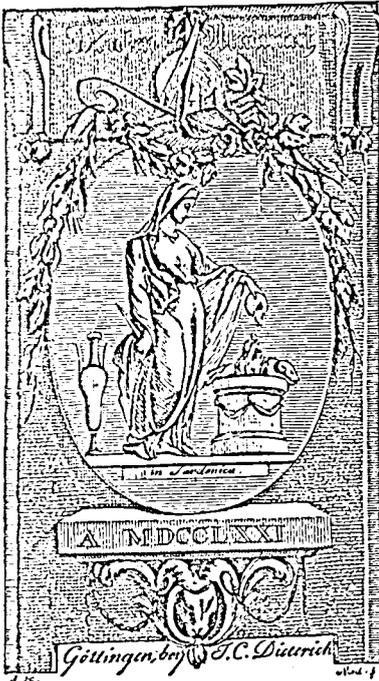


Abb. 131. Titeltovgnette zu Matthiſſons Gedichten von Chodowietz vom Jahre 1793, zu dem Gedicht „Die Grazien“.

Dennoch geht durch seine Gedichte meist eine ermüdende Wehmut und Sehnsucht, ein unbefriedigtes Heimweh und oft eine öde Hoffnungslosigkeit, wie in seinem einst vielgesungenen Liede (1788):

Das Grab ist tief und stille
Und schauerhaft sein Rand.
Es deckt mit schwarzer Hülle
Ein unbekanntes Land zc.

Weit bedeutender als die bisher geschilderten Nachfolger Klopstocks ist ein Dichterbund, der in Göttingen unter seinem Banner entstand und gewöhn-



Die Fortsetzung hängt von dem Besfall des Publikums ab. Verlangt man sie, so wünscht der Verleger die Beiträge vor Ende des halben Jahres zu erhalten, weil die Verhinderungen, die bisher die Ausgabe verzögert haben, diesmal wegfallen.



J. C. Dieterich

Abb. 132. Titelblatt und Schluß der Vorrede des Göttinger Musenalmanachs. Jahrgang 1771. Rechts: Unterschrift des Herausgebers Heinrich Chr. Voie. Aus einem Briefe von 1782 an Geh. Rat Marcard. (Georg Keffners + Autographensammlung.)

lich nach einer seiner Oden der Hainbund genannt wird, wenn auch nicht von den Mitgliedern selbst. In der erst 1737 eröffneten, aber rasch emporgeblühten Universität Göttingen, deren schon im Leben Hallers (S. 317) und Kästners (S. 324) Erwähnung geschah, studierte ums Jahr 1772 eine ganze Anzahl poetisch angeregter und begabter junger Leute, die Voie zur Mitarbeit an seinem „Musenalmanach“ um sich vereinigte.

Vot.

Heinrich Christian Voie, geb. am 19. Juli 1744 zu Meldorf (Schleswig), studierte anfangs Theologie, dann die Rechte, beschäftigte sich aber mit Vorliebe mit der schönen Literatur. Durch den seit 1763 in Paris erscheinenden „Almanac des Muses“ angeregt unternahm er die Herausgabe eines deutschen Musenalmanachs, dessen erster Jahrgang 1770 erschien. 1776 wurde er Staatssekretär des Feldmarschalls von Spöcken zu Hannover, 1781 Landvogt in Meldorf, † 25. Februar 1806 als dänischer Etatsrat. — Voie war ohne poetische Begabung und „reimte“ nur — wie er es selbst nannte — „so mal die Idee eines anderen, oder was ihm so von ungefähr durch den Kopf ging.“ Seine Bedeutung für die deutsche Literatur des 18. Jahrhunderts hat Karl Weinhold in seinem Buche über Voie trefflich dargestellt.

Musenalmanach.

Der erste Jahrgang des Musenalmanachs, den Voie — von Kästner mit Rat und Tat unterstützt — zusammen mit Friedrich Wilhelm Gotter (geb. zu Getha 1746 und dort gestorben 1797) herausgab, enthielt meist schon gedruckte Sachen in guter Auswahl, von Gleim, Ramler zc., besonders von Klopstock. Als Gotter 1770 fortging, setzte Voie den „Musenalmanach“ mit dem Nebentitel „Poetische Blumenlese“ allein fort, brachte aber fast nur Originalsachen von auswärtigen Dichtern und solchen, die sich in Göttingen befanden, insbesondere von Bürger, Hölty und Miller. Im Frühling 1772 kamen J. H. Voß, Cramer, der Sohn des Freundes Klopstocks, und Hahn nach Göttingen. Diese alle, Klopstockverehrer und Bardenschwärmer, bildeten mit Voie und einigen anderen, welche die Poetik lieb hatten, ohne sie zu üben, eine literarische Gesellschaft, die sich der Reihe nach bei einem von ihnen, gewöhnlich Sonnabends nachmittags versammelte. Jeder zeigte dann seine Produkte vor. Voie, der den Vorsitz führte, verbesserte und entschied über die Aufnahme in den Almanach. Durch Voies umfassenden Briefwechsel hatte man Auswärtigen wie Ramler, Gleim, Wieland, Lessing, Klopstock u. s. w. Lange herrschte ein ruhiger, gemäßigter Ton in den Zusammenkünften — anders wurde es, als Cramer und Hahn, ein Paar ungestüme Köpfe, Einfluß gewannen: durch sie besonders wurde Klopstock zum poetischen Haupt der Genossenschaft erhoben und der Bardengeist in den Kreis eingeführt. So kam denn der Tag heran, an dem aus der poetischen Gesellschaft ein schwärmerischer Bund wurde. Es war Freitag den 12. September 1772, als der Prediger Brückner, über diesen Tag:

Stiftung des Göttinger Bundes.

„Ach, den 12. September, da hätten Sie hier sein sollen. Die beiden Millers, Hahn, Hölty und ich gingen noch des Abends nach einem nahegelegenen Dorfe. Der Abend war außerordentlich heiter und der Mond voll. Wir überließen uns ganz den Empfindungen der schönen Natur. Wir aßen in einer Bauernhütte eine Milch und begaben uns darauf ins freie Feld. Hier fanden wir einen kleinen Eichengrund, und sogleich fiel uns allen ein, den Bund der Freundschaft unter diesen heiligen Bäumen zu schwören. Wir umkränzten die Hütte mit Eichenlaub, legten sie unter den Baum, saßten uns alle bei den Händen, tanzten so um den eingeschlossenen Stamm herum, riefen den Mond und die Sterne zu Zeugen unseres Bundes an und versprachen uns eine ewige Freundschaft. Dann verbündeten wir uns, die größte Aufrichtigkeit in unseren Urteilen gegeneinander zu beobachten, und zu diesem Endzwecke die schon gewöhnliche Versammlung noch genauer und feierlicher zu halten. Ich ward durchs Loos zum Ältesten erwählt. Jeder soll Gedichte auf diesen Abend machen und ihn jährlich begehen.“

Göttinger Bund.

Das war die Geburtsstunde des Göttinger Bundes, auf die das spätere offizielle Schreiben an Klopstock vom 24. März 1774 (S. 363) in begeisterten Ausdrücken zurückkam.

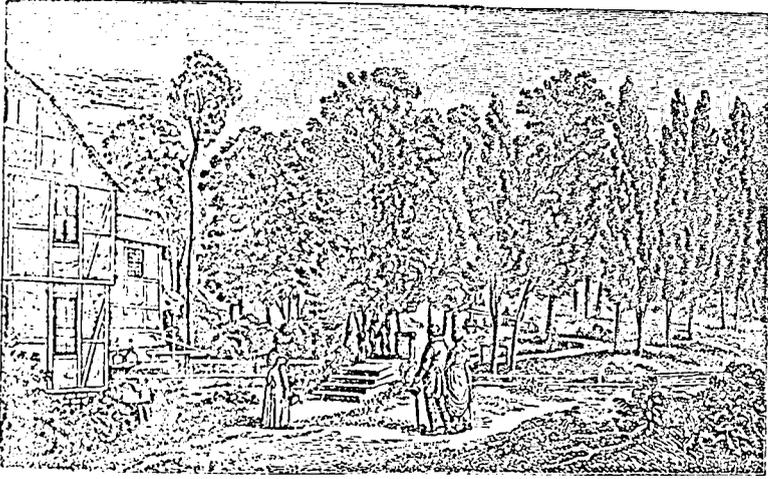


Abb. 133. Die Weender Papiermühle bei Göttingen, in deren Nähe am 12. September 1772 der Gahnbund gestiftet wurde. Nach einem alten Stich.

Das „nahegelegene Dorf“, zu welchem die Bundesbrüder am 12. September 1772 und seitdem noch manchemal pilgerten, heißt Weende, und seine Umgebung ist wohl geeignet, Naturfreunde zu entzücken. Östlich davon breitet sich nämlich ein kesselförmiges, anmutiges Tal aus, welches von mäßig hohen Bergen begrenzt wird. Der Rand und die inneren steilen Abhänge des Kessels sowie ein Teil des kleinen Talgrundes sind mit uralten Eichen, Buchen, Pappeln und allerlei Fruchtbäumen besetzt. Am Eingange dieses Tales liegt ein Gebäude, das noch heute die „Papiermühle“ (S. oben) genannt wird, obgleich es schon seit mehreren Jahren in eine Tuchfabrik umgewandelt worden ist. Wenige Schritte dahinter entspringt die Weende, ein kleiner Bach, aus mehreren kristallhellen Quellen, die so mächtig aus der Erde hervorsprudeln, daß er die Räder der Fabrik und weiterhin noch mehrere Mühlen in und unterhalb des Dorfes gleichen Namens treibt, bevor er sich in die Leine ergießt. In dem Hain (Eichengrund) bei der Papiermühle gründeten die Göttinger Musenöhne ihren kurzlebigen, aber nicht einflußlosen Bund. Dort stand wohl auch die „Eiche des Bundes“, von der Gahn an Klopstock schreibt:

„O nicht umsonst rauschte sie stolz, als wir neulich in der Mitternacht ausgingen, zum Feste des zweiten Julius (Klopstocks Geburtstag) Zweige zu brechen. Gerade über ihr stand ein funkelnder Stern. Wir kündigten ihr uns von ferne als den Bund fürs Vaterland an, ließen und riefen ihr Modans Gesang entgegen, traten hierauf still und langsam näher hinzu, saßten Äste, brachen Zweige und riefen laut: Unserem Vater Klopstock!“

Man sieht, die Eiche, der alterwürdige Baum der Germanen, teilte dem jungen Geschlechte etwas von der Kraft der von ihr durchlebten Jahrhunderte mit; es ist, als ob man den Bardenchor aus Klopstocks „Germanenschlacht“ sie umrauschen hörte:

Höret Laten der vorigen Zeit!

Zwar braucht ihr, euch zu entflammen, die Laten der vorigen Zeit nicht,

Doch können sie eurem horchenden Ohr

Wie die Frühlingsluft in der Eiche.

Da Klopstock in vielen seiner Oden den griechischen Parnas als „Hügel“ dem deutschen Musensitze, dem „Hain“ entgegengestellt hatte, nannte sich die in seinem Geiste geschlossene Dichtergenossenschaft der „Hain“ oder auch der „Bund“. Der Name „Hainbund“ ist nie von ihnen gebraucht worden; er wurde zuerst im Jahre 1804 von Voß aus irrthümlicher Erinnerung angewendet. In Klopstocks Sinne fühlten sich die Dichterfreunde als Barden und gaben sich demgemäß eigene Bardennamen. So hieß Voß zuerst Gottschalk, später Sangrich; Müller hieß Minnehöld; Sahn — Leuthart; Hölty — Haining; und Voie als Leiter der Versammlungen erhielt den Namen des Chorführers Werdomar aus Klopstocks „Hermanns Schlacht“.

Am 26. Oktober fand eine feierliche Sitzung des Bundes zur Verherrlichung Klopstocks statt. Voß schreibt darüber:

„Voie, unser Werdomar, oben im Lehnstuhl, und zu beiden Seiten der Tafel, mit Eichenlaub bekränzt, die Bardenschüler. Gesundheit wurden getrunken. Voie nahm das Glas, stand auf und rief: ‚Klopstock!‘ Jeder folgte ihm, nannte den großen Namen, und nach einem heiligen Stillschweigen trank er. Nun Ramlers! nicht voll so feierlich; Lessings, Gleims, Geyners, Gerstenbergs, Uzens' u. s. w. — Jemand nannte ‚Wieland!‘ Man stand mit vollen Gläsern auf und rief: ‚Es sterbe der große Sittenverderber Wieland! Es sterbe Voltaire!‘ zc.“

Am 5. Dezember wurden die beiden Grafen Stolberg in den Bund aufgenommen. Niemand war entzückter darüber als Voß. Am folgenden Tage schreibt er:

„Die Grafen Stolberg — ach! welche Leute sind das! — — Leute von der feinsten Empfindung, dem edelsten Herzen, voll Vaterland und Gott, den vortrefflichsten Talenten zur Dichtkunst und ohne den kleinen Stolz — kurz! Leute, die Klopstock schätzt und liebt, in diesem Stande zu finden, das ist ein großer Fund, den' ich; und den hab' ich gemacht! Gleim spricht mit Enthusiasmus von uns, und Klopstock hat in einer Gesellschaft gesagt, daß Göttingen voll junger Patrioten wäre.“

Am 9. Dezember 1772 wurde der Schluß des „Messias,“ von dem Klopstock die Aushängebogen ihnen zugehen ließ, im Bunde vorgelesen, und daran anknüpfend legten mehrere Mitglieder Gelübde der Jugend ab. Klopstock wurde immer mehr der Abgott des Bundes. Wie entzückt waren die Göttinger Schwärmer, als er jedem von ihnen durch die Stolbergs einen Kuß und einen Kupferstich, der die heilige Muse darstellte, zusandte!

Am 2. Juli 1773 wurde Klopstocks Geburtstag, dessen oben bereits gedacht wurde, glänzend gefeiert. „Gott wollte,“ schreibt Voß, „die Welt segnen, und — es ward Klopstock!“ Dann heißt es weiter:

„Eine lange Tafel war gedeckt und mit Blumen geschmückt. Oben stand ein Lehnstuhl ledig für Klopstock, mit Rosen und Levkojen besetzt, und auf ihm seine sämtlichen Werke. Unter dem Stuhl lag Wielands Idriß zerrissen. Jetzt laß Cramer aus den Triumphgefängen des Messias, und Sahn etliche sich auf Deutschland beziehende Oden von Klopstock vor. Und darauf tranken wir Kaffee; — die Tibibus waren aus Wielands Schriften gemacht. Voie, der nicht raucht, mußte doch auch einen anzünden, und auf den zerrissenen „Idriß“ stampfen. Hernach tranken wir in Rheinwein Klopstocks Gesundheit, Luthers Andenken, Hermanns Andenken, des Bundes Gesundheit zc. Klopstocks Ode, der Rheinwein, ward vorgelesen, und noch einige andere. Nun ward das Gespräch warm. Wir sprachen von Freiheit, die Güte auf dem Kopf, von Deutschland, von Jugendgesang, und du kannst denken, wie! Dann aßen wir, punschten, und zuletzt verbrannten wir Wielands Idriß und Bildnis.“

Dazwischen wurde übrigens allen Ernstes gearbeitet. Bei den wöchentlichen Sitzungen lag auf dem Tisch neben Klopstocks Dichtungen ein Buch in schwarzem

Lederband, genannt das „Bundebuch,“ auf dessen leere Blätter nur die von Boie für würdig befundenen und von allen Bundesmitgliedern anerkannten Gedichte eingeschrieben wurden. Nur langsam füllten sich die Blätter, obgleich allwöchentlich viel produziert wurde. Alles aber suchte in Klopstocks Sinn zu singen von Deutschheit, Vaterlandsliebe, Unsterblichkeit und Freundschaft, von der künftigen Geliebten und vom holden Monde. Charakteristisch für die überweiche Stimmung ist ein Brief, den Voß an Ernestine Boie, des Bundeshauptes jüngste Schwester schrieb. Ohne dieselbe je gesehen zu haben, stand er mit ihr in vertrautem Briefwechsel, der später zum Verlöbniß und zur Vermählung der beiden führte. Es heißt darin:

Bundebuch.

Ernestine Boie.

„Der 12. September (1773) wird mir oft noch Tränen kosten. Es war der Trennungstag von den Grafen Stolberg — und ihrem vortrefflichen Hofmeister Clauswitz. Den Sonnabend (11. Sept.) waren wir bei Ihrem Bruder versammelt. Der ganze Nachmittag und der Abend noch so ziemlich heiter, bisweilen etwas stiller als gewöhnlich; einigen sah man geheime Tränen des Herzens an. Dies sind die bittersten, Ernestinchen; bitterer als die über die Wangen strömen. Des jüngsten Grafen Gesicht war fürchterlich. Er wollte heiter sein, und jede Miene, jeder Ausdruck war Melancholie. Wir sprachen indeß noch vieles von unserem künftigen Briefwechsel, von jedes vermuthlicher Bestimmung, von Mitteln, wie wir wieder einmal zusammenkommen könnten, und dergleichen bitter-süße Gespräche mehr. Unser Trost war noch immer der folgende Abend — da waren wir schon um 10 auf meiner Stube versammelt und warteten. — Es war schon Mitternacht, als die Stolberge kamen. Aber die schrecklichen drei Stunden, die wir noch in der Nacht beisammen waren, wer will sie beschreiben? — Jeder wollte den andern aufheitern, und daraus entstand eine solche Mischung von Trauer und verstellter Freude, die dem Unsinn nahe kam, — man lachte, und die Träne stand im Auge — — alles Zurückhalten, alle Vorstellung war vergebens: die Tränen strömten — — das Gespräch fing wieder an. Wir fragten zehnmal gefragte Dinge, wir schwuren uns ewige Freundschaft, umarmten uns, gaben Aufträge an Klopstock. Jetzt schlug es drei Uhr. Nun wollten wir den Schmerz nicht länger verhalten, wir suchten uns wehmütiger zu machen und sangen Millers Abschiedslied, und sangen's mit Mühe zu Ende. Es war ein lautes Weinen. Nach einer fürchterlichen Stille stand Clauswitz auf: „Nun, meine Kinder, es ist Zeit!“ Ich slog auf ihn zu und weiß nicht mehr, was ich that. Miller riß den Grafen ans Fenster und zeigte ihm einen Stern. — Wie ich Clauswitz losließ, waren die Grafen weg — — (tags darauf) standen jedem noch Tränen im Auge. Die ganze Woche sind wir melancholisch! — — — Ach, Ernestinchen, der Tod einer Schwester kann nicht trauriger sein, als der Abschied von Freunden, die man vielleicht nicht wieder sieht.“

Im Frühjahr 1774 reiste Boie nach Hamburg und brachte einen Brief von Klopstock mit, in dem dieser versprach, Anteil haben zu wollen an dem Bund der Jünglinge und bald nach Göttingen zu kommen.

Am 24. März 1774 schrieb darauf der Bund an Klopstock:

„Da die Eichen rauschten, die Herzen zitterten, der Mond uns strahlender ward, und Bund für Gott, Freiheit und Vaterland in unserem Ruß und Handschlag glühete; schon damals ahndet' es uns, und wir sagten's einander, Gott habe uns gesegnet. Großer Mann! Sie wollen unter uns sein! Ach jetzt nicht Ahndung mehr, es ist Gewißheit, Gott hat uns gesegnet! Anders können wir nicht reden, wenn unser Herz reden soll; und diesmal wird es doch reden dürfen. Gott hat uns gesegnet! Nicht nur bey der ersten bestürzenden Nachricht war dieses Überzeugung, wir empfinden sie noch, auch wenn wir ruhig beisammen sind, einander ansehen, und wärmer uns lieben, indem wir sagen: unter uns Klopstock! Aber dann erwacht die Ungebuld der Erwartung, und sie würde schwer zu über-



Poetische
Blumenlese

Für das Jahr

1776.

Von den Verfassern der bisherigen

Göttinger Blumenlese,

nebst

einem Anhange

die

Frenmaurerey betreffend;

Herausgegeben

von

J. H. Voss.

Lauenburg,

gedruckt bey Johann Georg Berenberg.

Abb. 134. Titel und Titeltupfer des Vossischen Musenalmanachs für 1776.

winden sein, wenn nicht die Dankbarkeit für das schon Gegenwärtige unser ganzes Herz von neuem und allein erfüllte. Gott hat uns gesegnet. Unter uns Klopstock! Der Bund.“

Am 2. Juli 1774, dem fünfzigsten Geburtstage Klopstocks, wurde Reifewitz, ein Freund Göltys, einstimmig in den Bund aufgenommen. Am Michaelis erschien Klopstock selbst in Göttingen auf seiner Reise nach Karlsruhe. Voss erzählt von diesem Besuche: „Weil es, aller Vorsicht ungeachtet, ausgekommen war, schrieb mir Klopstock, daß ich mit Göltz und Voies jüngerem Bruder nach Boven den, eine halbe Meile von hier kommen sollte, dort wollte er den Tag mit uns zubringen, bloß die Nacht in Göttingen schlafen und des Morgens gleich weiter fahren. Das war ein Tag! Wir aßen ländlich und so vertraut wie Landleute, und den schönen, hellen Nachmittag waren wir im Garten. — — In der Dämmerung kamen wir mit unserm großen Gast nach Göttingen und logierten ihn auf Voies Zimmer (der verreist war). — Aber in ganz Göttingen waren weder Post- noch Mietpferde zu bekommen, weil die Leute das schöne Wetter zum Einfahren des Heues benutzten. Klopstock blieb also den Montag dazu — wir saßen den ganzen Tag um ihn herum, und er erzählte. Mit dem Bunde hat er große Dinge im Sinn, sein Plan ist aber noch nicht vollständig bestimmt. — —“

Es war das letzte Aufglücken der Bundesherrslichkeit gewesen; bald danach löste der Bund sich dadurch auf, daß seine Mitglieder in alle Welt zerstreut wurden.

Klopstock
im Bunde.

Auffassung
des Bundes.

Als Voie von seiner Reise nach Göttingen zurückkehrte, fand er nur noch Voss, dem er die Leitung des Musenalmanachs anvertraute, da er die Reisebegleitung eines Engländers nach Frankreich und Italien übernommen hatte. Zu Ostern 1775 siedelte auch Voss nach Wandsbeck über, um dort am Musenalmanach weiterzuarbeiten, seiner Braut in Flensburg näher zu sein und mit Klopstock, Claudius und den Stolbergs zu verkehren. „Der Bund war gesprengt und wie Jugenddrausch verflohen. Das Bundesbuch, das Klopstock bevorzugen wollte, ist niemals erschienen. Der Musenalmanach war das Bundesbuch.“

Und doch ist der kurzlebige Dichter- und Freundesbund nicht vergeblich gewesen, soviel Jugendspielerei und Jugendübermut auch darin steckte. Von der sittlich reinen, idealen Strömung, die ihn belebte, ist eine mächtige Anregung für die Mitglieder selbst wie für Deutschlands Dichter überhaupt ausgegangen; „als die beste Pflanzschule Klopstocks“, sagt Vilmar, „aus welcher der Same, den er ausgestreut, auf den verschiedensten Boden getragen wurde, so daß eine Fülle der mannigfaltigsten Blüten aus diesem Samen hervorwuchs, kann dieser Bund allerdings betrachtet werden.“

Bedeutung
des Bundes.

Der alte Göttinger Musenalmanach stand nur ein Jahr unter der Redaktion von Voss; denn als dieser — um im Selbstverlag einen höheren Gewinn zu erzielen — den Jahrgang 1776 (dazu Abbildung 134) in Lauenburg drucken ließ, setzte auch der Göttinger Verleger das Unternehmen seinerseits, zunächst unter Vöckings Redaktion fort. Dieser alte Musenalmanach hat den neuen Vossischen noch um drei Jahre überlebt und ist erst 1803 eingegangen.

Folgen wir nun etwas eingehender den Bundesgliedern in ihrem Lebens- und Dichtungsgange vor und nach der Bundeszeit. Ich beginne mit Bürger, der sich in Göttingen selbst am frühesten an Voie angeschlossen und ihm bereits für 1771 einen Beitrag zum Almanach geliefert hatte, obgleich er sonst dem Bunde nur äußerlich angehörte.

Gottfried August Bürger wurde in der Sylvesternacht 1747 zu Wolmerzswende im Mansfeldischen geboren, wo sein Vater Prediger war. Schon als Knabe zeigte er Anlage zum Dichten, aber sonst nicht große Begabung und noch weniger Stetigkeit im Lernen. Nach dem frühen Tode des Vaters nahm der



Bürger's
Leben.

Abb. 135. Gottfried August Bürger.
Nach einem zu Lebzeiten des Dichters von Joh. Dominik Fiorillo, Professor der Kunstgeschichte in Göttingen, † 1821, gemalten Bildnis, im Besitze des Herrn Dr. Althof in Weimar.

Großvater sich seiner an; bedauerlicher Weise nötigte dieser aber den Enkel, wider seine Neigung in Halle Theologie zu studieren. Statt an die Theologen schloß sich Bürger jedoch an die Philologen, besonders an den etwas lockeren, übel berüchtigten Professor Klotz an, der einen schlimmen Einfluß auf ihn übte und ihn in sein ausschweifendes Leben mit hineinriß. Entrüstet rief ihn der Großvater zurück, gestattete ihm aber einen Studienwechsel; in Göttingen sollte er zur Jurisprudenz übergehen. Nicht lange indes dauerte es, so war der erste Eifer dafür auch vorüber, und die alte Lust zu lockerem Leben gewann die Oberhand; bald trieb er es so arg, daß der erzürnte Großvater gänzlich die Hand von ihm abzog und den Verirrten sich selbst überließ. Nun nahmen sich einige wackere Freunde seiner an, vor allem Voie, welcher Bürgers großes Talent erkannte und

sein Möglichstes tat, dasselbe zu fördern und den jungen Dichter in geordnete Pfade zurückzulenken. Der allezeit bereite Geim sandte Geld; Voie nahm in den zweiten Jahrgang des Musenalmanachs Bürgers Lied „Herr Bacchus ist ein braver Mann“ auf; und dadurch ermutigt wurde Bürger auch wieder zu ernsteren Studien angeregt. Mit seinen Freunden studierte er Shakespeare und die kurz zuvor von Percy herausgegebenen alten englischen Volkslieder, aus denen er später so viel für seine eigenen Balladen schöpfte. 1772 erhielt er durch Voies Freundschaft eine Stelle als Amtmann des der Familie v. Uslar gehörigen Gerichtsamtes Alten-gleichen bei Göttingen und nahm als solcher seinen Wohnsitz zu Gelliehausen, von wo aus er den befreundeten Dichterbund oft besuchte. Nun kam auch eine Versöhnung



Abb. 136. Bürgers erste Frau Dorette Leonhardt.
Nach Matthäus Gemälde von 1774.

mit dem Großvater zustande; leider gingen aber die Gelder, die derselbe zum Antritt des von dem Enkel übernommenen Amtes hergab, größtenteils durch die Unredlichkeit eines Dritten verloren, wodurch die häuslichen Umstände Bürgers von Anfang an litten. Viel schlimmer aber waren die Folgen seiner Verheiratung im Herbst 1774 mit Dorette, der ältesten Tochter des Justizamtmanns Leonhardt in Niedeck bei Göttingen. Wie er selbst erzählt, liebte er schon deren jüngere Schwester Molly, als er den Ehebund mit Dorette schloß, und diese Leidenschaft wurde mit den Jahren immer ungestümer, und da Molly in demselben Maße seine Liebe erwiderte, entstand ein jeder Sitte hohnsprechendes Verhältnis, das alle drei Beteiligten auf das tiefste unglücklich machte. Äußerer Druck kam dazu, der durch den Tod des Schwiegervaters nur vorübergehend gehoben wurde. Endlich wurde er noch verleumderischer Weise angeklagt, sein Amt gewissenlos vernachlässigt zu haben; allerdings sprach man ihn in der angeordneten Untersuchung frei, aber er fühlte sich doch so gekränkt, daß er glaubte, abtanken zu müssen. So ging er

dem nach Göttingen zurück, wo er hoffte, durch seine Feder und durch Vorlesungen über Ästhetik und schöne Literatur sich sein Brot zu erwerben. Aber es war nur ein kärgliches Brot, er mußte durch Übersetzungen viel hinzuverdienen und kam doch aus der Not nie heraus. Endlich (1784) starb seine Frau. Im Juni 1785 heiratete er Molly, indes nur kurze Zeit währte das lang ersehnte Glück. Schon im Januar 1786 stürzte ihr Tod ihn in das düsterste Seelenleid und raubte ihm alle Lust zum Dichten und Arbeiten. Was half es ihm, daß die Universität bei ihrem fünfzigjährigen Jubiläum ihm die philosophische Doktormürde erteilte und ihn bald darauf zum außerordentlichen Professor (ohne Gehalt) ernannte! — Vollends unglücklich aber wurde er durch eine dritte, töricht eingegangene Ehe mit einer Schwäbin Elise Hahn, die — von seinen Dichtungen hingerissen — ihm in Versen ihre Liebe erklärte und ihm ihre Hand anbot. Aus Rücksicht auf seine Kinder ging er darauf ein, aber die Zerstreuungssucht, Eitelkeit und offenbare Untreue seiner Frau machte das Verhältnis bald unheillich;



Abb. 137. Bürgerers zweite Frau, Molly Leonhardt. Nach dem Gemälde von Matthieu 1774.

er ließ sich von ihr scheiden. Einsam und elend, krank und von Nahrungsorgen gequält, durch Schillers scharfe Recension seiner Gedichte schmerzlich getränkt schleppte der unglückliche Dichter sich noch zwei Jahre hin, bis ihn der Tod am 8. Juni 1794 von seinen Leiden erlöste.

Bürgerers Dichtungen wurden wesentlich durch sein Leben beeinflusst. Der Mangel an sittlicher Haltung und Würde in seinem Charakter hinderte ihn, ein echter Volksdichter zu werden, zu dem er sonst ganz und gar das Zeug hatte. Denn seine „Lenore“ (1773 gedruckt, 1774 gedruckt) begeisterte nicht nur den Hainbund, der sich sonst etwas ablehnend gegen ihn verhielt, zu fast unbeschränktem Lobe und feuerte seine Mitglieder zur Nachahmung an, sondern ganz Deutschland stimmte in diese Begeisterung lebhaft ein. Nach so vieler gemachter Poesie spürte man hier

Bürgerers Dichtungen.



Abb. 138. Kupfer Chodowieckis zu Bürgerers „Lenore“. Titelvignette zu einer kleinen poetischen Blumenlese. 1789.

Jeder — ist fäh' in Freyheit zu liegen,
 Durch beglückter Liebe Kraft.
 Gedacht in einem Streich zu waschen,
 Gedacht mit Gesez zu pflegen,
 Gedacht mit Hoffen zu sehn!
 Das man in Freyheit zu sehn, / Das die Freyheit lobt,
 Und die Gesez, die nicht verzeht,
 Selten wird mit Hoffen zu sehn.
 Ob die Gesez in Freyheit zu sehn,
 Und nicht in Freyheit zu sehn. —

Johann August Bürger

Abb. 139. Aus der eigenhändigen Niederschrift des „Hohen Stebes“ von Bürger, im Besitz des Herrn Dr. Althof in Weimar.

wieder den Pulsschlag wahren, warmen Lebens. Ihrem Stoffe nach aus dem Volke stammend, in knapper, alle umständliche Ausmalung und Motivierung vermeidender Weise erzählend, dazu an den noch im frischen Volksbewußtsein lebenden siebenjährigen Krieg anknüpfend wurde die „Lenore“ sofort volkstümlich im besten und vollsten Sinne. Mit einem Schlage begründete sie Bürger's Dichterruhm und wird ihn erhalten, wenn auch seine ganze übrige Poesie einst vergessen werden sollte. Und der größte Teil davon ist jetzt bereits — und mit Recht — vergessen. Was Goethe von Günther einst sagte, findet auch auf Bürger volle Anwendung: „Er wußte sich nicht zu zähmen, darum zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten.“ Und noch treffender drückt es Goedecke aus: „Sein Leben selbst war ohne reine Poesie, und seine Gedichte, auch die Balladen, sind innerlich nicht geläutert.“ Im großen und ganzen hat sich durch die neuere Kritik Schillers Recension bestätigt und bewährt; man „vermiszt“ wirklich „in dem größten Teil der Bürger'schen Gedichte den milden, sich immer gleichen, immer hellen, männlichen Geist, der, eingeweiht in die Mysterien des Schönen, Edeln und Wahren, zu dem Volke bildend herniedersteigt, aber auch in der vertrautesten Gemeinschaft mit demselben nie seine himmlische Abkunft verleugnet.“ In vielen seiner Balladen macht er sich — man könnte sagen — mit dem Volke gemein, so in der widerlichen „Frau Schnips“, in des „Pfarrers Tochter von Taubenhain“ — selbst der „wilde Jäger“ ist etwas stark lärmend und polternd. In anderen ist er übertrieben, gespannt und gedehnt, oft zu pathetisch und declamatorisch; selbst das auf einem

tatsächlichen Vorgänge beruhende „Lied vom braven Mann“ ist nicht ganz frei davon, obgleich es sonst mit zu den besten Balladen Bürgers gehört. Dagegen wird man seinen prächtigen „Kaiser und Abt“ ungetrübt genießen, auch sein „Lied von Treue“. Seine Lyrik ist meist ein getreuer Abdruck seines Lebens, so insbesondere seine Lieder an Molly, in denen seine ganze unglückliche Leidenschaft zum unerquicklichen Ausdruck kam. Ergreifend ist aber ein Selbstbekenntnis, das er 1788 — wohl in der Erinnerung an Molly — in seinem „Hohen Lied von der Einzigen, in Geist und Herzen empfangen am Altare der Vermählung“ ablegte. Den ursprünglichen Wortlaut gibt die erste, nebenstehend nachgebildete Niederschrift.

In der letzten Ausgabe der Gedichte lautet diese Strophe (die dreizehnte):

<p>„Zwar — ich hätt' in Jünglingstagen Mit beglückter Liebe Kraft Lenkend meinen Kämpferwagen, Hundert mit Gesang geschlagen, Tausende mit Wissenschaft!</p>	<p>Doch des Herzens Loz, zu darben, Und der Gram, der mich verzehrt, Hatten Trieb und Kraft zerstört. Meiner Palmen Keime starben, Eines mildern Lenzes wert.“</p>
--	--

Unter seinen Liedern findet sich übrigens auch dieses oder jenes, das dem Tone echter Volkspoesie sich nähert, wie das „Feldjägerlied“ (Mit Hörnerschall und Lustgesang), das „Dörschen“ (Ich rühme mir mein Dörschen hier); auch seine lustige Plauderei mit dem „Monde“ (O schönen guten Abend dort am Himmel), die sich vorteilhaft von den zahlreichen schmach tenden Mondscheinliedern jener Zeit unterscheidet.

Zum Schluß verdient erwähnt zu werden, daß Bürger der anonyme Übersetzer des von einem Deutschen Namens Kaspe 1786 in englischer Sprache abgefaßten Buches „Wunderbare Reisen und Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen“ ist. Als die Übersetzung erschien, lebte noch der Freiherr Hieronymus von Münchhausen (1720—1797) auf seinem Gute Bodenwerder im Hannoverschen und erzählte häufig in Freundeskreise seine zum Teil auf älterem Volkswitz beruhenden unglaublichen Lügengeschichten, die — vermehrt durch andere — der nach London entflozene Kaspe (+ 1794), ehemaliger Kasselscher Professor und Bibliothekar, dem englischen Publikum zuerst gedruckt vorführte.

Durch Bürger wurde Boie mit zwei Studenten bekannt, die zu den ersten Gliedern des Hainbundes gehörten: Gölty und Miller.

Ludwig Heinrich Christoph Gölty wurde am 21. Dezember 1748 zu Mariensee bei Hannover als Sohn eines Predigers geboren. Von Kind auf sehr fleißig las er oft ganze Nächte durch und legte damals viel-



Münchhausen's Reisen und Abenteuer.

Ludwig Heinrich Gölty Gölty.

Abb. 140. Gölty's einziges echtes Bildnis von Chodowicki (nach einem Gipsabguß). Aus Vohens Mufenalmanach für 1778. Nach dem Exemplar der Münchener Bibliothek. Unterschrift eines Stammbuchblattes (1776).

leicht schon den Keim zu der Krankheit, die ihn fortrassete, ehe er das dritte Jahrzehnt seines Lebens vollendet hatte. Bei allem ernstlichen Fleiße wahrte er sich die Liebe zur Natur und ein warmes, empfindungsreiches Herz, das schon sehr früh nach einer poetischen Äußerung verlangte und sich in jugendlichen Gedichten versuchte. In Göttingen trieb er, ohne seine Berufswissenschaft, die Theologie, zu vernachlässigen, sehr eifrig das Studium der neueren fremden Sprachen, aber auch das unserer älteren Poesie, namentlich der Minnesänger, wodurch seine eigene dichterische Begabung einen neuen Antrieb erhielt. So wurde er einer der eifrigsten Mitarbeiter an Voies' *Musenalmanach* und eines der begeistertsten Glieder des *Hainbundes*, in dessen Sinn er sogar *Verdenlieder* („*Teut und Minnehold*“) anstimmte, die seiner Natur so wenig entsprachen, daß er sie ein andermal heiter parodierte. Vom Studentenleben genoß er dabei nicht viel, da er durch Privatstunden und Übersetzungen sich ziemlich mühsam sein Brot verdienen mußte. Als die *Hainbündler* Göttingen verließen, ging er mit *Müller* nach Leipzig und besuchte darauf die Dichterfreunde in Hamburg und



Wie ein Engel stand im Schächerstube
Sie vor ihrer kleinen Hüttenbür;...



Band den Welgen, welchen Wilhelm mähte,
Bank, und äugelt' ihrem Diebling nach!

Abb. 141 und 142. Aus Chodowickis Kupfern zu Göltys „Elegie auf ein Landmädchen“ vom Jahre 1796.

Grundton der Mehrzahl seiner Gedichte wie seines Lebens. So feierte er in den „*Traumbildern*“ die „*künftige Geliebte*“, aber man fühlt es durch, daß er die Hoffnungslosigkeit seiner Wünsche ahnt. Gern führt er auch Szenen aus, wo der Liebende voll Trauer der Wahre seiner Geliebten folgt, so in der „*Elegie auf ein Landmädchen*“ u. a. Aber er verzagt nicht, wenn der Tod wirklich in sein Leben greift. Fester Glaube und starke Hoffnung erfüllen ihn. Als sein Vater gestorben, da singt er — „*Am Grabe meines Vaters*“:

Selig alle, die im Herrn entschliefen,
Selig, Vater, selig bist auch du!
Engel brachten dir den Kranz und
riefen,

Und du gingst in Gottes Ruh'.

Wandelst über Millionen Sternen,
Siehst die Handvoll Staub, die Erde,
nicht;

Schwebst, im Wink, durch tausend Sonnen-
fernen,

Schauest Gottes Angesicht!

Siehst das Buch der Welten aufge-
schlagen;

Trindest durstig aus dem Lebensquell;

Nächte, voll von Labyrinth, tagen,

Und dein Blick wird himmelhell.

Doch auch frische, lebenslustige Klänge weiß Göltys anzuschlagen; allbekannt ist sein Mahnwort in den „*Lebenspflichten*“:

Rosen auf den Weg gestreut,
Und des Harns vergessen!
Eine kurze Spanne Zeit
Ward uns zugemessen!

Bekannt ist auch sein von Neese und Reichardt komponiertes „Rheinweinlied“:
„Ein Leben wie im Paradies gewährt uns Vater Rhein.“

Seinen Freunden hinterließ der Sänger den „Auftrag“:
Ihr Freunde, hänget, wann ich gestorben bin,
Die kleine Harfe hinter dem Altar auf,
Wo an der Wand die Totenkränze
Manches verstorbenen Mädchens schimmern.

Der Künstler zeigt sie freundlich dem Reisenden. — —
„Tst!“ sagt er stau-
vend, „lönen im
Abendrot
Von selbst die Sai-
ten, leise wie
Vienton —“

So tönt noch Hölty's
Harfe leise fort in
seinen Liedern bis in
unsere Zeit. Seine
Gedichte wurden
nach seinem Tode
von Voß heraus-
gegeben, aber mit
zahlreichen willkür-
lichen Änderungen
und Zudichtungen.
Den ursprünglichen
Text hat erst Karl
Halm 1869 wieder
hergestellt.

Johann Martin
Miller, ein Predi-
gerssohn, am 3. De-
zember 1750 in Ulm
geboren, studierte in
Göttingen Theolo-
gie, wo er mit Hölty
innig befreundet
wurde. Nachdem
er kurze Zeit Land-
pfarrer gewesen,
erhielt er eine An-
stellung am Gym-
nasium seiner Vater-
stadt, wurde dann
Prediger am dor-
tigen Münster und
später Dekan der
Diecefe Ulm, † 21.



Miller.

J. Miller, P.

Abb. 143. Johann Martin Miller.
Nach einem gleichzeitigen Porträt.
Unterschrift eines Briefes aus Ulm vom 20. Januar 1800.
Im Besitze des Herrn W. Künzel in Leipzig.

Juni 1814. — Miller war eine Hölty nahe verwandte Natur, obwohl in ihm das Empfindsame schon in Göttingen noch mehr hervortrat als bei seinem Freunde, so daß ihn Boß in seinen Briefen an Brückner als eine „mädchenhafte Gestalt“, „mädchenhaft auch in seinem Empfinden und Dichten“ schilderte. Bei seinen

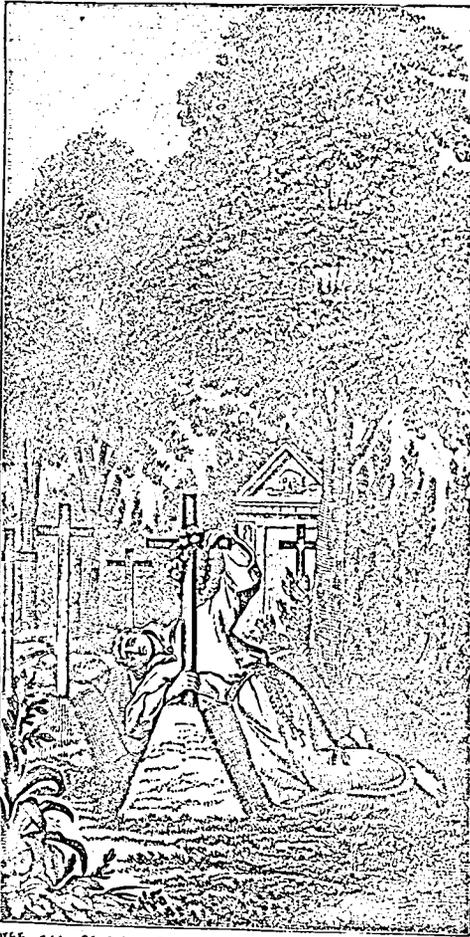


Abb. 144. Aus den Kupfern zur zweiten Auflage des „Siegwart“. (Leipzig 1777, Wengand'sche Buchhandlung), gez. von Chodowietzki . . . „der edle Jüngling lag erstarrt und tot im blassen Mondscheln auf dem Grabe seines Mädchens“ . . .

er seinen „Siegwart“ — mit Illustrationen von Chodowietzki — heraus, „eine abgeblaßte Karikatur Werthers“. Der Inhalt dieses seinerzeit übermäßig bewunderten und von den Damen verschlungenen, jetzt völlig vergessenen Romans ist folgender:

Siegwart.

Kaver Siegwart, der Sohn eines katholischen Amtmanns im südlichen Deutschland, wird als Knabe von dem Eindruck, den ein Kapuzinerkloster und der Pater Anton in demselben auf ihn machen, so ergriffen, daß er von Stunde an entschlossen ist, einst auch Mönch zu werden. Auf der Hochschule von Ingolstadt,

Hainbundsgegnen war er ungemein beliebt, seine wohlklingenden Lieder wurden zu seiner Zeit durch ganz Deutschland gesungen; jetzt sind manche seiner Verse nur noch als scherzhafte geflügelte Worte in Brauch, so z. B.: „Für mich ist Spiel und Tanz vorbei —“ aus seinem „Klagelied eines Bauern“. Dagegen wird sein von Mozart komponiertes Lied „Zufriedenheit“ wohl noch ebenso oft gesungen, wie der Anfang daraus citiert: „Was frag' ich viel nach Geld und Gut, wenn ich zufrieden bin?“

Berühmt ist Miller aber geworden durch seinen tränenreichen Roman „Siegwart, eine Klostergeschichte“, in dem die Sentimentalität der Zeit auf die Spitze getrieben, ihr aber auch zugleich die Spitze abgebrochen wird. Im Jahre 1774 waren „Werthers Leiden“ von Goethe erschienen und hatten die Glieder des noch in Göttingen vereinten Bundes tief ergriffen. Daß Goethe sich mit diesem Buch, auf das ich später eingehend zurückkomme, von dem Krankheitsstoffe der Sentimentalität hatte befreien und davor die Zeitgenossen warnen wollen, begriff man damals meist nicht, am wenigsten Miller, der dadurch erst recht zur Nüchtern- und Empfindsamkeitschwellerei sich angetrieben fühlte. Zwei Jahre darauf gab

deren Studentenleben sehr anschaulich beschrieben wird. Lernt er aber Marianne, die Tochter des Hofrats Fischer, kennen, verliebt sich in sie und hat bald die Klosterideen vergessen. Ein paar Stellen mögen ihr Verhältnis und die Sprache des Buches charakterisieren: „Er sang mit Marianne ein Duett. Ihre Stimmen waren wie das Rispeln der Liebe, stiegen miteinander in den Himmel und wieder in das Grab herab und klagten. Jedes Herz fühlte Zärtlichkeit und Liebe . . . Bei einem Triller sah sie unseren Siegwart so schmachend und beweglich an, daß ihm Tränen in die Augen schossen und sein Herz im seligsten Gefühle schwamm etc.“ . . . „Siegwart sank in Mariannens Arm und weinte. Eine Stunde lang konnte er nichts als seufzen . . . Sie streichelte ihm die Tränen von den Wangen oder küßte sie weg . . . ‚Lieber Engel, sind Sie mein?‘ — ‚Auf ewig! sagte sie.‘ Darauf folgte eine sprachlose Scene, die sich nicht beschreiben läßt. Erst nach einiger Zeit gingen sie mit nassen Augen, um ein Menuett zu tanzen. Dann gingen sie wieder ans Fenster, sahen den Mond an, sahen, wie er sich spiegelte in ihren Tränen etc.“ — — — Mariannens grausamer Vater ist gegen die Heirat der Liebenden, weil er eine andere Ehe für seine Tochter im Auge hat, und da sie sich sträubt, zwingt er sie, Nonne zu werden. Siegwart gelingt es nicht, sie davor zu bewahren, noch sie heimlich zu entführen; nun geht auch er ins Kloster, hängt „stundenlang mit den Augen am stillen Mond“, schreibt melancholische Episteln und strengt sich an, „seine Leiden zu verseufzen“. Nach einiger Zeit wird der verliebte Kapuziner als Weichwaser zu einer sterbenden Nonne gerufen — es ist sein Engel Marianne, die in seinen Armen ihr Leben aushaucht. Nun kann auch er das Leben nicht mehr ertragen, er scheidet dahin — eines Tages wird er auf Mariannens Grab gefunden, hinüber geschieden „in das herrliche Land, wo gekränkte Zärtlichkeit und Menschheit keine Tränen mehr vergießen.“

Und diese Geschichte sollte dem selbstmörderischen Werther gegenüber das Bild einer tugendhaften Liebe darstellen! Miller, angefeuert durch den Erfolg, schrieb noch drei andere Romane, deren zweiter, „Geschichte Karls von Burgheim und Emilienz von Rosenau“, in taktloser Weise den Hainbund und namentlich die Stolberge mit hinein zog. Boß war sehr ärgerlich über Millers „Wasserromane“ mit dem „ewigen Moralgeschwätz und Nutzenstifterei“ und schrieb ihm offen heraus, was er darüber dachte. Der „Siegwartische Empfindsamkeitston“ klang aber noch lange wimmernd und winselnd nach in zahlreichen Klosterromanen und Gefühlsgeschichten.

Den beiden Freunden schloß sich im Frühling 1772, von Boie nach Göttingen gezogen, Boß an, dessen Briefe eine Art Chronik des Hainbundes darstellen, wie ich oben gezeigt habe, und der in der That die eigentliche Seele des Bundes war.

Johann Heinrich Boß, geb. zu Sommersdorf in Mecklenburg am 20. Februar 1751, war der Sohn eines unbemittelten Pächters und Schenkewirtes, der später eine Schullehrerstelle annahm, die ihm nordüstig das Leben freisetzte. Durch Unterstützung guter Freunde vermochte der Vater den sehr befähigten Knaben auf das Gymnasium zu Neubrandenburg zu bringen; dort bildete derselbe mit einigen Schulkameraden einen Verein, in dem Griechisch, Lateinisch und deutsche Literatur mit großem Eifer getrieben wurden. Für sich studierte der fleißige Gymnasiast an Ramlers und Klopstocks Oden deutschen Versbau, dichtete auch schon selbst hier und da ein Lied und übersetzte Horazens Oden. Als aber die Zeit zum Abgange auf die Universität herangekommen war, fehlten die Mittel zum Studium. So mußte der Abituriert eine Hauslehrerstelle bei einem Herrn von Dershey in Ankershagen übernehmen; von den dabei gemachten Ersparnissen hoffte er, sich auf der Universität erhalten zu können. In dieser Zeit lernte er auch den Pastor Brückner in Großen-

Joh. Heinrich Boß.



Johann Heinrich Voß.

Abb. 145. J. H. Voß. Das Original dieses Bildnisses, 1797 von Schöner gemalt, befindet sich im Gletschischen Freundschaftstempel zu Halberstadt. Unterschrift aus einem daselbst aufbewahrten Briefe an Gletm.

dorf im Lande Hadeln (westlich von Stade); vier Jahre darauf rief ihn Friedrich Stolberg in eine gleiche Stellung nach Eutin, in der er zwanzig Jahre segensreich wirkte. Anfangs war er hier sehr glücklich, als aber die Spannung zwischen ihm und den Stolbergs eintrat, die allmählich in Feindseligkeit überging, dazu seine Gesundheit unter den anstrengenden Arbeiten seines Amtes zu erliegen drohte, kam er 1802 um seine Pensionierung ein, die er mit einem angemessenen Jahrgehalt erhielt, und zog nach Jena, wo zwei seiner Söhne studierten. Hier kam er in Verkehr mit Schiller und Goethe, aber ein engeres und herzlicheres Verhältnis entstand nicht. Goethe bemühte sich, ihn an Weimar und Jena zu fesseln, ja er hatte ihm bereits eine Pension vom Herzog ausgemirkt, aber Voß wollte sich dazu nicht bewegen lassen und nahm bald darauf zu Goethes nicht geringem Ärger die Einladung des Großherzogs von Baden nach Heidelberg an, wo er in freier Verbindung mit der Universität und rastlos geistig tätig bis in sein 76. Jahr lebte. Nach kurzer Krankheit starb er am 29. März 1826. — Durch sein schroffes, einseitiges Wesen und seine unverwüßliche Kampfesader hatte er sich ein einsames Alter bereitet; es war deshalb für ihn ein großer Segen, daß ihm Gott in seiner Ernestine eine edle Frau geschenkt hatte, die an allen seinen Arbeiten, auch den gelehrten, den tätigsten Anteil nahm. In den „Mitteilungen“ aus seinem Leben, die sie nach seinem Tode herausgab, hat sie ihm und sich selbst ein Denkmal ehelicher Treue und Liebe gesetzt. Ihre Aufsätze sind „in kunstvoller Anmut die rührendsten Idyllen, die aus dem Voßischen Kreise hervorgingen“. Sie überlebte

Vielen kennen, an den er später seine Briefe über die Entflehung und den Fortgang des Hainbundes richtete (S. 362). Durch ihn hörte er zuerst etwas von Shakespeare, durch ihn empfing er erneuten Antrieb zum Dichten, durch ihn kam er leichter über manches Drückende in seiner Stellung hinweg. Als der Musenalmanach zu erscheinen anfing, sandte Voß einige Gedichte dafür ein und kam dadurch in Briefwechsel mit Voie, der ihm die Mittel schaffte, in Göttingen studieren zu können. Dort entschied Voß sich bald für das Studium der alten und neueren Sprachen, besonders beschäftigte er sich auch eingehend mit den Minnesängern und mit Luthers Schriften. Als Mitstifter des Hainbundes lernten wir ihn bereits kennen; ebenso in Wandersbeck als Redakteur des Musenalmanachs, dessen Ertrag ihm gestattete, Voies Schwester Ernestine zu heiraten. Dort lebte das junge Ehepaar äußerst einfach, aber sehr glücklich im trauten Verkehr mit Claudius, Klopstock und anderen Freunden, die sie von nah und ferne aufsuchten. Im Spätherbst 1778 wurde Voß Schullehrer in Ottern-

ihren Mann noch acht Jahre und starb erst 1834 im 79. Jahre. — Ein nach allen Seiten hin. trefflich charakterisierendes Lebensbild hat Wilhelm Herbst 1872, ein kürzeres nebst Auswahl seiner Dichtungen August Sauer 1893 herausgegeben.

In seinen Oden, Elegien und Liedern folgte Woz meist ganz dem Muster und Vorbilde Klopstocks und Ramlers, er zeigt darin eine ungewöhnliche Sprachgewandtheit und Beherrschung des Rhythmus wie in allen seinen Dichtungen, aber der Mangel an poetischem Schwunge und wahrer Begeisterung macht sich dabei in auffälliger Weise geltend und kann durch den lehrhaften und polemischen Ton, den er oft anspricht, nicht ersetzt werden. Besonders schulmeisterlich pedantisch sind seine Lieder, die er für das Volk dichtete — da sollten z. B. die Milchmädchen die Kuh ansingen:

Lieg und wiederkäu in Ruh
Dein gesegnet Futter:
Alles, gute fromme Kuh,

Milch und Käse schenkest du,
Rahm und süße Butter zc.

Bedeutender sind seine Idyllen, obgleich auch in ihnen der Mangel an schöpferischer Phantasie sich bemerklich macht. Ihm selbst war das keineswegs verborgen. „Was Du von der wenigen Phantasie in meinen Gedichten sagst, ist richtig,“ schreibt er einmal an seinen Freund Brückner. Das ländliche Stilleben, die schlichten Reize der nordischen Natur, die in Schlafrock und Pantoffeln einher-schlarrende, ungenierte Gemüthlichkeit des Philistertums, die Genüsse der Pfeife, des Glases, des Mahles werden in diesen Idyllen mit behaglicher Breite und nur zu großer Treue geschildert; zuweilen mischt sich ein polemischer Ton hinein, wie in den „Leibeigenen“, wo er gegen die Noheit des Juntertums zu Felde zieht. Die ammutigste unter allen den kleineren Idyllen ist „Der siebzigste Geburtstag“, in welcher er schildert, wie der alte Schulmeister Lamm, der seinen 70. Geburtstag feiert, an einem schneereichen Tage von seinem zum Pfarrer ernannten Sohn besucht wird und wie dessen junge Frau den Schwiegerpapa mit einem Kusse aus dem Mittagsschlaf aufweckt. Dieselbe erschien zuerst in dem Musenalmanach für 1781, war Bodmer gewidmet und begann mit folgenden Versen:

Bei der Postille beschlich den alten christlichen Walter
Sanft der Mittagsschlummer in seinem geerbten Lehnstuhl,
Mit braunmarbigem Fuch voll schwellender Haare bepolstert.

Da Bodmer statt alles Dankes nur mit Spottversen in seinem letzten kritischen Gedichte: „Untergang der berühmten Namen“ darauf antwortete, ließ Woz in der Ausgabe von 1785 die Widmung fort. Die Eingangverse lauteten aber in derselben:

Auf die Postille gebückt, zur Seite des wärmenden Ofens
Saß der redliche Lamm, seit vierzig Jahren des Dorfes
Organist im geerbten und künstlich gebildeten Lehnstuhl,
Mit braunmarbigem Fuch voll schwellender Haare bepolstert.
Oft die Hände gefaltet und oft mit lauterem Murmeln
Das er die tröstenden Sprüche und Ermahnungen. Aber allmählich
Starrte sein Blick, und er sank in erquickenden Mittagsschlummer.

Die Kleinmalerie dieser Idylle mutet uns an in ihrer treuherzigen Schilderung des einfachen, beschränkten Lebens und des Glückes, das sie darbietet; zu bedauern ist nur, daß Woz, der sich nie genug tun konnte, die erste gelungenste Bearbeitung immer wieder feilte, ausbesserte, erweiterte (aus den drei Eingangszellen wurden allmählich elf), so daß die letzte nicht nur um die Hälfte länger ist als die erste, obgleich doch keine einzige neue Begebenheit hinzugekommen ist, sondern auch getünstelter in der Sprache. — Ähnlich ist es mit der Homerübersehung Wozens und mit seiner berühmten Dichtung, der „Enise“, gegangen, deren erste Abfassung (1784) entschieden Lusse.

Wozens
Dichtungen.

Der 70. Ge-
burtstag.

Jo. C.



Abb. 146. Der Pfarrer und seine Familie mit dem zukünftigen Schwelgersohne. („Sorglos sah nun der Greis von Gelliebten umringet.“)

Aus den Kupfern zu Vossens „Luise“ von Chodowicki in Beckers „Almanach für 1798“.

ansprechender ist als die „Ausgabe letzter Hand“ von 1807. (Das sehr sauber und zierlich geschriebene Manuskript der „Luise“ [Beilage Nr. 78] gehört noch heute zu den Schätzen des Gleimschen Freundschaftstempels in Halberstadt. (Nuch München u. a. O. besitzen Manuscripte der „Luise“, die der Verfasser zu feilen und abzuschreiben nie müde wurde.) Von „Poesie, welche die Tiefen der Seele ergreift“, ist auch darin nichts zu finden, dagegen manches Sentimentale neben dem Hausbathenen und manche langstielige Rede des rationalistisch orakelnden Pfarrers von Grünau in wohlklingenden Versen. Das Gedicht zerfällt in drei Idyllen. Die erste, „Das Fest im Walde“, schildert die Geburtsfeier der Heldin Luise, der Tochter des Pfarrers von Grünau, in ziemlich langgedehnter Ausführlichkeit. Doch wird hier die Entstehung der Liebe Luizens zu Walter, dem Hofmeister und Kandidaten, in einfacher und zarter Weise vorgeführt. In der zweiten Idylle „Der Besuch“ ist Walter Pfarrer geworden, hat sich mit Luise verlobt und kommt nun an einem kalten

Wintermorgen nach Grünau zu Besuch, wo er seine schlaftrunkene Braut überrascht. In der dritten Idylle „Die Vermählung“ werden alle Vorbereitungen zur Hochzeit nicht ohne Lüftlichkeit erzählt, dann die am Vorabend überrückte vorgenommene Trauung, der Schmaus in der Herrenstube und im Besindegzimmer u. s. w., alles das hier und da von einigen platten, zuweilen lüfternen Scherzen durchwürzt. Die einzelnen Personen des Gedichtes treten trotz seines großen Umfanges kaum individuell hervor, und keine haftet im Gedächtnis. Außer den langen, um das allertrivialeste sich drehenden Wechselreden ist die ganze Mühe auf die Schilderung der Lokalitäten und der äußeren Umstände verwendet, und das sichert dem Gedichte auch einen dauernden Wert: es ist ein naturgetreues „Kultur- und Kostümbild“ einfach bürgerlichen Lebens im 18. Jahrhundert und zugleich eine Charakterstudie des damaligen Pfarrerstandes, wie er aus der Schule der Vernunfttheologen hervorging.

Die „Luise“ rief eine große Zahl von ähnlichen Dichtungen hervor, unter denen Goethes „Hermann und Dorothea“ obenan steht. Die meisten sind nicht viel mehr als Kopien der Vosschen Idylle. Zu den besten gehören zwei „ländliche Dichtungen“ von Kosgarten (Propst zu Altenkirchen auf Rügen, später Professor in Greifswald, geb. 1758, † 1818), der zuerst im Klosterstockchen Sinne empfindsam gedichtet hatte und darauf in Vossens Fußstapfen trat. Es waren „Zukunft“ und „Die Inselnsahrt oder Moses und Agnes“. Weit Geringeres noch leistete der Prediger Friedr. Wilh. August Schmidt von Werneuchen (1764—1838), welcher seit 1793

Kosgarten.

Schmidt v. Werneuchen.

I
Was fast im Wald.

Vorüber im dunkeln Tüch der zorn bewillkürigen Linder,
 Walden, die tagliche Düb an der Mittagsstunde beschallend,
 über das weisse das Juchensalten, schmerzliche besaglich
 Im Aufsteigen der Pfaffen um seinenen Tisch mit dem Tischtal,
 5 Und nur dem Dreihundertmianer sein altes künstliches Handbuech
 freundlich gesteuert, und mit Dreib und glänzenden Grüns besudelt.
 Dergleib sah mich der Gott, von Göttern anwings, und aufwärts
 mit lafonnigen Gesprächs sein Herz, und mancher Zugestling
 künstlein im hohen Gebirg, und das Proleten gatte der Jungfrau
 10 Luch und der Hand, weil fern der heiligen Gafu mit der Weibern
 Gerecht der Dreib, und den brigitliche Tüch und der Kellereid stier.
 Nachbarlich dort im Walden der blüthendoligen Kinder
 Nagte der Juchensalt Lucifre partan, und mürrade spidneroll
 Orgau die Linder der Tag, und sprach sich schmerzliche Klinge.
 15 Aber manna schufflägelnd der weiffbekunden Zugestling,
 Zügste gahnen Linder, die andre ich sah, an dem Linder,
 Nicht ich waga das Gütz, und began mit laifem Gespöch:
 Gafu mir wof in der Wald, umi Tischleren? Oder gefallt dir,
 weil die Tonen so bewund, in der Griebelstland an dem Linder
 20 Irren Gebirg zu seinem? Du bleib ja so sehr, und vorüber.
 Gold nehmend unterwate Dreib das weisse Kugeln:
 Nicht in der Linder manna! das Griebel stüht der abrad
 Kind zu stonag, und zumal mit der Linder und der Griebel
 Dreibt erweissel: sich schmerzliche die mürrer so wild an dem Linder.
 25 Linderlich stüht ja die Tonen, und am waltigen Linder ist künstling.
 Und zu dem Pfaffen began die alle weiffen Linder Handfrau:

Der Anfang der „Luise“ in Vossens eigener Niederschrift.
 Aus Gleims Nachlass, aufbewahrt im Gleimschen Freundschaftstempel zu Halberstadt.
 Bielefeld und Leipzig.

in Berlin einen Musenalmanach herausgab, der seit 1796 den Titel „Kalender der Musen und Grazien“ führte, worin er die Wosfsche „Natürlichkeit“ auf das unerträglichste und platteste übertrieb. Er ist es insbesondere, den Goethe in seinem bekannten Gedicht „Musen und Grazien in der Mark“ verspottet.

Ein paar der Wosfschen Idyllen waren in plattdeutscher oder „niedersächsischer“ Sprache gedichtet: „De Winterawend“ und „de Geldhapers“. Er räumte damit der Dialektpoesie eine Berechtigung ein und hatte auch darin ein paar Nachfolger, die ihn an wahrer Volkstümlichkeit weit übertrafen; es sind das Martin Njæri und Hebel, die an anderer Stelle die ihnen gebührende Würdigung finden werden.

Von großer Wichtigkeit ist Wosß schließlich als Übersetzer, ja, man kann wohl sagen: er ist der Begründer der Übersetzungskunst. Viele seiner zahlreichen Übersetzungen sind ja mißlungen zu nennen — nicht zu reden von seiner Übertragung Shakespeares, an die er sich noch als Greis wagte — und in seinen besten Verdeutschungen können Fachmänner ihm heute manche Fehler und Mängel nachweisen, aber er hat unserem Volke doch zuerst die Dichtungen Homers zugänglich gemacht und einen deutschen Homer geschaffen, der mit Recht als ein klassisches, in seiner Art unübertroffenes Buch gilt. Übrigens war Wosßens Übersetzung, wie sie zuerst erschien, den späteren Bearbeitungen weit überlegen. „In der Ausgabe von 1781“, sagt Michael Bernays, der 1881 zur Säcularfeier des Wosßischen Jugendwerkes die Odyssee in ihrer ursprünglichen Fassung wieder abdrucken ließ, in seiner Einleitung dazu, „hatte sich der Übersetzer ein erlaubtes Maß dichterischer Freiheit gewahrt; nicht jedes Wort, nicht jedes Satzglied war der Urschrift sorgsam nachgekünstelt, aber Form und Geist der homerischen Darstellung war auf das glücklichste wiederbelebt; der Vers war lockerer gefügt, aber nur um so vertraulicher konnte er dem deutschen Ohre sich anschmiegen; die Odyssee empfing hier etwas von dem Reize, der sonst nur ein freigeschaffenes Gedicht umgibt.“

Wosßens Lebens- und Charakterbild vervollständigt sich uns erst, wenn wir die einst in Göttingen von ihm so enthusiastisch begrüßten Grafen zu Stolberg kennen gelernt haben, die sowohl als Jünger Klopstocks wie als Hauptglieder des Hainbundes unsere besondere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.

Christian Graf zu Stolberg ist geboren zu Hamburg am 15. Oktober 1748, sein Bruder Friedrich Leopold zu Bramstedt am 7. November 1750. In streng lutherischem Glauben wurden sie von ihrem edlen Vater Christian Günther zu Stolberg-Stolberg erzogen, der in seinem Dorfe Bramstedt aus eignem Antriebe die Leibeigenschaft abschaffte, als sonst noch niemand daran dachte. Friedrich war der begabtere der Brüder. Schon als zehnjähriger Knabe dichtete er eine Ode an die Freiheit. In der Gedankenwelt Klopstocks, dessen Auge auf ihnen mit Liebe ruhte, wuchsen die beiden Brüder auf. Diese Bekanntschaft mit dem großen Meister imponierte besonders den Hainbündlern. Persönlich fühlte sich Wosß am meisten zu Friedrich gezogen, er ruft aus:

Ach! Nah' ich mich dem edlen Mann?
Ich zittre. Umarm' ich ihn,

Den Freiheitsrufer? Ich den Mann,
Den Klopstock liebt?

Christian, eine stillere Natur, voll begeisterter Liebe zu seinem feurigen Bruder, dichtete ihm nach und der Bundesrichtung zu Ehren antike Strophen und Balladen, die Voie später mit denen Friedrichs zusammen herausgab. Friedrichs Muse nahm einen höheren Schwung — er schwärmte für die „Freiheit“; begeistert singt er:

Christian u.
Friedrich
Stolberg.

Freiheit; der Hölbling kennt den Gedanken nicht!
 Der Slave! Ketten raffeln ihm Silberton!
 Gebeugt das Knie, gebeugt die Seele,
 Reicht er dem Joch den erschlafnen Nacken!
 Mir ein hoher, seelenverklärender
 Gedanke! Freiheit! Freiheit! wir fühlen dich!

Noch fecker war sein „Lied eines Freigeistes“ und sein „Freiheitsgesang aus dem 20. Jahrhundert“, daneben fehlten die empfindsamen Mondscheintöne und idyllischen



Christen Stolberg.

Abb. 147. Christian Graf zu Stolberg.
 Gemalt 1818 von Gröger. Unterschrift eines Briefes Chr. Stolbergs an
 Bürger aus Bernstorff, 26. 7. 1774. Im Besitz des Herrn Dr. Althof in
 Weimar.

setzte: „Hier ist das wahre Tyrannenblut! Daran ergöht euch, aber alle Mordgedanken laßt mir aus dem Hause!“ Die jungen Hühköpfe, einer hübschen Familienscene der „Saimonskinder“ gedenkend, legten ihr deshalb den Ehrennamen „Frau Nja“ bei, den sie mit Stolz führte, wie sie auch des unschuldigen Tyrannenblutes

Stoffe des Bundes nicht; von seinen Balladen, in denen er übrigens, zuerst dem Bardensput Valet gebend, in die wahre deutsche Vorzeit zurückkehrte, hat manche bis heute ihren Platz bewahrt; besonders bekannt ist das „Lied eines alten schwäbischen Ritters an seinen Sohn“ mit dem oft citirten Anfang: „Sohn, da hast du meinen Speer; Meinem Arm wird er zu schwer —“ auch das „Küßhaus zu Bern“ und das „Lied eines deutschen Knaben“ sind erwähnenswert. — Nachdem die Brüder in der oben beschriebenen Nacht (S. 365 f.) Göttingen, wo sie die Rechte studiert, verlassen hatten, gingen sie auf Reisen, besuchten unterwegs Goethes Elternhaus in Frankfurt, wo Friedrich soviel von Tyrannen und Bechzen nach Tyrannenblut deklamirte, daß die kluge Frau Rat ihm eine Flasche Rotwein mit den Worten vor-

in ihren Briefen öfters gedachte. Goethe ließ sich überreden, die Brüder Stolberg in die Schweiz zu begleiten, trennte sich aber bald wieder von ihnen. Nach ihrer Heimkehr gingen sie nach Kopenhagen und traten als Kammerjunker in des dänischen Königs Dienste. Im Jahre 1777 ging auch der Lebensweg der beiden Brüder auseinander; innerlich aber blieben sie sich nahe verbunden bis ans Ende. Christians Leben verlief ruhig und regelmäßig: Amtmann, dänischer Kammerherr, zuletzt beständiger Rat beim Schleswigschen Landgericht — das waren die Stufen desselben; am 18. Januar 1821 starb er auf seinem Gute Windeby bei Ebersförde. — Friedrichs Leben war nach innen und außen viel bewegter. 1777 fürstbischöflich Lübischer bevollmächtigter Minister in Kopenhagen; dann Amtmann zu Neuenburg im Herzogtum Oldenburg, wo er unaussprechlich glücklich an der Seite seiner auch von Goethe bewunderten Agnes geb. v. Witz-



F. L. Stolberg

Abb. 148. Friedrich Leopold Graf zu Stolberg.
Gemalt von Johann Baptist Lampi d. Ält.

geb. v. Witz-

leben lebte; nach ihrem frühen Tode (1788) dänischer Gesandter in Berlin, endlich Regierungspräsident in Cutin. Dort bestand ein enger Freundschaftsverkehr zwischen ihm und Voß, aber er dauerte nicht lange — ihre Naturen waren zu verschieden. In Voß herrschte Verstand und Wille vor, in Stolberg Gefühl und Phantasie. Über Stolbergs rasch entstehenden, antik zugeschnittenen Tragödien (in acht Tagen schrieb er „Timoleon“) kam es zu den ersten Differenzen, da der gewissenhafte Voß seine Unzufriedenheit mit diesen flüchtigen Arbeiten offen aussprach, Stolberg aber antwortete: „Feilen kann ich nicht, — hat mir Vulkan seine Feile ver sagt, so läßt er mir doch seine Flamme.“ Aber tiefer wurde der Riß zwischen den alten Freunden durch die innere Wandlung Stolbergs; aus dem heißblütigen Tyrannenhasser und Freigeist wurde seit dem Ausbruch der französischen Revolution ein Hasser der „Westhunen“, wie er die Franzosen nannte, ein entschiedener Gegner der Revolution und der durch sie triumphierenden Aufklärung. Darüber kam es zu immer ernstern Streitigkeiten zwischen Voß und Friedrich Stolberg, die einen unverföhnlichen Charakter annahmen, als der letztere mit seiner zweiten Frau Sophie, geb. Gräfin von Nubern, am 1. Juni 1800 in der Hauskapelle der Fürstin Gallizin (1748—1806) zu Münster zur römisch-katholischen Kirche übertrat, ein Schritt, der sich aus den damaligen Zuständen des Protestantismus wohl erklären, wenn auch nicht rechtfertigen läßt. Wie mild und weitherzig Stolberg übrigens als Katholik blieb, zeigt ein Brief von ihm an Lavater (aus Münster, 26. Oktbr. 1800), in dem es u. a. heißt: „Der würde nicht mich mehr als meine Kirche verkennen, welcher da glauben könnte, daß sie mich lehre, Dich oder unsern Heß oder unsern sel. Pfenninger oder Claudius zu verdammen, oder auch nur die Rindschaft Gottes an Guch und anderen redlichen Anbetern Jesu Christi unter den Protestanten zu bezweifeln. Siehe, diese Ansicht läßt, gewährt, befiehlt mir der Glaube meiner Kirche. Nur für die, welche ihre Wahrheit erkennen und sich mit Bewußtsein solcher von ihr abhalten lassen, nur für diese, die allein sie Ketzer nennt, gibt und weiß sie keinen Trost.“

Stolberg verlor durch seinen Übertritt keinen seiner Freunde, nur Voß wandte sich von ihm ab und verfolgte ihn fortan wie einen Feind. Unser großer Staatsmann Freiherr von Stein sagte schon 1802 darüber: „Stolberg bleibt mir immer achtungswert, er glaubt in der katholischen Religion Ruhe und Bestimmtheit zu finden, warum ihn mit Wut und Schimpfen verfolgen?“ Auch Goethes edle Natur ärgerte sich an Voßens Intoleranz; ihm ward, wie er sagt, „unfrei und unfroh, als läse er ein Kapitel in Dantes grauser Hölle“. Und fast zwei Jahrzehnte rastete der darin ganz fanatische Voß nicht in seinen lieblosen Angriffen. In seinen letzten Lebenstagen wurde Stolberg noch aufs tiefste erschüttert durch Voßens Schmähschrift: „Wie ward Friß Stolberg ein Unfreier?“, in der auf das taktloseste die zartesten Geheimnisse des einstigen Freundschaftsbundes preisgegeben wurden. Stolberg, der bald nach seinem Übertritt seine Unter niedergelegt, Cutin verlassen und bis 1812 in Münster, dann in Latenhausen (Grafschaft Ravensberg) gelebt hatte, schrieb zur Entgegnung seine „kurze Abfertigung“, aber ehe er sie vollendet hatte, starb er am 5. Dezember 1819 auf seinem Gute Sondermühlen bei Osnabrück. Seine letzte poetische Produktion war — wieder gemeinsam mit seinem Bruder — eine Reihe „Vaterländischer Gedichte“ gewesen, mit denen sie während der Freiheitskriege auftraten.

Durch Hölty wurde dem Bunde im Jahre 1774, kurz vor seiner Auflösung, noch ein Glied zugeführt, Leisewitz, der damals schon an dem Trauerspiel arbeitete, das seinen Namen berühmt gemacht hat.

Leisewitz.

Johann Anton Leisewitz, Sohn eines Weinhändlers in Celle, wurde am 9. Mai 1752 zu Hannover geboren und studierte in Göttingen die Rechte. Durch Hölty wurde er mit den Bundesgliedern bekannt und bald befreundet. Im Jahre 1774,

an Klopstocks Geburtstag, wurde er feierlich in den Bund aufgenommen. Noch in demselben Jahre verließ er Göttingen mit der fertigen Niederschrift seiner Tragödie „Julius von Tarent“ in der Tasche. Nachdem er in Gelle sein Advokatenexamen bestanden, ließ er sich in Hannover als Anwalt nieder, aber er fühlte sich nie wohl dort und freute sich, als es ihm gelang, nach einigen Jahren eine Anstellung in Braunschweig zu finden, die ihm Zeit genug ließ, mit literarischen Freunden, insbesondere mit Lessing gesellig zu verkehren. Inzwischen hatte er sich ohne Erfolg mit seinem „Julius von Tarent“ um den von Schröder in Hamburg ausgesetzten Preis beworben, und obgleich die Anerkennung des großen Publikums ihn dafür entschädigte, ließ er, der von Natur zur Hypochondrie neigte, doch alle seine weiteren dichterischen Versuche in seinem Pulke liegen und ordnete an, daß sie nach seinem Tode sämtlich verbrannt werden sollten. Nachdem er in seiner amtlichen Laufbahn bis zum Geheimen Justizrat und zuletzt zum Präsidenten des Ober-Sanitätskollegiums emporgestiegen war, starb er am 10. September 1806. Der Stoff des „Julius von Tarent“ ist die freigestaltete Geschichte des Herzogs Cosmus von Tarent (Florenz) und seiner Söhne Julius und Guido. Beide lieben ein Mädchen, Lanca, die Nonne geworden ist: der eine innig, treu, aber still, der andere wild, rasch und leidenschaftlich. Der Vater will den Erbprinzen anders vermählen, da entschließt er sich, seine Geliebte aus dem Kloster zu entführen. Guido aber lauert ihm unterwegs auf und ersticht den Bruder; dann eilt er nach Florenz zurück und erbittet den sühnenden Tod von des Vaters Hand; der Vater tut nach seinem Wunsche und geht dann in ein Kloster, nachdem er sein Land dem Könige von Neapel überlassen. — Schiller konnte dieses Drama in seiner Jugend auswendig; in den „Räubern“ merkt man den Einfluß, den es auf ihn geübt, noch deutlich. Lessing rühmte es sehr; beim ersten Lesen hatte er es für ein Goethesches Stück gehalten. Wenn auch nicht von Schönrednerei und kühnendem Pathos frei, gehört es doch zu denjenigen Erzeugnissen der Zeit, welche neue Bahnen für die dramatische Poesie schufen.



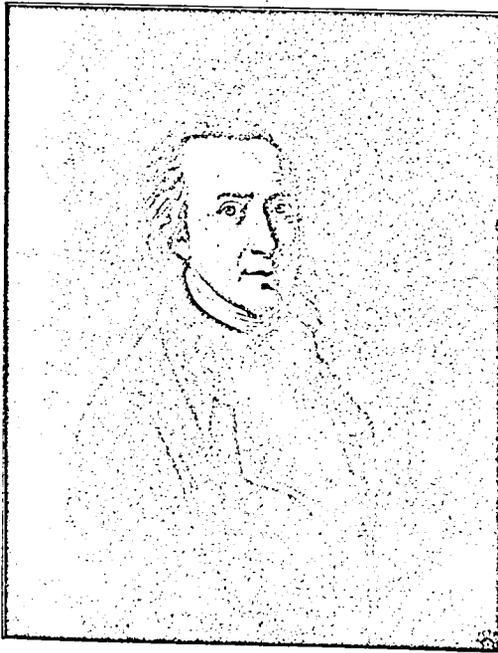
Lessing.

Abb. 149. Johann Anton Lessing.
Nach einem Kupferstich von Wilmann auf Grund einer Zeichnung von Kaußdorf. Unterschrift eines Briefes vom 21. Dez. 1779. Aus Georg Kestners + Autographensammlung.

Das Bild des um Klopstock enger gescharten Kreises und insbesondere des in Göttingen entstandenen Dichterbundes würde aber nicht vollständig sein ohne einen Mann, der durch Freundschaft mit den meisten, durch engere Geistesverwandtschaft mit vielen von ihnen verbunden war, der zu den Bundesgenossen, wenn auch nicht zu den Gliedern des Hainbundes gehörte, ohne Claudius, den wackeren „Wandsbecker Boten“.

Claudius.

Matthias Claudius, dessen schlichtes und doch reiches Leben — von Wilhelm Herbst trefflich erzählt — ebenso lesenswert ist wie seine Schriften, wurde am 15. August 1740 zu Reinfeld, einem Marktflecken zwei Meilen westlich von Lübeck, als der Sohn des dortigen Pastors geboren. Eines Brustleidens wegen ging er auf der Universität Jena von der Theologie zur Jurisprudenz über, wurde auch Mitglied der „Deutschen Gesellschaft“, eines Ablegers der Leipziger, und versuchte



Matthias Claudius.

Abb. 150. Matthias Claudius.
Nach dem Bilde im Besitze der Perthes'schen Familie.

sich in kleinen Poesien, die 1763 unter dem Titel „Ländeleien und Erzählungen“ erschienen. Darin besang er in der anakreontischen Manier „die süßen Lippen der Mädchen“ u. dergl.; bis auf eines „An eine Quelle“ hat er aber später seine Lieder dieser Art sämtlich verworfen. Nachdem er — von der Universität heimgekehrt — die Landeinsamkeit des elterlichen Pfarrhauses eine Zeitlang genossen, übernahm er eine Stelle als Sekretär beim Grafen Holstein in Kopenhagen, wo ihm im Umgange mit Klopstock eine neue Welt aufging. Durch den Messiasfänger angeregt beschäftigte er sich mit Ossian und Shakespeare, aber auch mit dem nordischen Altertum und der germanischen Mythologie. Im Spätjahre 1768 siedelte er nach Hamburg über als Mitarbeiter an den sogen. „Adresscomptournachrichten“. Hier kam er mit Lessing und Basedow in Berührung, lernte auch Herder kennen, der ganz voll von ihm war und ihn „einen herrlichen Jungen von raschem Blick und sanftem, einfältigem Herzen“ nannte. Im Jahre 1771 gründete der Buchhändler Bode eine neue Zeitung „Der Wandsbecker Boten“, dessen „poetischen Winkel“, d. h. den gelehrten und literarischen Teil, Claudius zu redigieren übernahm, wes-

Wandsbeck d. 28 Dec. 92.

Lieber Herr Canonikus,

Mir haben Ihnen Herrn Josephs
 erhalten und auf Ihre Güte mit
 Zucht, und mir danken Ihnen für Ihre
 Anwesenheit und Freundlichkeit. Frau
 Lorenz heißt Ihren Sohn, Ad. H. v. v.
 $\frac{1}{2}$ Jahr mehr einem kleinen
 Anaben für Welt gebracht ist, so hat
 nicht so 3 Anaben und 6 Mädchen
 sind aber Mutter und Mutter, die trotz
 der betrübten Sorgen ihren
 und dem unglücklichen Anaben
 Mutter, Gottlob! alle, zinnig
 und gesund bleiben und werden.
 daß die auf immer gesund und
 sind, und Ihre Freunde auf immer

Brief Claudius' aus Wandsbeck vom 28. Dezbr. 1792
 an den Canonikus Gleim in Halberstadt.
 Original im Kestner-Museum zu Hannover.

ein Brieflein von dem andern geschrieben
und gefunden ist mit Zornes sehr Lieb,
wie werden es Ihnen aber herzlich
empfehlen. Die sind in Altes
noch jung, und wie werden in
Ihre Jugend schon alt, und ein
die was nicht einem schon ein
Erbschaftes Dyrichthaller gewaschen
sind, es werden nach nicht einem
noch eines Altes, und das müssen
mir nach gefallen lassen und
Ihre es auf geben.

freundt großen gewaltigen Dittel,
und die nennen, das ist gew. nicht.
in freier nicht mehr als in bei
das ist Revier der D. D. Spe,

vies. Land in Altora, woson aber
immer noch für in Wodstoch, da
die verfertigte mit qualitat,
und jählich für allezeit
abzumachen sind.

Leb' mein salbe auf? Gröhen die
Ist die, samt Guter und Mutter.
Gröhen die Land von ^{Mitteln} Danten und
Lustigen, und Leben die wese,
und Gott sey mit Ihnen und guten
Ihre mit Freuden und Jahn.

Ihr

M. Claudius.

hals er nach dem benachbarten hollsteinischen Flecken Wandsbeck zog. Dort heiratete er die Tochter eines Zimmermanns, namens Behn, die aus mancher Stelle seiner Schriften bekannte Rebekka, oder wie er sie gern nannte, „sein Baueernmädchen“, der er „sein Wohl, sein Glück in diesem Leben“ dankte. Voss zog bald darauf auch nach Wandsbeck, wo er seinen „Mufenalmanach“, zu dem Claudius ebenfalls Beiträge lieferte, herausgab. Müller und die Stolbergs kamen auf Besuch — die Freunde führten ein idyllisches Leben. Aber schwere Nahrungsfragen warfen ihre Schatten hinein — mit der Zeit ging es schlecht. Ende Juni 1776 wurde er von Bode entlassen. Auch die Auswahl seiner eignen Beiträge, die er unter dem Titel „*Asmus omnia sua secum portans*“ (Asmus, der alles das Seinige bei sich trägt) oder „Sämtliche Werke des Wandsbecker Poeten“ im Selbstverlag herausgab, brachten nicht viel ein. Die Bemühungen der Freunde, Herders und Gleims insbesondere, für den darbenenden, von kargem Übersetzerlohn sein Leben fristenden Freund blieben lange erfolglos. Endlich gelang es Herder, ihm 1776 eine Stelle als Oberlandeskommissarius mit 800 Gulden Gehalt in Darmstadt zu verschaffen. Aber nur ein Jahr hielt es Claudius in der für ihn gar nicht passenden Stelle aus — dann kehrte er in sein geliebtes Wandsbeck zurück, wo er sich ankaufte, seinen „Asmus“ fortsetzte und durch Übersetzungen sich und seine rasch anwachsende Familie kümmerlich ernährte, ohne je darüber seinen hohen Sinn zu verlieren. (Vgl. Beilage 79.) Endlich besserte sich seine Lage durch ein Jahrgehalt von 200 Talern, das ihm der Kronprinz Friedrich (der spätere König Friedrich VI) von Dänemark 1785 auswarf; später erhielt er die ziemlich mühselose Stelle des ersten Revisors der schleswig-hollsteinischen Bank zu Altona, die ihm erlaubte, in Wandsbeck wohnen zu bleiben. Seitdem führte er sein beschauliches und doch nicht müßiges Stilleben in seiner von zahlreichen Freunden aus der Nähe und Ferne oft besuchten „Güte“ fröhlich fort bis in sein 73. Lebensjahr (1813), wo ihn die Kriegsstürme vorübergehend vertrieben. Fast ein Jahr lang mußte der Greis an verschiedenen Orten (besonders Kiel und Lübeck) umherirren und dazu meist in drückender Not leben. Innerlich und äußerlich gebrochen kehrte er endlich im Mai 1814 in sein altes Wandsbeck zurück, konnte sich aber nicht mehr von den erlittenen Strapazen erholen. Im Dezember desselben Jahres kam er den Bitten seiner Tochter Karoline Perthes (der Frau des bekannten Buchhändlers Friedrich Perthes) nach und zog zu ihr nach Hamburg, wo er bald darauf, den 21. Januar 1815, sanft entschlief. Seine treue Rebekka folgte ihm erst im Jahre 1832. Am 15. August 1840 wurde ihm im Wäldchen bei Wandsbeck ein schlichtes Denkmal mit Stab, Tasche und Hut, den Symbolen seines Botenberufes, gesetzt.

Claudius war ein Volksschriftsteller im besten und edelsten Sinne des Wortes und hat durch seine schlicht fromme, fröhliche, gemüthvolle, jung und alt, hoch und niedrig ansprechende Weise manches Herz erfreut und getröstet und viel Gutes in seinem Leben gewirkt. Und er wirkt auch heute noch fort, denn seine Schriften werden in unseren Tagen verhältnismäßig mehr gelesen als die so mancher ihm überlegenen Geister seiner Zeit wie z. B. Klopstocks und Wielands. Allerdings ist nicht zu leugnen, daß viele seiner Gedichte den echten volkstümlichen Ton vermissen und ins Platte verfielen, und daß sein Prosastil etwas Manieriertes hat, das auf die Länge ermüdet. Aber sein „Rheinweinielied“, das Goethe „ein glückliches Rundwort“ nennt, sein „Abendlied“, das Herder als einziges zeitgenössisches in seine „Stimmen der Völker“ aufnahm, und noch so manches andere werden unter unseren besten Volksliedern alle Zeit ihren Platz behaupten. Sein tief gefühltes Lied „Bei dem Grabe meines Vaters“ (— „Ach sie haben einen guten Mann begraben, und mir war er mehr“) und „Die Sternfaherin Lise“ („Ich sehe oft um Mitternacht“) bezeichnen vielleicht am charakteristischsten sein eignes Wesen und seine Dichtungsart. „Wie der Abendglockenklang in einer stillen Sommerlandschaft“, sagt Eichendorff von ihm, „wenn die Ahrenfelder sich leise vor dem

Ansichtbaren neigen, weckt er überall ein wunderbares Heimweh, weiß aber mit seinen klaren Hindeutungen dieses Sehnen, wie schön oder vornehm es in Nat. oder



Abb. 161. Aus dem Wandsbeker Voten (4. Teil). Kupfer Chodowietzki nach einer Zeichnung von Claudius: „Der Herbstling ist nur kurz und wird mit Bratäpfeln gefeiert.“

Kunst sich auch kundzugeben mag, von dem Ersehten gar wohl zu unterscheiden. — Zwischen diesseits und jenseits geht er unermüdetlich auf und ab und bringt von allem, was er dort erfahren, mit schlichten Worten frohliche Botschaft“. Unter seinen Prosaschriften sind die „Briefe an Andres“ voll tiefinniger Weisheit und gemüthvoller Anregung. Einem solchen ist auch das nebenstehende Bild entnommen, das sich auf ein mit Bratäpfeln gefeiertes häusliches Fest („wenn im Herbst der erste Schnee fällt“) bezieht. — Redlich hat die sämtlichen Werke des Wandsbeker Voten kritisch revidiert und mit Anmerkungen versehen herausgegeben.

Ein bahnbrechender Dichter anderer Art und anderen Geistes, als er uns in Klopstock entgegentrat, war der vom Hainbunde so heftig befehdelte Wieland, der gewöhnlich als das zweite Haupt der älteren Gruppe unserer klassischen Literaturwelt bezeichnet wird.

Christoph Martin Wieland, geboren am 5. September 1733 zu Oberholz-

heim, einem Dorfe in der Nähe der kleinen schwäbischen Reichsstadt Biberach, war der Sohn eines evangelischen Pastors, der drei Jahre nach des Knaben Geburt an die Hauptkirche zu Biberach versetzt wurde († 1772). Der ungemein begabte und frühreife Knabe machte unter der Leitung seines Vaters so rasche Fortschritte, daß er im dreizehnten Jahre bereits Vergil und Horaz las und deutsche wie lateinische Verse machte. Der streng christliche Ton des Elternhauses machte auf sein leicht empfängliches Gemüt einen tiefen Eindruck, der noch verstärkt wurde, als er, kaum vierzehnjährig, von seinem Vater in das Institut zu Kloster Bergen bei Magdeburg gebracht wurde, dessen Vorsteher, der ehrwürdige Abt Steinmetz, sein pädagogisches Hauptstreben — nach dem Muster August Hermann Franckes — auf die Frömmigkeit seiner Zöglinge gerichtet hatte. Der Eindruck, den Klopstocks „Messias“ auf den Jüngling machte, verstärkte die Wirkung dieser Erziehung —

„als ich den Messias las, glaubte ich erst mich selbst zu verstehen“ sagte er später. Dennoch scheint er schon damals von Zweifeln heimgesucht worden zu sein, die im Hause seines Verwandten, des Professors Baumer in Erfurt, der ihn darauf zur Universität vorbereiten sollte, noch mehr Nahrung finden mochten. Innerlich schwankend lehrte er ins Elternhaus zurück, in dem er den Sommer 1750 zubrachte. Dort erfaßte ihn eine schwärmerische Neigung zu seiner Waise, der geistreichen Sophie von Gutermann, (der als Sophie von La Roche bekannten Schriftstellerin). Auf Spaziergängen mit ihr entstand der Plan zu seinem Lehrgebiht „Die Natur der Dinge oder die vollkommenste Welt“, die von dem Hallischen Aesthetiker Meyer zum Trude befördert wurde.

Marie Sophie von La Roche, geboren am 6. Dezember 1730 zu Kaufbeuren, empfing von ihrem Vater, dem gelehrten Arzte v. Gutermann, eine gründliche Bildung. Nachdem sie schon mit sechzehn Jahren verlobt gewesen, aber aus konfessionellen Gründen das Verhältnis wieder gelöst worden war, kam sie nach Wiberach, wo sie zuerst im Hause ihres Großvaters und nach dessen Tode bei dem ihr verwandten Pastor Wieland lebte.



Sophie v.
La Roche.

Abb. 152. Christoph Martin Wieland.
Nach einer Zeichnung Goethes (im Juni 1776).
Auf der Großherzoglichen Bibliothek zu
Weimar.

Der in den Ferien heimgekehrte Sohn führte sie begeistert in die neueste Literatur ein, aber seine schwärmerische Liebe zu ihr führte zu keinem dauernden Herzensbunde. Indes blieb Sophie bis in ihr hohes Alter Wielands Freundin, obgleich sie sich später von Goethes Sinn und Geist mehr angezogen fühlte. 1754 heiratete sie den kurmainzischen Hofrat Georg Michael Frank von La Roche, einen Anhänger der Voltaireschen Schule, durch den sie so in die französische Richtung hineinkam, daß sie besser französisch als deutsch sprach. Im Hause des Gönners ihres Gemahles, des Grafen Stadion, traf sie, wie wir weiterhin sehen werden, aufs neue mit ihrem Jugendfreunde zusammen. Zur rechten Entfaltung kam ihr Geistesleben, das inzwischen durch Rousseaus Schriften einen Umschwung erfahren hatte, erst in Thal-Chrenbreitstein bei Coblenz, wohin Herr von La Roche nach Graf Stadions Tode als Kaiserl. Geh. Staatsrat des Kurfürsten von Trier berufen worden war. Dort wurde ihr Haus bald der Sammelpunkt der ausgezeichnetsten Männer, „ein geistiger Wallfahrtsort am Rhein“. Merck führte dort Goethe ein, dem Sophie, damals die Mutter zweier schöner, eben herangewachsener Töchter, „von Anfang an die Mama“ war, wie er sie in seinen von G. von Loeper veröffentlichten Briefen nennt. Als 1780 La Roche in Ungnade fiel und seinen Abschied erhielt, lebte die Familie zuerst in Speier, dann in Offenbach, wo er 1789 und Sophie am 18. Februar 1807 starb. Ihre Tochter Marie (wie sie statt Maximiliane im Hause und in den Goethebriefen hieß), mit dem Kaufmann Anton Brentano in Frankfurt a. M. verheiratet, war die Mutter Clemens Brentanos und Bettinas. — In den letzten Jahren hatte Sophie ihre Familie durch ihre Schriftstellerei erhalten, die sie übrigens schon in Chrenbreitstein als „Lehrerin von Deutschlands Töchtern“ betrieben hatte. In ihren: im Geiste Richardsons geschriebenen Romanen („Geschichte des Fräulein v. Sternheim“ —

„Rosaliens Briefe an ihre Freundin Marianne v. St.“ 2c.), welche von Herder und Goethe beifällig begrüßt wurden, wandte sie sich von Wielands Richtung vollständig ab, so daß er wohl nur um der alten Freundschaft willen die ersten derselben herauszugeben sich entschloß. Die genannten Erstlingswerke sind noch heute von Interesse, weil sie die Häuser und Kreise des Grafen Stadion und La Roche's mit ihrem bunten Leben und ihren bedeutendsten Gestalten getreu und anschaulich abspiegeln. Lud-

milla Ussing hat das Leben dieser geistreichen Frau in ihrem Buche „Sophie La Roche, die Freundin Wielands“ (1859) geschildert.

Zum Herbst des Jahres 1750 bezog Wieland die Universität Tübingen, um die Rechte zu studieren; er führte dort ein sehr eingezogenes Leben, widmete aber seiner erwählten Berufswissenschaft nur die notdürftigste Zeit, trieb dagegen mit großem Eifer Philosophie, Philologie, Geschichte und entwickelte eine ungewöhnlich große poetische Fruchtbarkeit nach Klopstocks und Bodmers Vorbilde. Der alte Dichterefreund in Zürich wurde denn auch bald auf ihn aufmerksam, und als Wieland ihm den Anfang seines unvollendet gebliebenen epischen Gedichtes „Hermann“ zuschickte, lud er ihn sofort in sein gastliches Haus ein.

Zum Herbst 1752 langte der Neunzehnjährige in Zürich an und machte auf Bodmer einen sehr vorteilhaften Eindruck durch sein stilles, schwärmerisches Wesen. Auch war er viel fleißiger als Klopstock, lebte ganz eingezogen, verkehrte



Sophie de la Roche

Abb. 163. Sophie von La Roche.
Gestochen 1782 von Simeonich in Mannheim.

Unterschrift eines Billets von Sophie La Roche aus Steben vom 17. Juni 1779. Aus Georg Kestners + Autographensammlung.

nur mit den alten Herrn Freunden und war bald wie ein Sohn im Hause. Eine Anzahl sentimental frommer Dichtungen, auf welche der Schmerz über Sophiens Verheiratung mit dem Hofrat von La Roche nicht ohne Einfluß war, entstanden in rascher Reihenfolge: „Zwölf moralische Briefe in Versen,“ „Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde,“ „Hymnen auf Gott,“ ja sogar ein biblisches Epos à la Bodmer. „Der geprüfte Abraham“ u. s. w. Auch be-

teiligte er sich durch Streitschriften an dem Kampfe gegen Gottsched. Nach zweijährigem Aufenthalt verließ er Bodmers Haus, um eine Hauslehrerstelle bei dem Züricher Amtmann v. Grebel zu übernehmen. Hier kam er zum erstenmal in einen größeren Frauenkreis und wurde bald der verehrte, ja platonisch geliebte Mittelpunkt desselben — es waren übrigens alles Damen in reiferen Jahren, die mit ihm schwärmten, über Religion und Liebe disputierten und in krankhafter Empfindlei einander überboten. Seine damalige ätherische Stimmung fand einen Ausdruck in den „Empfindungen eines Christen“; sie beginnen mit einem kriegerischen Vorwort gegen Uz und die Anakreoniker, welche er als „schwärmende Anbeter des Bacchus und der Venus, die man für eine Bande epikurischer Geiden halten sollte“, bezeichnet. Lessing fertigte ihn deswegen in seinem „8. Literaturbriefe“ verdientermaßen ab, indem er die sogen. „Empfindungen“ ganz richtig als „Aus-schweifungen der Einbildungskraft“, bei denen gewiß „das Herz leer und kalt“ sei, charakterisierte. Der Rückschlag, durch den Wielands eigenste Natur zum Durchbruch kam, ließ auch nicht lange auf sich warten. Noch in Zürich bahnte sich derselbe an. In Bern, wohin er 1759 als Hauslehrer bei dem Landvogt Sinner ging, machte seine innere Umwandlung rasche Fortschritte: hier knüpfte er auch ein Liebesverhältnis mit Rousseaus geistvoller Freundin Julie Bondeli an, das sich aber bereits nach Jahresfrist wieder löste. Aus seinen sentimental platonischen Schwärmereien war er dadurch ausgeschleucht worden, und bald sollte er auch dazu gelangen, den religiösen Firnis abzustreifen, mit dem er sich selbst und andere getäuscht hatte.

Nach einjährigem Aufenthalte in Bern wurde er in den Stadtrat von Biberach als Kanzleidirektor, d. h. Stadtschreiber, gewählt und blieb in dieser trockenen und unbefriedigenden Stellung neun volle Jahre lang. Hier trat er nun in einen Umgangskreis, der einen entscheidenden Einfluß auf sein inneres Leben hatte. Auf dem benachbarten Schlosse Warthausen hatte der hochbejahrte frühere kurmainzische Minister Friedrich Graf Stabion (1691—1768) nach Niederlegung seines Amtes einen Gesellschaftskreis um sich versammelt, welcher das am Hofe der Bourbonen herrschende Wesen in all seiner Eleganz, Leichtlebigkeit, graziösen Frivolität und zügellosen Gottlosigkeit getreulich abspiegelte. Zu den Sternen dieses Kreises gehörten seine Jugendgeliebte Sophie von La Roche und ihr Gemahl. Hier lernte Wieland die neuere französische und englische Literatur, vor allem aber, wie er selbst sagt, die „gute Gesellschaft“, ja „das Leben“ kennen: „Warthausen wurde sein Parnass“. Auch fand er sich rasch darin zurecht und fühlte sich bald ganz heimisch in dieser seiner wahren Natur und seinem innersten Wesen durchaus zusagenden Atmosphäre. So wuchs er heran zu dem „Gesellschaftsdichter“, wie er genannt worden ist, zum „Sänger der Aufklärung und allgemeinen Herrschaft der Vernunft“. Von nun an schlug seine Poesie aus der ätherischen Himmelswelt in die lusternen Sinnlichkeit um, welche in den dort entstandenen poetischen Erzählungen und Romanen zum Durchbruch kam, und die um so verderblicher war, als sie in einer höchst anmutigen, glänzenden und gewandten Sprache austrat.

Mit seiner Dichtungsweise stand sein häusliches, durchaus bürgerlich schlichtes, streng sittliches und dabei gemüthliches Leben in einem seltsamen, aber doch psychologisch nicht gerade unverständlichen Gegensatz. Seine in Biberach mit einer sehr nüchternen, hausbackenen Augsburgerin Anna Dorothea von Willenbrand im Jahre 1765 fast geschäftsmäßig geschlossene Ehe, die sechsunddreißig Jahre lang währte, war völlig ungetrübt und glücklich. Als der geistvolle Warthausen Kreis sich mit Stabions Tod auflöste, folgte Wieland im Frühling 1769 mit Freuden einem Rufe des Kurfürsten Emmerich Joseph von Mainz, eines großen Gönners der „Aufklärung“, als Professor der Philosophie und der schönen Wissenschaften an die Universität Erfurt, in welcher Stellung er drei Jahre mit großem Eifer und Erfolg tätig war. Nachdem er hier zu einer abgeklärteren Auffassung in Leben und Dichten

Häusliches Leben.

durchgedrungen war; berief ihn die verwitwete Herzogin Anna Amalie von Sachsen-Weimar, bewogen durch seinen philosophischen Roman „Der goldene Spiegel“, 1772 an ihren Hof als Lehrer ihrer beiden Söhne, Karl August (der zwei Jahre später die Regierung antrat) und Constantin. So zog Wieland als der erste in die Hofstadt ein, die bald danach für lange Zeit den Mittelpunkt der Literatur in Deutschland bilden sollte, und lebte dort als Freund der Herzogin und ihrer Söhne in freier Muse von der ihm nach Vollendung seiner Erzieheraufgabe bewilligten reichlichen Pension, unermüdet literarisch tätig bis an sein Ende.



Wielands
Werte.

Abb. 164. Christoph Martin Wieland.
Nach dem Gemälde von A. Graff, gestochen von
Bause 1797.

phischen Wortschwall unbeteiligt. Eine weich verschwimmende Sentimentalität wie in den „Empfindungen eines Christen“ zc., kein christlicher Ernst, keine wahre Empfindung. Auf diese krankhafte Gefühlsüberspannung folgte ein um so derberer Rückschlag. „Seine Muse stieg herunter zu den Menschen,“ urteilt Goethe, „vielleicht in dem Alter, wo der Dichter, nachdem er die moralische Welt als ein Paradies im Ansehauen durchwandelt hatte, anfang den Baum des Erkenntnisses selbst zu kosten.“

Von 1764 an erschienen die Schriften dieser zweiten Periode seiner Entwicklung. Schon der Titel des in diesem Jahre entstandenen Buches verrät „die veränderte Richtung des Steuermanns“; er hieß: „Der Sieg der Natur über die Schwärmerei“ oder die Abenteuer des „Don Sylvio von Rosalva. Eine Geschichte,

Dazwischen machte er Reisen an den Rhein nach Frankfurt, wo er Goethes Mutter besuchte, später auch nach der Schweiz. Im Jahre 1797 kaufte er ein Landgut zu Dömannstädt bei Weimar, das er bis 1803 selbst bewirtschaftete, dann aber wieder verkaufte. Zwei Jahre zuvor war seine Frau daselbst gestorben; 1807 verlor er seine Gönnerin, die Herzogin Anna Amalie, durch den Tod. Auf dem Fürstentag zu Erfurt (1808) wurde er von Napoleon und dem russischen Kaiser ebenso wie Goethe ausgezeichnet. Noch im 76. Lebensjahre 1809 trat er in den Freimaurerorden. Vier Jahre darauf starb er mit ruhiger Fassung am 20. Januar 1813 zu Weimar und wurde zu Dömannstädt beerdigt.

Wie Lessings Scharfblick es sofort durchschaut hatte, war nur Färbung und Ausdruck von Wielands jugendlichen Dichtergezeugnissen religiös, sein Herz aber bei all dem sera-

„worin alles Wunderbare natürlich zugeht.“ Es war eine Nachahmung des Don Quixote von Cervantes. Wie der spanische Ritter an der fixen Idee leidet, daß die zahllosen Rittergeschichten, die er gelesen, sich wirklich zugetragen hätten, so glaubt der biedere Landjunker Don Sylvio steif und fest an die reelle Existenz der Don Esfelo, um Feen zu entdecken. Einst glaubte er eine solche in einem blauen Schmetterling entdeckt zu haben, aber auf der Jagd nach demselben wird er von seiner romantischen Schwärmerei durch eine irdische Fee gründlich geheilt. — Als

Dichtwerk mächtig, fand der „Don Sylvio“ Freunde wegen seiner unverkennbar aufklärerischen Richtung und wegen der zahlreichen frivolen Stellen, wie sie sich in dem eingeflochtenen Märchen vom Prinzen Viribinter besonders breit machen. Noch mehr versuchte er es, dem Unsitlichen reizende Farben zu leihen und das Unterliegen der Tugend in der Versuchung wohlgefällig zu schildern in dem heroisch-komischen Gedicht „Iris“, das den Zorn der Göttinger so sehr erregte, daß sie es verbrannten (vgl. S. 364 f.), und in zahlreichen anderen komischen Erzählungen und Gedichten.

Sein Ruhm wurde indes erst begründet durch die „Geschichte des Agathon“ (1796), in welcher er in fremder Verkleidung sich selbst und seine Entwicklung schilderte. Agathon, ein durch seine Schönheit ausgezeichnete jugendlicher Dichter, der für ein platonisches Ideal von Tugend und Liebe schwärmt, wird von Seeräubern entführt und an den Sophisten Hippias in Smyrna verkauft. Dieser, von Seeräubern entführt und an den Sophisten Hippias in Smyrna verkauft. Dieser, ein üppiger Epikuräer, sucht ihn von der Unwahrheit seiner Ideale zu überzeugen und ihn zum größten Materialismus zu bekehren. Was seinen Vorstellungen nicht gelingt, erreicht er durch die Verführungskünste der ebenso geistvollen als körperlich anmutigen Danae. Als ihn Hippias nun ob seines Falles verhöhnt und ihn namentlich auch über den wahren Charakter der Danae belehrt, ergreift Agathon die Flucht. Am Hof des Dionysius wird Agathon in das Staatsleben eingeführt; er versucht nun seine Ideale durchzuführen, muß sich aber bald überzeugen, daß seine schwärmerische Tugend sich nicht verwirklichen läßt. Aber auch seine Verfolgungsversuche misslingen, und er wird als Staatsverbrecher ins Gefängnis geworfen. Nahe daran, an der menschlichen Natur zu verzweifeln, wird er von dem greisen Archytas, der ihn befreit, belehrt, daß es doch wohl möglich sei, „Kopf



Abb. 165. Wieland im Alter.
Nach dem Gemälde von Ferd. Jagemann, gestochen von
Moritz Steinla.

Ibris.

Agathon.

und Herz in Einverständnis“, d. h. die Forderungen der sinnlichen Natur mit denen der Tugend in harmonischen Einklang zu bringen.

Musarion.

Noch eine Reihe verwandter Dichtungen in Versen und in Prosa, unter denen „Musarion oder Philosophie der Grazien“ am beliebtesten war, hat Wieland in dieser griechischen Umhüllung ausgeführt. Von echt antikem Geist ist in allen diesen Werken wenig zu finden, es ist französisch üppige Leichtlebigkeit und verfeinerte Eigensucht, mit rationalistischer Lebensweisheit in ermüdenden Abschweifungen durchsetzt, die der Verfasser uns darin mit griechischen Gewändern bekleidet vorführt. So verdankte auch sein Schauspiel „Ulceste“ mehr der Musik, als dem Texte seinen Erfolg, dennoch brüstete er sich damit ganz besonders. Dies erzürnte Goethe so sehr, daß er in seiner berühmten Satire „Götter, Helden und Wieland“ seinen züchtigenden Spott darüber ergoß.

Götter, Helden und Wieland.

Vergessen darf übrigens nicht werden, daß — so wenig lesbar alle diese Romane heutzutage sind und so wenig poetischen Wert sie im Grunde besitzen — die darin uns entgegentretende Sprache im Vergleich zu der früheren Prosa einen ungeheuren Fortschritt zeigt und daß die heitere Gefälligkeit seiner Darstellung viel dazu beigetragen hat, in den höheren Ständen Deutschlands die Alleinherrschaft der französischen Literatur zu erschüttern und den Geschmack an deutschen Büchern zu erwecken. Alle seine Zeitgenossen, selbst Goethe und Herder haben von ihm gelernt, freilich ihn auch bald übertroffen; denn neben großer Leichtlebigkeit und Heumut hatte Wielands Stil doch etwas Nachlässiges und litt dazu, namentlich in seinen späteren Jahren, an großer Weiterschweifigkeit, die Goethe und Schiller in ihrem Anion auf Wieland verpötelten:

„Möge dein Lebensfaden sich spinnen wie in der Prosa
Dein Periode, bei dem leider die Lachesis schläft.“

Nachdem Wieland in der zweiten Periode seiner literarischen Tätigkeit mit französisch leichter Darstellung auch französische Leichtfertigkeit der Sitten, ja französische Lüsterheit und entnervende Sinnlichkeit in unserer Literatur eingeführt hatte, änderte sich seine Richtung zum drittenmale — er schlug in dem „Goldnen Spiegel oder die Könige von Scheschian“ einen ernsthaften Ton an; Goethe meinte in der Kritik dieses Buches, er wolle „sein Leben in dem lehrenden Charakter beschließen“, und skizziert dann den Plan desselben spöttisch wie folgt:

Goldner Spiegel.

„Schach Gebal, ein König von Scheschian, regierte bald so übel bald so gut, daß weder die Guten noch die Bösen mit ihm zufrieden waren. Zu gesunder Einschläferung seiner Majestät wird jemand im Königreiche aufgesucht, ihm die Geschichte des Landes vorzutragen, und dieser findet sich in der Person des Danischmende. Die Scene ist am Bette des Königs im Beisein der Sultantin Nurmahal, und sobald der Philosoph in eine gewisse Wärme gerät und die edelsten und größten Wahrheiten mit Überzeugung vorträgt, so schläft der König, wie sich's gebührt, ein. Der Dichter scheint bei dieser Vorkehrung sein Auditorium besser gekannt zu haben als Danischmende; denn er hat vor seine Leser, damit sie sich beim Aufwachen wiederfinden könnten, keine einzige Wahrheit stehen lassen, die nicht mit Schwabacher Schrift gedruckt wäre.“

Im übrigen verherrlichte das Buch die Regierungsgrundsätze, die gerade damals Kaiser Joseph in Oesterreich zur Geltung zu bringen suchte.

Ungeachtet des abfälligen Urteils Goethes erregte dieses Buch doch großes Aufsehen und veranlaßte Wielands Berufung nach Weimar, wo er nach dem Vorbild des „Mercur de France“ eine ästhetisch-literarische Monatschrift „Der deutsche Merkur“ ins Leben rief, in welcher seitdem die meisten seiner Dichtungen erschienen, vor allem die beiden, welche noch heute die nennens- und lesenswerthesten

Deutscher Merkur.

L. Lorenz. Das Verlangen Dein Angeficht wieder zu sehen
 ist mir groß, wie es mich aus mein Land lang, nach langem
 Aufenthalt wieder zu gewöhnen, sonst mich, dich zu bitten, mir
 wegen Vermittelung eines Bruders zu schreiben, was dir nicht
 unangenehm ist, wenig Aufwand annehmen. Ich weiß nicht wie
 bald von 11 bis 12 antworten, weil ich auf diese Zeit zum
 J. Regier. Gregorius bestellt bin. Früher bin ich bey der Kunst.
 bey Gregorius 5 abends bey hundert, und wegen Auspöhlung Espe
 ich in meine Klause zu geh. S. T.
 L. den 17^{ten} Nov.

Wieland

Ms. 166. Faksimile eines Briefes Wielands an Goethe (T. T. = Totus Tuus, ganz der Deinige).
 Durch Prof. Suphan aus dem engeren Goethe-Archiv in Weimar mitgeteilt.

unter seinen zahlreichen Werken sind. Die erste derselben ist ein satirischer Roman
 „Die Abderiten“, eine griechische Einkleidung unseres alten „Calenbuchs“ (vgl.
 S. 239).

Die Bewohner Abderas, des thracischen Schilda, begehen die sonderbarsten Abderiten.
 Streiche. Man baut einen wunderschönen und sehr kostspieligen Brunnen, aber als
 er fertig ist, fehlt — das Wasser. Man erwirbt eine berühmte Venus von
 Praxiteles, aber stellt sie auf eine so hohe Säule, daß niemand sie zu erkennen
 vermag. Zum Bürgermeister wählt man den besten — Sängers u. s. w. Unter
 diesem wunderlichen Völkchen lebt ihr Mitbürger, der weitgerisste Demokrit, den
 sie einen Sonderling schelten, so oft er ihnen die Wahrheit sagt, aber dem sie
 glauben, was er ihnen aufbindet. So macht er sich einmal den Spaß zu behaupten,
 daß man die Treue einer Frau erproben könne, wenn man ihr im Schlaf eine
 Froschzunge aufs Herz lege — dann müsse sie alle ihre Sünden beichten. Alle
 Abderiten machen den Versuch mit ihren Frauen, die natürlich zur großen Genug-
 tuung ihrer Männer schweigen. Aber die Priesterchaft der Latona ist über dieses
 Experiment aufs heftigste entrüstet, denn die heiligen Frösche haben ihre Zungen
 dazu hergeben müssen. Doch Demokrit weiß sich der Anklage zu entziehen, indem
 er dem Priester des Froschheiligtums einen mit Goldstücken gefüllten gebratenen
 Pfau zuschickt. — Die Abderiten können sich dabei nicht beruhigen und beauftragen
 den berühmten Arzt Hippokrates, das Gehirn des Philosophen, der durchaus nicht
 sei wie andere Leute, zu untersuchen. Hippokrates erklärt aber seinen Verstand für
 durchaus gesund. — Die interessanteste Partie des Buches ist der Prozeß über
 des Esels Schatten. Ein Zahnarzt mietet einen Esel zum Reiten über Land; Esels
 Schatten.
 als er aber unterwegs sich beim Ausruhen in den Schatten des gemieteten Esels
 legen will, bestreitet ihm der Eseltreiber das Recht dazu: er habe ihm ja nur das
 Tier, nicht dessen Schatten vermietet. Darüber entsteht nun ein gewaltiger Prozeß,
 der Abdera in zwei Parteilager spaltet. Da mischen sich die Priester ein, und die
 Frösche der Latona helfen zur Schlichtung des Streites. Aber erst nachdem der

Esel verreckt, kommt die volle Ausföhnung zu stande. Nun wird dem Langohr ein Denkmal errichtet und für die Frösche ein neuer Graben angelegt, insofge dessen dieselben sich ungeheuerlich vermehren. Um keines der heiligen Tiere zu irritiren, beschließen die Abderiten, ihnen die Stadt zu überlassen und wandern aus.

Oberon.

Wielands berühmtestes und bekanntestes Werk ist das romantische Heldengedicht „Oberon“, dessen Hauptstoff er dem altfranzösischen Roman von Huon de Bordeaug — unter Benutzung des „Sommernachtsstraums“ von Shakespeare und der Erzählungen Chaucers — entnommen hatte. Es ist in sehr wohlklingenden gereimten achtzeiligen, aber in der Wahl der Versfüße sehr freigebauten Stangen (Ottave Rime) abgefaßt. Wieland hatte großen Fleiß auf die Form verwandt und, wie er selbst erzählt, einmal drittelhalb Tage über einer einzigen Strophe zugebracht, ja das Ganze vor dem Druck viermal eigenhändig umgeschrieben. 1780 erschien die erste Ausgabe. Goethe war ganz entzückt davon und sandte Wieland einen Lorbeerkranz als Zeichen seiner Bewunderung. In Lavater schrieb er: „Der Oberon wird, so lange Poesie Poesie, Gold Gold und Kristall Kristall bleibt, als ein Meisterstück poetischer Kunst geliebt und bewundert werden“ — ein Urtheil, das doch wohl zu günstig ist.

Inhalt des Oberon.

In dem anmutigen, manchmal freilich etwas seichten und nüchternen Ton der Italiener und Franzosen, durch den oft ein leichter ironischer Klang sich hindurchhören läßt, erzählt Wieland die Abenteuer des von Karl dem Großen nach Babylon-Bagdad entsandten Ritters Hüon, der des Kaisers Sohn — ohne ihn zu kennen — in der Nothwehr erschlagen hat. Zur Sühne wird ihm eine Heldentat vor dem erzürnten Kaiser auferlegt, die ganz unausführbar erscheint. Er soll nach Bagdad gehen, in den Festsaal des Kalifen mitten unter die bei Tafel versammelten Gäste bringen und dem das Haupt abschlagen, der dem Kalifen zur Linken liegt —

Ist dies getan, so nahe züchtig dich

Der Erbin seines Throns, zunächst an seinem Sitze

Und küß als deine Braut sie dreimal öffentlich!

Um dieses kühne Werk zu krönen, soll der Ritter zum Geschenk für seinen Kaiser sich vom Kalifen „vier seiner Backzähne und eine Handvoll Haare aus seinem grauen Bart“ erbitten. — Hüon bricht sofort auf, gelangt glücklich in den fernen Erdteil und trifft in einer Höhle des Libanon einen Einsiedler, der sich als Schemin, den auf einem Kreuzzug dort zurückgebliebenen treuen Diener seines Vaters, zu erkennen gibt. Beide machen sich nun zusammen auf den Weg zu dem geforderten Abenteuer. Unterwegs erscheint ihnen im Walde Oberon, der König der Elfen, auf einem von Leoparden gezogenen Wagen in Knabengestalt. Oberon, der mit seiner Gemahlin Titania entzweit war, hatte gelobt, sich nicht eher mit ihr zu versöhnen, als bis er ein Liebespaar gefunden, das den Tod der Trennung vorzöge. Da er in Hüon und der Kalifentochter ein solches Paar vermutet, bietet er sich ihm als Schutzgeist an, schenkt ihm ein Horn, dessen leise Töne alle, die sie vernehmen, zum Tanzen nötigen, dessen lauter Schall aber Oberon aus weitester Ferne herbeiruft. — In der Kalifenstadt angelangt, erblickt Hüon durch Oberons Veranstaltung seine künftige Geliebte, die schöne Rezia, in einem Traumgesicht, gleichzeitig aber träumt auch sie von Hüon, dem heldenhaften Ritter mit dem langen blonden Haare und den blauen Augen, und wird dadurch mit um so tieferem Widerwillen gegen den ihr zugeordneten Verlobten, einen Drusenfürsten, erfüllt. Dieser aber ist es, der zur Linken des Kalifen sitzt, als Hüon in den Festsaal eindringt; ein kühner Schlag läßt sein Haupt vom Kumpfe fliegen, und als die wilden Sarazenen auf den verwegenen Fremdling eindringen wollen, wird ihre Mordwut durch das wunderbare Horn in Lanzwut umgewandelt. Oberon, der für die geforderten Backenzähne und das Barthaar sorgt, hilft den Liebenden aus dem Saal und entführt sie auf seinem Zauberwagen. Dann geleitet er sie auf ein Schiff, auf

dem sie die Rückfahrt nach Europa antreten. Aber sie halten das Gelübde nicht, das Oberon ihnen auferlegt, schließen vielmehr den Ehebund, bevor sie Rom, wo der Papst denselben einsegnen sollte, erreicht haben, und müssen deshalb durch eine lange Reihe von Leiden und Prüfungen gehen, ehe sie das ihnen zugedachte Glück erringen. Aber sie gehen doch siegreich aus dem Kampfe hervor; — aus einem Meeresturm an ein ödes Land gerettet, in der größten Not spricht Nezia, seit ihrer Taufe Amanda genannt, jene oft angeführten Worte:

Mir sag's mein Herz, ich glaub's und fühle, was ich glaube,
Die Hand, die uns durch dieses Dunkel führt,
Läßt uns dem Glend nicht zum Raube;
Und wenn die Hoffnung auch den Untergrund verliert,
So laß uns fest an diesem Glauben halten:
Ein einz'ger Augenblick kann alles umgestalten!

Bei einem ehrwürdigen Eremiten finden sie einen Zufluchtsort und freuen sich ihres Zusammenlebens und des Knaben, dem Amanda bald nachher das Leben gibt. Aber eines Tages, als er ihr aus dem Auge gekommen und sie ihn in voller Angst sucht, wird sie von Seeräubern gefangen und nach Tunis in den Harem des Königs Almansor gebracht. Auch Hüon, der sie nicht zu retten vermocht und von den Seeräubern an einen Baum gebunden beinahe umgekommen wäre, gelangt durch Oberons Vermittelung nach Tunis, wo er endlich sein geliebtes Weib wieder sieht. Aber sie müssen noch viele Prüfungen durchmachen, und erst als beide den Flammentod dem ihnen zugemuteten Bruch der Gattentreue vorziehen, ist auch der Zwist zwischen Oberon und Titania beendet, und das versöhnte Ehenpaar rettet die treuen Liebenden vor dem drohenden Schicksal im Augenblick der höchsten Not. Das so treu bewährte Paar gelangt an den Hof Karls des Großen, der Hüon nun völlig ausgedöhnt begrüßt.

Seine poetische Laufbahn beschloß Wieland mit dem Roman „Kriestipp und Kriestipp.“ einige seiner Zeitgenossen“ (1800—1802), in dem gewissermaßen die Lebenssumme seiner Studien enthalten ist; denn wie im „Agathon“, so schildert er in Kriestipp, einem Schüler des Sokrates und dem Stifter der cyrenäischen Schule, sich selbst und seine Ansichten über die verschiedensten geistigen Fragen. Eine Auswahl aus Wielands Werken hat Heinrich Pröhle in sechs Bänden in „Rürschners Nationalliteratur“ herausgegeben.

Es konnte nicht fehlen, daß Wieland zahlreiche Schüler und Nachahmer fand, die den Meister zum Teil so arg überboten, daß er sich ihrer schämte und sie offen verleugnete. Hatte er auch einmal gegen Herder geäußert, daß er die „auflößigsten seiner Schriften gern zurückkaufen möchte“, so möchte er doch nie zugeben, daß er eine literarische Richtung hervorgerufen habe, die sittlich immer tiefer sank.

So dichtete der Österreicher Johann Baptist Mzingger, der 1797 als Sekretär des k. k. Hoftheaters in Wien starb, in Wielands Manier zwei Rittergedichte „Doolin von Mainz“ und „Blomberis“; das letztere widmete er dem Dichter des Oberon. Beide fanden eine Zeitlang Leser, obgleich sie phantasielose, langweilige Keimereien sind.

Ein anderer Wielandsjünger war der Wiener Jesuit und nachherige Buchhändler und Bibliothekar Johannes Moys Blumauer (1755—1798), der außer zahlreichen unsauberen oder seicht rationalistischen Gedichten die „Abenteuer des frommen Helden Aneas“ (1784) schrieb, eine Travestie der Vergilschen „Aeneide“ in Knittelversen: ein Genre plumpster und gemeinster Komik, das in unseren Tagen

Offenbach in einigen seiner widerlichen Operetten mit noch größerem Erfolge zur Geltung gebracht hat. Weder poetisch noch wichtig kann man Verse wie die folgenden nennen:



Abb. 167. Aus Chodowietz's Kupfern zu Klumauers travestirter Anekdote vom Jahre 1790.

Es war einmal ein großer Held,
Der sich Aneas nannte,
Aus Troja nahm er's Fersengeld,
Als man die Stadt verbrannte u.

So hebt die Keimerei an. Der Königin Dido erzählt Aneas vom Untergange Trojas:

Wie Ihre Majestät gesehn,
Wenn Sie oft Flühe singen,
Dass ganze Flohfamilien
Aus jeder Falte springen
Und ängstlich hüpfen hin und her,
So flohen vor dem Mordgewehr
Der Griechen die Trojaner.

Gleichzeitig mit diesem Nachwerk gab der Bochumer Bergarzt Karl Arnold Kortum (1745—1824) ein geistesverwandtes „komisches Heldengedicht“ u. d. T.: „Leben, Meinungen und Taten von Hieronymus Jobs dem Kandidaten“, später (1799) als „Jobstade“ zu drei Teilen erweitert heraus, welches mit wenig Wit und viel Behagen die vollstümliche Literatur in der Manier des Hans Sachs — auch in ihren rohen Illustrationen — parodierte. Durch Hasenclevers geistreiches Witb ist die beste Stelle dieses langatmigen Poems: „das Examen des Kandidaten Jobs“ in frischer Erinnerung geblieben.

Moritz August von Thümmel, einer der ausgesprochensten Schüler Wielands, geboren zu Schönefeld bei Leipzig am 27. Mai 1738, studierte in Leipzig die Rechte, wurde 1768 Minister von Sachsen-Coburg, 1775—77 bereifte er Frankreich und Italien, nahm 1783 seinen Abschied und lebte seitdem abwechselnd in Gotha, Altenburg und Berlin. Er starb am 26. Oktober 1817 in Coburg. Sein erstes Werk „Wilhelmine oder der vermählte Pedant“ (1764) gehört zu den „prosaisch-komischen Gedichten“: es war in sogenannter „poetischer Prosa“, d. h. einem Stil, der weder Poesie noch Prosa, jedenfalls höchst ungereimt ist, abgefaßt, Dieses einst vielgelesene und sehr bewunderte Werk, so unbedeutend es auch als Dichtung ist, verdient als Sittenbild der deutschen Zustände zur Zeit des Siebenjährigen Krieges noch heute einige Beachtung, insbesondere wird das damalige Verhältnis der armen Pfarrer zum Adel der Wahrheit gemäß, wenn auch in einer frivolon und die Tendenz verratenden Weise, geschildert. Es wird darin erzählt, wie der junge Dorfpfarrer Sebalduß schwant, ob er die Tochter eines Superintendenten, von dem er Beförderung hofft, oder die arme, aber reizende Verwalterstochter Wilhelmine heiraten soll. Da kommt ihm ein Hofmarschall zuvor, der zufällig die Dorfschönheit sieht und sie als Kammermädchen eiligst mit sich in die Residenz nimmt. Dort bleibt sie vier Jahre: da erscheint Gott Amor dem guten Sebalduß im Traum und befiehlt ihm, in die Residenz zu gehen und sich das Kammermädchen untertänigt zur Frau zu erbitten. Sebalduß folgt dieser Eingebung und erhält ohne Mühe, was er sucht.

Kortum.

Thümmel.

Wilhelmine.

Ja, der Hofmarschall ist so gnädig, den Hochzeitschmaus auszurichten und selbst dabei zu erscheinen.

Noch bekannter ist Thümmels „Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich“, das Erzeugnis langjähriger Arbeit. Als Kulturbild der französischen ^{Reise nach} ~~Frankreich~~ ^{Grankreich}.

Zustände vor der Revolution hat dieses sehr umfangliche Buch einen gewissen Wert; der eigentliche Romaninhalt, die Heilung eines bücherveressenen deutschen Hypochonders durch Wein, hübsche Mädchen und französische Lebensweisheit ist unerheblich und nur anziehend durch die glatte, schlüpfrig spielende Wielandsche Manier, die an weidentlichen Pflanterien den Meister noch übertrifft. In dem letzten Teil wird das einzuschlagene Heilverfahren als ein verfehltes nachgewiesen, doch geschieht das in etwas matt lehrhafter Weise, ohne Fortentwicklung der Handlung. Ein künstlerischer Schluss



Abb. 168. Titelvignette von Thümmels Reisen. 1. Teil. Leipzig 1810. Als Beispiel der Ausstattung von Mobebüchern zu Anfang des Jahrhunderts.

fehlt dem heute ziemlich verschollenen Werke, von welchem sich Thümmel wunderlicherweise sogar eine sittliche Wirkung auf seine Leser versprochen hatte.

Wielands vorgeschrittenster Schüler in der künstlerischen Darstellung des Sinnlichen und Unsittlichen war unzweifelhaft der talentvolle Heinse, den man zugleich ^{Heinse} als den Hauptrepräsentanten einer Reihe immer tiefer sinkender Obscönitätschreiber bezeichnen darf, die zu Wielands nicht geringem Ärger ihn mit besonderer Genugtuung als ihren Meister begrüßten.

Johann Jak. Wils, Heinse, ein Predigersohn, geboren den 15. Februar 1749 zu Langewiesen bei Ilmenau in Thüringen, studierte unter großen Entbehrungen in Jena die Rechte und ging dann nach Erfurt, wo er sich durch seine kurz zuvor niedergeschriebenen Sinngedichte bei Wieland einführte, der ihn Gleim empfahl. Dieser unterstützte den Mittellosen und half ihm später zu einer Hauslehrerstelle in Queblinburg. Ein halbes Jahr darauf war er wieder in Halberstadt mitten unter den Dichtern, die sich um Gleim gesammelt hatten. Von dort ging er mit J. G. Jacobi als Mitarbeiter an der Zeitschrift „Fris“ nach Düsseldorf. In der dortigen Bildergalerie erwachte in ihm die Liebe zur bildenden Kunst und die Sehnsucht nach Italien. Von Jacobi und Gleim unterstützt trat er die Reise an und verweilte drei Jahre daselbst. Nach seiner Rückkehr 1783 ließ er sich zunächst in Düsseldorf nieder; dort schrieb er seinen Künstlerroman „Ardinghello“. Dadurch auf ihn aufmerksam gemacht berief ihn der Mainzer Kurfürst Josef von Erthal als Vektor an seinen Hof, wo er mit Joh. v. Müller, Forster, L. F. Huber u. a. in anregendem Verkehr lebte. Als der Kurfürst nach dem Frieden zu Basel (5. April 1795) seine Residenz nach Aichachenburg verlegte, folgte ihm Heinse dorthin und blieb auch noch nach Erthals Tode unter Dalberg als Bibliothekar an dem kurfürstlichen Hofe. In dieser Stellung starb er am 22. Juni 1803.

Am meisten genannt und noch heute gerühmt ist sein Künstlerroman „Ardinghello und die glückseligen Inseln“. Es wird darin das lockere, von einem pikanten Liebesabenteuer zum anderen eilende Leben des Helben verherrlicht und

nachzuweisen gesucht, daß die vornehmste Aufgabe des Menschen im sinnlichen Genuße besteht. Darum läuft die Geschichte auch aus in der Gründung des



Heinse

Abb. 159. Johann Jakob Wilhelm Heinse. Stich nach Stich. Unterschrift eines Briefes aus Düsseldorf vom 24. 9. 1777 an den Schauspielers Großmann. Aus Georg Kestners † Autographensammlung.

Staates der „glückseligen Inseln“, in dem allen alles gemeinschaftlich ist. Ohne rechten Zusammenhang mit der Handlung sind geistreiche ästhetische Betrachtungen über Kunst, Musik und Schauspiel und sozial-philosophische Ausführungen in sie eingeflochten, die ebenso sehr wie die poetisch schwungvollen Naturschilderungen dem zuchtlosen Buche einen unverdienten Ruhm verschafft haben. Übrigens existiert eine Ausgabe von 1819, in welcher die Betrachtungen über bildende Kunst und Staatsverhältnisse herausgenommen und im zweiten Bande besonders gedruckt sind. — Heinsens nachfolgende Romane überbieten womöglich den „Ardinghello“ noch an Frivolität: ein Makel, den auch die von Laube versuchte Ehrenrettung nicht zu beseitigen vermocht hat.

Einen von Klopstock und Wieland gänzlich unabhängigen, durchaus selbständigen Weg zur Neugestaltung unserer Literatur schlug ein anderer Mann ein. Es war Lessing, der, obwohl auch ein Dichter, doch vornehmlich durch seine Kritik ein Bahnbrecher wurde, und dem sich dann später noch Herder in verwandtem Geiste anschloß.

Lessings
Jugend.

Gotthold Ephraim Lessing wurde am 22. Januar 1729 in Kamenz bei Bautzen in Sachsen als der älteste von zehn Söhnen des lutherischen Diakonus Joh. Gottfr. Lessing, eines frommen und gelehrten Mannes, geboren. Zwei Schwestern, von denen die in seinen Briefen häufig erwähnte Justine Salome drei Jahre älter als er war, machten das Duzend Kinder im Pfarrhause voll. Bücher waren schon des fünfjährigen Knaben größte Freude; nur von mehreren Folianten umgeben

wollte er gemalt sein, und so erblickten wir ihn auf dem folgenden Bilde. Vom Vater und einem Hauslehrer unterrichtet, dann auf der Stadtschule weitergebildet war er denn auch an Kenntnissen seinen Jahren weit voraus, als er 1741 auf die sächsische Fürstenschule zu Meißen (St. Afra) kam. Hier schlug er bald einen ganz selbständigen Studiengang ein; las eine gute Anzahl römischer und griechischer Schriftsteller, die in den Lehrstunden nicht vorkamen, für sich, übersehte den Euklid, arbeitete an einer Geschichte der Mathematik bei den Alten, studierte das Wesen des Dramas an Plautus und Terenz, beschäftigte sich aber auch eingehend mit der neueren Literatur, mit Hagedorn, Gleim und Haller. Die Alten regten ihn zu den ersten eigenen Versuchen im Puppenspiel an. Der erste Entwurf des „jungen Ge-

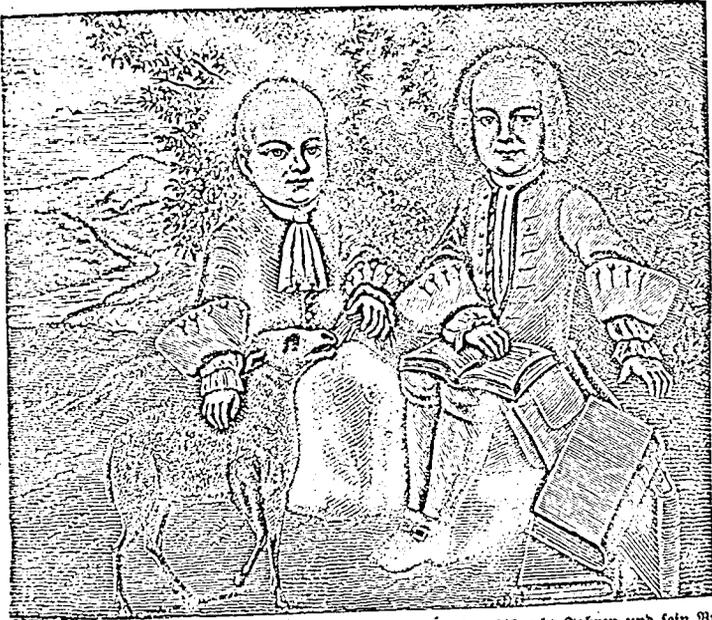


Abb. 160. Gotthold Ephraim Lessing im Alter von sieben bis acht Jahren und sein Bruder Theophilus. Nach dem im Besaale des Lessingstiftes zu Ramanz befindlichen Ölgemälde von Christian Gottlieb Haberkorn. Rechts der junge Gotthold in rotem Rock, roten Hosen und Strümpfen; links sein jüngerer Bruder in schwarzem Anzuge (als Schulkrettor in Chemnitz 1808 †), der einem Lämmchen eine Ähre reicht.

lehrten“ (vollendet 1747) stammt aus der Schulzeit. Durch Haller kam er auf den Gedanken eines Lehrgedichtes „Über die Vielheit der Welten“, welches er indes nie vollendete.

Siebzehn Jahre alt bezog er 1746 die Universität Leipzig, um nach des Vaters Wunsch Theologie zu studieren. Er fühlte sich aber sogleich mehr durch die vortrefflich vertretene Philosophie angezogen, demnächst übte der Mathematiker und Philosoph Rästner wie der sich um diesen geistreichen Mann sammelnde Kreis jüngerer Talente einen großen Einfluß auf ihn, den größten aber Leipzig selbst, wo man, wie er an seine Mutter schrieb, „die ganze Welt im kleinen sehen konnte“. Über den Studien veräuerte er es nicht, die Lücken seiner äußeren Entwicklung zu beseitigen, indem er „sechten, tanzen, volligieren“ lernte. Mächtig zog ihn das Theater an, auf dem damals Friederike Neuber mit ihrer Gesellschaft spielte, und „er aß lieber trockenes Brot, als daß er es veräuerte hätte“.

Friederike Caroline Neuber, Tochter des Advokaten Weissenborn in Weickau, geb. den 9. März 1697 (nicht 1703, wie sie es unter ihr Bild schrieb), heiratete 1718 den Schauspieler Neuber und ging 1727 mit ihm nach Leipzig, wo sie als „Principalkin der königl. Poln. Churfürstl. Sächs. auch hochfürstlich Braunschweigisch-Lüneburgisch-Wolfenbüttelischen Hof-Comödianten“ die besten Kräfte an sich zog und



*Friederike Caroline Neuberin geb. M.
1703*

Künzels Carolinischer

Abb. 161. Friederike Caroline Neuber als Elisabeth im „Effer“.
Nach dem Gemälde von Gausmann.

Eigenhändige Unterschrift auf der Umschlagdecke eines alten Buches im Besitze von J. W. Künzel in Leipzig.

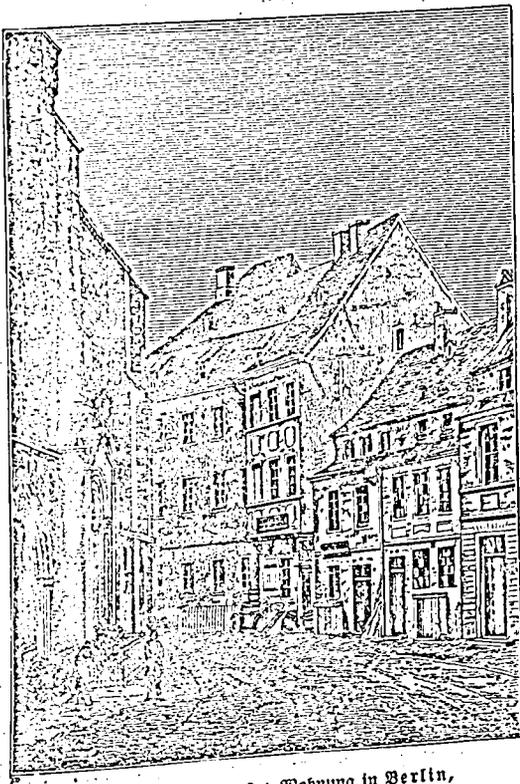
mit ihnen Gottscheds Bestrebungen für die deutsche Bühne zu fördern suchte. 1737 half sie ihm, den von den englischen Comödianten übernommenen Farlein oder Sanswurfst (vgl. S. 252) zu stürzen. Auch führte sie Stücke in französischem Geschmack und seine Übersetzungen französischer Dramen mit großem Erfolge auf ihren Wanderungen durch Deutschland auf. Sie verfaßte auch Scherzspiele, von denen einige gedruckt sind. Später wandte sie sich gegen Gottsched und verhöhnte ihn auf der Bühne. Seitdem machte sie schlechte Geschäfte und geriet allmählich in bedrängte Umstände. Ihre Truppe löste sich auf, und sie starb in großer Dürftigkeit am 30. November 1760 in dem Dorfe Laubegast bei Dresden.

Mit seinem Freunde Weisse, der seine Leidenschaft teilte, überfetzte Lessing einige französische Stücke für die Neuberin, um sich Freibillette zu verschaffen. Später erhielt er durch seinen Vetter Christoph Mylius (1722—54) freien Eintritt, lernte auch die Neuberin, „eine Frau von männlichen Einsichten und einer vollkommenen Kenntnis ihrer Kunst“, wie er selbst von ihr sagt, kennen und wurde durch sie zu eigenem dramatischen Schaffen mächtig angeregt. Er arbeitete den „jungen Gelehrten“ nun bühnenmäßig um und sah das Stück im Januar 1748 aufgeführt, ja mit Beifall begrüßt. Eine Reihe anderer Lustspiele aus seiner Feder folgten auf

dieses erste. Das Theater begeisterte ihn damals so sehr, daß er daran dachte, selber als Schauspieler aufzutreten. Über dies alles, namentlich auch über den Umgang mit dem hochbegabten, aber freigeistigen Mylius beunruhigten sich die Eltern aufs höchste und riefen ihn Januar 1748 nach Hause, wo er bis Ostern blieb. Die Eltern überzeugten sich aber, daß sein sittlicher Charakter rein und unwerdornen geblieben war und daß er in den Wissenschaften tüchtige Fortschritte gemacht hatte. So willigten sie denn ein, daß er die Theologie aufgab und Medizin und daneben Philosophie — eine damals nicht ungewöhnliche Verbindung — studierte.

Nach Leipzig zurückgekehrt setzte er seine wissenschaftlichen Studien fort, besuchte aber auch fleißig das Theater, bis die Truppe der Neuberin einen Ruf nach Wien annahm. Unglücklicherweise hatte Lessing sich verleiten lassen, für einige der Schauspieler Bürgschaft zu leisten, und nun waren diese auf und davon, ohne ihren Verpflichtungen nachgekommen zu sein. Von den Gläubigern bedrängt verließ er in aller Stille Leipzig, um in Wittenberg (1748) weiter zu studieren, erkrankte aber bald nach seiner Ankunft und fühlte sich auch geistig so elend, daß ihm das Leben — wie er seiner Mutter gestand — „zu einer unerträglichen Last“ geworden war. Und da ihn nach seiner Genesung seine Leipziger Gläubiger unerbittlich verfolgten, faßte er den Entschluß, alle weiteren Universitätsstudien aufzugeben und nach Berlin zu gehen, wo sein Freund Mylius inzwischen als Redakteur der bei Nüdiger, Vossens Schwiegerwatter, erscheinenden „Berlinischen privilegierten Staats- und gelehrten Zeitung“ eine freilich nicht sehr glänzende Stellung gefunden hatte. Dort hoffte auch er sein Brot sich verdienen zu können, während seine Stipendien zur Abzahlung seiner Leipziger Schulden verwandt werden sollten.

Innerlich reiz zu selbständiger Arbeit, aber äußerlich in trauriger Verfassung, ohne Geld, ohne anständige Kleidung langte er im November 1748 in Berlin an, wo er — außer Mylius — keinen einzigen Menschen kannte. Nach langem Hin- und Herschreiben erhielt er von Hause etwas Geld, das er mit einigen durch Übersetzungen erarbeiteten Talern „zu einer neuen Kleidung“ vernahmte, so daß er imstande war, „sich wieder bei allen Menschen sehen zu lassen und diejenigen, deren Dienste er suchte, selbst anzugehen“, wie er in seinem Dankbriefe nach Hause



In Berlin I.

Abb. 162. Lessings ↑ Wohnung in Berlin, Nikolaitr. Nr. 10 (jetzt umgebaut), von 1748—1751.

schrieb. Der Briefwechsel mit dem Elternhause gewährt uns einen tiefen Einblick in sein damaliges inneres Leben (vgl. besonders den vom 20. Januar 1749); bei festem, männlichem Besseren auf dem, was er für recht erkannte, schreibt er stets in der rückwärtsvollsten und kindlich liebevollsten Weise an Vater und Mutter. Inzwischen war eine von Lessing mit Mylius gemeinsam begonnene Vierteljahrschrift: „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters“ bald wieder eingegangen, dagegen wurde ihm 1751 die kritische Berichterstattung (der „gelehrte Artikel“) der Rüdigerischen (später Bossischen) Zeitung übertragen, für welche er übrigens schon seit 1748 eine größere Reihe von Abhandlungen geliefert hatte.

Auf die Länge fühlte aber der junge Forscher doch das Zersplitternde und Aufreibende seiner damaligen Arbeit und ging deshalb für einige Zeit (Dez. 1751) nach Wittenberg, um dort besonders Studien zur Gelehrtengeschichte des 16. Jahrhunderts zu treiben. Nach fast einjährigem Aufenthalte in der alten Lutherstadt kehrte er mit dem Titel eines Magisters der freien Künste Ende 1752 nach Berlin zurück und nahm zunächst seine Tätigkeit bei der Bossischen Zeitung wieder auf. Daneben trieb er Englisch, Italienisch, lieferte Übersetzungen aus diesen Sprachen und aus dem Französischen (u. a. für Voltaire) und war unermüdet wissenschaftlich wie dichterisch tätig. Sein wachsendes literarisches Ansehen söhnte auch den Vater immer mehr mit ihm aus, und nicht ohne eine gewisse Gemüthung empfing der alte Herr die sechs Bändchen, in welchen der Sohn seine bisher erschienenen „Schriften“ gesammelt herausgegeben hatte. Eine Beruhigung war es zudem für den Vater, daß Mylius inzwischen Berlin verlassen hatte und auf einer wissenschaftlichen Reise im März 1754 gestorben war.

Zu Anfang 1755 zog sich Lessing auf Wochen nach Potsdam in die Einsamkeit eines Gartenhauses zurück, um einen dramatischen Stoff, den er lange mit sich herumgetragen hatte, auszuarbeiten. Es war das erste bürgerliche Trauerspiel in unserer Literatur, „*Miss Sara Sampson*“, das in seiner Anwesenheit zu Frankfurt a. O. am 10. Juli 1755 mit großem Beifall vom Publikum aufgenommen wurde. Der Erfolg dieses Stückes erweckte in Lessing wieder die Sehnsucht nach der Verbindung mit einem Theater, das er in Berlin schmerzlich vermißt hatte, da Friedrichs d. Gr. Vorliebe für das Französische jeden Aufschwung der deutschen Schauspielkunst in seiner Residenz gehemmt hatte. Deshalb ging er im Herbst 1755, ohne alle Beratschlagung mit seinen Freunden Moses Mendelssohn und Friedrich Nicolai, die damit sehr unzufrieden waren, nach Leipzig, wo der ihm früher befreundete Schauspieler Koch ein eigenes Theater gegründet hatte. Hier lebte er nun ganz wie in den Studententagen mit den Schauspielern, ließ seine von Weisse etwas verkürzte „*Sara Sampson*“ aufführen, bearbeitete ein Lustspiel *Gordonis* („*Die glückliche Erbin*“) und entwarf den Plan zu einer Reihe anderer. Doch ehe nur eines davon zur Ausführung kam, machte ihm ein junger reicher Patrizier Leipzigs, der Kaufmann Winkler, den sehr verlockenden Antrag, ihn auf einer dreijährigen großen Reise durch halb Europa als Gesellschafter zu begleiten. Freudig stimmte Lessing zu. Nachdem die Vorbereitungen beendet waren, gingen die beiden zuerst nach Holland — eine Fahrt, die damals (von Leipzig bis Amsterdam) nicht weniger als achtzig Tage dauerte. Von Amsterdam aus besuchten sie die bedeutendsten Städte der vereinigten Provinzen und wollten sich eben nach England einschiffen, als die Nachricht von Friedrichs des Großen Einfall in Sachsen den jungen Leipziger zur schnellsten Rückkehr nötigte. Auch später wurde die Reise, von der sich Lessing so viel versprochen hatte, nicht wieder aufgenommen; ja, nur durch einen Prozeß, der noch ein Jahr länger dauerte als der neu begonnene Krieg des Preußenkönigs wider Österreich, konnte Lessing zu der ihm kontraktlich für den Fall des Aufgebens der Reise zugesicherten Entschädigungssumme gelangen. Inzwischen mußte er sich wieder auf literarische Arbeiten legen, Übersetzungen machen, Stunden geben, kurz — sich ziemlich mühevoll durchschlagen. Daneben beschäftigten ihn dramatische Pläne, dar-

Alterarisch-
kritische
Tätigkeit.

In Berlin II.

Leipzig 1755.

Keisepfan.

Amsterdam.

unter bereits „Emilia Galotti“. Alle Anstrengungen seiner Freunde, ihm eine feste Stellung in Berlin zu verschaffen, schlugen fehl. Ein Lichtpunkt in dem diesmaligen Leipziger Aufenthalt war der kurze Verkehr mit dem edlen Sänger des „Frühlings“ Ewald von Kleist, der von Leipzig aus in den Krieg zog, in welchem er den Selbsttod (S. 335 ff.) erleiden sollte. Immer unbehaglicher wurde es ihm seitdem in der sächsischen Stadt, da alle seine Sympathien in dem großen Kriege auf Seiten Preußens waren.

So ging er denn im Mai 1758 nach Berlin zurück, wo ihn der alte Freundes-

kreis mit Jubel begrute, und wo die patriotische Begeisterung seinem Schaffens-
triebe einen neuen Schwung gab. Er veranstaltete eine Ausgabe von Gleims Kriegsliedern, schrieb dazu eine Vorrede und besorgte die Verteilung von Exemplaren derselben unter die Regimenter des preussischen Heeres. Die Nachricht von Kleists Tode erschütterte ihn aufs tieffte. „Meine Traurigkeit darüber ist eine sehr wilde Traurigkeit“, schrieb er an Gleim. Lastlose Arbeit half ihm über den Schmerz hinweg. Mit Nicolai und Mendelssohn gab er alsdann 1759 die „Literaturbriefe“ heraus; mit Ramler vereinigte er sich zur Bearbeitung einer Auswahl von Sinngedichten Loggans. Daneben übersetzte er Diderots Theater, schrieb das Trauerspiel „Philotas“ und begann den „Dr. Faust“, der ein Fragment geblieben ist; denn der 1877 von Engel als „mutmaßlich nach Lessings verlorenem Manuskript“ herausgegebene „Faust“ ist nicht das Lessingsche Drama. Endlich entstanden die Umarbeitung seiner Fabeln und die Abhandlungen über die Fabel in dieser Zeit. Im Herbst 1760 wurde Lessing dieses Literatenlebens überdrüssig; er fühlte, daß es Zeit sei, wieder einmal mehr unter Menschen als unter Büchern zu leben“. Und so war er denn eines Tages aufs neue ohne Vorwissen seiner Freunde aus Berlin verschwunden. Der General von Tauenzien, der ihn bei Kleist in Leipzig kennen gelernt, hatte ihn als Gouvernementssekretar nach Breslau berufen, und er war gern dem Rufe gefolgt. „Ich will mich“, schrieb er damals in sein Tagebuch, „eine Zeitlang als ein häßlicher Wurm einspinnen, um wieder als ein glänzender Vogel an das Licht kommen zu können.“

Fünf Jahre (1760 bis 1764) verlebte er in dieser Stellung zu Breslau, Jahre, Breslau.
die trotz seiner trockenen Amtstätigkeit und aller gesellschaftlichen Besprechungen doch

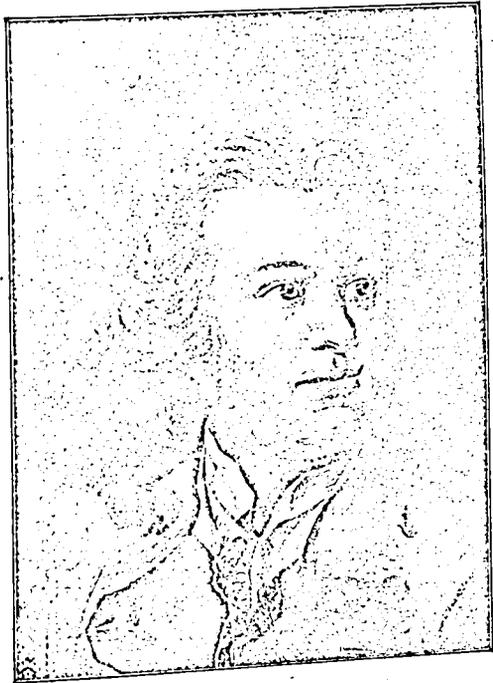


Abb. 163. Gotthold Ephraim Lessing.
Gemalt ungefähr 1760 von Joh. Heinrich Tischbein d. .
Original in der Nationalgalerie zu Berlin.
Brustbild: dunkelblondes Haar, unformartiger gelblichgrauer
Rock mit roten Aufschlägen, oben offen, so daß Gemb und
Spitzenjabot vorkahen. Stutergrund graubräunlich.

für seine ganze spätere Entwicklung sehr wertvoll waren. Auch arbeitete er jetzt, da er nicht ums Brot zu schreiben brauchte, um so frischer und freier. Hier entstand der Anfang seiner „Minna von Barnhelm“ und des „Laokoon“. In seiner Eigenschaft als Sekretär begleitete er seinen General zur Belagerung von



G. Lessing

Abb. 164. Gotthold Ephraim Lessing.

Nach einer von Adolf Goetheer veröffentlichten, nicht retouchierten Photographie des von Anton Graff im September 1771 zu Berlin gemalten Bildnisses, im Besitze des Geh. Justizrats Karl Robert Lessing in Berlin. (Der Kopf hat eine dunkelrote Farbe.) — Unterschrift von einem Briefe Lessings an Schwan aus Wolfenbüttel vom 10. Nov. 1776.

sehen, und von allen Seiten empfahl man Friedrich dem Großen Lessing. Aber der König zog einen Franzosen vor, einen abergläubischen und unwissenden, als Bibliothekar völlig unbrauchbaren Menschen. Der nun bald vierzigjährige Gelehrte war in seiner schönsten Lebenshoffnung aufs schmerzlichste getäuscht. Es duldete ihn

nach dem Frieden, 1763, nach Potsdam zum König. Seitdem wurde ihm seine Stellung aber allmählich zur drückenden Last. Anfang des Jahres 1765 legte er sie nieder und kehrte nach Berlin zurück.

Da er seine Familie fortwährend unterstützte und sich eine reichhaltige Bibliothek in Breslau angelegt hatte, kam er ohne irgend welche Ersparnisse in der Residenz an und mußte aufs neue um Brot schreiben. Zunächst brachte er die

„Literaturbriefe“ zum Abschluß, dann förderte er den „Laokoon“. Als Lohn für seine großen Leistungen schien ihm endlich eine erwünschte Stellung sich darzubieten. Das Bibliothekaramt an der königlichen Bibliothek zu Berlin war zu be-

nicht länger in der Residenz, und er war glücklich, einen neuen Ruf erhalten zu haben, der auch sonst ihm zusagte. Zwölf angesehenere Hamburger Kaufleute, die ein deutsches Nationaltheater in ihrer Vaterstadt gründen wollten, hatten ihn als Dramaturgen für dasselbe gewonnen.

Mit großen Erwartungen ging Lessing im April 1767 nach Hamburg, wo am 30. September „Minna von Barnhelm“ zum erstenmale aufgeführt wurde, und gab sich mit aufopfernder Tätigkeit seiner neuen Arbeit hin. Aber er sollte nur zu sehr enttäuscht werden. Das ganze Unternehmen scheiterte in kurzer Frist und ging bereits im November 1768 wieder ein. Die Frucht der Lessingschen Wirksamkeit aber war die „Hamburgische Dramaturgie“.

Wieder waren Lessings Hoffnungen sehlgeschlagen, und dazu sah er sich in einer äußerst bedrängten Lage, da die Theaterunternehmer außer Stande waren, ihm sein Gehalt auszusahlen, und weder „Minna von Barnhelm“, noch die „Dramaturgie“ ihm etwas eingebracht hatten. Dazu kamen ärgerliche Kämpfe mit dem Professor Klotz in Halle, der in großtuerischer Weise gegen Lessing ausgetreten war. Mit kritischer Schärfe und gründlicher Gelehrsamkeit antwortete ihm Lessing in den „Briefen antiquarischen Inhalts“ und wies dem hochmütigen Gegner die Oberflächlichkeit seiner Kenntnisse wie die Hohlheit und Seichtigkeit seines ganzen wissenschaftlichen Treibens in vernichtender Weise nach.

Unter den Männern, mit welchen Lessing in Hamburg verkehrte, war auch sein späterer Gegner Johann Melchior Goeze, Hauptpastor an der Katharinenkirche, und dessen freimüthiger Kollege Alberti; vermutlich auch der Sohn des Verfassers der durch Lessing an das Licht gezogenen „Wolfenbütteler Fragmente“, der geistreiche Arzt Joh. Alb. Reimarus und dessen Schwester Elise. Am liebsten lehrte er in dem gastfreien Hause des Seidenhändlers Engelbert König ein, dessen treffliche Frau Eva geb. Bohn (geb. 1736) aus Heidelberg ihm selbst später ein kurzes Eheglück bereiten sollte. Als ihr Mann auf einer Reise nach Italien 1769 in Venedig starb, wurde er der treueste Freund der Witwe und ihrer verwaisenen Kinder; aber erst viel später, als Lessing von Hamburg nach Wolfenbüttel gezogen war und mit ihr in Briefwechsel trat, keimte eine Neigung zwischen den beiden edlen Menschen auf, die man in dem von Alfred Schöne herausgegebenen „Briefwechsel zwischen Lessing und seiner Frau“ deutlich verfolgen kann. Nach Wolfenbüttel hatte ihn im April 1770 der Erbprinz Ferdinand von Braunschweig als Bibliothekar an die vom Herzog August Wilhelm 1723 errichtete Bibliothek berufen. Es war eine ziemlich klägliche Stellung: Ein Gehalt von 600 Taler, dazu der Aufenthalt in dem kleinen, von der Welt damals viel mehr als heute abgeschnittenen Städtchen! So kam es denn zur Verlobung mit Eva, aber da die Vermögensverhältnisse seiner Braut bei dem Tode ihres Mannes sich in so verwerrenem Zustande befanden, daß nur ihre Einsicht und Geschäftstüchtigkeit eine glückliche Lösung herbeiführen konnten, vergingen sechs Jahre, ehe die Verlobten das ersuchte Ziel erreichten.

Die ersten Jahre seiner neuen Stellung in Wolfenbüttel hatte Lessing zur fleißigen Durchforschung der ihm anvertrauten Bibliothekschätze benützt; die Ergebnisse seiner Studien gab er seit 1773 unter dem Titel „Zur Geschichte und Literatur“ heraus. Ein Jahr zuvor hatte er die schon lange entworfenene „Emilia Galotti“ vollendet, die am 13. März 1772 in Braunschweig zum erstenmal aufgeführt wurde. Endlich sollte auch sein Reiseverlangen erfüllt werden, freilich in wenig ansprechender Weise. Zu Anfang des Jahres 1775 war er nach Wien gereist, um seine Braut, die dort mit dem Orden des Nachlasses ihres Mannes beschäftigt war, nach langer Trennung wiederzusehen. Zehn Tage nach seiner Ankunft traf daselbst auch der jüngste Prinz von Braunschweig, Leopold, auf seiner Reise nach Italien ein und beredete Lessing, ihn dorthin zu begleiten. So unerwünscht es ihm

Streit mit Klotz.

Verlobung.

In Wolfenbüttel.

war, seine Braut so bald wieder zu verlassen, nahm er den Antrag doch an, hatte aber wenig Freude davon. Die Reise berührte Mailand, Venedig, Florenz, Corsica, Genua, Turin, Rom, Neapel, München und Wien, ging aber in geschäftsmäßiger Hast vor sich und ließ ihm wenig Muße zu wissenschaftlicher Ausnützung. Im Februar 1776 traf er wieder in Braunschweig ein, und acht Monate später führte er Eva König als seine Frau heim.



Das Jahr 1777 war das friedvollste und fröhlichste seines Lebens; nur die Nachricht von dem Tode seiner alten Mutter warf einen Schatten darauf. An sie, die er sehr geliebt, erinnerte ihn Eva immer aufs neue. „Meine Frau ist ebenso herzlich gut und rechtschaffen,“ schrieb er seiner Schwester, „als wir nur immer unsere Mütter gegen unseren Vater gekannt haben.“ Aber dieses beglückte eheliche Stillleben sollte nur von kurzer Dauer sein. Ende Dezember schenkte ihm Eva einen Sohn, welcher einen Tag nach der Geburt starb, und sie selbst schwebte in Todesgefahr. Am 10. Januar 1778 starb sie zu Lessings unaussprechlichem Schmerze. „Ich wollte es auch einmal so gut haben wie andere Menschen,“ schreibt er an Eschenburg, „aber es ist mir schlecht bekommen.“

Gleich nach ihrem Tode geriet er in eine neue schriftstellerische Fehde, die er durch die Veröffentlichung der „Fragmente des Wolfenbüttelschen Ungenannten“ (von 1774 an) allerdings selbst heraufbeschworen hatte. Der Ver-

Abb. 165. Lessings Frau, Eva König, geb. Dahn.
Nach einem Gemälde im Besitze der Familie.
Unterschrift eines Briefes Eva (E. C.) Königs an ihre Tochter Amalia aus Wien, 29. 4. 1772 (Schöne's „Briefwechsel“ S. 489 f.), im Besitze ihrer Urenkelin, Frau Brückner, geb. Penneberg, in Darmstadt.

fasser der von ihm selbst „Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes“ benannten Abhandlung, welcher die „Fragmente“ entnommen waren, und deren Urschrift sich jetzt in der Hamburger Stadtbibliothek befindet, war der Professor am akademischen Gymnasium zu Hamburg Hermann Samuel Reimarus (1694—1768), der noch lebte, als Lessing nach Hamburg kam. Die beiden Männer haben sich aber, soviel man weiß, nie kennen gelernt, ja es ist nicht einmal sicher, obgleich zu vermuten, daß der oben erwähnte Sohn des Professors Reimarus und

E. König

seine Schwester Lessing schon vor seiner Übersiedelung nach Wolfenbüttel gekannt haben. Auch ist es ungewiß, ob Lessing die Fragmente von dem ihm später eng-befreundeten Sohne erhalten hat. Lessing, ein durchaus lauterer und wahrheitsliebender Mann, hatte diese Blätter, welche die Wahrheit der biblischen Geschichte leugneten und insbesondere die Auferstehung Christi bestritten, mit dem gewiß redlichen Wunsche veröffentlicht, „sie sobald als möglich, sie noch bei seinen Lebzeiten widerlegt zu sehen.“ Unter den zahlreichen Männern, welche dagegen auftraten, war unzweifelhaft der bedeutendste der bereits erwähnte Hamburger Hauptpastor Johann Melchior Goeze (1717—1786), ein gründlich gebildeter Theologe und überzeugter Christ, dem der Kampf gegen Lessing durchaus eine Gewissenssache war und der mit Unrecht von den Vertretern der Aufklärung als ein „heuchlerischer und bornierter Pfaffe“ dargestellt worden ist. (Vgl. Röpe, „J. M. Goeze. Eine Rettung“ und die von Erich Schmidt herausgegebenen „Streitschriften Goezes gegen Lessing.“) Lessing selbst nannte ihn nach dem Einbruche seiner persönlichen Bekanntschaft „einen in seinem Betragen sehr natürlichen und in Betracht seiner Kenntnisse gar nicht unebenen Mann“. Als nun neben anderen Gegnern dieser streitbare Mann ihn scharf angriff und ihn dabei für den ganzen Inhalt der „Fragmente“ verantwortlich machte, richtete Lessing seine Verteidigung fast ausschließlich gegen ihn. Unter den Streitschriften, welche er 1778 erscheinen ließ, sind elf „Anti-Goeze“ (sämmtlich im 16. Teile der Hempelschen Lessingausgabe nachgedruckt). Daran schlossen sich noch mehrere andere polemische Schriften, deren letzte „Die Erziehung des Menschengeschlechtes“ von manchen als ein „positives Glaubensbekenntnis“ Lessings aufgefaßt wird. Mit seinen theologischen Studien und Fehden hängt auch die Entstehung seines Dramas „Nathan der Weise“ (1779) zusammen, mit dem er meinte, „den Theologen einen ärgeren Pöffen zu spielen als mit noch zehn Fragmenten“. Diese aufregenden Arbeiten untergruben seine geschwächte Gesundheit vollends, seine Kränklichkeit nahm ebenso zu wie seine trübe Stimmung — vorübergehend erfrischte ihn wohl ein Ausflug nach Hamburg oder nach Braunschweig, aber die Wirkung hielt nie lange vor. Dazu kam eine wachsende Schwäche seiner Augen, so daß ihn zuweilen der Gedanke an eine Erblindung beunruhigte. Davor indes, wie vor einem langen Siechtum sollte er bewahrt bleiben. Anfang Februar 1781 wurde er in Braunschweig von einem leichten schlagartigen Anfall betroffen, der eine Erkrankung zur Folge hatte, die leicht und ungefährlich erschien, aber doch tödlich verließ; am Abende des 15. Februar endete ein Schlagfluß unerwartet schnell sein Leben. Er war so arm gestorben, daß der Herzog von Braunschweig ihn auf Staatskosten begraben lassen mußte. Im Jahre 1853 wurde ihm in Braunschweig ein Standbild, das Rietschels Meisterhand geschaffen, und im Oktober 1890 am Rande des Tiergartens zu Berlin ein Denkmal aus weißem carrarischen Marmor errichtet, welches sein Urohnemann Otto Lessing ausgeführt hat. Sein Leben haben Danzel und Guhrauer (2. Aufl. hrsg. von W. v. Maltzahn und R. Borberger 1880—81), neuerdings Erich Schmidt („Geschichte seines Lebens und seiner Schriften“. 2 Bde. 1881—1891) beschrieben.

Englands großer Geschichtschreiber Macaulay hat Lessing „den ersten Kritiker von Europa“ genannt und damit den Kern seines Wesens und seiner Bedeutung sehr richtig bezeichnet. Darum verdienen auch seine Prosawerke in erster Linie eine, wenn auch nur kurze Beleuchtung. Nächst Luther verdanken wir Lessing unsere moderne Prosa, und sein Stil steht noch heute als unvergleichliches Muster da. „Aus jedem Satze,“ sagt der verdienstvolle Herausgeber einer Auswahl aus Lessings Prosa, August Luthardt, „tritt uns die sittliche Zucht des denkenden Geistes, der rastlose Drang nach Erkenntnis, der eiserne Fleiß strenger Forschung entgegen. Der mit einem gewissen Widerpruchsgeist verbundene Wahrheitsjinn, von welchem Lessing beseelt war, der feste Mut, mit welchem er in den Kampf trat,

die schneidige Schärfe, die er in seine Worte legte, das alles macht, daß seine Schriften wirken wie ein frisch quellender Born.“

Sein großartiges kritisches Talent trat zunächst 1759 in den „Briefen, die neueste Literatur betreffend,“ die man meist kurz „Literaturbriefe“ nennt, hervor.

In den Literaturbriefen, die er mit Moses Mendelssohn und dem Berliner Buchhändler Nicolai gemeinsamt herausgab, unterzog er die sämtlichen literarischen Erscheinungen der Zeit einer unerbittlichen, unbestechlichen Kritik. Er hatte die Idee dazu gegeben und trug, solange er in Berlin war, das meiste dazu bei. Der Einleitung zufolge sollten die Briefe so aufgefaßt werden, als seien sie an einen preußischen Offizier von Geschmack und Gelehrsamkeit (Erz. v. Klei), der in einer Schlacht verwundet, — in einer kleinen Stadt seine Genesung erwartete, von seinen Freunden gerichtet, „um ihm die Lücke, welche der Krieg in seine Kenntnisse der neuesten Literatur gemacht, ausfüllen zu helfen.“ Unabhängig von den Schulen, die damals die Literatur beherrschten, und ihren Kunstvorschriften ließ Lessing das Urteil über ein Dichterwerk „von der Beantwortung dreier Fragen abhängen: ob der Gehalt desselben an und für sich ein wirklich poetischer sei, ob er in der ihm zu teil gewordenen Behandlung der deutschen Natur zusagen könne, mit der uns eigentümlichen Anschauungs-, Gefühls- und Denkweise übereinstimme, und ob endlich das Werk nach Gehalt und Form ein schönes, in seinem Organismus von ihm inwohnenden Gesetzen durchgängig bestimmtes Ganze darstelle?“ Wie er dies durchführte, habe ich schon früher gelegentlich seiner Kritik über Gottsched, Wieland und Klopstock u. a. gezeigt; selbst seine Freunde, wie Klei, Weiße und Klein, deren Bedeutung er übrigens nicht verkannte, schonte er in seinen Rezensionen nicht. Aber nicht so sehr das einzelne Werk und seine Würdigung war ihm die Hauptsache, als die Säuberung unserer Literatur von allem Undeutschen, Unschönen, Unedlen, die Hinweisung auf Vergessenes und Verachtetes, wie z. B. Logaus Sinngebichte und Fischarts humoristisch-satirische Werke, auf die Forderung einer wahren, von Frankreich unabhängigen Nationaldichtung und die Aufstellung der Grundzüge und Grundbedingungen einer solchen. Um so nachdrücklicher wies Lessing dagegen auf die wahre Anschauung des klassischen Altertums und auf Shakespeare hin als auf ein musterträchtiges Vorbild für unsere dramatische Poesie, das freilich „studiert, nicht geplündert sein“ wolle. „Auch nach den Mustern der Alten zu schließen,“ sagt Lessing in dem berühmten siebzehnten, gegen Gottsched gerichteten Briefe, „ist Shakespeare ein weit größerer tragischer Dichter als Corneille; obgleich dieser die Alten sehr wohl und jener fast gar nicht gekannt hat. Corneille kommt ihnen in der mechanischen Einrichtung und Shakespeare in dem Wesentlichen näher. Der Engländer erreicht den Zweck der Tragödie fast immer, so sonderbare, nur ihm eigene Wege er auch wählt, und der Franzose erreicht ihn fast niemals, ob er gleich die gebahnten Wege der Alten betritt.“

In die Zeit der Literaturbriefe fallen auch seine „Abhandlungen über die Fabel“, die seine eigenen (prosaischen) Fabeln (1759) einleiten und begleiten. Daran schlossen sich später seine Sinngedichte (Epigramme) und die Bemerkungen darüber.

Im Gegensatz zu der damals allgemein verbreiteten Theorie von der „moralischen Nützlichkeit der Dichtkunst“ beschränkte Lessing eine solche auf die Fabel, für die er Aesop als klassischen Lehrmeister hinstellte. Auch suchte er die Prosa für sie als am besten geeignet geltend zu machen und durch seinen Vorgang einzuführen. „Der blanke männliche Harnisch,“ meinte Herder, „kleidete Lessing mehr als das Gängelband der Reime; seine Fabeln sind nicht bloß für Kinder, sondern auch für Männer lesbar.“ Zugleich erstrebte er darin möglichste Kürze und Bestimmtheit, und es ist nicht zu leugnen, daß in diesem Punkte seine Fabeln Vorbilder sind —

Literatur-
briefe.

Fabeln.

andererseits erhalten sie dadurch aber auch etwas ungemein Trockenes. — Für das Sinngebicht ist ihm der Römer Martial Vorbild und Lehrer; in Logau-wies er auf einen würdigen Nachfolger desselben hin — seine eigenen Leistungen darin zeichnen sich durch Geist und Wit aus, und manches Epigramm von ihm kufiert noch heute als geflügeltes Wort, wie das über Klopstocks Dichtung (S. 349) u. a.

Unter seinen antiquarischen Schriften ist als die allgemein verständlichste zu nennen und zum Lesen zu empfehlen die Untersuchung „Wie die Alten den Tod gebildet haben“, 1769 mit 7 Kupfern und Wignetten in Berlin gedruckt.

Das größte kritische Werk Lessings, durch das er sich insonderheit als ein Brecher neuer Bahnen erwies, ist „Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie“. Die Anregung dazu ging von einer Schrift Winkelmanns aus.

Johann Joachim Winkelmann, der Sohn eines armen Schuhmachers, war am 9. Dezember 1717 in Stendal (in der Brandenburgischen Altmark) geboren.

Mühsam erwarb er sich die Mittel zum Schulbesuch durch Chorzingen, dann durch Vorlesen und andere Dienste im Hause des erblindeten Direktors Tappert, dessen reichhaltige Bibliothek ihm zugleich Gelegenheit bot, sich im griechischen Altertum heimisch zu machen. Auch auf der Universität Halle, wo er Theologie studieren wollte, hörten die Entbehrungen nicht auf, aber er schlug sich unverdrossen und heiteren Mutes durch, gab jedoch die Theologie bald auf und studierte griechische Sprache und Literatur. Mehrere Jahre eines beschwerlichen Hauslehrerlebens folgten, dann eine Anstellung als Korrektor in Seehausen mit kärglichem Einkommen, endlich erhielt er eine ihm mehr zusagende Stelle als Sekretär und Bibliothekar beim Grafen Bünau in Rätthenitz bei Dresden.



Winkelmann

Abb. 166. Johann Joachim Winkelmann im 47. Lebensjahre. Nach dem Gemälde von Angelika Kaufmann im Jahre 1764 in Rom. — Unterschrift eines Schreibens Winkelmanns an Herrn von Meckeln aus Rom (7. Sept. 1766). Aus G. Restners † Autographensammlung.

So fand er Gelegenheit, die Kunstschätze der Dresdener Bildergalerie kennen zu lernen — die Liebe zur Kunst erwachte in ihm und zugleich die brennendste Sehnsucht nach Italien. Um dorthin zu gelangen, suchte er die Gunst und Unterstützung des päpstlichen Nuntius in Dresden durch seinen Übertritt zur katholischen Kirche zu erkaufen. Im Jahre 1754, in dem seine erste bedeutende Schrift „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst“ erschien, vollzog er den Konfessionswechsel. Im folgenden Jahre betrat er Rom, wo er nach einiger Zeit Bibliothekar des Kardinals Albani wurde. Später wurde er zum Oberaufseher aller Altertümer in und um Rom ernannt. Außer vielen kleineren Schriften wurde dort sein Hauptwerk, die „Geschichte der Kunst des Altertums“, 1764 vollendet. Durch seinen langen Aufenthalt in Rom war ihm Italien so sehr zur Heimat geworden, daß, als er 1768 eine Reise nach Deutschland unternahm, er schon in Tirol von der tiefsten Schwermut überfallen wurde; dennoch reiste er weiter bis Wien, aber nur kurze Zeit hielt er es dort aus, dann eilte er zurück. Er nahm seinen Weg über Triest, wo er einige Zeit auf das Schiff zu warten hatte, das ihn nach Ancona bringen sollte. In diesen Tagen wurde er das Opfer eines habgierigen Italieners, der sich auf der Reise zu ihm gesellt hatte und — gelockt durch einige antike Goldmünzen, die Winkelmann ihm arglos zeigte — ihn am 8. Juni 1768 im Gasthof ermordete. — Winkelmann öffnete durch sein großes Werk den Blick unseres Volkes für die Kunstschöpfungen des Altertums, ja schuf eigentlich erst die Kunstgeschichte und brachte dadurch einen gewaltigen Umschwung in der Geschmacksrichtung der Zeit hervor, die sich in der Poesie ebensowohl wie im ganzen Kulturleben geltend machte. In umfassender Weise würdigt seine Bedeutung das Werk Karl Justis „Winkelmann. Sein Leben, seine Werke und seine Zeitgenossen“ 1866 und 1872.

Ungeachtet des großen Verdienstes, das sich Winkelmann erworben, hatte seine und seines Kreises leidenschaftliche Begeisterung für die bildende Kunst doch etwas Einseitiges, insofern als sie die Poesie in der Vergleichung mit der Plastik und Malerei nicht zu ihrem vollen Rechte gelangen ließ. Dem ein „Gegengewicht entgegenzustellen“ bezeichnet Lessings Biograph Guhrauer als den Grundgedanken des „Laokoön“.

Im Jahre 1506 wurde zu Rom durch einen Bürger in seinem Weinberge unweit der ehemaligen Thermen des Titus eine griechische Marmorgruppe aufgefunden und ausgegraben, die zu den schönsten Kunstwerken des Altertums gehört. Papst Julius II., dem der Besizer sie für ein ansehnliches Jahrgeld verkaufte, ließ sie im Belvedere des Vatikan aufstellen. Dieselbe stellt den trojanischen Priester Laokoön dar, wie er mit seinen beiden Söhnen von zwei ungeheuren Schlangen auf Poseidons Befehl getötet wird, weil er seine Landsleute vor dem hölzernen Pferde der Griechen gewarnt hatte. In seiner obenerwähnten Erstlingschrift „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke etc.“ hatte Winkelmann nun diese Marmorgruppe mit der Darstellung des Dichters Vergil in dessen Aeneide verglichen und rühmend hervorgehoben, daß bei dem Bildhauer der schlangenummwundene und gebissene Priester „kein schreckliches Geschrei erhebe, wie Vergil von seinem Laokoön singet“, sondern nur seufze und sich dadurch als ein Held zeige, der selbst die gewaltigsten Schmerzen mit großer Seele trägt und gleichsam überwindet. Lessing bestreitet nun, daß in dem Unterdrücken des Schmerzensschreies das Kennzeichen einer edlen Seele zu finden sei — das sei auch der Griechen Meinung nie gewesen, wie es aus ihren sämtlichen großen Dichtern sich nachweisen lasse. Ein anderer Grund müsse den bildenden Künstler bewegen haben, von der Auffassung des Dichters abzuweichen. Derselbe liegt in dem Unterschied der beiden Künste, der bildenden (Malerei und Plastik) und der redenden (Poesie). Beide stehen unter dem Gesetz der Schönheit, aber jede hat demselben anders zu genügen. Der bildende Künstler, dessen Stoff im Raum liegt, kann nur einen einzigen Augen-

mag. Wie vor einem Blitz erleuchteten sich uns alle Folgen dieses herrlichen Gedankens —“

Der Laokoon ist unvollendet geblieben. Von dem auf drei Teile berechneten Werke ist nicht einmal der erste zum vollen Abschluß gekommen.

Nicht minder eingreifend war das dritte kritische Werk aus Lessings Feder, die „Hamburgische Dramaturgie“, in welcher er den Kampf um die Befreiung unserer Bildung von der geistigen Fremdherrschaft mit noch größerer Energie als in den „Literaturbriefen“ fortsetzte. Entwickelte der Laokoon die Grundzüge der epischen Dichtung, so handelte es sich hier um die der dramatischen.

Hamburgische Dramaturgie.

Die Hamburgische Dramaturgie, ursprünglich eine Theaterzeitung, zur Rezension der auf dem Hamburger Nationaltheater aufgeführten Stücke gegründet, wurde in Lessings Meisterhand zu einem klassischen Werk, das — ungeachtet seines Ursprungs und ohne allen systematischen Schematismus — die Grundzüge zu einer Reform des deutschen Theaters entwarf und die Grundgesetze des Dramas mit einer bisher nicht dagewesenen Schärfe und Klarheit feststellte. Das deutsche Theater war damals von französischen Stücken überschwemmt; von den 75 Dramen, über welche Lessing berichtet, waren 52 aus dem Französischen übersetzt, und von den 23 deutschen Stücken waren manche bloße Nachahmungen der Pariser Schablone! Die Franzosen hatten bisher als unübertreffliche Muster gegolten, weil man der Meinung war, ihr Drama sei streng nach den Regeln des griechischen — wie Aristoteles sie aufgestellt — durchgeführt; Corneille, Racine, Voltaire hielt man für die vollendetsten Jünger und Nachfolger des Aeschylos und Sophokles — die Franzosen nachahmen, hieß „nach den Regeln der Alten arbeiten“. Indem nun Lessing nachwies, daß „keine Nation die Regeln des alten Dramas mehr verkannt habe, als die Franzosen“, daß von den sogen. „drei Einheiten“ des Aristoteles, welche sie so peinlich gewissenhaft innehielten und für das Allerwesentlichste ansahen, nur die Einheit der Handlung unerläßlich sei, die Einheiten der Zeit und des Ortes aber nur insofern, wie sie durch jene bedingt würden, stürzte er die ganze Grundlage, auf der bisher das Vorurteil für das klassische Ansehen der französischen Bühne geruht hatte, und damit zugleich die geistige Alleinherrschaft Frankreichs. Von den Franzosen wies Johann Lessing noch nachdrücklicher als in den „Literaturbriefen“ auf Shakespeare hin als auf ein musterträgliches Vorbild für unsere dramatische Dichtung.

„Was man von Homer gesagt hat,“ heißt es in dem 73ten Stück, „es lasse sich dem Herkules eher seine Keule als ihm ein Vers abringen, das läßt sich vollkommen auch von Shakespeare sagen. Auf die geringste von seinen Schönheiten ist ein Stempel gedrückt, welcher gleich der ganzen Welt zuruft: ich bin Shakespeares! Und wehe der fremden Schönheit, die das Herz hat, sich neben ihr zu stellen! Shakespeare will studiert, nicht geplündert sein! Haben wir Genie, so muß uns Shakespeare das sein, was dem Landschaftsmaler die Camera obscura ist; er setze fleißig hinein, um zu lernen, wie sich die Natur in allen Fällen auf eine Fläche projiziert; aber er borge nichts daraus: . . .“ — „Alle, auch die kleinsten Teile beim Shakespeare sind nach den großen Maßen des historischen Schauspiels zugeschnitten, und dieses verhält sich zu der Tragödie französischen Geschmacks ungefähr wie ein weitläufiges Frescogemälde gegen ein Miniaturbildchen für einen Ring Ebenso würden aus einzelnen Gedanken beim Shakespeare ganze Szenen und aus einzelnen Szenen ganze Aufzüge werden müssen. Denn wenn man den Armel aus dem Kleide eines Riesen für einen Zwerg recht nutzen will, so muß man ihm nicht wieder einen Armel, sondern einen ganzen Rock daraus machen.“

Für das Wesentlichste erachtete er die Gestaltung der dramatischen Handlung, bei der es auf das Begreifliche, Wahrscheinliche und innerlich Notwendige ankommt. Daher dürfe der dramatische Dichter mit den Tatsachen der Geschichte nach diesen

Gesichtspunkten frei schalten. Wunderbare Ereignisse sind aus demselben Grunde ausgeschlossen. Die Handlungen aber müssen aus den Charakteren mit Nothwendigkeit folgen. Das Wichtigste sind seine Untersuchungen über die Tragödie, bei denen er von der Definition des Aristoteles ausgeht. Nach ihm ist die Tragödie Nachahmung einer würdig bedeutsamen Handlung, die durch Mitleid und Furcht die Reinigung solcher Affekte in uns bewirkt. Mitleid und Furcht aber können in uns nur entstehen, wenn der leidende Held nicht ganz tugendhaft, aber auch kein Bösewicht ist (vergl. unten das über Emilia Galotti Gesagte). Über seine Auslegung von Katharsis, d. i. Reinigung (Verwandlung der Leidenschaften in tugendhafte Fertigkeiten durch Zurückführung auf ein mittleres Maß) ist seitdem viel gestritten worden.

Nach die Dramaturgie ist ein Bruchstück geblieben, wie der erste Versuch eines deutschen Nationaltheaters gescheitert ist; aber aus Lessings großartiger kritischer Arbeit hat sich doch das neuere deutsche Theater aufgebaut, und Goethe wie Schiller sind in ihren dramatischen Werken davon auf das nachhaltigste beeinflusst worden.

Im Nachwort zur Hamburgischen Dramaturgie (1768) sprach sich Lessing über seine eigene Befähigung zum dramatischen Dichter aus. Er sagt:

„Ich bin weder Schauspieler noch Dichter. — Man erweist mir zwar manchmal die Ehre, mich für den letzteren zu erkennen. Aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man nicht so freigebig folgern. Nicht jeder, der den Pinsel in die Hand nimmt und Farben verqu coastet, ist ein Maler. Die ältesten von jenen Versuchen sind in den Jahren hingeschrieben, in welchen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie hält. Was in den neueren erträglich ist, davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet; durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen ausschießt; ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauspressen.“

Goethe hat mit Recht gegen diese mehr als bescheidene Selbstkritik bemerkt: „Lessing wollte den Titel eines Genies von sich ablehnen, aber seine dauernden Wirkungen zeugen wider ihn selber.“

In der That ist Lessing, dessen lyrische Jugendversuche unbedeutend sind, in dessen Epigrammen und Fabeln Verstand und Witz vorherrschen, im Drama schaffend und bahnbrechend aufgetreten. Schon seine sieben Jugenddramen, denen er selbst zwei, „Damon“ und „Die alte Jungfer“, aus der Sammlung seiner Schriften ausschloß, gingen aus innerem poetischen Drange hervor und hoben sich trotz ihrer Unreife weit über die Stücke seiner Zeitgenossen und Vorgänger empor. Es lohnt noch jetzt der Mühe, einen Blick auf die übrigen fünf zu werfen.

Der „Junge Gelehrte“ wurde in Leipzig aufgeführt, als Lessing sein achtzehntes Jahr eben vollendet hatte. Es war eine Verspottung des Pedantismus der dümmelhaften Silbenstecher, zu denen er selbst sich damals rechnete. „Ich lernte mich selbst kennen, und seit der Zeit habe ich gewiß über niemand mehr gelacht und gespottet als über mich selbst.“ — Nicht minder aus Leben und Erfahrung hervorgegangen ist „Der Freigeist“. Darin wird der Freigeist Adrast, der alle Geistlichen für Schurken und Heuchler hält, durch Theophan, einen jungen strenggläubigen Geistlichen, belehrt und zu dem Eingeständnis gebracht, daß er mit seinen Ansichten ein schweres Unrecht begangen habe. Schon in diesem Stück zeigt sich Lessings meisterhafte Behandlung des Dialogs und in den zwei Bedienten der Hauptpersonen eine geistreich witzige Charakteristik. — Im „Misogyn“, der aus seinem Studium der griechischen und römischen Komödie hervorging, wird ein einseitiger Weiberhasser gekennzeichnet. — „Die Juden“ sind ein reines Tendenz-

Lessing als Dichter.

Dramatische Jugendarbeiten.

Der junge Gelehrte.

Freigeist.

Misogyn.

Juden.

stück, in welchem schon die Grundgedanken des „Nathan“ sich ankündigen, und das die gegen die Juden herrschenden Vorurteile bekämpfen und widerlegen sollte. In wenig motivierter und unwahrscheinlicher Weise gibt darin ein reicher und gebildeter Jude ein Beispiel edelmütigster Feindseliebe und nötigt den Vertreter des Christentums zu dem Schlußbekenntnis: „O, wie achtungswürdig wären die Juden, wenn sie alle Ihnen glichen!“ womit eigentlich die Hauptabsicht aufgehoben wird, da es nur die Möglichkeit einer Ausnahme von der allgemeinen Regel zugeht. — „Der Schah“, eine freie Bearbeitung nach dem „Trinummus“ des römischen Dichters Plautus, ist die unbedeutendste unter diesen Jugendkomödien. — Dagegen zeigte sich in dem Fragment gebliebenen Trauerspiel „Henzi“, das den Tod des von der Berner Aristokratie 1749 enthaupteten Patrioten Samuel Henzi streng historisch behandelte, schon der erste Ansatz, mit dem französischen Drama zu brechen.

Schah.

Henzi.

Miß Sara
Campson.

Eine neue Bahn betrat Lessing erst 1755 mit „Miß Sara Campson“, indem er das bürgerliche Trauerspiel von England nach Deutschland verpflanzte und so völlig mit dem französischen Geschmack brach. Der berühmte englische Familienroman Richardson's „Clarissa“ und das Drama von George Lillo „Der Kaufmann von London“ gaben ihm dazu die Anregung, die er in ganz selbständiger Weise ausführte, wenn er auch Namen und Sitten dazu aus England entlehnte und das Stück auf englischem Boden spielen ließ. Statt der bisher üblichen steifen Alexandriner schrieb er es in Prosa. — Die Heldin des Stückes, die Tochter eines Baronets Sir William Campson, wird in ihrer Unerfahrenheit von einem jungen reichen Wüstling Mellefont unter dem Vorzeichen der kirchlichen Ehe aus dem Hause ihrer Eltern entführt. Aber obgleich er sie wirklich liebt, verzögert er die Heirat, weil er vor dem äußeren Zwang einer solchen scheut und außerdem sich durch ein früheres Verhältnis zu einer jungen kofetten Witwe Mrs. Marwood gebunden hält. Dennoch vermag er sich von seiner neuen Geliebten nicht zu trennen, auch als die tüchtige Marwood ihn verfolgt und in ihre Schlingen zurückzuführen versucht. Aus Rache vergiftet diese nun die Mörderin Sara, die mit dem Worte der Fürsprache und Vergebung für die Mörderin stirbt: „Ich sterbe und vergebe es der Hand, durch die mich Gott heimsucht.“ Mellefont, der in Verzweiflung Hand an sich legt, endet mit dem Ausruf: „Was für fremde Empfindungen ergreifen mich! Gnade, o Schöpfer, Gnade!“ So sehr auch dieses Stück in den Rührton, der die Zeit beherrschte, noch einstimmt und so reich es an langatmigen moralischen Reflexionen war, Lessing hatte damit doch einen kühnen, glücklichen Griff in das volle Menschenleben getan und trefflich gezeichnete, wahre Charaktere vorgeführt statt der bisher üblichen „abstrakten Schemen von Tugend und Laster“.

Unter dem Eindruck der patriotischen Begeisterung, die 1759 seine Freunde Gleim und Ramler zu kriegerischen Weisen hinriß, und im Andenken an den Tod Kleists schrieb Lessing sein nächstes Stück, die einaktige Tragödie „Philotas“. Sie verherrlicht in allereinfachster Handlung den Opfertod fürs Vaterland. Philotas, ein junger Königssohn, ist in der ersten Schlacht, der er beigewohnt, verwundet und in Gefangenschaft geraten. Da erfährt er, daß sein Vater den beider dem Kriege ein Ende machen solle. Sofort erwacht in ihm der Gedanke, seinem Vater durch freiwilligen Tod den Sieg in die Hände zu spielen, und er erstickt sich in schwärmerischer Begeisterung für das Vaterland. — Gegen die Weitschweifigkeit und Breite der „Sara“ bezeichnet dieses kurz und knapp ausgeführte Stück einen großen Fortschritt, wenn es auch freilich von moralisch pathetischem Überschwange noch keineswegs frei ist und uns nicht befriedigt, weil uns der Tod des Helden nicht als notwendig erscheint.

Philotas.

Im Jahre 1767 wurde die Perle der Lessingschen Dichtungen „Minna von Barnhelm“ vollendet, die nach Goethes Ausspruch „den Blick in eine höhere, bedeutendere Welt aus der literarischen und bürgerlichen, in welcher sich die Dichtung bisher bewegt hatte, glücklich eröffnete“. Hier war nichts mehr von falschem Pathos, von moralischer Reflexion, von fremdartigen Namen und Lokalfaktitäten, — es war von Anfang bis zu Ende deutsches Leben,

Minna von
Barnhelm.



Das Fräulein: „Wo bin ich? Was seh' ich? Dieser Ring —“



Das Fräulein: „Ich hab' ihn, ich hab' ihn! Ich bin glücklich und fröhlich!“

Abb. 167 und 168. Zwei Illustrationen Chobowleds zu „Minna von Barnhelm“. Viertel 1769 für den Berliner genealogischen Kalender auf 1770.

deutsches Handeln, aus den frischesten, unmittelbarsten Eindrücken geboren, dazu auf dem nationalen Hintergrunde des siebenjährigen Krieges, der noch in dem Bewußtsein aller Zeitgenossen lebte, aufgebaut. Daher die außerordentliche Wirkung dieses echten Volkstüchtes im besten Sinne des Wortes auf hoch und niedrig, daher seine ungechwächte Anziehungskraft bis auf den heutigen Tag. Auch die Versöhnung zwischen den beiden deutschen Stämmen, die so lange feindlich einander gegenüber gestanden, berührte sympathisch nach den trüben Kriegszeiten und berührt noch heute sympathisch, wo wir der Ausgleichung jener Stammesgegensätze zwischen Preußen und Sachsen und der Herausbildung eines deutschen Gesamt-Nationalgefühl doch viel näher gekommen sind. — Der preussische Major v. Tellheim hat im siebenjährigen Kriege das sächsische Fräulein Minna v. Barnhelm kennen gelernt und sich mit ihr verlobt. Nach dem Friedensschluß aber wird er unter die ehrenrührige Anklage gestellt, daß er sich von den sächsischen Ständen habe bestechen lassen, während er im Gegenteil eine Kontribution, die sie nicht erlegen konnten, aus seiner eigenen Tasche vorgeschossen hatte. So mag er nun, in seinem Ehrgefühl

aufs tiefste gekränkt, dazu mittellos, seine Braut nicht in sein trauriges Geschick mit hineinziehen, läßt nichts von sich hören und lebt mit seinem Diener Just, einem pudeltreuen, biederherzigen, etwas derben Burschen, ganz zurückgezogen in

Emilia Galotti.

Ein Trauerspiel

in

fünf Aufzügen.

Von

Gotthold Ephraim Lessing.



Berlin

bey Christian Friedrich Voss, 1772.

166. 169. Titel des ersten Druckes von „Emilia Galotti“. Genaue Nachbildung nach dem Exemplar aus der Bibliothek des Herrn Salomon Hirzel in Leipzig.

fräubt, daß begüterte Fräulein zu heiraten. Als so der Konflikt zwischen Liebe und Ehre befriedigend ausgeglichen, trifft auch die Entscheidung des Gerichtes und ein Handbillet des großen Königs ein, wodurch Tellheims Ehre vor der Welt wiederhergestellt wird; Minnas Oheim kommt dazu — alles ist ausgeglichen und glücklich gelöst; auch der wackere Werner hat in Franziska ein „Frauenzimmerchen“ gefunden, das er fröhlichen Mutes zum Weibe nimmt. (Vgl. Beilage 80.)

einem Gasthof zu Berlin höchst kümmerlich von seinem halben Solde. Da bringt ihm sein früherer Wachtmeister Paul Werner, dem in der plötz- lich so stillen Zeit auf seinem Bauerngute nicht recht geheuer ist und der deshalb beim Prinzen Serakius in Persien Kriegsdienste nehmen will, den Ertrag seines verkauften Gutes, aber er weist ihn zurück. Die Witwe eines Offiziers, dem er einst Geld geliehen, will es ihm zurückerstatten; da er aber ihre Dürftigkeit sieht, verleugnet er die Schuld und nimmt das Geld nicht an. Darüber wächst seine eigene Verlegenheit, und da der schurkische Wirt ihm keinen Kredit mehr geben will, ver- pfändet er ihm den Verlobungs- ring, den er einst von Minna empfangen. Kurz zuvor ist seine Braut, um nach ihrem Bräutigam in Berlin zu for- sachen, in demselben Gasthof abgestiegen. Nun zeigt der Wirt ihr den Ring, durch den sie von Tellheims Anwesenheit und bedrängter Lage Kunde erhält. Sie löst das Kleinod ein und bemüht sich dann mit Hilfe ihres lustigen und schlaunen Kammermädchens Fran- ziska den stolzen Geliebten umzustimmen, indem sie erklärt, von ihrem Oheim um ihrer Liebe willen enterbt zu sein. Der verarmten Geliebten seine Hand zu reichen ist er sofort bereit, so sehr er sich dagegen

handeln lasse, als wir in seinen Umständen würden gedacht und gehandelt haben oder wenigstens glauben, daß wir hätten denken und handeln müssen, kurz, wenn er ihn mit uns von gleichem Schrot und Korn schildere.“ Daher hat er Emilias Schuld so klein dargestellt wie möglich. Aber sie ist vorhanden und wird von ihr empfunden. Sie fühlt, daß sie den Verführungskünsten des Prinzen nicht widerstehen würde, weil sie Blut, weil sie Sinne hat. Weil sie deshalb „für nichts stehen kann“, zieht ihre reine und starke Seele den Tod der Schande vor. Odoardo aber stellt sich dem Gericht und fordert damit das öffentliche Urteil über den Prinzen heraus. Er schließt mit den Worten: „Ich gehe und erwarte Sie als Richter, und dann dort — erwarte ich Sie vor dem Richter unser aller.“

Wie in der oben gegebenen Lebensskizze mitgeteilt, ging aus den theologischen Kämpfen Lessings (wenn auch der erste Entwurf schon aus der Zeit vor dem Streit mit Goeze stammt) sein letztes Drama „Nathan der Weise“ hervor, das — in fünfzügigen reimlosen Jamben geschrieben — für diese bisher vergeblich verfruchtete Veräart endgültig die Bahn im höheren Drama brach.

Nathan der
Weise.

Kurz und treffend faßt Herder den Inhalt des Nathan in folgende Worte zusammen: „Eine dramatische Schicksalsfabel. Ein Tempelherr wird nach Palästina geworfen, er weiß selbst kaum, wie; gefangen (weil er den Waffenstillstand gebrochen und gegen den Sultan Saladin gekämpft) und allein begnadigt, er weiß selbst nicht, warum. Es entdeckt sich, einer Ähnlichkeit wegen, die er mit einem Bruder des Sultans habe, sei dieses geschehen; die Sache kommt ihm und dem Sultan aus dem Gedächtnis. Er rettet ein Judenmädchen (Necha, Nathans angenommene Tochter) aus dem Feuer, und weiß nicht, warum; kommt dadurch in Bekanntschaft mit Nathan, den er kennen zu lernen nie Lust hatte, mit der Geretteten selbst, deren geistige und körperliche Bildung ihn mit einer Art Liebe überrascht. Der Jude zögert; der Patriarch von Jerusalem, ein Klosterbruder, der Sultan kommen ins Spiel; es entdeckt sich endlich, daß beide des Sultans Bruderkinder, daß beide Religionen nahe verwandt sind und der Jude ihr aller Wohltäter gewesen.“ — Der Kern und Hauptgedanke des Dramas liegt in der Geschichte von den drei Ringen (Akt III. Auftr. 5–7), die Lessing dem „Decameron“ des Boccaccio entnahm und deren symbolischer Gedanke der ist: Judentum, Islam und Christentum seien völlig gleichberechtigte Offenbarungen der Menschennatur; die göttliche Abstammung einer jeden Religion lasse sich nur an ihren Früchten, d. h. daran erkennen, „ob sie (vor Gott und) Menschen angenehm mache“. Diese polemische Lehrentendenz ist dem Kunstwert des Stückes nicht vorteilhaft gewesen; selbst die größten Bewunderer Lessings finden die Handlung nicht so klar und durchsichtig wie in „Minna“ und „Emilia“ und den Schluß nicht recht ansprechend. Andererseits ist auch das Problem, das Lessing vor Augen hatte, durchaus nicht gelöst — der „Nathan“ lehrt keineswegs Duldsamkeit gegen Andersgläubige, ob das auch wieder und wieder behauptet wird, sondern Gleichgültigkeit in Glaubenssachen; denn nur wer einen bestimmten Glauben besitzt und übt, vermag doch Andersgläubige zu dulden — aber Nathan ist ebensowenig ein Jude, als Saladin ein Mohamedaner oder der aufgeklärte Tempelherr ein Christ. Aber noch mehr: gegen den Christenglauben verfährt das Stück geradezu unduldsam. Wie verblaßt erscheinen die Vertreter des Christenglaubens neben den leuchtenden, idealisch edlen Heldengestalten Saladins und Nathans! Der Patriarch boshaft und lieblos! Daja gutmütig, aber voll Aberglaubens; der Klosterbruder eine „gute Haut“ oder „die fromme Einfalt“; der Tempelherr ein Schwächling, der sein Christentum mit Geringschätzung an die allgemeine Menschlichkeit preisgibt, endlich die allerdings getaufte Necha, die aber, in einem menschlich verklärten Judentum erzogen, dem Christenglauben ganz ferne steht, von dem sie durch die schwächhafte Daja nicht viel erfahren hat. Die Lichtgestalt des Stückes ist der Jude Nathan, den er, wie Geibel in einem seiner

Distisch trefflich bemerkt, doch „nur aus dem Schatz christlicher Bildung erschuf“. Duldung predigt das Stück wie einst Lessings Jugenddrama „Die Juden“ gegen das Judentum, ja es ist eine Apologie desselben, wie es Recha einmal verfindebildlicht: die Juden seien den heiligen Berg hinauf, die anderen wieder davon hinabgefliegen. „Das Gedicht,“ sagt Wilhelm Wackernagel, „ist lediglich ein Zeugnis und Erzeugnis des Deismus, jenes Glaubens, der auch einen einigen Gott bekennt, aber sich damit nur auf die Vernunft und den Verstand des Menschen, auf das eigene Denken und Erfahren gründet, jede höhere Offenbarung dagegen verwirft und all solchen Offenbarungen gleichen Wert und Unwert beimißt.“

Lessings Werke wurden zuerst (1838) unter allen Klassikern der neueren Zeit in musterhafter Weise kritisch herausgegeben von R. Lachmann (in 3. Auflage neu durchgesehen und vermehrt von Franz Muncker, 1886 ff.) Daneben erschien 1868—1877 die Hempelsche Ausgabe.

In der Person des „Nathan“ hatte Lessing seinem Freunde Moses Mendelssohn, dem gemüth- und weisheitsvollen jüdischen Philosophen ein Denkmal gesetzt.

Moses Mendelssohn (1729—1786), der Großvater des Komponisten Mendelssohn-Bartholdy, war der Sohn eines armen jüdischen Lehrers Mendel in Dessau.

Kränzlich, aber von unstillbarem Wissensdurst erfüllt ging er als vierzehnjähriger Knabe mit seinem Lehrer Rabbi Fränkel, der als Ober-rabbiner dorthin berufen war, nach Berlin, wo er, in der bittersten Armut lebend, unter großer Mühe die deutsche Schriftsprache und Lateinisch lernte. Daneben trieb er neuere Sprachen, Mathematik und Philosophie. 1750 wurde er Hauslehrer bei dem reichen Seidenwarenfabrikanten Isaaß Bernhard, später dessen Buchhalter und nach dem Tode seines Prinzipals der Geschäftsteilnehmer der Witwe, was ihn in den Stand setzte, zu heiraten (1762) und ein eigenes Haus zu gründen. 1754 hatte er die für seine geistige Entwicklung entscheidende Bekanntschaft Lessings



Moses Mendelssohn

Abb. 170. Moses Mendelssohn.
Nach einer Nötkitzzeichnung von D. Chodowicki im Kaiserlich-kabinet zu Berlin.

Unterschrift eines Briefes Mendelssohns vom 5. Dezember 1777.
Aus der Autographensammlung des Herrn Georg Kestner.

gemacht, mit dem er das ganze Leben hindurch in geistiger Gemeinschaft und Freundschaft verbunden blieb. Lessing gab auch die erste Schrift Mendelssohns: „Philosophische Gespräche“ 1755 in Druck. An manchen Werken, wie an den „Literaturbriefen“, arbeiteten die beiden Freunde gemeinsam. Mendelssohns bedeutendstes und reifstes Werk war der „Phädon, oder über die Unsterblichkeit der Seele“ (1767). Mendelssohn hielt übrigens streng am altgläubigen Judentum fest, obgleich er unablässig darauf bedacht war, bei seinen Glaubensgenossen allgemeine Bildung einzuführen.

Außer Mendelssohn gehörte zu Lessings Berliner Freunden der Buchhändler Nicolai, der Mitbegründer der „Literaturbriefe“, Herausgeber der „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste“ und der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek“.

Nicolai.

Christoph Friedrich Nicolai (geb. 18. März 1733, gest. 8. Januar 1811 zu Berlin), ein rastlos tätiger Mann, war darin mit seinem großen Freunde immerlich verwandt, daß er alles mit scharfem, klarem Verstande erfassen und beurteilen wollte.



Chr. Nicolai

Abb. 171. Christoph Friedrich Nicolai.

Nach Chodowlecki (1789).

Unterschrift eines Briefes Nicolais an Prof. Kästner zu Göttingen (Berlin, 19. 11. 1771). Aus Kästners † Autographensammlung.

Aber während Lessing wirklich die Wahrheit mit heißem Bemühen suchte, ja „nach Ueberzeugung hungerte“, meinte sein Kampfgenosse, sie bereits gefunden und erobert zu haben. Daher wurde Lessing durch seine Kritik ein ästhetischer Reformator, Nicolai aber fiel — trotz langer Herrschaft in gewissen Kreisen, in denen er sich gern als den geistigen Erben Lessings hinstellte — zuletzt dem Schicksal Gottscheds anheim. Alles was über das Niveau des Gewöhnlichen sich erhob, Poesie und Philosophie, war ihm gleicherweise verhaßt, darum bekämpfte er nicht nur die Gefühlschwärmerei der Klopstockschen Schule, sondern auch Herders Wiedererweckung des Volksliedes und Kants Kritik der reinen Vernunft, ja er wagte sich sogar an Goethe, den er in seinen „Freuden des jungen Werther“ zu verspotten suchte.

Mit konsequenter Zähigkeit socht er für die leichteste Aufklärung. In seinem bekanntesten Roman „Leben und Meinungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker“ sucht er — wie Eichendorff es nennt — „die Religion auf den Altenteil des profaischsten Nationalismus zu setzen“ — und nach einer seitdem oft nachgeahmten Schablone alle Nationalisten als edel und hochherzig, alle Bibelgläubigen als Dummköpfe, Schurken und Heuchler darzustellen. Trefflich fertigten Goethes und Schillers „Xenien“ den geschmacklosen Herold der Aufklärung ab. Mit Bezug auf die „Literaturbriefe“ heißt es:

Nach Nicolai schrieb an dem trefflichen Werk?

Ich will's glauben,
Mancher Gemeinplatz auch
steht in dem trefflichen
Werk.

Aus der Reihe derjenigen Dichter, die Nicolais platt moralisierenden Nationalismus sich aneigneten, in der Form aber, namentlich in der Handhabung der Prosa, Lessing nachstrebten, nimmt Engel einen hervorragenden Rang ein.

Johann Jakob Engel (1741—1802), geb. zu Parchim in Mecklenburg, der Erzieher des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelms III. von Preußen und später Oberdirektor des „königlichen Nationaltheaters“ in Berlin, schrieb u. a. zwei noch heute lesbare Werke: den „Philosophen für die Welt“, in welchem Gegenstände der Kunst, Moral und Philosophie scharfsinnig behandelt werden (Tobias Witt, der Traum des Galilei zc., daraus entnommen, finden sich in allen Lesebüchern) und den zuerst in Schillers „Horen“ erschienenen Roman „Herr Lorenz Stark, ein Charaktergemälde“, der zu seiner Zeit als ein Musterroman galt. Der Held, in



Engel.

Lorenz Stark.

Engel

Abb. 172. Johann Jakob Engel, gezeichnet und radirt von Chobowlekt, Titeltypus zu Nicolais Gedächtnisrede auf Engel. 1806. — Unterschrift eines Briefes vom 28. 1. 1772 im Besitze von W. Künzel.

welchem Engel seinem eigenen Großvater ein ehrendes Denkmal setzen wollte, ein guter Hausvater und durch Ehrlichkeit, Fleiß und Sparsamkeit reich gewordener Kaufmann, ist gegen seinen Sohn etwas eigenwillig, argwöhnisch und rechthaberisch. Vater und Sohn verstehen sich nicht — der Sohn, ein ebenso trefflicher Mensch, wie der ihn verkennende Vater, ordnet die zerrütteten Vermögensverhältnisse eines verstorbenen Freundes, wobei er dessen Witwe kennen und lieben lernt, und ist deshalb oft von Hause fern, — da er aber seinem Vater kein Vertrauen schenkt und ihm nichts von dem Grunde seines Wegbleibens sagen mag, hält dieser ihn für einen Spieler. Inzwischen wendet sich die Geliebte des Sohnes an des Alten Großmut, um dringende Gläubiger befriedigen zu können; er hilft ihr, überzeugt sich nach und nach von ihrer Tüchtigkeit und gibt seinen Segen zu der Ehe. Ein nicht sehr tiefes, noch weniger poesiereiches, aber doch ansprechend dargestelltes Stillleben — knapp und kunstgerecht behandelt, namentlich im Dialog vortrefflich gelungen, voll hübscher Detailmalerei und guter Charakterzeichnung — als treues Kulturbild zumal für das Kleinbürgerliche Leben des 18. Jahrhunderts interessant.

Lafontaine.

Mehr gelesen, ja von dem Durchschnittspublikum sogar Goethe vorgezogen, war der unglaublich fruchtbare Romandichter August Lafontaine (1758—1831), der gegen 150 Bände Erzählungen und Romane zusammengeschrieben hat. Ein geborener Braunschweiger hatte er in Helmsstedt Theologie studiert, machte als Feldprediger den Feldzug von 1792 gegen die Franzosen mit und lebte danach in Halle a. S. Man hat ihn den „Schöpfer des weinerlichen Familienromans“ genannt, und wie er selbst, so wurden seine Leser und Leserinnen durch seine Darstellung zu endlosen Tränen gerührt. Die Königin Luise gehörte zu seinen größten Verehrerinnen. Unter seinen Werken, die allmählich immer mehr einander ähnelten, ist „das Leben eines armen Landpredigers“ noch das lesbarste.

Hermes.

Verwandten Charakters waren die Romane nach Richardsons Muster. Der Pastor Joh. Timoth. Hermes (1738—1821), der Dichter des noch vielgejungenen Liedes: „Ich hab' von ferne, Herr, deinen Thron erblickt“, trat zuerst mit einem solchen: „Geschichte der Miß Fanny Wilkes“ im Jahre 1766 auf und ließ 1769 einen sechsbandigen folgen: „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen“, in dem er „die ganze Moral des Weibes in der Form selbstgemachter Erfahrung niederzuschreiben bemüht“ war. Ein in Briefen abgefaßtes, langatmiges, planloses, sentimental-salbadernes Machwerk, von den Frauen seiner Zeit mit Entzücken begrüßt.

Aus dem Leipziger Freundeskreise Lessings muß besonders Weiße hervorgehoben werden, der tätigste Schauspieldichter der Gottschedischen Zeit, über die er durch mutigen Kampf wider den Leipziger Diktator hinausstrebt.

Weiße.

Christian Felig Weiße, geb. am 28. Januar 1726 zu Annaberg, lebte mit Lessing auf der Leipziger Universität in nahem Verkehr und zog wie jener das Theater der Theologie vor. Gemeinsam übersetzten sie Stücke aus dem Französischen und schritten dann zu eigenen Arbeiten. Als Hofmeister kam er später nach Paris, wo er Geschmac an der komischen Oper gewann, die er zu Gottscheds Ärger in Leipzig einbürgerte. Seit 1761 Kreissteuereintnehmer zu Leipzig, hatte er Muße genug, für das Theater zu dichten, was er mit unglaublicher Leichtigkeit und Fruchtbarkeit (mitten unter seinen Berufsgeschäften schrieb er eine Tragödie binnen vierzehn Tagen) bis an seinen Tod (16. Dezbr. 1804) fortsetzte. Obgleich Weiße sich zu Schatespearischen Stoffen hingezogen fühlte und mehrere davon behandelte, blieb er doch immer unter dem Einflusse des französischen Theaters, und sein „Richard III.“, (vgl. Lessings Kritik in der Hamb. Dramaturgie St. 73 folg.); sein „Romeo und Julia“ sind phrasenhaft gespreizte Stücke, die an den großen englischen Dichter nur durch den Titel erinnern. Im Lustspiel, das er gewandt und drollig, wenn

Dramen.

auch keineswegs sehr geistreich zu behandeln wußte, leistete er Bedeutenderes. Dazu wird auch das lange Zeit mit Beifall aufgeführte Stück: „Die verwandelten Weiber“ oder „Der Teufel ist los“ (nach dem alten englischen Stück „the devil to pay“) häufig gerechnet. Richtiger würde es „ein Possenspiel mit Gesang“ heißen. Ein Lied daraus: „Ohne Lieb und ohne Wein, was wär' unser Leben?“ hat sich noch bis in unsere Zeit erhalten. Über diese Posse geriet Gottsched so außer sich und machte sich durch seinen Zorn so lächerlich, daß er seinen letzten Einfluß vollends verlor. Weiße trat nun auch gegen ihn auf und hatte die Lacher auf seiner Seite. In der Komödie: „Die Poeten nach der Mode“ macht er den Streit der Leipziger und Schweizer (S. 326 ff.) lächerlich. — Neben seinen heute ganz verschollenen dramatischen Arbeiten gab Weiße noch jahrelang den „Kinderfreund“ heraus, der trotz seiner leicht moralisierenden Lehrhaftigkeit in Prosa und Poesie der damaligen Zeit sehr zusagte. Auch zahlreiche Schauspiele für Kinder sind darin enthalten. Aus seinen „Liedern für Kinder“ wird der Anfang eines solchen („Der Aufschub“): „Morgen, morgen, nur nicht heute!“ noch oft citiert.

Neben Weiße taten sich damals noch zwei Edelleute als Dramatiker hervor. Nicolai hatte 1756 in der von ihm herausgegebenen „Bibliothek der Wissenschaften“ einen Preis von 50 Reichstalern für das beste Trauerspiel ausgesetzt und gleichzeitig in seiner „Abhandlung vom Trauerspiel“ die für die Preisrichter maßgebenden Grundsätze entwickelt. Um die so dargebotene Palme des deutschen Tragiclers rangen Joach. Wilh. v. Braue (1738—1758), ein Schüler Lessings, mit seinem bürgerlichen Trauerspiel: „Der Freygeist“ und der Reichsfreiherr Joh. Friedr. v. Crongt (1731—1757), der mit seinem Trauerspiel „Codrus“ den Preis davon trug. Beide sind jetzt ebenso vergessen wie Weiße. — Unter dem Titel „Lessings Jugendfreunde“ hat Jakob Minor die drei letztgenannten Dramatiker und Friedr. Nicolai zusammengefaßt und außer einigen Dramen der ersteren auch Nicolais „Abhandlung vom Trauerspiel“ mitgeteilt.

Neben Lessing nimmt Herder als bahnbrechender Kritiker eine hervorragende Stellung in der neueren Literatur ein, obgleich es ihm nicht gegeben war, durch eigene große poetische Schöpfungen seine Ideen zu veranschaulichen.

Johann Gottfried Herder wurde am 25. August 1744 in dem ostpreussischen Städtchen Moh-



166. 173. Herders Geburtshaus in Mohrungen. Nach einer Photographie.

Braue.

Crongt.

Herder.

rungen als Sohn eines armen Elementarschullehrers geboren. Früh zeigte sich seine außergewöhnliche Begabung und die lebhafteste Neigung, sich über die engen Grenzen des väterlichen Unterrichts hinauszuarbeiten. Der Diakon Trescho, der ihn 1760 als Aufwärter und Schreiber beschäftigte, bemerkte den Eifer des jungen Mannes und nahm ihn als Famulus ins Haus. Dem so zugänglich gemachten Studium lag er mit solcher Begeisterung ob, daß seine Augen darunter ernstlich litten und er einen russischen Regimentschirurg, der in Mohrungen einquartiert war, deshalb konsultierte. Dieser erbot sich, ihn mit nach Königsberg zu nehmen und dort Medizin studieren zu lassen. Herder folgte ihm dorthin, aber bei der ersten Operation, der er beivohnte, fiel er in Ohnmacht, gab infolgedessen das kaum begonnene Studium auf und ging zur Theologie über, zu der er von jeher einen starken Zug gefühlt hatte. Trotz der drückendsten Verhältnisse führte er sein Vorhaben aus; der berühmte Philosoph Kant ließ ihn seine sämtlichen Vorlesungen unentgeltlich hören.

Kant.

Immanuel Kant, geb. am 22. April 1724 zu Königsberg i. Pr., habilitierte sich 1755 an der dortigen Universität und wurde 1770 ordentlicher Professor der Logik und Metaphysik. Er starb am 12. Februar 1804 in seiner Vaterstadt.



Immanuel Kant

Abb. 174. Immanuel Kant.

Schon die „Literaturbriefe“ hatten ihn als den künftigen Reformator der deutschen Philosophie bezeichnet. Durch sein berühmtes Werk „Kritik der reinen Vernunft“ (1781) erwies er sich als solcher. Dieses Werk und noch mehr die darauf folgenden: „Kritik der praktischen Vernunft“ (1788) und „Kritik der Urteilskraft“ (1790) wirkten höchst anregend auf Schiller, dessen später zu erwähnende Abhandlungen „über Anmut und Würde“ zc. aus dem Studium der Kantischen Philosophie hervorgingen. Kant lobte dieselben auch, während er sich gegen die „Ideen zur Philosophie der Geschichte“ seines ehemaligen Schülers Herder kühl ablehnend verhielt und sie streng rezensierte. Ebenso war Herder auch gegen die Kantische Philosophie eingenommen und griff sie besonders in der „Kalligone“ heftig an.

Biel mehr als zu Kant fühlte Herder sich zu dem Mann hingezogen, die „Muttersprache des menschlichen Geschlechtes“ sei, und der auf die ganze aufstrebende Jugend jener Zeit entschieden anregend wirkte. Es war der von Goethe in vollem Maß gewürdigte, sonst vielfach mißverständene und — wie nicht geleugnet werden soll — auch nicht leichtverständliche Hamann, der „Magus im Norden“.

Johann Georg Hamann, am 27. August 1730 zu Königsberg in Pr. geboren, studierte zuerst Theologie, dann Jura, beides ohne rechten Ernst, ohne Stetigkeit und ohne ein festes Ziel zu erstreben. Ebenso unstet war sein ganzes Leben — bald war er Hauslehrer, bald lebte er bei Freunden in Riga als Gast, dann war er

Hamann.

wieder Handelsbesessener und reiste als solcher nach Holland und England. Der Schmerz über sein verfehltes Leben trieb ihn in England zum Nachdenken und in das Studium der Bibel hinein, an die er seitdem glaubte und in der er Frieden fand. Zurückgekehrt in seine Vaterstadt studierte er Literatur und orientalische Sprachen, während er vorübergehend einen kärglichen Broterwerb als Schreiber, später als Pachthofsverwalter hatte. Als solcher nach zehnjährigem Dienst pensioniert, besuchte er Friedrich Heinrich Jacobi in Düsseldorf, dann die Fürstin Gallizin in Münster, wo er am 21. Juni 1788 starb. — Leider waren seine Schriften ebenso abgerissen und unzusammenhängend wie sein Leben, aber sie hatten doch für die Zeitgenossen etwas geheimnißvoll Anziehendes. „Er hat sich in ein mitternächtliches Gewand gewickelt“, sagt der ihm geistesverwandte Claudius von ihm, „aber die goldenen Sternlein hin und her im Gewande verraten ihn und reizen, daß man sich keine Mühe verdrießen läßt.“ Goethe nennt ihn in „Dichtung und Wahrheit“ einen „würdigen, einflussreichen Mann, dessen „Sokratische Denkwürdigkeiten“ Aufsehen erregten und besonders solchen Personen lieb waren, die sich mit dem blendenden Zeitgeist nicht vertragen konnten.“ „Man ahnte hier,“ fährt Goethe fort, „einen tiefdenkenden gründlichen Mann, der, mit der offenkundigen Welt und Literatur genau bekannt, doch auch noch etwas Geheimes, Unerforschliches gelte ließ und sich darüber auf eine ganz eigene Weise aussprach.“ Ja, Goethe, der durch Herder immer wieder auf Hamanns Schriften hingelenkt wurde, dachte allen Ernstes daran, eine Herausgabe derselben entweder selbst zu besorgen oder wenigstens zu befördern. Leider ist dieser Voratz nie ausgeführt worden, auch ist Goethe mit Hamann weder in persönlichen noch schriftlichen Verkehr getreten. So sind uns denn des Magus Schriften ein dunkles, vielgedeutetes, aber nie ganz ausgedeutetes Geheimnis geblieben. Das ist aber gewiß, daß diese fliegenden Blätter, aus denen seine Werke bestehen, neben manchem Falschen, Schiefen, Gesuchten, auch die genialsten und fruchtbarsten Gedanken enthalten, und daß auch heute noch einen Gewinn daraus haben kann, wer sich die Mühe nimmt, sie an der Hand eines der neuesten Herausgeber wie Roth oder Bildemeister zu durchforschen. Ein vortreffliches Lebensbild enthält die Ausgabe seiner Schriften von G. Poel.

Durch Hamann wurde Herder mit Shakespeare und Ossian bekannt und empfing die Anregung zu seiner späteren bedeutungsvollen literarischen Tätigkeit. Auf Hamanns Empfehlung erhielt er eine Lehrerstelle an der Domschule zu Riga, wo er sich rasch die Liebe seiner Zöglinge erwarb und auch als Prediger gern gehört wurde. Als er einen Ruf nach Petersburg bekam, schuf man eigens die Stelle eines Pastor Adjunctus an den beiden vorstädtischen Kirchen, um ihn zu halten. Er



Johann Georg Hamann

Abb. 175. Johann Georg Hamann.
Gemälde nach der Radierung von Joh. S. Ripe.

Portrait
Dentrol
digfette

fand dabei noch Muße für seine ersten Schriften, die (obgleich anonym erschienen) seinen Autorrum begründeten. Das Verlangen, die Welt kennen zu lernen, ließ ihm aber keine Ruhe. Dazu kam die Polemik des aus Lessings Leben bekannten Professors Klotz (vgl. S. 405), die ihn ärgerte. 1769 legte er seine Ämter nieder und ging auf Reisen. Zu Wasser fuhr er nach Nantes, von dort nach Paris; dort erhielt er die Aufforderung, den Sohn des damaligen Fürstbischofs von Lübeck (d. h. Inhabers des säcularisierten Bistums Lübeck), Prinzen Peter Friedr. Wilh. von Holstein-Gutin auf einer Bildungsreise als Kabinetsprediger und Civilgouverneur zu begleiten. Er nahm sie an, aber bereits in Straßburg trennte er sich von dem Prinzen infolge von Mißhelligkeiten mit dessen Oberhofmeister. Ein Augenleiden nötigte ihn, dort zu bleiben, um sich einer Operation zu unterwerfen. Hier traf er Goethe, der über seinen Verkehr mit ihm in „Dichtung und Wahrheit“ ausführlich berichtet. Nach seiner Wiederherstellung nahm er 1771 einen Ruf als Hauptprediger und Konsistorialrat nach Wüctenburg an, wo er sich 1773 mit Karoline Flachsland verheiratete. Fünf Jahre hatte er in dieser Stellung gewirkt, als der inzwischen zu Weimar als Gast und Freund des jungen Herzogs lebende Goethe seine Berufung zum Hofprediger und Generalsuperintendenten in der werdenden Musikstadt vermittelte. Dort setzte er seine literarische Tätigkeit in großem Umfange fort, die um so bewunderungswürdiger ist, als er darüber seine ausgedehnte und mannigfaltige amtliche Wirksamkeit niemals versäumte. Ein



Abb. 176. Herder in mittleren Jahren.
Gemalt von Angelika Kaufmann während Herders
Anwesenheit in Rom.

Lichtpunkt seines durch mancherlei Sorgen, Reibereien mit der Weimarer Gesellschaft und Differenzen mit Goethe und Schiller oft getrübbten Lebens war die langersehnte Reise nach Italien (1788), wo er mit der Herzogin Amalie zusammentraf. Nach seiner Rückkehr wurde er zum Vizepräsidenten, später zum Präsidenten des Oberkonsistoriums ernannt, darauf auch von dem Kurfürsten von Bayern geadelt. Nachdem er lange leidend gewesen, starb er am 18. Dezember 1803. Der Großherzog Karl August von Weimar ließ 1819 auf sein Grab in der Stadtkirche eine Gedächtnis Tafel legen mit seinem Symbole: „Licht, Liebe, Leben.“ Am 25. August 1850 wurde sein ehernes Standbild zu Weimar errichtet. Ein schönes Denkmal setzte ihm seine Witwe in ihren „Erinnerungen aus Herders Leben“.

Gichendorff nennt Herder sehr treffend den „Gedankenerben Hamanns“. Was dieser ahnend oft ganz formlos hinwarf, hat Herder mit erwärmender Empfänglichkeit aufgenommen, nach dem Bedürfnis der Zeit formuliert und in die

große Welt eingeführt.“ Nicht minder übten Rousseaus Schriften, mit denen er durch Kant bekannt wurde, auf ihn einen mächtigen Einfluß. „Mich selbst will ich suchen,“ ruft er in einem Gedicht aus seiner Studienzeit, „daß ich mich endlich finde und dann mich nie verliere; komm sei mein Führer, Rousseau!“ Rousseaus „Naturevangelium“ ist durchweg in Herders religiöser Ideenentwicklung erkennbar, ja mehr als Hamanns gläubige Anlehnung an Gottes Wort — und dennoch, wie Herder seinem Königsberger Freund bis an dessen Tod in inniger Liebe verbunden blieb, so verleugnete er auch niemals den Einfluß des tief-sinnigen „Magus im Norden“.

Lessings kritische Tätigkeit regte Herder zu seinem ersten schriftstellerischen Auftreten an; in Riga schrieb er 1767 die „Fragmente über die neuere deutsche Literatur“, die sich als Beiträge und Beilagen zu den „Literaturbriefen“ ankündigten. Darin drang er auf größere Originalität und „vollstümliche Farbe“ unserer Schriftsteller, kämpfte gegen die Nachahmung der klassischen Autoren des Altertums und verlangte Nachbildung derselben. „Naube den Fremden nicht das Erfundene,“ sagte er u. a., „sondern die Kunst zu erfinden, zu erdichten und einzukleiden!“ In Riga erschienen ebenfalls die „kritischen Wälder“, in denen Herder an Lessings Laokoon anknüpft, zum Teil ihm bestimmt, dann aber auch seine abweichenden Ansichten darzulegen versucht. Vor allem aber ist dieses zweite Werk seiner Feder wichtig, weil er in viel eingehenderer Weise als in den „Fragmenten“ auf Homer als den „vollkommensten Sänger der Natur“ im Gegensatz zu dem künstlichen Wesen des Vergil hinwies und das Verständnis für das wahre Wesen des Epos eröffnete. In den „Fliegenden Blättern von deutscher Art und Kunst“, die Herder mit Goethe und Justus Möser zusammen herausgab, verfolgte er die Hauptgedanken seiner ersten Schriften: an Ossian weist er den Charakter des Volks- und Naturgesanges und sein vorbildliches Wesen für alle Zeiten nach; an Shakespeare zeigt er, wie Vollenbetes im Drama nur in freier Entfaltung aus dem Leben des Volkes hervorgehen könne und wie der englische Dichter so Gewaltiges geleistet, weil er „nordische Menschen“ geschaffen und dargestellt habe. Man dürfe an ihn nicht den Maßstab der griechischen Kunstregel legen, ihn auch nicht nachahmen, wohl aber von ihm lernen und ihm nachfolgen. Genaue Vergleicherungen einzelner Shakespearischer Stücke weisen ihre dichterische Schönheit nach und zeigen, wie die Verletzung der sogenannten „drei Einheiten“



Fragmente.

Kritische Wälder.

Abb. 177. Herder im Alter.
 Kreibleichnung nach dem Leben von Wury, während eines längeren Besuches im Hause Herders aufgenommen.
 Original im Besitz der Familie des Grafen Wittl. Geh. Kais. Etichung † zu Welmart.

Zwische
 Art und
 Kunst.

wohl begründet sei. Diese Abhandlungen über Ossian und Shakespeare waren epochemachend und eröffneten gewissermaßen die Zeit der „Originalgenies“ oder die Sturm- und Drang-Periode. — Goethe selbst verdankte Herder die wichtigsten Anregungen: durch Herder ward er seinem bis dahin erschienenen französischen Geschmack entfremdet und für Homer, für Shakespeare, für das Volkslied gewonnen.

Herder schritt energisch auf dem betretenen Wege fort. Nur die hervorragendsten seiner Schriften kann ich hier nennen. 1774 erschien „Die älteste Urkunde des Menschengeschlechts“, acht Jahre später die Schrift: „Vom Geist der hebräischen Poesie“. Dazwischen liegen verschiedene Schriften philosophischen und theologischen Charakters, in denen er sich gegen den damals landläufigen Rationalismus offen und energisch aussprach. In der „ältesten Urkunde“ erschloß er die in der Bibel enthaltene erhabenste und älteste Poesie des Menschengeschlechts, die Poesie der Offenbarung, in einer glanz- und schwungvollen, freilich auch etwas überschwenglichen Sprache. In begeistertem Tone schrieb der „Wandsbeker Bote“ darüber: „Diese Schrift betrifft die Schöpfungsgeschichte Moses, die unser Verfasser auf Adlersflügeln von einem neuen und äußerst simplen Mechanismo aus allem Bedruck der tausend und tausend Ehren-Schändungen und Ehren-Rettungen und Commentations und Ehren-Erklärungen allerley gelehrter Zünften und Handwerker heimholen oder vielmehr auf ihren eigenen Flügeln, die ihr bisher niemand angesehen hat, selbst heimfliegen lassen will.“ — In dem „Geist der hebräischen Poesie“, einem Werk, das er, wie er an Hamann schrieb, „von Kindheit auf in seiner Brust genährt hatte“, legte Herder dann noch eingehender den reichen und mannigfaltigen poetischen Charakter des Alten Testaments dar. Durch die Übersetzung einer Reihe der charakteristischsten Stücke weist er nach, wie alle Gattungen der Poesie in den hebräischen Urkunden vertreten seien, zeigt den eigenartigen Charakter dieser Dichtung und bringt uns zu der Anerkennung, daß es die „älteste, einfachste, herzlichste Poesie der Erde“ sei, — „die naturwüchsigste und vollstümliche Dichtung eines Volkes“, wie Hettner sagt, „dessen ganzes Sein und Wesen von dem tiefsten und kräftigsten Gottesbewußtsein durchglüht und erfüllt ist“.

Am nachhaltigsten und umfassendsten wies aber Herder auf das Volkslied als auf die Grundlage aller echten Dichtung hin in seiner Sammlung der „Volkslieder“, die (1778) unter dem Titel „Stimmen der Völker in Liedern“ (so von Joh. v. Müller genannt) erschien. Unter allen Erdstrichen und aus allen Zeitaltern sammelte er mit unermüdblichem Fleiße diese „Stimmen“. In sechs Büchern teilt er mit: 1) Lieder aus dem hohen Norden (grönländische, lappländische, esthnische, lettische etc.), 2) Lieder aus dem Süden (griechische, sizilianische, italienische, spanische und französische), 3) aus dem Nordwesten (Ossian, schottische, wie die Ballade Edward, und englische), 4) aus dem Norden (italische und dänische, wie die Balladen Elvershöj u. Oluf oder Erbkönigs Tochter), 5) deutsche, darunter Haiderösklein, Claudius' Abendlied, Goethes Fischer), 6) Lieder der Wilden (aus Madagaskar und Peru). Mit der ihm eigenen seltenen Gabe der Nachbildung und Umgestaltung übersetzte er die fremdländischen Erzeugnisse des Volksgeistes ins Deutsche. In diesen Übertragungen trat die Eigentümlichkeit des deutschen Charakters, als dessen Vorzug es Herder selbst bezeichnete, „daß er die Blüte des menschlichen Geistes, die Dichtung, von dem Gipfel des Stammes jeder Nation brechen dürfte,“ aufs deutlichste hervor. Einen vollkommen klaren Begriff vom Volkslied und seinem Wesen hatte er freilich noch nicht. Seine Sammlung enthält manches, was wir heut nicht mehr als Volkslied bezeichnen. Erst Uhland führte uns hierin zu voller Klarheit. — Die reifste Frucht seines Studiums der Volksdichtung ist Herders Romanzenzyklus „Cid“, der erst nach seinem Tode erschien. Das Gedicht ist, mit Ausnahme einiger selbständiger Romanzen, eine bald mehr, bald weniger getreue

Älteste
Urkunde.

Geist der
hebräischen
Poesie.

Stimmen
der Völker.

metrische Bearbeitung einer französischen Prosabearbeitung der spanischen aus dem XIII. bis XV. Jahrhundert stammenden Eidromangen. Eichendorffs Vorwurf, daß Herder „die felsenartige Helbengestalt des spanischen Eid mannigfach abgemeißelt und modernisiert habe,“ ist unberechtigt; denn soweit er Recht hat, wird damit die bereits modernisierte Hauptquelle Herders getroffen. Aber ein deutsches Gedicht von hohem Werte besitzen wir unzweifelhaft in dem „Eid“, der ja auch manches ganz Originale enthält, wie z. B. das Zwiegespräch zwischen dem Eid und Ximene in der 14. Romanze des ersten Teils u. a.

Das Gedicht besingt die Taten des Grafen von Vivar Rodrigo Diaz (1040 unter Ferdinand I. von Spanien geboren, 1099 unter Alfons VI. gestorben), den seine Zeitgenossen „Cid el batal“, „Herr der Schlacht“ (Cid = Said arab. = Herr) und „Campeador“, „den großen Kämpfer“, nannten. Der erste Abschnitt, der vom „Eid unter Ferdinand dem Großen“ handelt, hebt an:

Trauernd tief saß Don Diego,
Wohl war keiner je so traurig;
Gramvoll dacht' er Tag und Nächte
Nur an seines Hauses Schmach,
An die Schmach des edlen, alten,
Tapfern Hauses der von Rainez,
Das die Inigos an Ruhme,
Die Albarcoz übertraf.
Tief gekränket, schwach vor Alter,
Fühlt er nahe sich dem Grabe:

Da indes sein Feind Don Gormaz
Ohne Gegner triumphiert.
Sonder Schlaf und sonder Speise
Schläget er die Augen nieder,
Tritt nicht über seine Schwelle,
Spricht mit seinen Freunden nicht,
Höret nicht der Freunde Zuspruch,
Wenn sie kommen ihn zu trösten;
Denn der Atem des Entehrten,
Glaubt er, schände seinen Freund.

Da tritt für den greisen Vater der jüngste Sohn, Rodrigo, ein — rasch entschlossen fordert er den übermühtigen Gormaz zum Zweikampf heraus und erschlägt ihn. Des Erschlagenen Tochter, die schöne Ximene, fleht den König um Genugthuung an; aber ehe noch Don Fernando ihre Bitte beantwortet, errettet der junge Held sein Land von den Mauren, die es aufs entsehrlichste verwüsten. In diesen Kämpfen der Christen gegen die Araber, die damals noch den größten Teil der pyrenäischen Halbinsel inne hatten, wird der Eid unentbehrlich. Der König weist deshalb die aufs neue um Gerechtigkeit flehende Ximene ab; ja er fügt hinzu:

Euch erhalt' ich den Rodrigo —
Wie um seinen Tod Ihr jeho,
Werdet bald Ihr um sein Leben
Und um seine Wohlfahrt flehn.

Längst liebte der Eid Ximene, und auch sie, nachdem sie sich lange gestraubt, wird überwunden und erwidert seine Liebe. Der König stattet den Helden reich mit Gütern aus und feiert die Hochzeit mit. — II. Nach Don Fernando's Tode wird das Reich geteilt; der Eid wird Basall des ältesten Sohnes Don Sancho, des Erben von Kastilien, der seine Brüder und Schwestern sofort mit Krieg überzieht. Der Tapferkeit des Eids erliegen die Brüder — auch das Erbe Elviras, der einen Schwester, kommt in Sancho's Hände. Als aber der Eid vor der Feste Donna Urakas, der jüngeren Schwester, erscheint, erinnert diese ihn daran, daß er am Sterbebette ihres Vaters ihr Schutz zugesagt, und er kehrt unverrichteter Sache zurück. Darüber erzürnt, verbannt ihn Don Sancho aus seinen Staaten, aber bald sieht er sich genötigt, ihn zurückzurufen, da nach seinem Fortgange der Sieg von den königlichen Fahnen gewichen ist. Ungeachtet der Warnung des Eid will der König seiner Schwester feste Stadt nehmen, kommt aber dabei durch die Hand eines Verräters um. — III. Der Eid willigt ein, dem jüngeren Bruder Don Alfonso nachdem derselbe ihm geschworen, daß er keinen Teil am Morde Don Sancho's gehabt, zu dienen. Jedoch nicht lange vermag der neue Regent den Stolz seines

Vasallen zu ertragen; der Sid wird vom Hofe verbannt, ja zuletzt aller seiner Güter beraubt. Da zieht der Held mit seinen Kriegsmännern fort und sucht sich, fern von seines Königs Hofe, neuen Ruhm zu erwerben. — IV. Glänzende Siege hat der Sid über die Mauren davon getragen, ihnen Zins und Pflicht auferlegt und in dem eroberten Valencia seine Residenz aufgeschlagen. Dorthin läßt er nun auch seine Gemahlin und seine beiden Töchter kommen. Zwei Grafen bewerben sich um deren Hand, aber handeln an ihnen aufs schamloseste, weil sie sich vom Sid beleidigt glauben. Die Schmach wird gesühnt, aber der greise Held trägt fortan schwarze Rüstung und ist stiller als vorher. So naht sein Ende heran. Dreißig Tage vor seinem Tode erscheint ihm der Apostel Petrus und verkündet ihm, daß Gott ihn nach Monatsfrist in die andere Welt abberufen werde:

Mache fertig dich zur Reise
Und bestelle froh dein Haus!

Der Sid folgt der Mahnung, ordnet alles Irdische und gebietet den Seinigen, den Mauren, die aufs neue vor die Stadt gerückt sind, seinen Tod zu verheimlichen. Nach seinem Tode wird sein Leichnam einbalsamiert und darauf in voller Rüstung auf sein altes Schlachtroß Babiega gesetzt und so aus Valencia herausgeführt. Als die Mauren ihn erblicken, ergreift sie ein panischer Schrecken, und sie fliehen. Solchergestalt siegt der Sid auch nach seinem Tode. Der König und alle Großen des Reiches kommen dem Zuge entgegen; — als der König den Toten sah,

Wundert er sich seiner Schönheit,
Ordnete, daß, statt im Grabe,

Er auf einem prächt'gen Stuhle
Säße, neben dem Altar.

In der 70. Romanze wird erzählt, wie des Sid Urenkel nach seinem Siege über Alfons von Kastilien in das Kloster gekommen, welches die Überreste seines großen Ahns barg, wie er um desselben willen Beute, die er in Kastilien gemacht, dem Kloster als fromme Stiftung überließ.

Ein Wohltäter für die Armen,
Ein Beschützer der Verlassenen
Ward der Sid auch in der Gruft.

So ausgezeichnet es Herder verstand, sich in die fremdartigsten Geister und ihre Erzeugnisse hineinzuleben und sie zu reproduzieren, so wenig stand ihm eigene schöpferische Dichterkraft zu Gebote. Dazu geriet er in seinen eigenen Dichtungen sofort ins Lehrhafte. Das tritt nicht nur in seinen etwas trockenen Kirchenliedern hervor, sondern auch in seinen weltlichen lyrischen Gedichten und in den Legenden (Der gerettete Jüngling; Polykarp etc.), die er aus dem Schutt und Moder der Jahrhunderte zu neuem Leben erweckte und die übrigens zu dem besten gehören, was wir von ihm besitzen. Am meisten natürlich herrscht diese Richtung in den Epigrammen, Parabeln und Paramythien (in denen er griechische Mythen zu allegorisch-lehrhaften Zwecken verwertet) vor.

Außer den eingangs erwähnten Schriften zur Literatur hat Herder über die verschiedensten Gebiete: Theologie und Philosophie, Philologie und Geschichte etc. geschrieben. Das berühmteste dieser Werke erschien u. d. Z. „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“, in den Jahren 1784 bis 1791. Es ist unvollendet geblieben und entspricht auch dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft nicht mehr, bleibt aber als „das ehrwürdige Denkmal eines Anfangs, die Weltgeschichte eben als Weltgeschichte zu behandeln“ (Wilmar), noch immer wertvoll. „Das Schicksal der Menschheit aus dem Buche der Schöpfung zu lesen“, bezeichnet Herder als seine Aufgabe. „Aus dem Gange Gottes in der Natur, aus den Gedanken, die der Ewigkeit uns in der Reihe seiner Werke tätlich dargelegt hat“, soll der Mensch erkannt werden. „Alle Werke Gottes“, sagt er, „haben ihren Bestand in sich und ihren schönen Zusammenhang mit sich; denn sie

Legenden.

Parabeln etc.

Der Adelphusverein!

Ich kenne Sie wohl; nicht nur durch Sie,
sondern durch Sympathie, die Sie von mir
ausgehen, denn ich kenne Sie sehr.
Lieber Sie, auch Sie sind mein,
denn Sie sind gleich. Mein ganz großer
Liebesbrief.

24. 20. Oct. 1800.

London.

Lieber Sie, sehr gerne, sehr,
ich ist Ihnen so lange, nicht nur durch
Achtung, sondern auch durch Sie zu verstehen
bleibt, und ich antworte.

Sie sind die, die Sie sind, die Sie sind,
ich ist Ihnen so lange, nicht nur durch
Achtung, sondern auch durch Sie zu verstehen
bleibt, und ich antworte.

Alle ist in der Welt, die Sie sind,
ich ist Ihnen so lange, nicht nur durch
Achtung, sondern auch durch Sie zu verstehen
bleibt, und ich antworte.

Ein Brief Herders an Sophie Mercau.

Durch Herrn Prof. Suphan aus dem Goethe-Archiv mitgeteilt.

Das ist die größte Gabe, die eine Besprechung der Gedichte Sophie Mercaus

beruhen alle in ihren gewissen Schranken auf dem Gleichgewicht: widerstrebender Kräfte durch eine innere Macht, die diese zur Ordnung lenkte. Mit diesem Leitfaden durchwandere ich das Labyrinth der Geschichte und sehe allenthalben harmonische, göttliche Ordnung: denn was irgend geschehen kann, geschieht, was wirken kann, wirkt.“ (Vgl. Beilage Nr. 82.)

Die „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ und die „Briefe zur Beförderung der Humanität“ erwiesen sich auf philosophischem, pädagogischem und historischem Gebiete ebenso anregend, wie seine kritischen Werke und seine Volkslieder auf dem poetischen. Nach allen Richtungen wirkte Herder belebend und fördernd; unter seinen Anhängern und Nachfolgern gibt es viele Sprudelgeister, die kaum etwas dauernd Wertvolles hinterlassen haben; aber auch viele große Dichter stehen auf seinen Schultern; ja ohne ihn ist Goethes und Schillers Dichtung wie die der romantischen Schule gar nicht denkbar.

Eine musterhafte historisch-kritische Ausgabe der sämtlichen Werke Herders ist unter der trefflich bewährten Leitung von Bernhard Suphan in würdiger Ausstattung erschienen. Sein Leben haben R. Haym (Herder 1877) und Eugen Kühnemann (1891) dargestellt.

Zur Philo-
sophie der
Geschichte
der Mensch-
heit.

3. Die Sturm- und Drang-Periode.

In verschiedener Weise hatten Klopstock und Wieland, Lessing und Herder dem geistigen Leben unseres Volkes neue Bahnen gebrochen und eine Gärung in der deutschen Jugend hervorgerufen, die stürmisch auf- und abwogte, von einem Extrem zum anderen drängte und darum auch nach einem für die ganze Zeit höchst charakteristischen Drama. Klinger's „Die Sturm- und Drang-Periode“ genannt worden ist. Die Aufregung ging durch die ganze gebildete Welt: in allen Ländern ein Aufbäumen gegen die gesellschaftlichen und staatlichen Zustände, ein Zurückkehren zu den Ursprüngen des menschlichen Daseins — so trat es überschwenglich, krankhaft, und doch Lebenskeime bergend in Jean Jacques Rousseau, dem Genfer Philosophen und Pädagogen, hervor, so pflanzte es sich einem elektrischen Strome gleich fort auch nach Deutschland, wo ihm in den Abenteuerromanen und Robinsonaden schon vorgearbeitet war und wo schon Klopstock und die Barden zu dem urdeutschen Heldentum der Ahnen zurückgewiesen und zurückgestrebt hatten. „Die eigentliche Wurzel der deutschen Sturm- und Drang-Periode,“ sagt Fetterer, „ist das Naturevangelium Rousseaus. Was stumm und ahnungsvoll im Herzen der deutschen Jugend gelegen, das hatte durch Rousseau Leben und Bewußtsein, Ziel und Richtung, Gehalt und Gestalt gewonnen.“ Zum vollen Durchbruch kam dieses Streben um die siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts und dauerte bis in die achtziger hinein.

J. Jacques
Rousseau.

Den von Herder gewiesenen Pfaden der Umkehr zur Urdichtung der alten Zeiten, zum Volkslied, zu Homer und Ossian, anderseits seiner Hinweisung auf Shakespeare folgte die Jugend — Goethe in seinem „Götz von Berlichingen“ voran — mit einer „Art von begeisteter Wildheit“.

Alle bisher gültigen Kunstregeln und Vorbilder sollten nun nichts mehr gelten; „es ist endlich einmal Zeit,“ schreibt Goethe um 1776, „daß man aufgehört hat,

über die Form dramatischer Stücke zu reden, über ihre Länge und Kürze, ihre Einheit, ihren Anfang, ihr Mittel und Ende, und wie das Zeug alle hieß. Auch geht unser Verfasser (Mercier, Versuch über die Schauspielkunst) ziemlich stracks auf den Inhalt los, der sich sonst von selbst zu geben schien. — Das Zusammenwerfen der Regeln gibt keine Ungebundenheit: und wenn ja das Beispiel gefährlich sein sollte, so ist's doch im Grunde besser, ein verworrenes Stück machen als ein kaltes."

„Genialität und Originalität!“ stand auf der poetischen Revolutionsfahne, und mit Vorliebe nannte man sich Originalgenie, auch Kunstgenie: ein Name, der halb ernst, halb spöttisch den jugendlichen Stürmern seitdem geblieben ist. Viele unter denselben gingen elendiglich zu Grunde; die kräftigeren und höherbegabten arbeiteten sich aus dem die Zeit durchwogenden Gärungsprozeß zu gekläuterter Kunstauffassung, zu vollendeten Dichtungen empor. In erster Linie kommen hier drei „Goetheaner“ in Betracht: Lenz, Klingner und Leopold Wagner, die zu Goethes nächstem persönlichen Freundeskreise gehörten.

Lenz. Jakob Michael Reinhold Lenz, ein Pfarrerssohn, 12. Jan. 1751 zu Schwegen in Livland geboren, hatte in Königsberg i. Pr. Theologie studiert und war 1771 als Begleiter zweier junger Herren von Kleist, kurländischer Edelleute, nach Strassburg gekommen, wo ihm im Verkehr mit Goethe eine ganz neue Welt aufging.



Jakob Michael
Reinhold Lenz

Hofmeister.

Abb. 178. Reinhold Lenz.
Silhouette.

Gemeinsam wurde dem durch Herder in die Literatur gekommenen neuen Geist gehuligt, gemeinsam allerlei Dichterisches geplant und ausgetauscht. „Von Grund aus eitel,“ sagt Hektner, „träumte Lenz nun den vermessenen Traum, es Goethe gleich tun zu können und mit ihm gemeinsam den Gipfel des deutschen Parnass zu erstürmen.“ Dazu fehlte ihm aber trotz unleugbarer Dichterbegabung doch der innere Gehalt und das wahre Genie, vermöge dessen Goethe sich aus der Fieberhitze des Sturmes heraus- und herausarbeitete, während er darin unterging. In seinen „Anmerkungen über das Theater“ kündete er allen bisherigen dramatischen Regeln den Krieg an — das wilde Durcheinander der Scenenfolge galt ihm als Ideal. In seinem ersten Stück: „Der Hofmeister oder Vortheile der Privat-erziehung“, in dem die unnatürlichsten Verhältnisse auf das widerlichste

verzerrt erscheinen, suchte er sein Ideal zu verwirklichen. Noch wüster und wilder sind seine darauf folgenden Stücke, durch die ein Kampf gegen die Schranke der Sitte und Sittlichkeit tobt, der zum Teil nur aus der Geistesummachung sich erklärt, in welcher der Unglückliche endlich zu Grunde ging. Nachdem er in aufdringlichster Weise Goethe in Weimar heimgesucht, sich aber dort durch seine „Affenstreich“, wie Wieland es nannte, bald unmöglich gemacht hatte, ging er ins Elßaß zurück, wo er lange ein unsftetes, wüstes Wanderleben führte, bis er 1777 in Wahnsinn verfiel. Notdürftig geheilt kehrte er in seine Heimat zurück, wo er nach langen Jahren äußeren und inneren Elendes geistig und körperlich verkommen in der Nacht vom 23. auf den 24. Mai 1792 auf einem fürstlichen Edelhofe bei Mostau starb.

— Goethe, der in „Dichtung und Wahrheit“ den ehemaligen Genossen treffend charakterisiert, schließt mit den Worten: „Lenz, als ein vorübergehendes Meteor, zog nur augenblicklich über den Horizont der deutschen Literatur hin und verschwand plötzlich, ohne im Leben eine Spur zurückzulassen.“

Friedrich Maximilian Klingler, am 17. Februar 1752 als der Sohn eines Konstablers bei der städtischen Artillerie zu Frankfurt a. M. geboren, früh vaterlos,

wurde von seiner Mutter, einer armen Wäscherin, mit redlichem Fleiße erzogen. Sein aufgewecktes Wesen und seine einnehmende Gestalt lenkten den Blick eines Lehrers auf den elfjährigen Knaben, der durch seines Gönners Bemühung eine Freistelle im Gymnasium erhielt. Mit rastlosem Fleiße lernend gab er daneben so viele Privatstunden, daß er seine Mutter ansehnlich unterstützen konnte. Auch der dichterische Trieb regte sich schon auf der Schule in ihm; sein erstes, später gedrucktes Drama „Otto“ entstand dort. In Gießen studierte er nach beendeter Gymnasialzeit die Rechte. Bei einem Ferienbesuch in Frankfurt trat er in intimeren Verkehr mit dem ihm schon aus der Kinderzeit bekannten Goethe, dessen ganzes Wesen ihn ebenso ergriff, wie dessen unlängst vollendeter „Götz“ ihn zur Nachahmung anspornte. Rasch folgte nun Drama auf Drama aus Klinglers unermüdblicher Feder; 1776 allein nicht weniger als fünf; alles „Explosionen des jugendlichen Geistes und Unmutes“, wie er sie zehn Jahre später selbst nannte. Durch alle Klänge der Rousseausche Geist, den Klingler zum Führer erwählt hatte, „das Rousseausche Sehnen nach ursprünglicher unverfälschter Menschheit, der Rousseausche Groll und Kampf gegen die Enge und Bedingtheit der sittlichen und gesellschaftlichen Herkömmlichkeiten“. Wie Schiller in seiner Jugendperiode suchte er „tugendhafte Ungeheuer“ oder „edle Kanakillen“ — Menschen, die durch ein Verbrechen aus der Gesellschaft ausgeschlossen, im Herzensgrunde doch „edle Naturen“ sein sollen! So sind seine „Falschen Spieler“ (in denen Franz v. Stahl, von seinem Stiefbruder Karl verleumdet und durch die Not zum Spiel getrieben, doch zuletzt sich edler erweist als der böse, treulose Karl) ein offenkundiges Vorbild der ein Jahr später erscheinenden „Räuber“. Noch vorher aber entstanden die zwei Stücke, die seinen Namen insbesondere berühmt gemacht haben, „Die Zwillinge“ und „Sturm und Drang“.

Im Februar 1775 war von Schröder, dem als Schauspieler berühmten Direktor des Hamburger Nationaltheaters, ein Preis von 20 Louisd'or für ein Originalstück, es sei Trauer- oder Lustspiel, ausgesetzt worden. Charakteristisch genug



Abb. 179. Maximilian Klingler, zu Frankfurt gezeichnet von Goethe; die Datierung „1775 Januar“ ist ebenfalls von Goethes Hand. Goethe sagt über sein Verfahren dabei: „Ich zeichnete die Porträte meiner Freunde im Profil auf grau Papier mit weißer und schwarzer Kreide.“ Das Original im Besitze des Klinglerschen Verwandten und seines Biographen Max Meier in Darmstadt.

Brotlänge.

für die Zeit, liefen rasch nacheinander drei Stücke ein, die sämtlich den Brudermord zum Gegenstand hatten. Zwei davon, darunter „Julius von Tarent“ von Leisewitz (vgl. S. 383) wurden zurückgesetzt; das dritte, Klingers „Zwillinge“, gewann den Preis dadurch, „daß es die mächtige gewaltige Triebfeder der unentschieden gebliebenen Erstgeburt voraus hatte.“ — „Wer beweist mir, daß ich nicht der Erstgeborene von uns Zwillingen war?“ ruft der Wüterich Guelso aus und ersticht seinen sanften Zwillingbruder aus Neid auf dessen Bruder und zugleich aus Eifersucht, da die von ihm geliebte Kamilla seinen Bruder vorzieht. Nachher bietet er sein Leben zur Sühne der Tat und wird von seinem eigenen Vater erdolcht. Das ganze Stück ist in einer nie nachlassenden Fieberglut geschrieben.

tum und
rang.

Noch in demselben Jahre erschien „Sturm und Drang“, von dem Lessing bekannte, daß er es „unmöglich habe auslesen können“. — Die Hauptfabel dieses Stückes ist der schottischen Königsgeschichte entlehnt. Lord Berkley ist mit Lord Bushy auf das tödlichste verfeindet, weil er sich von diesem um Hab und Gut, ja um Weib und Kind gebracht wähnt. Die Söhne der beiden hassen sich nicht minder als die Väter, grundlos freilich, „in wildem Naturtrieb“. Da kommt eines Tages der junge Bushy unter dem Namen Wild mit zwei anderen ganz besonders tolle: Abenteurern nach Amerika, um an dem Freiheitskriege teilzunehmen. Ihn charakterisiert seine eigene Aussage über sich selbst: „Bin alles gewesen. Ward Handlanger, um was zu sein. Lebte auf den Alpen, weidete die Ziegen, lag Tag und Nacht unter dem unendlichen Gewölbe des Himmels, von den Winden gekühlt und von innerem Feuer gebrannt. Nirgend's Ruh, nirgend's Raß. — — Seht, so strohe ich voll Kraft und Gesundheit und kann mich nicht aufreiben. Ich will die Campagne hier mitmachen als Volontär, da kann sich meine Seele ausreden, und tun sie mir den Dienst und schießen mich nieder, gut dann! Ihr nehmt meine Barschaft und zieht!“ Ein anderer dieses edelen Kleeblattes, Blasius, versichert: „Ich lieb' nichts. Ich hab's soweit gebracht, nichts zu lieben und im Augenblick alles zu lieben und im Augenblick alles zu vergessen. Ich betrüge alle Weiber, dafür betrügen und betrogen mich alle Weiber. Sie haben mich geschunden und zusammengedrückt, daß Gott erbarm! Ich hab' alle Figuren angenommen. Dort war ich Stuber, dort Wildfang, dort tölpisch, dort empfindsam, dort Engländer, und meine größte Conquête machte ich, da ich nichts war. . .“ Der alte Berkley ist mit seiner Tochter auch nach Amerika gekommen und in demselben Gasthof abgestiegen, wie die drei Tollhäusler. So kommen Karl Bushy und Karoline Berkley, die sich einst in der ersten Jugendzeit geliebt, zusammen; und nach einer Reihe der buntesten, unklarsten Verwickelungen, Kriegsabenteuer, Zweikämpfe kommt ihre Liebe durch eine Veröhnung der Väter zu gutem Ende. — Dieses wunderbar aus Geist und Unstimm zusammengebraute Stück, das wohl hauptsächlich seinem Verfasser den Beinamen des „tollgewordenen Shakespeare“ verschaffte, charakterisiert die „Kraftgenies“ auf das trefflichste und hat deshalb der ganzen Gärungszeit der siebziger Jahre mit Recht den Namen gegeben. Die Jugend jener Zeit war elektrifiziert von diesem Stück. Schiller bekannte noch 1803, daß Klinger „zu denen gehöre, die vor 25 Jahren zuerst und mit Kraft auf seinen Geist eingewirkt“ hätten.

Wild und wüßt wie seine Dramen war auch Klingers Leben um jene Zeit — selbst in ihrer äußeren Erscheinung liebten es die Kraftgenies, alles Anstandes zu spotten. — dazu war seine Lage eine sehr bebrängte. In Weimar, wohin er 1776 kam, um sein Glück am Hofe des kunstliebenden Karl August zu suchen, war seines Bleibens auch nicht lange. Nachdem ihn Goethe anfangs warm und herzlich empfangen, schrieb er doch bald an Freunde: „Klinger kann nicht mit mir wandeln, er drückt mich“, und später: „Er ist unter uns ein Splitter im Fleisch“. So ging er nach Leipzig, wollte zuerst „in der Geschwindigkeit die Artillerie lernen“, wie Nicolai

erzählt, „um nach Amerika zu gehen und da mit Latkraft die Freiheit zu vertechten“, änderte aber bald seinen Entschluß und wurde Theaterdichter bei der Seylerschen Schauspielertruppe, was er selbst später eine „Sottise“ nannte. Bei dem Ausbruch des bayrischen Erbfolgekrieges trat er in österreichische Militärdienste: nach dem Teschener Frieden nahm er das Wanderleben wieder auf, daß ihn schließlich nach Rußland führte. In Petersburg wurde er Leutnant beim Marinebataillon und zugleich Vorleser beim Großfürsten Paul, den er auf einer langen Reise nach Frankreich und Italien begleitete. Seitdem blieb er in Rußland, wo er eine glänzende Laufbahn machte und sich von seinen Jugendphantasieen ernücherte. Rasch stieg er zum Generalmajor und Direktor des Kadettenkorps, später zum Kurator der Universität Dorpat mit dem Range eines Generalleutnants empor. Nachdem er seinen Abschied genommen, lebte er in Petersburg, wo er kurz vor Beginn seines 80. Lebensjahres, am 25. Februar 1831, starb. In diese zweite Periode seines Lebens fällt eine Reihe von Romanen, unter denen „Fausts Leben, Taten Roman und Höllensfahrt“, „die Geschichte Rafaeles de Aquilas“ und „die Geschichte Giasars des Barmeciden“ die nennenswerthesten sind. Durch alle geht ein Zug tiefer Verbitterung und Menschenverachtung.

Leopold Wagner, den 19. Februar 1747 zu Straßburg geboren, studierte dort Wagner die Rechte und gehörte wie später in Frankfurt, wo er als Advokat praktizierte, zu Goethes näherem Freundeskreise. „Er zeigte sich als ein Strebender,“ sagt Goethe, „und so war er willkommen.“ Sein flottes, derbes Spottgedicht auf Nicolais „Freunden des jungen Werthers“ (vgl. S. 420) „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten“ wurde dem Prometheus Goethe selbst irrtümlich zugeschrieben. Nicht ohne Talent leistete er doch nur Unbedeutendes. Ein gewisses Aussehen machte sein realistisch rohes sechsaktiges Trauerspiel „Die Rindermörderin“, dessen Fabel zum Teil dem entnommen ist, was er von Goethe über Gretchens trauriges Ende im Faust andeutungsweise gehört hatte. Er starb am 4. März 1779 zu Frankfurt a. M. Wichtig gewürdigt hat ihn Erich Schmidt in seiner Monographie „H. L. Wagner, Goethes Jugendgenosse“.

Außer diesen „Goetheanern“ sind als Originalgenies noch erwähnenswert Friedrich Müller, genannt Maler Müller, weil er zugleich dichtete und malte, und Schubart, dessen Bild sich, durch Laubes „Carlschüler“ etwas tendenziös Müller gestaltet, in der Erinnerung der Gegenwart erhalten hat.

Friedrich Müller, den 13. Januar 1749 zu Kreuznach a. d. Nahe geboren, verlor seinen Vater, einen Schenkwirt, als er elf Jahre alt war, was ihn zwang, seine Müller Gymnasialstudien frühzeitig abzubrechen, da seine Mutter ihn in der Wirtschaft nicht entbehren konnte. Bald aber gelang es ihm, seinen Wunsch Maler zu werden durchzusetzen und nach Zweibrücken zu gehen, wo er bei dem Hofmaler Konrad Manlich eine vierjährige Lehrzeit durchmachte. Darauf ging er nach Mannheim, wo er in einem Kreise gebildeter einflußreicher Männer, zu dem u. a. der Freiherr von Dalberg und der Buchhändler Schwan gehörten, seine dichterischen und malerischen Fähigkeiten aufs glücklichste entfalten konnte. Als er im August 1778 nach Italien ging, war er bereits ein angesehener Schriftsteller. In Rom warf er sich aber bald ganz der Malerei in die Arme. Da jedoch seine Bilder den Freunden, welche ihm die Reise ermöglicht hatten, nicht gefielen und auch die ihm von der kurfürstlichen Regierung bewilligte Pension oft ausblieb, gab er die Kunst bald auf, verdiente sich seinen Unterhalt als Antiquar und Fremdenführer und war ein paar Jahrzehnte lang unter den deutschen Touristen eine bekannte und beliebte Persönlichkeit. Seine letzten Lebensjahre wurden durch Tiecks Freundschaft, der eine Sammlung seiner Werke veranstaltete, wie durch die Gunst des Kronprinzen und späteren Königs Ludwigs I. von Bayern verschönt. Schon 1820 dichtete er seine eigene Grab-

schrift:

Maxim Grabschrift
 Niemand gelaut und weniger gepflegt, hab' trau' ich begin' wirden
 Nieß der Maßzeit gestalt, und wann' s' öftter' gnuß
 Was die' Schick' mit' des' Tods' und' Großen. Ich' hab' gelabat.
 Daß' fortuna' nieß' ein' lieb' Herz'g' ich' so' g'orn'.

Christian Müller.

Abb. 180. Maler Müllers Grabschrift. Von ihm selbst sich gesetzt.
Nachbildung der Originalhandschrift.

Fünf Jahre darauf, am 23. April 1825, starb er im 77. Lebensjahre und wurde in der Kirche St. Andrea delle Fratte neben Schadow und Angelika Kauffmann beigelegt. 1852 ließ ihm sein königlicher Gönner daselbst ein Denkmal setzen. Friedrich Müller dichtete zuerst Idyllen im Gessnerschen, dann im Vosschen Stile durch deren vollstümlichen Humor und getreue markige Zeichnung des pfälzischen Dorflebens zeichnen sich zwei, „Die Schaffschur“ und „das Nupsternen“, aus. Unter seinen Liedern ist manches Ansprechende: sein „Soldatenabschied“ (Heute scheid' ich, heute wandr' ich, keine Seele weint um mich) ist zum Volkslied geworden. — Auch als Dramatiker ist Müller ein nennenswerter Vertreter der Sturm- und Drangzeit. Zu seinem Besten auf diesem Gebiet gehört „Golo und Genovefa“, worin sich, wie Hettner urteilt, „eine reiche und echte Dichternatur bekundet“. Freilich sind es mehr aneinander gereihete Szenen als ein Drama, und der wilde Spul des Genieiwesens bricht noch überall durch und mischt sich mit den tieferen Gedanken der Romantik. — In seinem unvollendet gebliebenen Drama „Fausts Leben“ charakterisiert nur die Unerfülltheit des Genusses, kein tieferer Drang den Helden.

Schubart. Christian Daniel Friedrich Schubart, geboren den 26. März 1739 zu Oberfont-heim in der schwäbischen Grafschaft Limpurg, kam mit seinem Vater bereits als Säugling nach dem württembergischen Städtchen Alen, wohin dieser als Präzeptor und Musikdirektor berufen worden war. Seine poetische und musikalische Begabung war ein väterliches Erbe, das sich bereits auf dem Lyceum zu Nördlingen, wohin er mit dreizehn Jahren kam, geltend machte. Einige seiner besten Volkslieder, z. B. „Als' einst' ein' Schneider wandern sollt“, stammen aus dieser frühen Zeit. Leider hatte er nicht den kernhaften, ehrenfesten Charakter seines Vaters geerbt. Ein sinnlich leidenschaftliches Temperament zeigte sich bereits in dem Schüler, den es wie später den Mann unwiderstehlich zu schlechter Gesellschaft hinstog. 1756 kam er auf die Schule „Zum heiligen Geist“ in Nürnberg, wo die Begeisterung für Friedrich den Großen seiner Poesie neue Nahrung gab. Zwei Jahre darauf ging er nach Erlangen, um Theologie zu studieren, wurde aber in den Wirtshäusern öfter gesehen als in den Hörsälen. Von seinem unzufriedenen Vater juristisch berufen, versuchte er sich zuerst als Hauslehrer und wurde dann Schullehrer und Organist zu Geiplingen, wo er sich mit Helene Bühler, einem braven, aber wenig gebildeten Mädchen, verheiratete, was ihn indes nicht hinderte, das Wirtshausleben fortzusetzen. Noch schlimmer wurde es mit ihm, als er im Herbst 1769 als Organist und Direktor der Stadtmusik nach Ludwigsburg, der üppigen Residenz des Herzogs Karl, berufen wurde. So tüchtig er sich als Lehrer, Komponist und Dichter erwies, ermüdete er doch seine Vorgesetzten durch fortwährende Vernachlässigung seiner Amtspflichten und erregte ein öffentliches Argerniß durch sein wüstes Leben. Ein satirisches Gedicht auf einen angesehenen Hofmann und eine Parodie auf die Litanei

veranlaßten endlich eine strenge Untersuchung, infolge welcher er abgesetzt und des Landes verwiesen wurde. Seitdem führte er ein unstetes Wanderleben, trieb sich in verschiedenen Städten umher, gab vorübergehend eine Zeitschrift heraus: „Die deutsche Chronik“, saß aber nirgends festen Fuß. Aus Augsburg wurde er



Schubart.

Abb. 181. Christian Daniel Friedrich Schubart.
Gemalt von J. Olenhatz, gestochen von G. Morace.
Unterschrift eines Briefes Schubarts an den Professor Buss zu Nördlingen vom 21. Juli 1787.
Aus + Georg Reiners Autographensammlung.

verwiesen, weil er den Jesuitenorden in seinem Blatte angegriffen hatte. Als er dann in Ulm, wo er seine „Chronik“ fortsetzte, seinen Landesherrn, den Herzog Karl, zuerst wegen der Karlschule in einem Epigramm („Als Dionys von Syrakus aufhören muß! Tyrann zu seyn, Da ward er ein Schulmeisterlein“) und dann wegen seines Verhältnisses zu Franziska v. Hohenheim verspottete, ließ dieser ihn gefangen nehmen und auf die Festung Hohenasperg bringen. Dort saß Schubart, ohne je verhört worden zu sein, im ersten Jahre tief eingekerkert bei schlechter Kost in einem dumpfen, ungesunden Raum, dann noch neun Jahre in leichterem Gaste, aber doch

immer von der Willkür seines Kerkermeisters, des Generals Rieger, abhängig. Für seine Frau und seine Kinder sorgte der Herzog, der allen Ernstes die Absicht hatte, ihn mit Hilfe des Generals zu befehren und zu bessern. Obgleich dieser Zweck längst erreicht schien, ließ ihn der Herzog doch nicht los und tat es erst, als König Friedrich Wilhelm II. von Preußen sich für ihn durch seinen Gesandten in Stuttgart verwandte. Nun hieß es, der Wunsch eines so großen Monarchen sei dem Herzog Befehl: im Mai 1787 erhielt der Dichter seine Freiheit und wurde gleichzeitig zum Direktor des Hoftheaters in Stuttgart und zum Hofdichter ernannt. Aber die Kraft des unglücklichen Mannes war durch die Leiden des Kerkers gebrochen. Am 10. Oktober 1791 erlag er einem Schlagfluß.

In Schubarts Gedichten bemerkt man vielfach Klopstocks Einfluß, aber neben Hohem und Hartem begegnet man bei ihm nur zu oft rohen und gemeinen Ausbrüchen. Am berühmtesten war sein Lied wider die Tyrannen: „Die Fürsten grüßt“: „Da liegen sie, die stolzen Fürstentrümmer, Ehmals die Götzen ihrer Welt etc.“ Daneben ist sein bestes im Volkston gehaltenes Gedicht das einst vielgesungene Abschiedslied der von Herzog Karl an die Holländer verkauften und nach dem Kay der Guten Hoffnung geschickten Soldaten oder das „Kaplid“. Schwungvoll und echt patriotisch ist sein „Hymnus auf Friedrich den Großen“ (1786), ergreifend seine lyrische Rhapsodie „Der ewige Jude“; doch wären seine Poesien wohl schon längst vergessen, wenn sein trauriges Schicksal ihnen nicht einen erhöhten Wert in den Augen der Mit- und Nachwelt gegeben hätte; dazu kam der Eindruck, den Schubart auf Schiller machte, und der Einfluß, den er dadurch auf dessen Poesie übte. Schillers Gedichte begrüßte Schubart 1786 von seinem Gefängnisse aus mit folgenden Versen:

Dank dir, Schiller, für die Wonne,
Die deinem Gefang entquoll!
Meines Berges Genius, der Riese,
Ein Schärer hohen Sangs,
Lauscht' dir, daß der Kolbe von Stahl
Entsank seiner wolkichten Rechten!
Auch ich schlang deinen Gesang,
Wie der Langdurstende
Mit wolküstig geschlossenem Auge
Schlürft aus des Waches Frische.
Sah nicht des eisernen Bitters Schatten,
Den die Sonne malt
Auf meines Kerkers Boden!
Hörte nicht Fesselgeklirr am wunden Arm.
Denn du sangst!
Schiller, du sangst!
Deiner Lieder Feuerstrom
Stürzte tönend nieder vor mir,
Und ich horchte seinem Wogensturze.
Hoch empor stieg meine Seele
Mit dem Funkengestäube
Seiner Flut.

Eine gute Auswahl der hervorragendsten Werke der Sturm- und Drangperiode hat H. Sauer u. d. L. Stürmer und Dränger in drei Bänden in Kürschners „Deutscher National-Literatur“ herausgegeben.

Alphabetisches Namen- und Sachregister zum ersten Bande.

A.

Aeneasroman 294 f.
 Aescham a. S. Clara, f. Mejerle.
 Aesthetische Rosenmund 292.
 Agrippa Juliana (Reichsgräfin) 279.
 Agrippa 64 ff. — travestirte 395.
 Agrippa, Martin 211.
 Agrippa 242.
 Agrippa (mit Abbild. des Titels) 239 f.
 Agrippa, Theodor von 141.
 Agrippa der Nete 245.
 Agrippa v. Wissensun 46.
 Agrippa, Heinrich 268.
 Agrippa, Erasmus 210, 218.
 Agrippa 275.
 Agrippa von Johansdorf 141.
 Agrippa von Scharfenberg 107.
 Agrippa 27.
 Agrippa 45, 132. (Beil. 8.)
 Agrippa, heil. 125.
 Agrippa 18, 21 f. 24.
 Agrippa, f. Haller.
 Agrippa 76.
 Agrippa 20.
 Agrippa 14, 35.
 Agrippa 20.
 Agrippa'sche Evangelienharmonie f. Belland.
 Agrippa 395.
 Agrippa (nebst Trudprobe) 234 ff.
 Agrippa, Herzogin von Sachsen-Weimar 390, 428.
 Agrippa Handschrift 83, 113.
 Agrippa (Lied) 74.
 Agrippa (Pflanze) 127, 237.
 Agrippa (Lieder) 329.
 Agrippa 103 f.
 Agrippa 14.
 Agrippa Silesius, f. Scheffler.
 Anna Sophie (Landgräfin) 279.
 Annolik 39, 259.
 Anst. Goetz, f. Goetz.
 Anst. (Roman) 291.
 Anst. 2.
 Anst. f. Heine.
 Anst. f. Hartmann.
 Anst. 2.
 Anst. u. Thunelba, f. Lohenstein.
 Anst. Johann 233.
 Anst. Gottfried, Liederbücher 284.
 Anst. Ag. 95 ff. 113 f. 120, 165.
 Anst. f. v. Slezler. (Beil. 65.)
 Anst. d. Wandbecker Vole 384.
 Anst. von Abschat 283.
 Anst. (Egel) 10, 30, 61 f. 68 f.
 Anst. f. Hartmann von.
 Anst. f. Tannengesellschaft 248.
 Anst. f. zu Anhalt, Ordens- (Kestod (Abb.) 247.
 Anst. Frau 35 f.
 Anst. 233.
 Anst. 68.
 Anst. Jakob 232.

B.

Bardete (Klopploch) 353, 356.
 Bardius (Bardh) 3, 356.
 Barlaam u. Josophat 121 f.
 Barthel Regenbogen 160.
 Baubst. Graf Wolf 119.
 Behalm, Michel 174, 177. (Beil. 33.)
 — Hans Sebald, Landstnecht 220.
 Behalm 3, 13.
 Berliner Lederhandschrift (mit Fassmisse) 165, Beil. 30.
 Berthold von Regensburg 161.
 Bescheidenheit (Freibants) 131 f.
 Besser, Johann von 286.
 Betullus, f. Birken.
 Bibel, f. Wulfla.
 Bibelbrude 203.
 Bibelverdeutschung 200 f. (Probe aus Luthers I. vollständiger Übersetzung, Beil. 38, 39.)
 Bienenkorb 212, Beil. 44. (Tit.-Abb.)
 Biber a. d. deutsch. Bergangenheit 140.
 Birkensel, neuer deutscher 231.
 Birken, Eglismund v. 253 f. 291.
 Bispel 128, 165.
 Bitteroff 77.
 Bismarck 110, 121.
 Blumauer (mit Kupfer) 395.
 Blumenorden, der gefrönte 249.
 Bodmer 72, 166, 308, 354.
 — Bildnis 309. — Haus 344.
 Bogahy 285.
 Böhme, Jakob 233.
 Bote, Christian 362.
 — Ernestine 365.
 Bomer, Ulrich 165.
 Bonifacius 16.
 Botenlieder 135.
 Brand, Seb. (mit Bild) 132, 183.
 Braunschweig, Herzog Jul. v. 232.
 — Herzog Ulrich v. 292.
 Brawe, J. W. v. 423.
 Breitinger 308, 310.
 Bremer Beiträge 320. (Beil. 70.)
 Brentano, Clem. 234, 278.
 Brocks (mit Bild) 289 f. (Stamm- buchbl. Beil. 64.)
 Bronner 359.
 Brückner 362, 375.
 Bruchbild 61 f. 67.
 Buchbeckel (Metall-) eines Lektionars vom XIII. Jahrh. 68.
 Buch der Abenteuer 168.
 Buch der Liebe 236.
 Buch v. d. deutschen Poeterey 260.
 Buchdruckerkunst 197.
 Buchdruckerpresse von 1520 u. 1650, 198, 199.
 Buchholz, Andr. Geimr. 292.
 Büchermarr (Abb. a. Seb. Brand) 185.
 Bühne im Mittelalter 192.
 Bürger (mit Bildnis) 367.
 — Kuxer zu Lenore 369.
 — Frau Dorette, Bildnis 368.
 — Frau Molln, Bildnis 369.

Burgknecht, Hans 189.
 — Goldschnitt zum Weltkumst 188.

C.

Cantl, Freiherr v. 255.
 Celles, Konrad 34.
 Chamisso, Adelbert v. 117.
 Chlodwig, König 15.
 Chodowiedt, Kupfer von 327, 350, 371, 372, 374, 378, 386, 396, 415.
 Chronik, Limburger.—Straßburger 189. — Helvetische, Bayrische 233.
 Cid (von Herber) 428.
 Claudius (mit Bildnis) 384.
 — Zeichnung 386.
 — Brief an Glem. Beil. 79.
 Clausitzer, Tobias 274.
 Codex argenteus 10. (Beil. 2.)
 Conrad v. Ammenhausen 165.
 Cornelius, J. zu Abelenen 73.
 Cramer, Joh. Andr. 320.
 Cronest, J. Fr. v. 423.

D.

Dach, Simon (mit Bild) 269 ff.
 David v. Augsburg 161.
 Decius, Nicolaus 218.
 Defoe, Daniel 299.
 Denafius, Petrus 255.
 Denis, Michael 357.
 Desler, Wolfgang 284.
 Deutsch (Ursprung des Wortes) 19 f. 29 f. 38.
 Deutsche Predigt 35.
 Deutsch Theologia 288.
 Dietrich von Bern 11 f. 69, 73 f. 79.
 Dietmar v. Aist 141.
 Discourse der Wählern 308.
 Donar 2, 7.
 Don Lutrote 291.
 Dorfpoesie, Hof, 157.
 Drama, Anfänge des, 190 ff.
 Dreißigjähriger Krieg, Zeitalter des 243.
 Drillingen 318.
 Drüer, Abr. Profaschriften 233.
 — Buchstabe von 197.
 — Fahnenwörter der Lands- knechte 219.

E.

Eber, Paul 218.
 Ebert, Joh. Arnold 320, 321.
 Eckhart, Meister 187 f.
 Ecken Ausfahrt 74 f.
 Edda 6 (Beil. 1), 14, 62 ff. 190.
 Edestein, der (v. Bomer) 165.
 Edesteinbüchlein (v. Fischart) 214.
 Eidschwüre, Straßburg, 19 f. Beil. 4.
 Eise von Rengow 161.
 Eisehart v. Derge 110.
 Eisehart 19, 41.
 Eisehart 30.
 Emilia Galotti, f. Lessing.
 Emir Abderrahman 41.

- Enelt 56 ff.
 Engel, Joh. Jak. (m. Bildn.) 421.
 Engelhart u. Engeltrut 123.
 Engelmann, Emil 108.
 Englische Komödianten 231 f.
 Ercc (Hartmann v. Aue) 113 ff.
 Erfurter Judeneid 161.
 Ernst, Herzog 49, 240. — (Schrift- u. Bildprobe d. Volksbuches 241 f.)
 Eschenbach, f. Wolfram.
 Euterlin 233.
 Eufel, f. Mittila.
 Eulenspiegel 239. Titel Weil. 54.
 Evangelienbuch (Liefers) 24 ff.
 — (Handschriftprobe) Weil. 6.
 Evertig 243.
 Ezjo 35.
- F.
- Fabeln 129, 165, 318, 326 f. 409.
 Fahrende 49 f. 69.
 Fasnachtspiel 194 f.
 Faust (Volksbuch) 236 f.
 — Titel u. Schluss zu Historia von D. Joh. Fausten (Abb.) Weil. 52.
 Feinewitter (m. Abb. d. Titels) 239. Weil. 55.
 Feidust 1, 13.
 Felsart, Joh. 212 ff. Portr. 213.
 — Bienenkorb 232. (Weil. 44.)
 — Geschichtsklitterung Weil. 45.
 Flect, Konrad 120 f.
 Fleming, Paul (m. Portr.) 261 f.
 — (Titel u. Textprobe) Weil. 61.
 Fliegendes Blatt v. 1492 (Zf.) 180.
 Flöhghag, f. Fischenart.
 Flore und Blanschefur 121.
 Fouqué, Frh. v. 18, 64, 75.
 Franz, Johannes 275.
 Franz, Sebast. 233, 242. (Weil. 58.)
 Franke, August Hermann 284.
 Franken 15.
 Frauen, altb. 3.
 Frauenbent 134, 137.
 Frau Jutte 193.
 Frauenlob, G. 159 f. 172 f. — Sarfophag 160. — Wiltens Weil. 32.
 Fredaniks Bescheldenhelt 131 f.
 Frey 242.
 Freyhshausen 285.
 Freystein 284.
 Freytag, G. 129, 140.
 — Ludwig 26, 67, 92.
 Friedrich Rothbart 38, 55, 57, 59, 93.
 Friedrich II., Kaiser 67, 60, 93, 152, 160.
 Friedrich von Hausen 142 f.
 Friedrich von Hirschfeld 145.
 Friedrich Wilhelm, d. gr. Kurf. 244 (Weil. 69). 246, 247.
 — Wilhelm I. von Preußen 305.
 Friedrich d. Gr. 72, 305, 341 (m. Bildn.).
 Friedrich Wilhelm II. 340.
 Frigga 7.
 Fruchtschneuser 211.
 Fruchtschneuser Gesellschaft 246 (Weltage 59).
 Frundsberg, G. v. 221.
 Fuchs, Hans Christoph 216.
 Fust u. Schöffers Pfalt. 197 (Weil. 36).
 Güterer, Ulrich 165.
- G.
- Gärtner (Bremer Beitr.) 320.
 Gandersheim (Kloster) 33.
 Ganstönig 216.
 Geller v. Kaisersberg (m. Bildn.) 167 f.
- Gellert (mit Bildn.) 325. (Brief Weil. 71.)
 — Kupfer zu Fabeln 327.
 Gengenbach, Pamphilus 210.
 Gerhart, der gute 122.
 Gerhardt, P. (mit Bildn.) 272 ff. (Beschl. du deine Wege Weil. 62.)
 Germanen 1, 2, 11.
 Germania des Tacitus 2.
 Gerstenberg 357.
 Gerner (m. Bildn.) 359.
 — Titel f. Schriften 359.
 Gekners Dnylen, Vignette aus 305.
 Giesebrecht, W. v. 8.
 Gieseke 320.
 Gleim (m. Bildn.) 329, 336.
 — Titel v. Orenadert. Weil. 72.
 — Brief an Königin Luise (Konzept) Weil. 73.
 Goethe 53, 72, 222, 226, 310, 344, 354 f. 376, 411, 425, 426, 432.
 Goetoplaner 432.
 Goetz, Pastor 405, 407.
 Goldfaden, f. Widram.
 Golen 8 f.
 Gottsche Sprache und Schrift 9 f.
 Gottsches Vaterunser 9. (Weil. 2.)
 Gottsche Poesie 10.
 Götter 362.
 Gottfried von Straßburg 54, 109, 112, 141, 142, 144, 154.
 Gottsched 309, 311 (m. Bildn.).
 Gottschedin (m. Bildn.) 314.
 Groß, Joh. Nikol. 332.
 Großlage 95 f. 97, 165.
 Graman, Joh. 218.
 Gregorius vom Stein 115 f.
 Grimm, Jakob 6, 30, 59, 117, 200.
 Grimm, Wilhelm 42.
 Grimmeshausen, Chr. v. 205.
 Grün, Anastasius 238.
 Gryphus, Andr. (m. Bild) 263 ff.
 Gudrun 61 ff.
 Gudrunlied 82 f.
 Gudrunlied, Übersetzungen 84. — Faksimile der Ambras. Handschr. Weil. 19.
 Günther, Joh. Christ. (mit Bildn. u. Handschr.) 286 f.
 Gutenberg's 42 seitige Bibel, Probe aus, Weil. 35.
- H.
- Hablaub 137.
 Habubrand 12.
 Hagedorn, Fr. v. (m. Bildn.) 318, 320.
 Hagen, August 173.
 Hahn 362.
 Hahnband 361 f.
 Haller, Albr. v. (m. Bildn.) 316.
 Haltaus, Karl 171.
 Hamann (m. Bildn.) 424.
 Hamburg, Dramaturgie 405, 412.
 Hans Sachs, f. Sachs.
 Happel 294.
 Harsbüfser (mit Bildn.) 250, 251 ff.
 Hartmann von Aue 112, 134, 154.
 Wiltens Weil. 29.
 Häglerin, Clara 163, 160.
 Hebräische Poesie, Geist der 428.
 Heermann, Johann 271.
 Heidelberg's Handschrift, Große 55, 94, 133 f.
 — Faksimile-Nachbildungen a. d. Weil. 20, 24—28, 31, 32.
 Heinrich I. 29.
 — IV. von Breslau 69.
 — VI. 69, 138.
- Heinrich der arme (von Aue) 117 ff. Weil. 23.
 — der Stolze 41.
 — Julius von Braunschweig 200.
 — von Freiburg 110.
 — der Wilschfare 51. (Weil. 10.)
 — von Weifen, f. Frauentob 15 f.
 — von Weil 129.
 — von Eberdingen 150.
 — der Zeichner 183.
 Heinrich v. Veldeke, f. Veldeke.
 — v. Wasserberg 167.
 Heinsie (m. Bildn.) 397.
 Hel 7.
 Helgenbuch (m. Bild) 164.
 Helgenfage 11 f. 69.
 Helland 20 ff. 37.
 — Seite aus (Faksimile) Weil. 5.
 Helmbrecht, Peter 129.
 Herberger, Valerius 218, 233.
 Herber 39, 222, 254, 268, 418, 423.
 — Bildnits in mittl. Jahren 426.
 — Bildnits im Alter 427.
 — Brief a. Sophie Merau Weil. 81.
 — Seite a. Ideen z. Philos. Weil. 82.
 Hermann u. Dorothea, f. Goethe.
 Hermann, Nikolaus 212, 218.
 — von Thüringen 55, 60, 94, 149.
 Herms 422.
 Herz, Wilhelm 108, 110.
 Hesse, Johann 218, 222.
 Hilde 83 f.
 Hildebrand 11, 61, 69, 78.
 Hildebrandstied 11 f. — Nachb. 12.
 Hildebrandstön 80, 164 f.
 Hiltorf'sche Volkslieder 180.
 Hofenif 93 f.
 Hoffmann v. Jaffersteden 27, 221.
 Hoffmann, G. L. N. 160.
 Hoffmann v. Hoffmannswaldau (m. Bildn.) 280.
 Höffische Dorfpoesie 168.
 Hopfpoeten 285.
 Hoftheater, das erste 232.
 Hohenhausen 38, 59, 138.
 Holtenus 231.
 Hölty (m. Bildn.) 371.
 — 2 Kupfer f. Elegie 372.
 Homburg 275.
 Orabanus Maurus 19.
 Hrosut, f. Hrosut.
 Hugdierich 61, 80 f.
 Hugo von Monfort 171.
 Hugo von Trimberg 131.
 Hutten, Ulrich v. (m. Bildn.) 207 f. (Weil. 41.)
- I.
- Jacobi, Johann Georg 336.
 Jannermann 110.
 Janttal H. von Albr. Dürer 197.
 — D (13. Jahrh.) 37.
 — D (Marienleben) 140.
 — D (H. Holb. Totentanzaph.) 162.
 — G aus Fischenart's Bienenkorb (Abb.) 212.
 — I (Aus Notter) 30.
 — II 180.
 — I (11. Jahrh.) 15.
 Innocenz III. 160.
 Insel Reichenburg 299.
 Jofstade, f. Kortum.
 Johann v. Brabant 59.
 Johann v. Habsburg 171.
 Jonas, Jufus 218.
 Jordan, W. 18, 73.
 Jordanis 8, 10.

Isengrines nôt (Beil. 10) 51.
Jude, der emsige (m. Abb. d. Titels) (Beil. 67) 239.
Jung-Feldung 292.
Zwein 113. 114.

A.

Kaiserchronik 40.
Kalenberg, Paffe v. 237.
Kampf d. Petz. u. Schweizer 307.
Kant, Immanuel (mit Bild) 424.
Karl Aug. von Sach.-Weimar 390. 434.
Karl der Große 18. 40 ff. 121.
— der Dicke 29. 40.
— der Stahle 19. 27.
— IV., Kaiser 163. 172.
— Eugen, Herz. v. Württemb. 437.
Kartmeinet 46.
Karlöwngsche Sage 40. 121.
Karschin, A. L. (m. Bildn.) 339.
Kaspar v. d. Noen 164.
Kästner, H. G. 324.
Kelmann 274.
Keller, G. 137. 141.
Kerner, Justinus 153.
Kilmern 2.
Kinkel, G. 100.
Kirchenfeld 182. 216. 271. 274 f.
Kirchhof 242.
Klage, die 71. (Stricker 128.)
Klaf, Johann 251 f.
Klein, Ewald Chr. (m. Bildn.) 333.
— Titeltäpfer a. d. Frühling 333.
Klinger (m. Bildn.) 431. 433 f.
Klopfloch 320. 342.
— Bildnisse 345. 349.
Klopfloch's Mutter (mit Bild) 343.
— Frau (Bild) 347.
— Nachahmer zc. 353.
Klosterbruder, (schreib. Abb.) 67.
Kloß, Prof. 405.
König, Eva (mit Bildn.) 406.
— Ulrich v. 250.
Kornöde, Anfang der 194.
Konrad Dietz 120 f.
Konrad v. Ammenhausen 165.
Konrad (Paffe) 41.
— III. 86. 67.
— IV. 121.
— v. Würzburg 120. 123 f.
Konradin 59. 133.
— auf der Falkenjagd Miniatur 138.
Kortum 396.
Kosgarten 378.
Kretschmann 357.
Kreuzleder 135. 154.
Kreuzzüge 37. 48. 67. 143.
Kriemhild 61. 67. 79.
Kritische Wörter (v. Herder) 427.
Kunstdichtung 59. 93.
Kürnberg, der von 70. 141. (Beil. 24.)

L.

Lachmann, Karl 70. 73. 140. 153.
Lafontaine, August 422.
Lalenbuch 239. — Titel Beil. 56.
Lamprecht (Paffe) 45.
Landsknechte (Lieder) 220 f.
Landsknechte, Fahrenschwenker der.
Von Albr. Dürer 219.
Landsknechte nach Beendigung des
Bauernkrieges. Von Beham 220.
Lanselot vom See 120.
Laotoon 410 f.
La Roche, Sophie v. (mit Bildn.)
387.
Lauremberg 267.

Loenig, Literaturgesch. I.

Laurin, König 75. 164. (Beil. 17).
Lavaier 354 (m. Bildn. u. Autogr.).
Leibnitz, Frh. v. (m. Bildn.) 303.
Leich 29. 136.
Leisen 182.
Leisenwiz (m. Bildn.) 382. 434.
Lenz, Dietrich. (m. Bildn.) 432.
Leopold VI. von Osterreich 146.
156. 158.
Leßing 166. 267. 398.
— Kinderbildnis 399.
— Bildnis v. 1760 u. 1771. 403. 404.
— Wohnung in Berlin 401.
— Niederschrift d. Minna v. Barn-
helm Beil. 79. (Instr. zu 416.)
— Emilia Galotti, Titel 416.
Lechmer 328.
Lied 16. 136.
Liederhandschriften 137 f.
Lilientron 180.
Liscow (m. Bildn.) 323.
Literaturbriefe 405. 408.
Literatur: Verloben 14.
Lögau, Friedr. v. (m. Autogr.) 266 f.
Lohengrin 125.
Lohenstein (m. Bildn.) 281. 293.
Lottor, Melchior 202.
Ludwig der Deutsche 19. 23.
— der Fromme 19 f. 48. 109.
Ludwigskied (Fassmille) 27 f.
Lügengechte 182.
Lustig, Hans (m. Porträt u. Druck-
probe) 203.
Lutse Henr. v. Brandenburg 276.
— Königin von Preußen 331.
— Brief an Gleim Beil. 74.
Lutse von Böß 378.
— Anfang d. Niederschr. j. Beil. 78.
— Kupfer zu 378.
Luther 198 ff.
— Bildnisse 201. (Beil. 37.)
— Sendbrief v. Dolmetschen 201.
— Briefe 206.
— Bibelübersetzung 200, Probe aus
Beil. 39. 40.
— Ein feste Burg. Erster Druck
Beil. 46.
— Wappen 204.
— Streitschriften (Titel) 205.
— Sattren 210.
— Lieder 216.
— Niederschrift d. Übersetzung des
23. Psalms Beil. 38.
— Schüler 218.
— Tischreden 200. 206. 217. 230.
236. 242.
— deutsch Theologia 288.

M.

Macpherson 357.
Magelone, die schöne 240.
Manesse, Ratsherr 137.
Manessische Liederhandschr. (Heidel-
berger) 137 f. — Fassmille daraus
Beil. 20. 24—28. 31. 32.
Mannus 2.
Manuel, Mikolaus 231.
Martenleben 47 f. (Miniatur daraus
— Beil. 9.)
Martenleder 135.
Marten-Klage 191.
Mary Treisauerwein v. Ehrentreiß
189.
Mathesius, Johannes 233.
Matthilsson (m. Bildn.) 359.
— Titelt vignette zu Gebdchten 360.
Maximilian I. 83. 166. 167. 189.
(mit Bildn.)

Mechtild von Osterreich 163.
Megerle, Ulrich 302 f. (m. Bildn.)
Meier, Helmbrödt 149.
Meistergesang 158. 172.
Meisterfinger, Lade der (Abb.) 172.
Melanchthon 207.
Melissus, Paul 255.
Mendelssohn, Moses 419. (Bildnis.)
Merigarto 35.
Merowinger 15.
Merseburger Zaubersprüche. Nach-
bildung 7.
Merwin 187.
Messias 347 f. — Titelt vignette 350.
— Titel u. Anf. des. (Beil. 75. 76.)
Menhart, Joh. 277.
Müller (m. Bildn.) 373.
— Kupfer j. Siegwart 374.
Milton 310.
Miniaturen 42. 48 (Beil. 9.) 108.
110. 138.
Minna v. Barnhelm 404. 415.
— Kupfer zu 415.
— Seite a. Orig.-Handschr. Beil. 79.
Minne 66 f. 133.
Minne, Darstellung d. Frau 133.
Minnegesang 133. 310.
Minnetrakt 111.
Mittelhochdeutsch 14. 37. 60.
Möllerin, Gertrud 279.
Monatsnamen, deutsche 19.
Moserhof (mit Bild) 300.
Möser, Fr. K. v. 354.
Möser, Julius 307.
Müller, Johannes von 72.
— (Wasser) mit Handschr. 435.
Münchhausen, Frh. v. Abent. 371 f.
Murner, Thomas 208 ff.
— Schelmzunft (Abb.) Beil. 42.
— Lützer (Abb.) Beil. 43.
Musenamnanck Göttinger 366.
— Titeltafel und Seite 361.
— Böhlscher (mit Titel) 366.
Muspill 23 f.
Mylus 401.
Myser 72.
Mysterien 191.
Mythik 187.
Mythologie, deutsche 7.

N.

Namen, altb. 3.
Narrenbeschwörung 209.
Narrenfresser 230.
Narrenschneden 229.
Narrenschild (Holzschnitt und Hand-
letten) 184.
Nathan der Weise 407. 418.
Naturdichter 354.
Neander, Joachim 276.
Neibhard von Ruemhald 158.
Neuber, Friederike (m. Bildn.) 400.
Neubothsch 14. 200 ff.
Neutrit, Benjamin 286.
Neumarz, Georg (m. Bildn.) 275.
Neumesser, Erdmann 285.
Nebelungenlied, Inhalt 67 f.
— Entfischung 70 f. — Handschriften
71. — 2 Fassmilles der Hand-
schriften A u. C. Beil. 13. 14. —
Berliner Handschrift Beil. 15. 16. —
— Übersetzungen 67.
Nebelungenlied 67.
Nicola, Philipp 218.
— (Buchhändler) 403. 409. 420
(m. Bildnis).
Nicolaus v. Basel 187.
Niederachsen, Poese der 239.

Nothanter, Gebalbus 421.
 Notker Labo, der Deutsche 30. 35.
 Novelle 240.
 Nunnenbed, Leonh. 174.
 Nürnberger Trichter 251.
 — (Abb. d. Titels) Weif. 60.

O.

Oberammergauer Passionspiel 231.
 Oberon (Wieland) 394.
 Obhin 1. 4. 7. 62.
 Oboaker (Clacher) 11. 61.
 Osterdingen, f. Heinrich von O.
 Ophig, Martin 245. 266.
 — Teutsche Poemata (Abb. d. Tit.)
 258. — Stammbuchvers 259.
 — Bildnis 257. — Schute 261.
 Originalgettes 432.
 Ortnit, König 61. 80. (Handschrift
 Weif. 18.)
 Oflan 356.
 Ostara 7.
 Osterspiele 190. 193.
 Oswald von Wolffenstein 171.
 Otfried v. Weihenburg 24 f.
 Otfrieds Evangelienbuch, Nachbil-
 dung eines Blattes Beilage 6.
 Otto v. Brandenburg 59.
 Otto v. Braunschweig 148. 150.
 Otto der Große 32. 83. 34. 122.
 124. 172.
 Otto der Große, Reich auf 29.
 Otto mit dem Barte 124.

P.

Palmenbaum, der (Abb.) 246.
 Palmenorden 248.
 Partonopier und Melkur 125.
 Parzival 95. 99 ff. Alt. Handschrift
 Weif. 21.
 Pauli, Johannes 240.
 Pauerfchlacht,rieb von der 221.
 — Titel eines Alt. Druckes. Weif. 47.
 Pegnesischer Blumenorden (m. Abb.)
 249 f.
 Petri, Friedrich 243.
 Pflaffe Amis 127. 237.
 Pfeffel, G. R. 328.
 Pfünzing, Melch. (m. Bildnis u.
 Handschr.) 166. 170.
 Phädon, f. Mendelssohn.
 Philander v. Sittenwald 300.
 Philipp von Schwaben 146 f.
 Physiognomische Fragmente 355.
 Pilatus 46.
 Predigt, deutsche 35. 160 f. 233.
 Priamelin 183 f. (Weif. 34.)
 Prosa, mhd. 160 f. 187.
 — nhd. 232.
 Psalter von 1457. 197. (Weif. 36.)
 Puschmann, Adam 224.
 Püterich v. Reichershausen 162.

R.

Rabener 320. 321 (m. Bildn.).
 Rabenschlacht 76.
 Ragnarötr 83.
 Rachel, Joachim 267.
 Ratmund von Toulouse 59.
 Ramler (m. Bildnis) 337.
 Rätselgedichte 182.
 Recht 161.
 Reformationszeitalter 197.
 Reim-Dichtung 24.
 Reinmarus 405. 406 f.
 Reineke 34.
 — Fuchs (Vos) 63 (Weif. 11).
 Reinmar v. Hagenau 144. 149.

Reinmar v. Zweter 144.
 Renner, der 131.
 Reppowische Chronik 162.
 Richter, Chr. Fr. 286.
 Ringenadit, Barthol. 212. 218.
 Rinfort, Martin 271.
 Ritter, Johann 249. 271.
 Ritter 54.
 Rivallin in Liebesbänden. Miniat.
 aus d. Münch. Handschr. d. Triflan
 110.
 Robertin, Robert 268.
 Robinsonaden 299.
 Robinson Crusoe 299.
 Roggast, Samuel 276.
 Rolandstied (Zusatz) 41 f.
 Rolandstied, Nachbildung v. Dar-
 stellungen a. d. Heidelb. Handschr.
 42 f.
 Rollenhagen, G. (m. Bildn.) 211 f.
 Rollwagenbüchlein 242.
 — (Nachb. d. Tit.) Weif. 58.
 Roman 166. 234. 291.
 Roen, Kaspar v. d. 164.
 Rosenbütt, Hans 182. 183. 194. 195.
 (Weif. 34.)
 Rosengarten 77. 164.
 Roswit (mit Illustration aus ihren
 Werken) 33 f.
 — aus ihrer Handschrift Weif. 7.
 Rothe, König 48. 61.
 Rouffcau, J. J. 431.
 Rüdter, Fr. 12. 122.
 Rudolf v. Ems 121 f. 132.
 Rudolf v. Habsburg 167. 162.
 Runen 3. 4. 5.
 Runenhorn (Abb.) 4.
 Runenkalender 5.
 Runenschmuckstück (Abb.) 5.
 Ruodlieb 29. 33.
 Ruftem 13.

S.

Sachs, Hans 144. 223. — Bildnisse
 223. 225. — Wohnhaus 224.
 — Wittenberg. Nachtigal (Titelbl.)
 Weif. 49. 60. Handschrift 247.
 — Nachbild. eines fliegenden Blattes
 Weif. 51.
 Sachsenschronik 162.
 Sachsenspiegel 161.
 Sagenkreise 60 f.
 Sals-Seewis 360.
 Salomon u. Dorolf 238 f.
 — Nachb. d. Titels Weif. 53.
 Sandrub, Lorenz 242.
 Sängertrett a. d. Wartb. 94. 149 ff.
 (mit Abb.)
 Sara Sampson, Mß 402. 414.
 Schachzabelbuch 165.
 Schachname 1.
 Schalling, Martin 218.
 Schachspiele der Kirche 190.
 Schefel, Viktor 39 f. 134.
 Schefler, Johannes 278.
 Schent v. Elmberg (Falsim. c. Lieb.)
 155. Weif. 30.
 Schewefeln, Hans 168.
 Schiltbürger 239.
 Schimpf und Ernst 240.
 Schirmer, Michael 274.
 Schlaraffenland 183.
 Schlegel, Joh. Adolph 320.
 — Joh. Glas 320.
 — Friedr. 41.
 Schmidt von Berneuchen 378.
 Schmitde, die goldene 126.
 Schmoll, Benj. 285.
 Schobel, Joh. Gottfr. 299.

Schöndartlarven (Abb.) 194.
 Schöndartlänger (Abb.) 193.
 Schröder 285.
 Schröder, Fr. Ludw. 353. 433.
 Schubart, Chr. Dan. Friedr. (mit
 Bildn.) 436.
 Schute, schlesische 261.
 Schupp, Joh. Valth. 301.
 Schütz, Joh. Jakob 294.
 Schwab, G. 230.
 Schwabe, Joachim 319.
 Schwabe v. d. Seyde 255.
 Schwabenspiegel 162.
 Schwannritter 125.
 Schnecker 218.
 Schafspeare 408. 412. 425. 427. 431.
 Schaftrb, vom Hürnin 64.
 Schurd 60.
 Schewart, Roman (m. Kupfer) 374.
 Schupfleissmus 295.
 — Titel und Titelpuffer Beilage
 66—69.
 Schulschulen, Söhngen d. 173.
 Spangenberg 216.
 Spee, Fr. v. mit Bildn. u. Handschr.
 277.
 Spener, Phil. Jac. 284.
 Speratus, Paul 218.
 Spervogel 142.
 Spiegel deutscher Leute 162.
 Spiele 190 f. 231 f.
 — v. d. 10 Jungfrauen 193.
 — v. Frau Juten 193.
 Spielmannspoesie 38. 49. 59.
 Sprache: Dialekte 13 f. Mhd. 60.
 Sprachgesellschaften 245 ff.
 Sprachwörter 242.
 Sprachspracherstab (16. Jahrh.) 178.
 Sprüche 156.
 Scauent, Herr Peter 265.
 Stabreim 18 f. 21. 24.
 Stegmann, Josua 272.
 Stein, Freiherr von 382.
 Steinmar 167.
 St. Gallen (Kloster) 30. 35. 163.
 Stimmern der Wölter 428.
 Stolberg, Christian 364. (m. Bildn.)
 380.
 — Frdr. (m. Bildn.) 381.
 Stollen 136.
 Stricker, der 45. 127. 231.
 Strophen 24.
 Sturm und Drang (v. Ringer) 433.
 Sturm- und Drang-Periode 431 ff.
 Suchenwirt 183.
 Suso (Seuse) 288.
 Sylvester, der heilige 125.

T.

Tabulatur 173.
 Tactus 2.
 Tagelieder 95. 135. 154.
 Tambäuser, der 150. 158.
 Tannengesellschaft, aufrichtige 248.
 Tanzlieder (Reich) 137.
 Taufelöbniß, fränkisches (Abb.) 165.
 Tauler, Johannes 182. 187.
 Tegernsee (Kloster) 140.
 Teilung der Sprachen 19.
 Teufsteegen, Gerhard 276.
 Teufsdant 166. 168.
 — Nach. eines Holzschn. a. d. 168.
 Teutleben, Kaspar v. 246.
 Teutonen 2.
 Teufschgünnte Genossenschaft 248.
 Theoderich der Große 11. 61.
 Thietmar von Merseburg 29.
 Thomasin von Sirecläre 131.

Thomasius, Chr. 304.
 Hier, f. Donar.
 Thümmel 396 (m. Bildn.).
 Thurmair, Joh. 233.
 Thiel 164, 209.
 Thiede 360.
 Therosos 61. Thersage 34. 61.
 Till Gulespiegel 238. (Weil. 64.)
 Titurel 98. 107.
 Taugeneundslied 182.
 Timberg, Hugo v. 131.
 Trinktleder 181.
 Tristan und Isolde 109 ff.
 Trojanischer Krieg 126.
 Trug-Nachtigal 278.
 Tschudi, Agidius 71. 233.
 Tuisco, Tuisio 2.
 Turken Gastnachtspiel 195 f.
 Twinger von Königshofen 189.
 Tyr 2. 7.

Z.

Zagolino 357.
 Zehland 40. 45. 65. 64. 118. 133.
 146. 163. 167.
 Zefilas f. Zulfila.
 Ulrich von Nichtenstein 165 ff. (Bild,
 Weil. 31.)
 Ulrich von Türlheim 109.
 Ulrich von Zaythofen 120.
 U3, Johann Peter 332.

Z.

Zandalen 10.
 Zedese, Heinrich v. 64. 93. 135. 142.
 — Bildn. Weil. 12.
 Zerdun, Vergleich zu 20 f.
 Zimmar 180.
 Zintler 183.
 Zogelweibe, f. Walther.
 Zogelweidhof b. Wozen (Abb.) 147.
 Zofferwanderung 11. 13. 77.
 Zolfsbücher 189. 236. 240.
 Zolfslied 35. 69. 60. 178. 219.

Zollsmärchen 35.
 Zols, Hans (m. Bildn.) 194.
 Zoh, J. G. 72. 362. 375.
 — Bildn. 346. — Kupfer zu Luise
 348.
 — Niederschrift der „Luise“ Weil. 78.
 — Musenalmanach 366.

Z.

Zackernell, J. 171.
 Zagner, Leopold 435.
 — Richard 18. 93. 110. 150. 158.
 Zaldis, Burthard 210. 218. 231.
 Zältsche Gast, der 131.
 Zaltbartled 30 ff.
 Zaltner v. Limburg 165.
 Zaltner v. d. Vogelweibe 94. 108.
 133. 136. 144 f.
 — Bild Weil. 28 gegenüber Titel.
 Zelmstätte (Abb.) 147.
 Zeltner, Dreilieder (Fasslinie der
 Geibelberger Handschr.) Weil. 25
 bis 27.
 Zehnsbecker Note, f. Claudius.
 Zernecke (Zarnide) 259.
 Zescherlacher 284.
 Zescherlin (m. Bild) 254 ff.
 Zewender Papiermühle (Gainsbunb)
 mit Abb. 363.
 Zewingartner Lieberhandschrift 140.
 — Probe 130. 143.
 Zewingröße 182.
 Zewise, Christian 283. 294.
 Zewise, Chr. F. 422.
 Zewistung 189 ff.
 Zewische Gast 131.
 Zewitz Lohn, der 120.
 Zewitz, König 69. 138.
 Zewitzer d. Gartenäre 128.
 — der Pfaffe 47.
 Zewitz, Chr. f. Zernecke.
 Zewitzbrunner Gebet 17. Nachtbl.
 Weil. 3.
 Zewtram, Jörg 234. 242.

Zewulind 20.
 Zewiland 386 f. 404 ff.
 — Bildnisse 387 ff. — Brieffasslinie
 393.
 — Götter, Felsen und 392.
 Zewigolts 93. 119.
 Zewilshalm v. Cranse (m. Miniatur)
 107.
 Zewitram 35.
 Zewitrasage 13.
 Zewitsemann (mit Bild) 409.
 Zewitsbede und Zewitsbedin 130.
 Zewitri von Gravenberg 98. 119 f.
 Zewittrbergisch Nachtigal 226.
 — (Titelbl. u. Seite) Weil. 49. 50.
 Zewoban f. Edhin.
 Zewolf, Gal. Gabr. 255.
 Zewolfsdietch 61. 60 f.
 Zewolfsbüttelschen Ungenannten,
 Fragmente des 406.
 Zewolff, Julius 239.
 Zewolfram v. Eschenbach 93 f. 150.
 154. Bild Weil. 20.
 — Wappen 95.
 Zewulfilä 8 f.

Z.

Zacharia 320. 321.
 Zauberring (Fouquet) 76.
 Zaubersprüche, Merseb. (Abb.) 6.
 Zäunemannin 315.
 Zäzilhofen, Ulrich v. 141.
 Zell, Katharine 216.
 Zesen, Philipp v. (mit Bild) 218.
 291.
 — Stammbuchblatt 249.
 Ziegler, J. A. v. 293. (Weil. 65.)
 — Marianne v. 316.
 Zingref 255 f.
 Zingerte, D. 171.
 Zingendorf, Graf 328.
 Zingermühle Dorothee v. 316.
 Zingläre, f. Thomasin.
 Ziu 2. 7.

VERIFIGAT
 1987